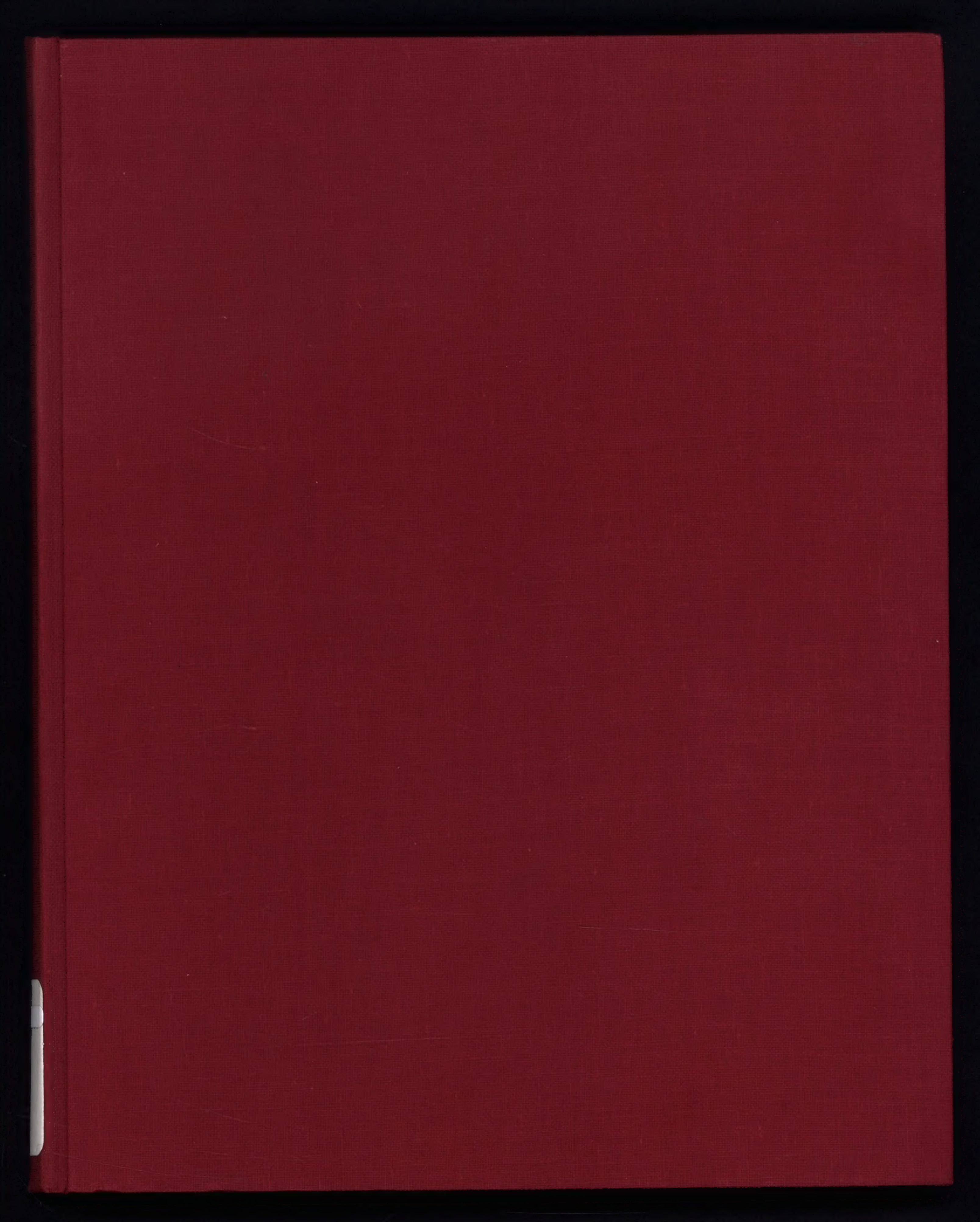


Hessenland

Zeitschrift
für
hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Redigiert
von
Paul Heidelbach.



Kassel 1908.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1908.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literaturhistorisches usw.

Erzählungen, Novellen, Skizzen usw.

Gedichte.

Bilder.

Bildnisse:

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Hessische Totenschau 1907.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XXII. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1908.

Die Frondienste in Althessen.*)

Historische Studie von W. Killmer.

Alles fließt. Diese Anschauung über die Dinge der Welt hat schon 500 v. Chr. ein Weiser in Ephesus verbreitet. Unwillkürlich denkt man an jenes Wort, wenn das bunte Wechselbild der Regentengeschichte unsrer engeren Heimat vor das geistige Auge tritt. Fast jedes Jahrhundert sah Hessen vorübergehend oder dauernd einmal in den Händen anderer Herrscherhäuser. Als Otto der Große 953 der fränkischen Herzogsfamilie Hessen abgenommen, annektiert hatte, gab er es 954 auf dem Fritzlarer Reichstage dem Erzbistum Mainz, das die Oberlehnsherrschaft bis 1292 behielt. Ausgeübt konnte diese Gewalt indes oft nicht oder nicht ganz werden. Im Jahre 1039 starb das sächsische Kaiserhaus aus, und mit Konrad II. übernahm die 86 Jahre vorher enterbte fränkische Herzogsfamilie wenigstens viel von ihrem hessischen Allodialbesitze wieder, wenn Mainz auch nominell Oberlehnsherr, und dies für die Reichslehen im Lande selbst tatsächlich blieb. Schon 1040 erscheint Niederhessen wieder in der Hand einer Grafenfamilie, deren Männer fast alle Werner hießen. 1121 übernimmt das oberlahngauische Grafengeschlecht der Gisonen Niederhessen und vereinigt es mit Oberhessen. Dieses unterscheidet sich von jenem insofern, als die Landschaften an der Lahn meist aus Allodial- oder Erbbesitz, jeder mit gräflicher Richtergewalt, weniger aus Reichslehen bestanden, während in Niederhessen diese überwogen und sich zahlreiche freie Bauerndörfer fanden. Daher gab es in Oberhessen viel mehr Leibeigene als im späteren Niederfürstentum, das einst also ein Lehen von Mainz, z. T. aber auch von Fulda und Hersfeld war. Mit dem Aussterben der Gisonen kam nun bekanntlich Hessen von 1122—1247 an Thüringen, dann wieder bis 1252 unmittelbar in des Erzbischofs Hände und schließlich an das Haus Brabant. Invasionen oder Annexionen fehlten auch später nie. Alles schien fließend, nur Gesetz und Rechte erbten sich wie eine ewige Krankheit fort, und mit ihnen die Fronden, die allgemein erst 1831, vollständig dann 1848 verschwanden.

*) Benutzt wurden: 1) Kopp, Hess. Landesverfassung, 2) Landau, Ortskunde von Kurhessen, 3) Aus der Zeitschrift des hess. Geschichtsvereins Einzeltatsachenangaben aus Arbeiten A. Heldmanns, Schminckes usw. 4) Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad, Elster usf., 5) Weiske, Rechtslexikon, 6) Dr. Brunner, Geschichte von Gudensberg, 7) Lenep, Von der Leihe zu Landsiedelrecht.

Die Geschichte zeigt, daß schon unter Chlodwig (481—511) bei den Franken in den römischen Provinzen für Kriegs-, Wege- und Brückenbauzwecke, für Beamtenreisen usw. Fuhren und Vorspann geleistet werden mußten. Dann wurden bis zum 9. Jahrhundert diese unteren Dienste für königliche Zwecke eine gemeine Last, von der nur die Krieger oder Allodbesitzer befreit blieben und bestimmte Freie, die dem Königsbann nicht zu folgen hatten. Kaiser Friedrich I. (1152—1190) zählte später diese Fronden (angariae, parangariae) zu den Regalien. Allmählich haben nachher die Reichsstände diese Rechte für sich in Anspruch genommen. Seit dem 15. Jahrhundert besonders wurden überall Beden, Landfolge, Gerichtsabgaben auferlegt. So entstanden die öffentlichen Fronden, die ursprünglich nur freie Männer leisten konnten. Auch in unsren Tagen werden derartige Dienste im allgemeinen Interesse noch verlangt. Viele Gemeinden heischen sie zur Unterhaltung öffentlicher Wege, zur Straßenreinigung usf. In Hessen mußte bei Wegebauten jedermann dienen, „wo man deren nötig hat“. Nur Honoratioren, Beamte und, wenn Stellvertretung fehlte, auch Hirten waren befreit. Kirchbaufronden hatten die „Bysassen in den Gemeinden“ zu leisten. Solche öffentlichen Frondienste bilden die erste Hauptgruppe der unentgeltlich oder für unbedeutende Vergütung zu leistenden körperlichen Arbeiten, um die es sich in diesem Aufsatze handelt. Mit ihnen pflegten nach Kopps Handbuch der Landesverfassung in Hessen nicht die Länder, sondern die Häuser und Personen belastet zu werden; aber die Gemeinde durfte sie nach Willkür auf die Häuser, Gemeindenutzungen oder die Mannschaft verteilen. Den Beamten und Vorgesetzten war es seit 1655 verboten, sich derartige Dienste leisten zu lassen. Im Mittelalter nahm man das niemals genau, auch schied niemand streng die öffentlichen Dienste von der zweiten Hauptgruppe, den privaten Hand- und Spanndiensten, die wir heut Reallasten nennen, und die nach Aufhebung der Leibeigenschaft nur noch als dingliche Privatfronden vorkommen können. Sie konnten einst nur dadurch entstehen, daß sich der Träger öffentlicher Gewalt manchmal seiner Fronberechtigung zugunsten anderer zu entäußern vermochte, oder daß Freie durch Kontrakt solche Dienste auf sich nahmen und durch Gewohnheit behielten. Die meisten Fronden entsprangen aber aus der Leibeigenschaft. Der Dienstherr konnte in den beiden letzten Fällen sein a) der Eigentümer oder Obereigentümer eines Grundstücks, das andere bewirtschafteten, b) der Gerichtsherr über die Leute auf Grundstücken, die nicht ihm gehörten. Die hessischen Landgrafen, die zugleich Riesengrundbesitzer waren und bis ins 17. Jahrhundert ihre bedeutenden Güter oft selbst, ohne Pächter bewirtschafteten, erscheinen auch als die größten Fronberechtigten des Landes. Viele fürstlichen Bauten und Anlagen sind noch heut die Zeugen dieser Tatsache; ohne freie Hand- und Spanndienste wären sie schwerlich entstanden.

Aus den öffentlichen Fronden entstanden die privaten vielfach dadurch, daß Beamte sie mißbräuchlich und ohne Rücksicht auf das Amt für sich forderten, daß die Vogteien erblich wurden, schließlich die ursprünglichen Zwecke vergessen und die Dienste der Erbgutsfamilie geleistet wurden. Doch sind Privatfronden auch durch Verleihung der höheren Gerichtsbarkeit und der Dienste an Privatpersonen entstanden und endlich dadurch, daß der gutsherrliche Adel die Rechte des landesherrlichen in Anspruch nahm, dem ja jene Dienste für Kriegszwecke zustanden. Die ursprünglich bittweise (Beden!) erlangten Dienste wurden nach und nach Zwangsarbeiten. Dazu kam dann der Kontrakt bei Verleihung kleinerer Gutsteile (hubae, mansi) und, wie gesagt, von Anfang an die Leibeigenschaft als Quelle der Fronden in Betracht. Von jeher waren oder kamen später durch Zwang oder Vertrag in Leibeigenschaft z. B. die Gemeinden Mönchehof, Hohenkirchen und Simmershausen nördlich von Kassel. Wolfsanger gehörte 1293, als Hessen gerade ein Jahr lang Reichsfürstentum geworden war, der Familie von Wolfsanger. Das benachbarte Ihringshausen war schon 1239 Dorf eines Ludwig von Ihringshausen. Weimar an der Wolfhager Bahn gehörte bis 1107 einer Adelsfamilie, dann dem Mainzer St. Albansstifte und später dem Ahnakloster. Aus solchen Tatsachen erklärt sich leicht, warum Wolfsanger, Ihringshausen und Weimar später immer zur Besthauptlösung, dem sichersten Merkmale ehemaliger Leibeigenschaft, verpflichtet waren. Ober- und Niedervellmar dagegen, bereits 1061 urkundlich erwähnt, gehörten zu den ältesten Ortsnamen im Lande, waren schon im 14. Jahrhundert landgräflich hessische Landsiedellehen und doch leibeigen oder zur Besthauptsthеydigung verpflichtet. Ebenso standen die Bewohner des bereits 1074 bekannten Harleshausen, des auch schon im 8. Jahrhundert entstandenen Heckershausen und die von Frommershausen, obschon landgräflich, in Leibeigenschaft.

So mannigfach die Landesherrschaften Hessens im Mittelalter waren, so beständig hielt sich das hergebrachte Recht. Südlich von Kassel, von der Werra bei Witzenhausen bis zur unteren Lahn galt das fränkische, im nördlichen Landesteile aber

das sächsische Recht. Nach jenem konnte der Herr einen Unfreien, der Schaden angerichtet hatte, ausliefern und hierdurch einen Teil der Schuld bezahlen. Nach salischem Gesetze betrug dieser Teil die Hälfte der Buße. Nach sächsischem Rechte machte sich in gleichem Falle ein Herr dadurch ersatzpflichtig, daß er den Leibeigenen nach dem Vergehen in seiner munt behielt oder ihn in seine gewere zurücknahm. Hörige galten, wie Wirtschaftstiere, damals als Ware; man konnte sie vergeben, abtreten und zu sich nehmen. So haben z. B. 1354 Landgraf Heinrich II. und sein Sohn Otto dem Marburger Deutsch-Ordenshause Burg und Amt Reichenbach, „.... unse dorfere und gud, lude (Leute) und gericht", die zum Schloß und zur Stadt Lichtenau gehörten, verkauft. Bei Kloster- und Adelsleibeignen kam das noch weit öfter vor. So schenkte 1309 Graf Heinrich von Bilstein dem Kloster Germerode seine Güter in Oberhone mit allen dazu gehörigen Leibeigenen. Vor 1040, zur Zeit der Zersplitterung Hessens in Einzelgrafschaften unter Mainzer Oberlehnsherrlichkeit und noch früher in altfränkischer Zeit war die Hörigkeit auf dem Lande gang und gebe. Den heranwachsenden hessischen Landstädtchen ist sie gewöhnlich erst mit der Verleihung der Stadtprivilegien abgenommen worden. In Allendorf z. B. geschah dies 1370. Rotenburg war schon 1235, Melsungen 1303 eine landgräfliche Stadt, während Spangenberg erst 1309 die Rechte der Bürger von Lippe erhielt. Auf dem Lande blieb die Hörigkeit, mindestens soweit Fronden in Betracht kamen, wo sie bestand, bis 1831. In Oberhessen war sie am verbreitetsten. In altfränkischen Zeiten stand dem Herren nach den erwähnten Gesetzen eine gewisse Verantwortlichkeit für den Leibeignen zu, eine Erziehungspflicht und damit auch Strafrecht. Die Bewohner einer Kloster-Meierei, z. B. einer Fuldaer, waren fast durchgehends mancipia oder servi, also Sklaven, während andere Großgrundherrschaften neben unfreien auch freie Zinsleute ihr eigen nannten. Zu Fronden sind nun aber in Hessen alle niederen Landbewohner verpflichtet gewesen mit wenigen Ausnahmen, und dieser Rechtszustand erhielt sich zäh vom 8. bis 19. Jahrhundert, weit über tausend Jahre lang. „Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden" gewesen.

Die landlosen Leibeignen (sclavi oder ancillae) des Mittelalters — Landgraf und Ritter, Kirchen und besonders Klöster hatten solche — wurden einem Hofe oder Vorwerke überwiesen und zwar zu ungemessenen Diensten. Gegen das Ende des Mittelalters hin kam aber vielfach der Gebrauch auf, dem Hausgesinde dieses Standes eine unbedeutende Geldbelohnung zu geben. Freie Knechte und Mägde traten bald in Konkurrenz. Das freie Hausgesinde, das mit dem Aufkommen der Erbpacht oder Landsiedelleihe nötig wurde und in Erscheinung trat, blieb aber auch bis 1831 in gewisser Abhängigkeit vom Herrn. Das Dienstverhältnis hatte familienrechtlichen Charakter; auch Knechte, Mägde, Gesellen, Lehrlinge durften nicht in „warlose" stehen. Im Grunde leisteten auch sie ungemessene Dienste. Dieser Art von Fronden stehen die gemessenen Dienste gegenüber, bei denen durch Verträge, Dienstordnungen oder Herkommen die Zeit, der Ort, die Zahl und Art der zu verrichtenden Arbeiten bestimmt waren. Doch blieb in Hessen meistens die Zahl unbestimmt. Für die ungemessenen Hand- und Spanndienste galt indes als Norm, daß sie nicht weiter gehen durften, als dies den Güterbesitzern nötig und nützlich war.

(Schluß folgt.)

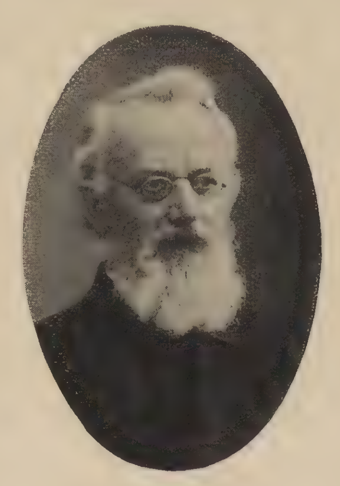
Wilhelm Wittich †.*)

Noch immer wird es mir schwer, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Wittich nicht mehr unter uns weilt. Als ich ihn zum letztenmal besuchte, machte er einen so frischen Eindruck, war er geistig so regsam, daß ich die feste Überzeugung mitnahm, es würde mit ihm wieder bergauf gehen. Es war mir eine Herzensangelegenheit, ihm noch ein Wort des Dankes auszusprechen für alles, was er mir in der langen (32jährigen) Zeit unseres Zusammenarbeitens gewesen ist. Er verstand es so hübsch, wenn ich den Mut sinken ließ, mich durch ein freundliches Wort aufzurichten und zu stärken. Da ich aber bei diesem letzten Besuch nicht die Gelegenheit fand, ihm meinen Dank zu sagen, ging ich beruhigt in der Annahme fort, ich könne es ein andermal ebenso gut tun. Aber bald erfuhr ich, daß der Kranke ganz zu Bett liegen müsse und niemand ihn sprechen könne. Und dann kam plötzlich die jähe Trauerkunde, daß er gestorben sei. — Und so habe ich ihn nicht mehr gesehen und habe ihm ein Dankeswort nicht mehr aussprechen können. Das ist mir ein tiefer Schmerz. Aber gern weilen

*) Unserm Nekrolog im „Hessenland" 1907, Seite 334 lassen wir gern noch den nachstehenden ausführlicheren Nachruf folgen, der uns aus der Feder eines Amtsgenossen des Verstorbenen zur Verfügung gestellt wurde.

meine Gedanken bei dem Entschlafenen, und das Bild des kraftvollen, ganz seinen Berufspflichten hingegebenen Mannes steht lebendig und bleibend vor meiner Seele.

Der Verewigte war an unserem Realgymnasium seit Begründung der Schule — Ostern 1869 — ununterbrochen tätig, und zwar seit Ostern 1883 als Direktor. Als es sich nach Preimes Tode um die Wiederbesetzung der Direktorstelle handelte, da waren alle Kollegen von dem einmütigen Wunsch erfüllt, Wittich als Nachfolger Preimes an der Spitze der Schule zu sehen; so großes Vertrauen hatte er sich schon damals bei allen seinen Amtsgenossen erworben. Dieser Wunsch wurde durch die zwei ältesten Kollegen, Prof. Heuser und Oberlehrer Grebe, dem Kuratorium zur Kenntnis gebracht und ging durch die Wahl des Kuratoriums in Erfüllung. In dankbarer Gesinnung gegen die städtischen Behörden haben wir uns fast 22 Jahre dieser Wahl erfreuen können, — eine lange, gesegnete Zeit, in der unsere Schule blühte, wuchs und gedieh, wie schon äußerlich die stets wachsende Schülerzahl bekundete. Einen wiederholten Ausdruck fand diese Freude bei Gelegenheit des 25 jährigen Dienstjubiläums unseres Direktors im Oktober 1889. Und als dann nicht lange nachher sein 50. Geburtstag (26. Oktober 1891) von den Amtsgenossen gemeinschaftlich gefeiert wurde, konnte ich ihm eine einfache, von mir angefertigte Federzeichnung von seinem Elternhause, dem Messinghof zu Bettenhausen, überreichen, was ihm eine große Freude war. Die bei der Überreichung gesprochenen Verse mögen hier folgen:



Dr. Wilhelm Wittich †.

„Was in des Mannesalters ernsten Stunden
Aus goldner Kindheit uns herüberklingt,
Was sel'ge Zeiten, die schon längst entschwunden,
Mit neuem Glanz vor unser Auge bringt,
Was als ein festes Band stets ward erfunden,
Das lieblich sich durchs ganze Leben schlingt, —
Ein Wörtchen ist's, ich brauch' es kaum zu nennen,
Das Vaterhaus! — Du wirst das Bild erkennen.

Ein halb' Jahrhundert ist nun hingegangen,
Seit Deines Lebens Quell' entsprossen dort;
In Jugendfrohmut hat es angefangen,
In Müh' und ernster Arbeit setzt sich's fort.
Doch Köstlicheres kann kein Mensch verlangen,
Als was schon preist das alte Bibelwort:
Ein arbeitsvolles, segensreiches Leben.
In reichem Maße hat Dir's Gott gegeben.

Heil Dir und dreimal Heil zum heut'gen Tage!
Des lieben Vaterhauses teures Bild,
Es leuchte Dir in jeder Lebenslage
Mit sanftem Strahle, ruhig, licht und mild!
Und in des Lebens Kampf, in Müh' und Plage
Mög' über Dir als starker Schutz und Schild
Der güt'ge Gott auch ferner gnädig walten,
Dich uns noch lang' in frischer Kraft erhalten!"

So hat unser verehrter Direktor in langer, arbeitsvoller Zeit der Schule seine Kräfte gewidmet, und wie ein tüchtiger Steuermann, furchtlos und treu, hat er mit sicherer Hand das Ruder gehalten. Das Gefühl gewissenhafter Pflichterfüllung gab ihm Ruhe und Festigkeit. So steht er da als ein Mann, an dem sich das Wort bewahrheitet hat: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Wer so seine ganze Kraft 40 Jahre hindurch in den Dienst seines Berufs gestellt hat, der kann mit Befriedigung auf sein Lebenswerk zurückblicken Hat auch in der letzten Zeit einigemal Krankheit ihn in der Ausübung seines Dienstes gehindert, so hat er doch stets das Heft in seiner sicheren Hand behalten und die Abwickelung aller dienstlichen Geschäfte mit ihren oft vielverschlungenen Fäden bis ins kleinste überwacht oder gelenkt. Und wenn er dann mit noch ungebrochner geistiger Kraft in den wohlverdienten Ruhestand eintrat, so war ihm die Ruhe von Herzen zu gönnen.

Dieses geschah nun mit Schluß des Sommerhalbjahres 1904. Bei diesem Anlaß trat die allgemeine Verehrung und Liebe seiner Amtsgenossen, seiner Schüler, der damaligen wie der ehemaligen, und seiner zahlreichen Freunde in ganz besonderer Weise hervor, und ebenso die volle Anerkennung von seiten der städtischen und staatlichen Behörden, und die Ehrungen, die ihm zuteil wurden, waren vielfach. Von seinen Amtsgenossen ward ihm zu Ehren ein Festmahl veranstaltet, an dem über hundert Vertreter des höheren Lehramts teilnahmen. Von den dankbaren Schülern des Realgymnasiums ward ihrem scheidenden Direktor am 23. September ein Fackelzug vor seine Wohnung in der Wolfsschlucht gebracht. In der Ansprache, die er vom Fenster aus an die Schüler richtete, hob er in seiner bescheidenen Weise hervor, es habe ihm nahe gelegen, zu bitten, daß der Fackelzug unterbleibe, weil es ihm mit den Ehrungen zu viel würde, besonders, da einige Tage vorher das Lehrerkollegium ihm durch Überreichung seines Bronze-Reliefbildes*) so große Freude bereitet habe. Aber er habe es doch nicht übers Herz bringen können, den Schülern diese Freude zu vereiteln. Schließlich

*) Es hängt im Festsaal der Schule wie das von Kreyßig und Preime.

ermahnte er sie eindringlich, sie möchten ihre Dankbarkeit gegenüber der Schule durch die Tat beweisen, und schloß mit folgenden Worten: „In Gemeinschaft mit Euern Eltern sind wir Lehrer bemüht, Euch zu tüchtigen Männern heranzubilden. Nicht immer gelingt es uns, Euch dies zum Bewußtsein zu bringen, und wenn es mir vielleicht mehr geglückt ist als anderen, so ist das nicht mein Verdienst, sondern eine Fügung von ihm, ihm, dem der Dank gebührt . . . Als Ihr zu mir kamt, da gabt ihr mir das Versprechen, daß Ihr nicht nur dem Buchstaben nach, sondern im Geist bestrebt sein wolltet, tüchtige Schüler zu werden. Das vergeßt nicht! Tut alles, was erforderlich ist, um in Zukunft Eurer Schule Ehre zu machen, zu Eurem eignen Besten. So schließe ich mit dem Wunsche, dessen Erfüllung wesentlich von Euch selbst abhängt, daß unsere liebe Schulanstalt auch ferner wachsen, blühen und gedeihen möge."

Am folgenden Tage, 24. September, fand dann im Festsaal des Realgymnasiums zugleich mit dem Schulschluß die eigentliche Abschiedsfeier statt. Da nahm unser Direktor in warmen Worten Abschied von den Schülern der Anstalt, der er 35 Jahre lang seine Arbeitskraft gewidmet, die er fast 22 Jahre geleitet hatte. Hier war es, wo die Vertreter der staatlichen und der städtischen Behörden dem Scheidenden rückhaltlose Anerkennung und warmen Dank aussprachen.

Am 1. Oktober fand alsdann im großen Stadtparksaal eine gemeinsame Abschiedsfeier statt, an der sich eine große Anzahl von Herren und Damen, Kollegen und Freunden, Schülern und gewesenen Schülern beteiligte. Hier wurde dem aus dem Amte scheidenden allgemein beliebten und verehrten Schulmann noch eine Ehrung gebracht, die ihm besondere Freude bereitete, es wurde ihm eine Stiftung überreicht, die den Namen Wittichstiftung tragen sollte. Direktor Thiele teilte in einer warmherzigen Ansprache mit, wie diese Stiftung durch Sammlung unter früheren Schülern, unter Vätern von Schülern und Freunden der Anstalt entstanden war. Sie hat die Bestimmung, bedürftige und würdige Schüler des Realgymnasiums zu unterstützen und den Namen des scheidenden Direktors in ehrenvollem Gedächtnis zu erhalten. Daß unter den Stiftern sich auch ein Mitglied unseres Herrscherhauses befindet, Se. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich, der Schüler des Realgymnasiums gewesen ist, wurde allgemein mit freudigster Genugtuung vernommen. Der Redner bat schließlich den Scheidenden, die Stiftung entgegenzunehmen und selbst die Grundsätze zu bestimmen, nach denen sie verwaltet werden soll. Direktor Wittich nahm die Stiftungsurkunde entgegen und sprach seinen herzlichsten Dank für diese wie für alle früheren Ehrungen aus. Der Abschied werde ihm nicht leicht gemacht. Er schloß dann mit einem Hoch auf alle, die es ernst meinen mit den idealen Gütern unseres Volkes, die gewillt sind, uns solche zu erhalten und die Liebe dazu zu fördern. Mit dieser Feier fanden die zahlreichen Ehrungen einen glänzenden Abschluß.

Doch in den Herzen der Freunde bleibt das Gefühl der Dankbarkeit lebendig, das besonders bei der Nachricht von dem Tode mit neuer Kraft hervortritt. Was ist unser lieber Direktor uns einzelnen Kollegen gewesen! Wie hat er für uns alle gesorgt und uns tatkräftig vertreten und so dazu beigetragen, unsere Verhältnisse zu bessern! Und wie hat er durch sein gerechtes und zugleich wohlwollendes Regiment, vornehmlich aber durch sein Vorbild uns allen die Erfüllung unserer Berufspflichten erleichtert! Wie hat er uns in Krankheit, Schwachheit und anderen Nöten aufgerichtet, wie hat er manche Last einem bedrängten Kollegen abgenommen und seinen eignen Schultern aufgelegt! Und so ist der pflichttreue Mann der ganzen Schule, Lehrern wie Schülern, zum Segen gewesen, wie auch Pfarrer Heußner in der Trauerandacht im Haus am Sarge des Verstorbenen im Anschluß an das Bibelwort: „Ein treuer Mann wird viel gesegnet" (Spr. 28, 20), treffend hervorhob. Und wir alle, die wir ihn kannten, werden ihm ein solches schönes Andenken dauernd bewahren. Friede seiner Asche!

Wie hoch der Entschlafene in der allgemeinen Achtung und Liebe stand, davon gibt Zeugnis der tiefe Schmerz, den die Nachricht von seinem Tod in den weitesten Kreisen hervorrief. In zahlreichen Beileidsbezeugungen und Zuschriften an die Angehörigen und Freunde, in Nachrufen und Gedenkblättern tritt dieses oft in rührender Weise hervor. So mögen denn noch einige Worte aus solchen Aufzeichnungen, soweit sie zur Charakterisierung des Entschlafenen dienen, hier folgen:

„Er starb wie ein Held, keine Klage kam bei dem schweren Leiden über seine Lippen. Mit größter Geduld ertrug er die Schmerzen und Beschwerden, die immer größer und größer wurden. Er wußte genau, daß er sterben würde. Doch jeder Todeskampf wurde ihm erspart; er schlief so friedlich ein wie ein harmloses Kind. Er kannte keine Furcht, auch nicht die vor dem Tode. Die rührende Pflichttreue im Kleinen, die Fürsorge für seine Familie, die grenzenlose Geduld und Liebe, die er für seine kranke Frau hatte, sucht seinesgleichen. Die gute Saat, die er als Lehrer, als Direktor ausstreute, trug hundertfältig Frucht. War er einmal hart und unbeugsam, so war es der

Kampf um die Wahrheit, der sein ganzes Wesen zustrebte. Alles in allem: er war ein Mann." — „Abgesehen von meinen Angehörigen ist mir kein Mensch so viel gewesen wie er, der Starke, der Feste, der Treue, der so hart, so herb, so unbeugsam sein konnte, wenn es galt, was er für recht erkannt hatte, zu wahren, und dann wieder so weichen, für fremdes Leid empfänglichen Herzens, so aufopfernd, so selbstlos, wenn es galt, anderen zu helfen. Und alles fein stille, ohne irgend ein Aufheben zu machen. Und getreu und gewissenhaft bis ins kleinste und bis zum letzten Ende, als kaum noch der starke Geist den zusammenbrechenden Körper zwingen konnte. Am 30. Oktober, am vierten Tage nach seinem 66. Geburtstag, starb er gegen Mitternacht." — „Wir betrauern in dem Entschlafenen den wackeren Mann, der mit Einsicht und Kraft für uns in selbstloser Arbeit gewirkt hat, den unerschrockenen Vorkämpfer des Rechts, dem wir alle vertrauten und der unser Vertrauen mit den reichsten Früchten seiner Tätigkeit belohnt hat. Wir haben ihn stets mit Stolz den Unsrigen genannt, und wir werden dem uns entrissenen Ehrenmitglied unseres Vereins (des Philologen-Vereins) für seine Lebensarbeit Liebe und Dankbarkeit dauernd bewahren. — Wer dem Entschlafenen nahe gestanden hat, wird seiner stets gedenken als eines der besten und ehrwürdigsten Männer, dessen Führung zu folgen so leicht war, weil man seinem edlen Wollen und sicherem Urteil so rückhaltlos vertrauen konnte." — „Ich bewunderte seinen scharfen, durchdringenden Verstand, der auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiet alles übersah und durchschaute, ich staunte sein fabelhaftes Gedächtnis an, das einzelne, auch geringfügige Erlebnisse wie sprachliche Beobachtungen und Memoriertes mit unglaublicher Zähigkeit und Treue festhielt; ich fragte mich, wie dieser Mann, den man vielleicht eine Verstandesnatur nennen konnte, doch zugleich ein lebhaftes Interesse für Kunst hatte, und ich habe viele Beweise seines teilnehmenden Herzens gefunden. Aber das alles war es nicht, was ihm so recht eigentlich mein Herz gewonnen hat, das war vielmehr seine charakterfeste, willensstarke Persönlichkeit . . . In unserer Zeit ist es eine wahre Wohltat, eine Herzenserquickung, mal auf eine gerade, aufrechte, feste, wirklich männliche Persönlichkeit zu stoßen." —

Zum Schluß mögen noch die gereimten Zeilen eines kurzen Nachrufs von einem langjährigen Freunde, Heinrich Koppen, auch hier ihre Stelle finden:

O Tod, wie wählst du grausam! Warum hast
Dem Lebenswürdigsten in unserem Kreise
Du nicht gegönnt des Lebensabends Rast?
Warum, o Tod, so mitleidloser Weise
Fragst du nicht, ob sich jener Erdengast,
Den unter allen du für deine Reise
Zum höhern Sterne dir ersehen hast,
Nicht unersetzlich noch bei uns erweise?

Doch wenn du kommst, weil auf dem höhern Sterne
Ein Führer mangelt, und du sicher weißt,
Da du schon längst aus weiter Himmelsferne
Erkundet hast des edlen Mannes Geist,
Daß er allein für jene Lücke tauge,
Dann hast du recht gewählt dir deinen Mann;
Doch wir, wir schau'n mit tränenfeuchtem Auge
Dir nach, wie du ihn führest himmelan.

Kassel. Dr. H. Siebert, Professor.

Zur Frage nach einer Ehrenschuld.

Von Carl Preser.

(Nachdruck erwünscht.)

Ich kenne ein Land, so reich und so schön,
Voll goldener Ähren die Felder,
Dort grünen vom Tal bis zu sonnigen Höhn
Viel dunkele, duftige Wälder.
Dort hab' ich, als Kind, an der Mutter Hand
In Blüten und Blumen gesessen,
Grüß Gott dich, die Heimat, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen.

Gedichte V. Auflage.

Es ist nun einmal nichts dagegen zu machen: wenn ein Hesse in der Fremde seiner Heimat gedenkt, so denkt er auch an die Fülle von Schönheit und Reichtum in der heimatlichen Natur, die in den herrlichsten Bildern ihm vor die Seele tritt und in seinem Herzen die poetischsten Empfindungen weckt. Machen wir auf das Exempel eine Probe. Es war etwa im Dezember 1904, als ich, nach jahrzehntelanger Abwesenheit von Kassel, gelegentlich eines Besuches bei unserem nunmehr verstorbenen Altmeister Louis Katzenstein mit diesem auf den Reichtum der hessischen Geschichte zu sprechen kam und namentlich auf das tatenreiche Leben einiger besonders hervorragenden Landgrafen. Daß Katzenstein, der Nestor der hessischen Maler, an diesem Thema ein lebhaftes Interesse bekundete, bedarf keiner Versicherung. Es genügt, an seine im Hühnschen Verlage in Kassel erschienenen „Bilder aus der hessischen Geschichte" zu erinnern, die mit Geist und Geschick gewählt und ausgeführt sind, aber freilich unter dem Übelstande zu leiden haben, daß zum Ankaufe von Werken der Kunst in unserm lieben Kassel eine

bedauerliche Unlust herrscht. Bei dieser Gelegenheit wurde dann auch mit besonderer Genugtuung der Errichtung des Denkmals Philipps des Großmütigen gedacht, als einer Tat, die eine alte Ehrenschuld des hessischen Volkes zur Tilgung brachte. Indessen drängte sich uns gleichzeitig die Überzeugung auf, daß eine nicht geringere Ehrenschuld noch an einen anderen Hessenfürsten abzutragen bleibt, einen Fürsten, der sich während einer über halbhundertjährigen Regierung um Land und Volk unverwelkliche Lorbeeren erwarb, für dessen Ehrung aber leider so wenig geschah, daß kaum davon zu reden ist. Dieser Fürst ist der geistig hoch beanlagt gewesene Landgraf Karl, dessen Tätigkeit und Schaffenskraft nicht genug bewundert werden können und auf den wir noch besonders stolz sein dürfen, wenn wir Urteile über ihn lesen, wie einst von Ludwig XIV., der einem hessischen Gesandten gegenüber auf eine abweisende Antwort des Landgrafen die Bemerkung fallen ließ: „Dieser Fürst redet ja wie ein König." Gewiß redete Karl wie ein König. Dazu befähigten ihn nicht nur sein reicher Geist sowie sein alles durchdringender Verstand, sondern auch, wahrhaft vorbildlich, sein bedeutendes militärisches Wissen, sowie die Erfolge des Interesses an dem Kriegswesen seines Hessenlandes. Machte sich doch gerade damals die Ansicht allgemein geltend, daß der eigentliche Wertmesser für die politische Bedeutung eines Staates dessen Kriegsmacht sei. Bei dem Landgrafen Karl, der in dieser Beziehung auch einen großen Scharfblick besaß, fiel dann *„das Geburtsfest des stehenden Heeres"* und damit das Verlassen veralteter Formen, in das Jahr 1682, wo seine neuen Regimenter, vereint mit den Bürger-Kompagnien, in der Moritz-Aue militärischen Übungen oblagen, während sechs Jahre später aus diesen Truppen heraus die erste Soldgebung hessischer Soldaten stattfand, die den Weg über die Alpen nahmen, um nach Morea eingeschifft zu werden. Eine weitere Soldgebung von Truppen geschah übrigens in demselben Jahre auch von Brandenburg, denn es vollzogen sich ja nun alle diejenigen Wandlungen im Kriegswesen der deutschen Staaten, die über ein volles Jahrhundert hinaus allgemein in Übung blieben und in denen, wie von Stamford in seiner hessischen Geschichte ganz treffend bemerkt: „die deutschen Fürsten die Rolle der früheren Kriegsobristen übernahmen." Wer sich für die reichsrechtliche, landesrechtliche sowie politische Seite dieser viel umstrittenen Sache interessiert, — und es wäre nicht übel, wenn dies noch recht vielseitig geschähe! —, den verweise ich auf meine Schrift: „Der Soldatenhandel in Hessen."*) Hier mußte aus dem Grunde eine kurze Hinweisung auf das Thema gemacht werden, weil gerade die höchste Sorgfalt für das Heer es dem Landgrafen ermöglichte, feindliche Besetzungen von der heimatlichen Scholle fernzuhalten und mehr auf die Entwickelung seines Landes bedacht zu sein. Dabei dürfen wir sodann nicht übersehen, daß Landgraf Karl anfänglich seine Hessen persönlich ins Feld führte, während seine Söhne, wie es die Geschichte rühmlich bezeugt, „Jahr um Jahr" an der Spitze ihrer Regimenter ins Feld zogen und selbst den Tod nicht scheuten. Ein Beweis, wie damals in Deutschland die neuen Heeresverhältnisse beurteilt und gewürdigt wurden, während sich heute ein lückenhaftes Wissen breit macht und die Dinge von damals in ganz falschem Lichte erscheinen läßt. Doch wieder zur Hauptsache zurück.

Also trotz der überaus großen Inanspruchnahme in seiner Eigenschaft als Kriegsherr erlahmte Karl nach keiner Seite hin in seinem allgemeinen segensreichen und, wie schon erwähnt, umsichtigen Wirken für die „außerordentlichen" Fortschritte seines Landes. Er nahm sich daneben in großem Maßstabe der in Frankreich verfolgten Glaubensgenossen an un bereitete diesen in seinem Hessenlande ein neues Heim; er ließ mit den Arbeiten zu einem Kanal zwischen Rhein und Weser beginnen, und in seiner reich betätigten Baulust nach der Seite des Schönen Werke erstehn, die seinen Ruhm in der Tat unvergänglich machen, der alten Residenz Kassel aber ewig zur Zierde, wie nicht minder zu großen wirtschaftlichen Vorteilen gereichen. Und hiermit komme ich auf den Kern der Sache.

Ja, wird man einwenden, hat denn nicht Landgraf Karl längst sein Denkmal? Allerdings hat er sein Denkmal, und der Karlsplatz zeigt es uns. Man hat den Platz sogar noch zu verschönern geglaubt, indem man die alten Linden in der Flucht der Karlsstraße beseitigte und dafür junge Bäume direkt um das Denkmal herum anpflanzte. Aber — was hat der Verschönerungskommissar hiermit erreicht? Doch weiter nichts, als daß der steinerne Landgraf mit dem Heranwachsen der ihn umgebenden sieben Linden des freien Lichtes auf dem kleinen Platze beraubt wird, alle Regengüsse aber den im Laubwerk angesammelten Gassenstaub auf das Standbild abwaschen. Wie anders ist dagegen der Eindruck, den das Denkmal Friedrichs II. macht mit dem freien stolzen Blick über den neuen Stadtteil der alten Landgrafen-Residenz! Doch das ist das Wenigste. Die Hauptsache bleibt das Standbild selber, das nicht nur den Eindruck macht, als habe es einem ganz anderen Zwecke dienen sollen, sondern geradezu erkennen läßt, daß dies dem ausführenden Künstler nicht unbekannt war und mithin auf seine Arbeit nicht ohne Einfluß blieb. Denn

*) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

vergleicht man nun dies Denkmal mit dem hundert Jahre später angefertigten des Landgrafen Friedrich II., die beide nach dem Kunstgeschmack ihrer Zeit in dem Kleide des Imperators erscheinen, so wird man die ganze Rückseite der Karlschen Statue so mangelhaft finden, daß von einer vollendet künstlerischen Ausführung gar keine Rede sein kann. Der Faltenwurf des schmückenden Mantels, der bei dem einen vollkommener und schöner kaum gedacht werden kann, fehlt bei dem andern gänzlich, und es drängt sich daher der Gedanke auf: daß dies, mit seinem Unterbau ohnehin in keinem Verhältnisse stehende Standbild von dem Künstler überhaupt nicht ausgeführt wurde, um einem freien Platze als Zierde zu dienen, sondern um irgendwo eine Nische zu füllen, oder als Wandbild in einem Treppenhause verwendet zu werden. Ein anderes ist nicht anzunehmen, das bezeugt uns der eben so richtig als fein modellierte Mantelschluß. Wir haben es aber hier nun einmal mit einem frei stehenden Standbilde zu tun, und bei einem solchen muß der gerügte Mangel in der Ausführung, nämlich die faltenlose, glatte Rückseite recht unangenehm auffallen, schließlich aber auch das Urteil begründen: daß die Statue auf dem Karlsplatze, — die im Jahr 1686 von Eggers in Rom ausgeführt wurde, dann aber im Kasseler Kunsthause aufbewahrt blieb, bis Landgraf Friedrich ihr am 24. Januar 1760 den jetzigen Platz anwies —, daß diese Statue, sage ich, kein Denkmal ist, um einen Landgrafen Karl zu verherrlichen, dessen Ruhm, und das haben wir besonders zu beherzigen, angesichts seiner Werke nie der Vergessenheit verfallen kann, im Gegenteil, an Bedeutung nur gewinnen wird. Ist dem aber so, — und kein Mensch wird das bezweifeln wollen —, dann frage ich: was wäre denn die Stadt Kassel, wenn dieser Landgraf seine Residenz nicht mit jenen wunderbaren Schönheiten ausgestattet hätte, deren Namen heute in aller Welt Munde sind? Was wäre unser altes Kassel ohne die Karlsaue mit ihrem Orangerieschloß sowie dem einzig dastehenden Kunstwerk des Marmorbades? Was wäre die alte Landgrafen- und Kurfürsten-Residenz ohne das Riesenschloß droben an den Höhen des Karlsberges? Was wäre sie ohne Ausführung des Planes: „diesen Berg in einen Wunderberg zu verwandeln, der in Europa seines Gleichen nicht haben soll?" Mit einem Worte: was wäre unser Kassel ohne seinen Landgrafen Karl? Die Feder sträubt sich, die richtige Antwort niederzuschreiben, denn wahrlich, die Tausende und Tausende, die mit dem unausgesetzt zunehmenden Verkehr von Jahr zu Jahr in steigender Zahl die liebliche Fuldastadt besuchen, wir würden sie ebensowenig bei uns sehn als die zahlreichen deutschen Kongresse und Versammlungen, wenn jene Anziehungspunkte nicht wären, die ihr Schöpfer den Bürgern seiner Residenz hinterlassen hat. Und das ist es, was heute mehr als je das Gefühl der Dankbarkeit rege machen müßte. Fragen wir uns aber, womit dies Gefühl zum Ausdruck gebracht werden sollte, so ist darauf leicht Antwort zu geben: das Denkmal auf dem Karlsplatze könnte einen Platz finden, wie er ohne Zweifel dem Künstler einst bezeichnet wurde, d. h. einen Platz, auf dem nur die Vorderseite des Kunstwerkes zur Wirkung kommt. Dagegen wäre ein neues Denkmal zu errichten, das uns den Landgrafen Karl in der malerischen Hoftracht seiner Zeit, frei stehend, in vollendeter Ausführung zeigte. Und wohin mit diesem Standbild? Nun, — wäre ein schönerer Platz dafür zu finden als am untersten Wege zwischen Orangerieschloß und Bowlinggreen mit der Aussicht nach der Hauptallee der Karlsaue?

Nur wenige von den Fremden-Massen, die Kassel besuchen, denken heute daran, auf dem abgelegenen Karlsplatze, unter Linden versteckt, nach dem Schöpfer der Schönheiten Kassels zu suchen, und wie anders würde das sein, wenn mit dem ersten Tritt in die Karlsaue der Blick des Fremden auf das Standbild jenes Hessenfürsten fiele, der mit Natur und Kunst im Bunde alle die Schönheiten und Herrlichkeiten schuf, die er, der Fremde, sich zum Ziele seiner Reise steckte!

Die letzte Nacht.

Skizze von Mary Holmquist.

Es ist Abend.

St. Petersburg liegt in Schneewällen halb vergraben und immer noch rieseln weich und lautlos die Flocken auf die Newastadt herab. Über die weiten Plätze und breiten Straßen huschen in Pelz vermummte Gestalten und eilige Gefährte. Die große Pulsader der Kaiserstadt, den imposanten Newski, bedeckt das dunkele Gewimmel der Tausende von Schlitten, Schlittchen, Iswoschtschiks und Omnibusse, die im alten reizvollen, scheinbaren Wirrwarr durcheinandersausen.

Auf den Bürgersteigen flutet eine schweigsame Fußgängermenge auf und nieder; gelassen, gleichmütig. Kampf und Aufruhr, Schmerz und Ver-

zweiflung, die das gewaltige Reich durchtoben, schließen sich hinter äußerer Ruhe ab, ringen in stumm verschlossenen Herzen.

In einem der schnell dahingleitenden Iswoschtschiks sitzen eng aneinander geschmiegt ein Offizier und eine Dame. Er hat den Arm um sie gelegt, um die junge Frau stützend zu halten auf dem schmalen Sitz, und sie lehnt sich mit geschlossenen Augen fest an seine Schulter; achtet nicht der haarscharf an ihnen herstreifenden Räder und Deichseln, oder der bereiften Pferdeschnauzen, die sekundenlang dicht neben ihrem Gesicht herschnaufen.

Sie ist das alles wohl gewohnt, aber heute verschwindet doppelt jede Äußerlichkeit für sie vor dem einen, sie beherrschenden Gedanken: morgen!! —

Der Mann an ihrer Seite blickt mit ernstem Gesicht auf sein junges Weib, und schmerzlich bewegt drückt er sie leise näher an sich. Morgen! — ach, — morgen!

Klingelnd hält der Schlitten vor einem Hause in der Morskaja an. Der Portier kommt diensteifrig aus der Türe und bezahlt den dicken, bärtigen Kutscher, während das Paar langsam ins Haus tritt; zögernd, beide von denselben schweren Gedanken befangen, die sie einander nicht verbergen können; sie wissen es ja: Beide durchzittert das brennend wehe, verzweifelte Bangen: Vielleicht, — ja vielleicht war es das letztemal, daß sie gemeinsam ihr Haus betraten! —

Nach einer Weile sitzen sich Andrej Iwanowitsch Gaikin und sein Weib, die blonde Olga Paulowna, im traulich ausgestatteten Gemach beim Essen gegenüber. Doch sie berühren kaum die Speisen, sondern bewahren mit Mühe Ruhe und Beherrschung. Der Mann ringt nach Kräften, um neben dem eigenen Weh den wilden Schmerz zu unterdrücken, den er in den Augen der Frau lauern sieht, und der hervorbrechen wird, haltlos, undämmbar, sobald der eiserne Ring ihres Willens sich lockert oder die bittende Gewalt in des Mannes Blick die Kraft verliert.

Ein lähmendes Schweigen lastet auf dem Raum, auf den Menschen.

Da dröhnen in die Stille hinein von der nahen Isaaks-Kathedrale tiefe Glockentöne, schwer, herzbeklemmend; und wie bebendes, angstvolles Stammeln wimmern die feinen Glöcklein vibrierend dazwischen. Gedämpft, traumhaft schweben die Töne in das Zimmer, und doch so eindringlich, unbarmherzig drängen sie sich durch die feinsten Fugen und Ritzen der doppelt verwahrten Fenster herein, als wollten sie ihre Macht erproben, arme Menschenherzen zu foltern! Zu martern durch das sich aufdrängende Bewußtsein: So hat es geläutet, — jahrelang, jeden Tag, — diese weichen Töne gehörten zu unserem Glück! Und, — so wird es läuten, jeden Tag! Immer wird es summen und klingen, nur hier, — hier innen in den trauten Räumen, innen im Herzen, — wie wird es da sein?

Und die Frau springt empor und wirft sich aufweinend an ihres Mannes Brust. „Andrej! Andrej! Ich kann es nicht! Ich kann es nicht! Ich lasse Dich nicht fort. — Ich soll Dich hingehen lassen, von meiner Seite, — in den sicheren Tod?! Ich soll Abschied von Dir nehmen, und weiß doch, ich sehe Dich niemals wieder? Wer will mich zwingen?! — Wenn ich es doch nicht will! Es nicht kann!!" — — — —

Fest preßt der Mann die schmächtige Gestalt an sich, auch seine Brust wogt und in ihm tobt es, — aber — er muß ihr helfen! Er muß ihren Leiden helfen, — bis zuletzt! —

„Olga, höre, mein Weib! Wo ist Deine Kraft? Hast Du mir nicht versprochen, standhaft zu bleiben? Lieb, laß uns nicht reden vom Abschied! Wir dürfen nicht! Auch meine Kraft reicht nicht mehr lange! Laß uns wie bisher alles Erforderliche tun, mit eiserner Hand das Herz bezwingen, wie seit dem Tag, der die Einberufungsordre brachte. Komm, sei ruhig —, sei ruhig, Liebling, sieh', nur so konnten wir uns durch die schweren Wochen bringen! Mußten wir nicht schon bei Ausbruch des Krieges daran denken, daß ich als Reserveoffizier ein Kommando erwarten mußte? Sprachen wir nicht oft und oft davon? Geliebte, ich weiß, was Du durchgemacht hast, wie Du gelitten hast in den Wochen und Monaten, und hast Dich heldenhaft, fast starr bezwungen! Und ich danke Dir! Und sieh', was hilft der Kampf? Keine Macht kann den Morgen verhindern, aufzusteigen, keine Macht kann das verhindern, was dann geschehen muß."

Mit Küssen auf ihr weiches Haar, ihre brennenden, flimmernden Augen, auf die heißen Lippen erstickt er Worte und Tränen. —

Sie reißt sich fast heftig los und steht vor ihm mit flammendem Blick, bebend am ganzen Körper.

„Und wenn ich doch weiß, ich ertrage es nicht! Wer soll uns auseinander reißen, uns, die wir mit Leib und Seele verbunden sind in jeder Regung?! — Kannst Du ohne mich sein?" — — Sie sieht ihn an, — leise, fast flüsternd sagt sie: „Ich weiß, auch Du gehst daran zugrunde! Vielleicht, ehe sie Dich töten, — ehe sie Dich morden da unten — — — —"

„Halt' ein, Olga, — ich bin ein Mann, ich bin Offizier, und so muß ich dem Ruf des Zaren folgen! Muß ihm gern und willig folgen! Ob mir Abschiedsschmerz das Herz brechen will, danach darf ich nicht fragen! Liebste, quäle mich nicht

so namenlos! Ich kann Dich nicht so sehen! Darf nicht an Deine Qual denken, — hörst Du, Weib! —“

Sein Fuß stampft den Boden in wildem Schmerz; doch dann bezwingt sich der Mann und tritt wieder zu ihr hin, fest ihre Hände fassend: „Verzeih, mein Liebling“, sagt er weich, „sieh, diese Marter ist furchtbar, und wir sind machtlos. Sollen wir uns da nicht helfen gegenseitig, um sie zu überstehen? Das Unabänderliche steht ja doch wie eine Felswand vor unserem ohnmächtigen Toben. Lieb, sieh, — vielleicht ist die Trennung nicht für lange Zeit, vielleicht kehre ich bald zu Dir zurück und — — —“

„Schweige, Andrej, nein, ich kann mich nicht in solche Trostideen versenken; und — — unabänderlich sei der Abschied und daß Du morgen früh ausrücken mußt?“ —

Mit verwirrtem Blick starrt Andrej seine Frau an. „Aber Olga, was sonst? Kann ich mich gegen die Einberufung auflehnen? Kann das ein Ehrenmann? Und könnte er es, — nützte es dann? Sieh, Dein armer Kopf ist wirr und zerquält! Komm, Armes —“

Mit unendlich weicher Bewegung streicht der bärtige, große Mann der blassen Frau mit der Hand über die Stirne. „O Liebstes, Du mein Alles! Könnte ich Dir helfen, dem armen Hirn da drinnen das Denken betäuben! — Doch, — Geliebte, laß uns nicht mehr reden! —“ Er spricht mühsam. Mit zusammengebissenen Zähnen tritt er von ihr zurück und schreitet heftig die Länge des Zimmers auf und nieder.

Und die Frau steht mit bleichen Wangen am Fenster und starrt in das Dunkel, auf die leere Straße hinab.

Ja, sie schweigt. Aber in ihrem Innern schreit die Angst, der Schmerz. Wohin soll sie blicken, was denken, damit nicht alles hervorbricht? Ach, dort, — dort, der jetzt verschlossene Laden, in dem sie oft fröhlich vereint auswählten, einhandelten, sich wie Kinder ihrer schönen Einkäufe freuend. Kürzlich, die Früchte, die er —, nein, nein fort! — Anderes denken! Mit Gewalt! — Dort geht langsam ein Schutzmann, in seinen Baschlik eingeknotet; ach, es ist ja derselbe, der immer so besonders ehrfürchtig grüßte, weil er einst bei Andrej's Regiment gedient! — O, er wird ihr auch begegnen, wenn sie — allein geht. — —

Und die Glocken werden schlagen und summen, wie sonst bis heute, wenn sie ihr und ihrem geliebten Manne sonnige Stunden kündeten! Wohl auch leidvolle! Ja! Aber gemeinsam durchlebt, miteinander, erscheint ihr das Schwerste leicht! Aber Trostlosigkeit, Furchtbarstes ist die gänzliche Verlassenheit, die sich verzehrt in Sehnen und Angst um das Liebste, das Einzige, das in weiter Ferne Qualen und Gefahren ausgesetzt ist. Und hier wird dann die Straße unverändert ausschauen, — der Schnee wird niedersinken, die Schlitten fahren, die Menschen gehen und reden wie sonst! Und doch, — alles anders, alles. Nein, wie soll das möglich sein! Sie wendet sich ins Zimmer zurück, sieht mit Entsetzen die späte Stunde auf der großen Uhr, und wilder noch und verzweifelter stürzt das Bewußtsein über sie her, daß es nur Stunden noch sind, bis — — Nur Stunden! Jedes Gerät, jedes Möbel in dem behaglichen Raum schreit sie an, bohrt mit qualvoll süßen Erinnerungen in ihrem Herzen. — Der Samovar, der sein Liedchen sang zu tausend Glücksstunden! Und alles redet von ihm, über alles glitt einmal seine Hand, auf allem ruhte sein Blick, — der liebe! —

Olga lacht fast leise auf in dem Gedanken, daß sie dann so weiter leben soll, — alles um sie her unverrückt, und sie soll weiterwandern durch Tage und Nächte, — nur mit einem Unterschied: nur allein, — ohne ihn! — Sie schüttelt den Kopf und tritt ruhig zu Andrej Jvanowitsch, der rastlos immer noch hin und wieder geht.

Sie legt die Hand auf seinen Arm und sagt ruhig: „Sieh' Andrej, es ist eben nicht möglich! Ich weiß das! Wir können uns nicht trennen!“ — Der Mann erschrickt nun fast vor der lächelnden Ruhe an ihr, die er selbst doch erst so sehr erwünscht und erbeten hat.

„Ja, Weibchen, was denkst Du? Lieb?! — Tausende müssen es doch jetzt können. In Tausenden von Familien im weiten Reiche herrscht jetzt Weh und Schmerz. Es hilft doch nichts! Und der Soldat soll gern und froh in den Kampf ziehen für sein Vaterland, und die Trennungsqual muß jeder durchmachen, all' die Vielen.“ —

„Wir nicht“, sagt sie; so leise, daß er es nicht verstehen kann.

Andrej umfaßt sein Weib und führt es sanft zum Nebenzimmer. Es arbeitet in des Mannes Zügen. Er ringt nach Kraft. „Olga, es ist sehr spät! Wir müssen zu Bett gehen! Komm Kind, geliebtes, wir müssen etwas schlafen!“ — Und er zieht die Frau mit sich in das Schlafzimmer. Sie folgt mit starrem Wesen, fast teilnahmlos. — —

(Schluß folgt.)

Wäldmännchensdag.[1]

(Abteröder Mundart.)

„Es äß nit ze kähld, un äß scheene Bahn,
Disse Middag schbann ich dän Bruhnen[2] ahn;
Ich kriche nach Gäld vum'me Hänelsmann[3],
Wäll seh', ob ichs me nit gelange kann!"

So schbricht där Buer zo sinner Frai. —
„Das kannst'e De nor uß'me Kobbe geschlai!
Wär hied ahn Geschäfde gedenke mag!
Du weißt dach, hiede äß Wäldmännchensdag!

Doa gätt dach känn Mensch ohne Not äwwer Länd,
Sist[4] schdätt'e joa gänz in Wäldmännchens Händ,
Das kann eime lichde[5] dän Hals ümgedreh! —
Gäh[6] Dich zefreeden, ich loah[7] Dich nit geh! —

Där Buer lacht. — „So laaß dach dän Quatsch!
Glaiw[8] dach nit ahn so Ahldwiewergeklatsch!
Dinn Wäldmännchen did me gänz sicher nischt,
Ich will mich schunn värseh, daß michs nit erwischt!"

Där Buer fährt los im de Middageszиet;
De Bahn äß wohl glatt, dach där Wäg äß wiet. —
Wie där Buer sinn Gäld im'me Biddel hät,
Sinn Schläddeu leddig bim Wärtshuse[9] schdätt.

Där Bur drinkt änn Grok, un nach ännen Grok,
Bähld wärds ämm ze woarm; uhß dän Äwwerrock.
Zeletzt wärd ai[10] nach änn Schbälchen[11] gemacht,
Un wie hä non haim wäll, äß finstere Nacht.

Verdammt! Kunn[12] där Mond nit am'me Himmel geschdeh?
Blind äß de Ladärne, kaum kam'me geseh!
Un hä äß so schlefrig, es äß ämm so woarm.
Dän Zägel[13] laid hä gänz los äwwer'n Oarm.

Där Bruhne gätt los. Bähld sinn se im'me Wäld. —
Was hät dach de Frai vum'me Männchen verzählt?
Was es dach nach vär dumme Wiewesliede[14] gitt.[15]
Nun Kärrel wie hä, nä, där färchdet sich nit!

Doa knackt 'was im'me Holze. Woar das nor änn Ast?
Där Bur sinnen Zägel dach fester jetzt faßt.
Där Guhl wäll nit wedder; was hät dänn das Deer?
Zum Dunnerwedder! Wo schiet[16] hä dänn vär?

De Geschel[17] fährt susend ämm äwwer dän Kobb,
Doa sätzt sich das schiemende[18] Deer in Galobb.
Där Schläddeu kibbt im am'me Mielenschdein[19],
Bie däm bliewt där Buer im'me Bloode lain.

Där Bruhne kimmet allein in där Nacht,
Vär sinnem Schdall hät'e Halt gemacht.
Doa schdätt'e zeddernd, das Muhl vuller Schuhm.[20] —
De Frai wachet uff vunn 'em grusigen Truhm.

Se fungen[21] dän Buer in rodem Schnee,
Hä sälwer woar wiß[22], — däm dat nischt meh weh.
Un Einer heimlich zum Annern schbrach:
„Non glaiwest's wohl! Hiede woar Wäldmännchensdag!"

[1] Der 2. Januar, [2] Braunen, [3] Handelsmann. [4] sonst, [5] leicht, [6] gib, [7] lasse, [8] glaube, [9] Wirtshause, [10] auch, [11] Spielchen. [12] könnte, [13] Zägel, [14] Weibsleute, [15] gibt, [16] scheut, [17] Peitsche, [18] schäumende, [19] Meilenstein, [20] Schaum, [21] fanden, [22] weiß.

Rinteln. **Helene Brehm.**

Die Feier der Stadt Marburg zur Erinnerung an den 700. Geburtstag der heiligen Elisabeth.

Von Dr. Heinz Fechner, Marburg.

Überall in deutschen Landen wurden in diesem Jahre Feiern veranstaltet, die ausnahmsweise nicht einem Manne galten, einem Helden der Feder oder der Tat, sondern einer Frau, der „deutschesten der deutschen Frauen", wie viele Festredner sie vielleicht im Überschwang ihrer Gefühle, in einseitiger Würdigung ihres Tuns genannt haben, der heiligen Elisabeth. Kein Wunder, daß auch Marburg, wo der stolze, wuchtige Bau der Elisabethkirche, dieses herrliche Denkmal frühgotischer Baukunst, sich erhebt, wo Elisabeth die letzten Jahre ihres Lebens in aufopferungsvoller Werktätigkeit verbrachte, und wo das, was von ihr sterblich war, auf Jahrhunderte eine Stätte der Ruhe gefunden hatte, bis die irdischen Überreste der Heiligen auf Veranlassung des Landgrafen Georg II. von Hessen nach Darmstadt und später als Geschenk an den Kurfürsten Ferdinand von Köln wanderten, sich zur Gedächtnisfeier für die heilige Elisabeth rüstete.

Am 11. Dezember 1907 sammelte sich das feierlich-ernst gestimmte Publikum Marburgs in dem großen Stadtsaale, der Feier beizuwohnen, die durch Glucks Ouvertüre zur „Iphigenie in Aulis" von der Jägerkapelle unter Leitung ihres Kapellmeisters Schonert weihevoll eingeleitet wurde.

Sodann bestieg Professor Wenck das Rednerpult, um ein knappes, aber lebendiges Bild der Persönlichkeit der heiligen Elisabeth auf dem Hintergrunde ihrer Zeit zu geben. Bei der Persönlichkeit des Redners, der wohl als der beste Kenner und bei aller historischer Kritik unbefangenste Biograph der heiligen Elisabeth angesehen werden darf, versteht es sich von selbst, daß er sich nicht in allgemeinen Lobeshymnen erging, sondern in erster Linie ein geschichtliches Bild von dem Leben und Wirken Elisabeths gab.

Elisabeth, — so ungefähr war in knappen Zügen der Inhalt des Festvortrages —, die Tochter des ungarischen Königs Andreas und seiner Gemahlin Gertrud von Meran, wurde, was damals nicht selten vorkam, schon im 3. oder 4. Lebensjahre 1210 oder 1211 aus politischer Berechnung als

Unterpfand eines Bündnisses aus dem ungarischen Elternhause geführt und an den Thüringer Hof gebracht, dessen Herrin sie dereinst werden sollte. Hier wuchs sie auf in kindlicher, ihr zeitlebens innewohnender Fröhlichkeit des Herzens inmitten des weltfrohen Treibens, das uns ja aus den Gedichten Walters von der Vogelweide und Wolframs von Eschenbach zur Genüge bekannt ist. Früh schon erwachte in ihr infolge der aus dem mütterlichen Geschlechte ererbten Anlage, unterstützt von ihrer durch die Legende verzerrt gezeichneten Schwiegermutter, der frommen und Elisabeth aufrichtig zugetanen Landgräfin Sophie, das Bedürfnis zu stiller Einkehr in sich selbst. Genährt wurde dieses noch durch das harte Geschick, das ihren Schwiegervater, den nur allzu verschwenderisch veranlagten Landgrafen Hermann von Thüringen, betraf, der 1217 in schwerer Gemütskrankheit starb, und den jähen Meuchelmord, durch den Elisabeths Mutter, mehr das Opfer ihrer unermeßlichen Habsucht als das des Deutschenhasses, von dem der ungarische Adel jederzeit erfüllt war, 1213 den Tod erlitt. Von den Einzelheiten dieses Mordes erfuhr sie erst 1221, als sie kurz nach ihrer Hochzeit mit ihrem Gatten die ungarische Heimat aufsuchte. Früh und anfänglich noch halb unverstanden hinterließen so die schlimmen Folgen der Verschwendungssucht und des rastlosen Jagens nach irdischem Besitz in Elisabeth tiefe Eindrücke, die nach Jahren wieder mächtig in ihr aufleben sollten, als ihr die seelengefährliche Seite des Reichtums durch die Sendboten des heiligen Franz bedeutet wurden. Wenn auch nur wenige, so doch umso sonnigere Jahre der Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern hatte Elisabeth verlebt, als im Februar 1225 einige Franziskaner in Eisenach eine Niederlassung gründeten und das Armutsideal dieser Männer an das Ohr Elisabeths drang, die, sofern sie nicht ihren Gatten auf seinen Zügen durchs Land begleitete, auf der Wartburg wohnte. Gattenliebe und Hinneigung zu dem franziskanischen Ideal drohten bei ihr in schweren Widerspruch zu treten, als an Stelle ihres franziskanischen geistlichen Beraters Rodeger der Vertrauensmann Landgraf Ludwigs, Konrad von Marburg, trat, in dessen Bild der Redner weichere Züge einzeichnete, als wir sie sonst an ihm zu sehen gewohnt sind. Konrad verstand es, für Elisabeth ein Arbeitsfeld zu finden, auf dem sie ohne Verletzung der Gattenliebe doch einigermaßen dem franziskanischen Ideal nachleben konnte. Er wußte sie geschickt auf das Feld werktätiger Christenliebe zu führen, auf das Feld der Arbeit in dem am Fuße der Wartburg errichteten Hospitale, zu derjenigen segensreichen Wirksamkeit, die sich noch am lebendigsten in der Erinnerung der Nachwelt erhalten hat. Als aber im Herbst 1227 Landgraf Ludwig fern der Heimat auf dem Kreuzzug sein Leben gelassen hatte und sein Nachfolger Heinrich Raspe der Schwägerin, die eben einem dritten Kinde das Leben geschenkt hatte, nicht erlauben wollte, auch fernerhin ihr Leben nach den Vorschriften Konrads einzurichten, da verließ sie, von neuem nach Verwirklichung des franziskanischen Armutsideals gedrängt, in einer Winternacht die Wartburg und siedelte später nach Marburg über, wo sie unter völligem Verzicht auf ihre Vergangenheit und auf eigenen Willen, nach der Eingebung Konrads in dem von ihr im Sommer 1228 erbauten Hospital Diakonissin wurde. Hier wirkte Elisabeth vom Herbst 1228 bis November 1231 in rastloser, aufopfernder Hingebung, beseelt von einer unendlichen Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem, die in der Nacht vom 16. zum 17. November 1231 sich der erst Vierundzwanzigjährigen erfüllen sollte. — Mit kurzen Andeutungen berührte dann Professor Wenck die Geschichte der Pfingsten 1235 erfolgten Heiligsprechung Elisabeths und die Förderung, die Marburg als Wallfahrtsort und die Fürsten des Hauses Brabant durch das Andenken ihrer Ahnfrau Elisabeth erfuhren. Marburg wurde nach Rom, Jerusalem und St. Jago di Compostella der mächtigste Anziehungspunkt der pilgernden Christenheit. Zum Schluß gab der Redner eine kurze Würdigung dessen, was in Elisabeths Bild vergänglich, nur aus den Strömungen ihrer Zeit und aus ihren Lebensschicksalen erklärlich erscheint, und dann wiederum der Züge ihres Bildes, die in alle Zukunft vorbildlich wirken mögen. Als solche bezeichnete er die ihrer Zeit, dem Zeitalter höfischen Minnedienstes, fremde reine und unverbrüchliche Gattenliebe, die werktätige Liebe den Armen und Kranken gegenüber, mit der Elisabeth für allezeit den Frauen der vornehmen Gesellschaft ein nachahmenswertes Vorbild gegeben hat, und die Liebe zum Heiland.

„Was uns", so schloß der Redner, „an Elisabeth befremdlich ist, ist auf Rechnung ihrer Zeit und ihrer persönlichen Lebensschicksale zu setzen. Ewig bleibt das Vorbild der Liebe, die sie übte gegen alle, die ihr nahe kamen, ohne Unterschied des Standes. Wie sie, die hohe fürstliche Frau, den Bedürftigen zu dienen und helfen bereit war, die bewundernde Erinnerung daran möge uns alle von dieser Feierstunde nach Haus begleiten, dann werden wir uns versucht fühlen, ihrem Vorbilde nachzueifern, wenn auch unsere Wege und Bahnen den ihrigen ganz unähnlich sein werden. Tun wir das, so werden die schweren Schäden, die sich mit der Steigerung des Gegensatzes von Arm und Reich aufgetan haben, viel von ihren Gefahren verlieren. Dazu helfe ein jeder an seinem Teil!"

Nach dem mit großem Beifall aufgenommenen

Vortrage spielte die Kapelle das tief ergreifende Largo von Händel. Sodann wurde der zweite Teil des Abends durch einen von Frau von Blanckensee selbst gedichteten und gesprochenen Prolog eingeleitet. Ihn füllte die Darbietung von lebenden Bildern aus, die Frau von Blanckensee mit eigenen Versen erläuternd einleitete und nach denen die Kapelle jedesmal ein Stück zum Vortrag brachte, das in Beziehung zu den Bildern stand.

Das erste der von Maler Heinrich Giebel z. T. nach bekannten Gemälden inszenierten Bilder stellte die Ankunft der vierjährigen, zur Braut des jungen Landgrafen auserkorenen Elisabeth auf der Wartburg nach einem Gemälde von Martersteig dar. Der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn leitete zum zweiten Bilde, dem Rosenwunder nach Schwind, über. Nach dem „Charfreitagszauber" von Richard Wagner führte das dritte Bild, dessen Quelle das „Buch von den Aussagen der vier Dienerinnen" war, Elisabeth inmitten der Kinder des von ihr unterhalb der Wartburg gegründeten Kinderhospitals vor. Darauf ertönte der liebliche Kinderreigen aus Humperdincks „Hänsel und Gretel". Das vierte Bild stellte, wieder nach Schwind, Elisabeths Abschied von ihrem in den Kreuzzug ziehenden Gemahl dar. Nach dem Kriegsmarsch aus der „Athalie" von Mendelssohn zeigte das letzte Bild Elisabeths Liebestätigkeit in Marburg nach einer Skizze des greisen Dresdener Malers und Akademieprofessors Heinrich Hofmann.

Rauschender Beifall belohnte die vortragende Dichterin, die Damen, Herren und Kinder, die mit glänzender Bravour und Ausdauer die wiederholt verlangten farbenprächtigen und lebenswarmen Bilder stellten, sowie die dirigierenden Kräfte hinter den Kulissen, Herrn Giebel und Fräulein Kunisch.

Den Schluß dieses festlichen Abends machte eine von Professor Jenner komponierte und dirigierte Elisabeth-Motette, die reichen Beifall fand.

Hessische Totenschau von 1907.

Gelbgießermeister Heinrich Klebe (Kassel, 3. Januar). — Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Jakob Müller, 83 Jahre alt (Kassel, 10. Januar). — Handelsschuldirektor a. D. August Daltrop (Kassel, 2. Februar). — Kgl. Forstmeister Hermann Paar, 56 Jahre alt (Kleve, 2. Februar). — Rektor a. D. Karl Wilhelm Peter, 79 Jahre alt (Kassel, 6. Februar). — Kgl. Baurat Franz Greymann, 56 Jahre alt (Rotenburg, 10. Februar). — Professor Dr. Ferdinand Justi, 69 Jahre alt (Marburg, 17. Februar). — Oberstabsarzt a. D. Dr. med. Georg Bäumler, 85 Jahre alt (Kassel, 19. Februar). — Kgl. Baurat Franz Tophof, 50 Jahre alt (Fulda, 21. Februar). — Oberlehrer Professor Dr. Valentin Kramm, 62 Jahre alt (Kassel, 23. Februar). — Feldmarschalleutnant a. D. Otto Freiherr von Scholley, 84 Jahre alt (Wien, 8. März). — Amtsgerichtsrat a. D. Wilhelm Scheffer, 72 Jahre alt (Eschwege, 8. März). — Rentner Christian Eissengarthen, 68 Jahre alt (Kassel, 12. März). — Justizrat Konrad Israël, 57 Jahre alt (Kassel, 20. März). — Kgl. bayr. Oberstleutnant a. D. Rittergutsbesitzer Reichsfreiherr Arthur von und zu der Tann-Rathsamhausen, 83 Jahre alt (Tann, 12. April). — Geh. Regierungsrat a. D. William Artur Freiherr v. Bischoffshausen, 87 Jahre alt (Kassel, 15. April). — Dr. phil. Karl Wilkens (Dresden). — Sanitätsrat Dr. Fritz Haupt (Gießen, 20. April). — Regierungsrat Wilhelm Schwarzenberg, 48 Jahre alt (Kassel, 6. Mai). — Generaloberarzt a. D. Dr. Emil Krisch, 67 Jahre alt (Kassel, 15. Mai). — Professor Karl Brauer, 77 Jahre alt (Nord-Tonawanda, N.-Y., 16. Mai). — Kammergerichtsrat Geh. Justizrat Wilhelm Kersting, 77 Jahre alt (Berlin, 19. Mai). — Maurermeister Wilhelm Stück, 57 Jahre alt (Kassel, 1. Juni). — Lehrer a. D. Ludwig Hämmerling, 72 Jahre alt (Kassel, 3. Juni). — Kgl. Steuerinspektor a. D. Wilhelm Berghöffer, 75 Jahre alt (Kassel, 10. Juni). — Superintendent Karl Kröner, 76 Jahre alt (Kassel, 18. Juni). — Amtsgerichtsrat Bernhard Sebold, 63 Jahre alt (Kassel, 20. Juni). — Historien- und Bildnismaler Julius Hamel, 73 Jahre alt (Frankfurt a. M., 23. Juni). — Oberstleutnant z. D. Friedrich Wilhelm Sunkel, 90 Jahre alt (Kassel, 9. Juli). — Geh. Regierungs- und Medizinalrat a. D. Albert Weiß, 75 Jahre alt (Nöschenrode-Wernigerode, 14. Juli). — Oberlandesgerichtsrat Dr. Hermann von Spindler, 50 Jahre alt (Hamm i. W., 16. Juli). — Geh. Medizinalrat Dr. med. Karl Vietor, 66 Jahre alt (Hersfeld, 21. Juli). — Stadtverordneter August Bangert, 48 Jahre alt (Kassel, 22. Juli). — Oberlehrer a. D. August Krauth, 68 Jahre alt (Homburg v. d. H., 5. August). — Ingenieur Georg Haupt (Kassel, 12. August). — Kammergerichtsrat Dr. Hugo Appelius aus Berlin (Bad Nauheim, 16. August). — Maler und Zeichenlehrer a. D. Wilhelm Lüttebrandt, 73 Jahre alt (Kassel,

29. August). — Schriftsteller Wilhelm Holzamer, 37 Jahre alt (Berlin, 27. August). — Fabrikant Friedrich Wilhelm Breithaupt (Kassel, 5. September) — Oberstleutnant z. D. Wilhelm von Ditfurth, 66 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 13. September). — Generalmajor z. D. Adalbert Wiederhold, 61 Jahre alt (Bonn, 15. September). — Sanitätsrat Dr. Friedrich Mann, 75 Jahre alt (Homberg, 15. September). — Professor Otto Manns, 54 Jahre alt (Kassel, 21. September). — Sanitätsrat Dr. Karl Schwarzkopf, 64 Jahre alt (Kassel, 5. Oktober). — Kunstmaler Louis Katzenstein, 85 Jahre alt (Kassel, 18. Oktober). — Realgymnasialdirektor a. D. Dr. Wilhelm Wittich, 66 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober). — Professor Dr. Adolf Kreßner, 54 Jahre alt (Kassel, 10. November). — Kgl. Katasterinspektor Steuerrat Friedrich Scherer, 67 Jahre alt (Kassel, 29. November). — Landbauinspektor Karl Illert, 51 Jahre alt (Halle, 7. Dezember). — Regierungsrat a. D. Wilhelm Koch, 74 Jahre alt (Kassel, 15. Dezember). — Geh. Regierungsrat a. D. Karl Wilhelm Althaus, 85 Jahre alt (Kassel, 28. Dezember). — Geh. Justizrat Dr. jur. Friedrich Renner, 72 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember).

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 16. Dezember hielt der Marburger hessische Geschichtsverein seine dritte Wintersitzung ab. Nach kurzer Begrüßung der neu eingetretenen Mitglieder und der Gäste erteilte der Vorsitzende das Wort Herrn Dr. phil. Ernst Wiese, von dem ein Wetzlarer Urkundenbuch zu erwarten steht, zu seinem Vortrag „Die Beziehungen der Reichsstadt Wetzlar zur Landgrafschaft Hessen im Mittelalter“. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Stadt und dem Landgrafen beruhen auf dem Umstande, daß Landgraf Heinrich I. im Jahre 1265 in den Besitz eines Teiles der Grafschaft Gleiberg kam. Zwar sind in den letzten Jahrzehnten des 13. und den ersten des 14. Jahrhunderts die Beziehungen nicht sehr bedeutend und nur auf einzelne Bürger Wetzlars, die Gläubiger des Landgrafen werden, beschränkt, aber im Jahre 1328 änderte sich die Sachlage. Am 7. Januar dieses Jahres schließt Landgraf Heinrich II. ein Bündnis mit der Stadt, um sie nicht zum Stützpunkt seines Gegners, des Erzbischofs Matthias von Mainz und seiner Verbündeten, werden zu lassen. Dies gelingt. Spätere wiederholte Bestrebungen der Stadt, sich gegen ihre Feinde durch Bündnisse mit den Nachbarn zu sichern und in den Mitbesitz möglichst vieler Burgen der Umgegend zu gelangen, festigen die guten Beziehungen immer mehr. Ein Versuch des Landgrafen Heinrich, die zerstörte Burg Greifenstein wieder aufzubauen, wird zwar 1358 von der Stadt verhindert, aber drei Jahre später versetzt er und sein Sohn Otto der Stadt und einigen Rittern die Hälfte von Königsberg und Werdorf auf sechs Jahre, und wieder drei Jahre danach verkauft er ihr ein Drittel von Hohensolms. Aber diese äußerlich so erfolgreiche Politik hat auch ihre Schattenseiten, sie kostet der Stadt, die durch die Grafen von Solms dauernd befehdet wird, ungeheuere Summen. Infolgedessen kommt es zu inneren Unruhen in der Stadt. Der alte Rat wird vertrieben, aber auch der neugewählte demokratische sieht sich in die Notwendigkeit versetzt, die Politik des alten Rates fortzusetzen. Die Stadt muß immer neue Schulden machen. Am 23. Februar 1373 verbündet sich die Stadt wieder mit den Landgrafen Heinrich und Hermann sowie dem Grafen Johann II. von Solms, gen. Springinsleben, gegen den Sternerbund und bringt diesem vor den Toren von Wetzlar eine Niederlage bei. Dafür wird die Stadt zwei Jahre später durch den Grafen Johann von Solms überrumpelt und nach seiner Eroberung dem alten Rate wieder unterstellt, der neue Rat eingekerkert und drei seiner Mitglieder enthauptet. Der Landgraf sucht sich dagegen durch Anlage der Burg Hermannstein zu sichern. Gegen den Solmser empören sich aber bereits 1378 die Bürger von Wetzlar und vertreiben ihn aus der Stadt, die sich am 21. Januar 1379 mit dem Landgrafen wieder versöhnt. Ende des Jahres 1379 einigen sich dann auch die Solmser mit dem Landgrafen. Durch alle diese Fehden war die Schuldenlast aber nicht gemindert, sondern gestiegen, so daß am 17. November 1382 die Stadt, die an 78 850 Gulden Schulden hat, in Bankerott gerät und sich daher gezwungen sieht, ihre Politik zu ändern. Bedrängt von außen und innen, schließt die Stadt mit dem Landgrafen Hermann einen Vertrag, der diesen zum tatsächlichen Herrn der Stadt macht, und fraglos wäre er es auch geblieben, wäre der von Henne Haberkorn angezettelte Aufstand am 18. Januar 1394, der die Stadt ganz in die Hände des Landgrafen bringen sollte, geglückt. Nun aber erklärte König Wenzel am 19. Juni 1395 das Bündnis zwischen der Stadt und Hessen für ungültig, weil die Stadt dazu ohne ihr Wissen nur durch einige ihrer Bürger gebracht worden sei. Damit enden

die offiziellen engeren Beziehungen zwischen der Stadt und dem Landgrafen, die erst unter Landgraf Heinrich wieder von neuem aufgenommen werden. Am 24 Juni 1470 nimmt dieser die Stadt Wetzlar gegen ein jährliches Schutzgeld von 100 Gulden auf 8 Jahre in seinen Schutz auf, ein Zustand, der solange bestand, bis die Stadt durch den Vertrag vom 30. Januar 1536 aus der nassauischen in die landgräfliche Schutzvogtei überging. — Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden für die Darlegung des Ergebnisses seiner eingehenden und mühevollen Forschungen, die einen Einblick in die so interessanten politischen Beziehungen der Stadt Wetzlar mit der hessischen Landgrafschaft gewährt.

Fechner.

Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung. In der Jahresversammlung des Vereins wies der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner, darauf hin, daß der Verein in den zwei Jahren seines Bestehens den Beweis seiner Lebensfähigkeit erbracht habe. Prof. Hunrath erstattete den Kassenbericht, Oberlehrer Dr. Fuckel den Jahresbericht über die Tätigkeit des Vereins. Hierauf hielt Rektor Heßler den angekündigten Vortrag über die Eddertalsperre und die in ihrem Gebiet liegenden Ortschaften, ihre Geschichte und ihr zukünftiges Schicksal. Die vorgezeigten Bilder unterstützten wesentlich die Wirkung der interessanten Ausführungen. In einem zweiten Vortrag sprach Bibliothekar Dr. Lange über die Karolingischen Königshöfe als Stützpunkt der fränkischen Anmarschlinie gegen Sachsen, das nach römischem Vorbilde unterworfen wurde. Auf hessischem Boden liegen 6 sogenannte curtes, von denen einer bei Deisel zurzeit ausgegraben wird. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen wurden an der Hand photographischer Aufnahmen vortrefflich erläutert. Zum Schluß bot Dr. Fuckel einige Proben aus Max Schmitts Gedichtsammlung in Brotteröder Mundart.

Marburger Hochschulnachrichten. Der ordentliche Professor der Theologie Lizentiat Rudolf Knopf in Wien, früher außerordentlicher Professor der Marburger theologischen Fakultät, wurde von dieser zum Ehrendoktor ernannt. — Professor Dr. Varrentrapp wurde der Titel Geh. Regierungsrat, den Privatdozenten in der philosophischen Fakultät Dr. Georg Thiese, Dr. phil. Friedrich von Dalwigk (Mathematik) und Dr. phil. Joh. Meisenheimer (Zoologie) das Prädikat „Professor" verliehen. — Der Privatdozent der medizinischen Fakultät und Abteilungsvorsteher am physiologischen Institut Professor Dr. Kutscher wurde zum außerordentlichen Professor dieser Fakultät ernannt.

Generalleutnant v. Bernhardi. An Stelle des bisherigen kommandierenden Generals des 7. Armeekorps, Generals der Kavallerie Freiherrn v. Bissing, wurde Generalleutnant v. Bernhardi in Magdeburg mit der Führung des Korps beauftragt. Aus diesem Anlaß erinnert die Presse an den Einzug der Deutschen in Paris am 7. März 1871, wo Leutnant v. Bernhardi, der den 3. Zug des Hess. Husarenregiments Nr. 14 führte, mit mehreren seiner Husaren über die das innere Tor des Arc de Triomphe sperrende Kette hinwegsetzte. (Vgl. den Aufsatz von F. Maurer und die zugehörige Fußnote von A. Woringer im „Hessenland" 1907, S. 66.) v. Bernhardi war schon vorher das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen worden. Er war später in Griechenland und als deutscher Militärvertreter in der Schweiz tätig, wurde Abteilungschef im Großen Generalstabe, kommandierte von 1901 bis 1904 die 31. Kavalleriebrigade in Straßburg i. E. und von dieser Zeit ab die 7. Division in Magdeburg.

Ein dankbares Gedicht. In unserem Aufsatz über „Gelegenheitsschriften aus westfälischer Zeit" erwähnten wir auch („Hessenland" 1907, S. 200) das am 6. Dezember 1807 der in Marburg mit ihrem Gemahl einziehenden Königin von Westfalen „von einigen Bürgerstöchtern Marburgs in tiefster Untertänigkeit" gewidmete, noch jetzt im Druck erhaltene Empfangsgedicht. Wie das „Volksblatt" mitteilt, hat die „Hessische Landeszeitung" schon im Mai 1897 darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht 60 Jahre später noch einmal beim Einzug des Königs von Preußen Verwendung fand unter dem Titel: „1867 Seiner Majestät unserem Allergnädigsten König am 15. August 1867 von Marburgs Jungfrauen in allertiefster Ehrfurcht gewidmet". Die Änderungen bestehen lediglich darin, daß man statt des Wortes „Königin" „König Wilhelm" einsetzte.

Todesfälle. Am 28. Dezember verschied in seiner Vaterstadt Bielefeld im 81. Lebensjahre der Wirkliche Geheime Rat Dr. Hinzpeter. Hinzpeter wurde 1866 zum Erzieher des damaligen Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, ernannt und begleitete in der Mitte der siebziger Jahre den Prinzen nach Kassel, wo dieser bekanntlich das Friedrichsgymnasium besuchte. — In Laibach schied, wohl durch ein schweres, eine Operation notwendig machendes Kehlkopfleiden veranlaßt, der Hauptmann des Ruhestandes und Kämmerer Otto Wilhelm Graf Buttlar, Freiherr auf Brandenfels, freiwillig aus dem Leben. Er stand im 67. Lebensjahr und war seit 35 Jahren mit der verwittweten Gräfin Anny Zichy-Stubenberg, der bekannten

Liederkomponistin, in glücklicher Ehe vermählt. Mit ihm erlischt das alte hessische Adelsgeschlecht Buttlar Freiherr auf Brandenfels, gen. Treusch.

Am Sylvesterabend verschied im Landkrankenhaus zu Kassel an den Folgen einer Operation im 73. Lebensjahre der Geh. Justizrat Dr. jur. Friedrich Renner, einer der bekanntesten althessischen Juristen. Renner, der in Frankenberg in Hessen geboren wurde, nach dem Besuch des Kasseler Lyceums in Marburg studierte und seitdem über 40 Jahre in Kassel als Anwalt tätig war, bekleidete eine große Zahl von Ehrenämtern und war Mitglied des kurhessischen Kommunallandtages. Weiteren Kreise bekannt wurde er namentlich als Sachwalter im Prozeß des Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal.

Am Neujahrstage starb zu Köln, wo er sich auf der Durchreise aufhielt, erst 49 Jahrr alt, der Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Hoffa aus Berlin, einer der bedeutendsten Orthopäden der Gegenwart. Hoffa war Schüler des Friedrichsgymnasiums zu Kassel und hatte zu dieser Stadt, die ihm eine zweite Heimat war, mannigfache Beziehungen.

„Die Wartburg". Das unter diesem Titel erschienene und dem deutschen Volke vom Großherzog Karl Alexander von Sachsen gewidmete „Denkmal deutscher Geschichte und Kunst" (Preis 260 M.), das Produkt einer fast 14jährigen Arbeit, enthält auch drei Monographien von Professor Dr. Karl Wenck-Marburg, die „älteste Geschichte der Wartburg von den Anfängen bis auf die Zeit Landgraf Hermanns I.", einen Aufsatz über „die heilige Elisabeth" und die „Geschichte der Landgrafen und der Wartburg als fürstlicher Residenz vom 13. bis 15. Jahrhundert".

Aufruf! Das hessische Bauernhaus.

Der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hat begonnen, die Verbreitung der verschiedenen Bauernhausformen und ihrer einzelnen Merkmale durch Fragebogen feststellen zu lassen. Auf Wunsch des preußischen Kultusministeriums sollen an Stelle der bisher gebrauchten umfassenden Bogen besondere für kleinere Gebiete und mit spezielleren Fragen ausgegeben werden. Hierfür sind aber von vornherein speziellere Kenntnisse nötig als sie sich aus den gedruckten Quellen schöpfen lassen. Auch für Hessen und Nassau sind dem Unterzeichneten nur ungenügende Angaben zugänglich. Er bittet deshalb dringend darum, ihm ganz einfache Grundrisse, Beschreibungen, Abbildungen, Ansichtspostkarten oder Ausschnitte aus Zeitschriften zukommen zu lassen. Auch für leihweise überlassene Materialien wäre er sehr dankbar.

Würzburg, im Dezember 1907.

Prof. Dr. O. Brenner,

Vorsitzender der 5. Ableilung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

Personalien.

Verliehen: dem Landgerichtsrat Büff zu Kassel der Charakter als Geh. Justizrat; dem Regierungs- und Gewerberat Steinbrück zu Kassel der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem Rechtsanwalt und Notar Lewin zu Fulda der Charakter als Justizrat; dem kgl. Kapellmeister Dr. Beier zu Kassel der Titel Professor; den Ärzten Dr. Heilbrun und Dr. Freudenstein zu Kassel, Dr. Seligmann zu Hanau und Dr. Triebenstein zu Bebra der Charakter als Sanitätsrat; dem Polizeisekretär Freund zu Kassel der Charakter als Kanzleirat; dem Eisenbahnbetriebsingenieur Carspecken sowie den Eisenbahnsekretären Frohwein, Kämpf, Klöckner und Tuschick zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Bürgermeister a. D. Fenge zu Felsberg der Kronenorden 3. Kl.; dem Kreisboniteur Ökonom Koch zu Gensungen der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Amtsgerichtsrat Winneberger zu Zabern zum Landgerichtsrat in Hanau; Gerichtsassessor Tromp zu Kassel zum Amtsrichter in Salzwedel; Gerichtsassessor Daltrop zu Kassel zum Amtsrichter in Großalmerode; Regierungsassessor Dr. Koppen zu Kassel zum Stellvertreter des ersten Mitgliedes des Bezirksausschusses in Kassel; die Referendare Hablich und Kröner zu Gerichtsassessoren; Gerichtsreferendar von Baumbach zum Regierungsreferendar.

Übertragen: dem Oberzollinspektor Michael zu Hadersleben die Stelle eines Mitgliedes der Provinzialsteuerdirektion in Kassel; dem Regierungsassessor Jahr zu Kassel die Stelle des Oberzollinspektors in Nordhorn.

In den **Ruhestand** versetzt: Metropolitan Diedelmeier zu Rodenberg.

Geboren: ein Sohn: Gerichtsassessor Dr. Sauer und Frau Maria, geb. Schaumburg (Kassel, 20. Dezember); Professor Dr. E. Opitz und Frau (Düsseldorf, 23. Dezember); — eine Tochter: Pfarrer Möller und Frau Martha, geb. Hübner (Rendel, 14. Dezember).

Gestorben: Chef der gynäkologischen Abteilung des Dispensary und früherer Präsident der Medizinischen Gesellschaft von New York Dr. Johann Adam Schmidt, 55 Jahre alt (New York City, 26. November); Vizepräsident der Washington Mutual Fire Insurance Co. Peter Gundlach, geborener Kasselaner, 73 Jahre alt (St. Louis, Mo., 28. November); Lehrerin a. D. Karoline Creuzer (Marburg, 15. Dezember); Rentner Louis Nöll (Marburg, 15. Dezember); Regierungsrat a. D. Wilhelm Koch, 74 Jahre alt (Kassel, 15. Dezember); Rentner Gustav Rohrsdorff, 62 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember); Frau Helene Rocholl, geb. Wenzel, 52 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember); Kanzleisekretär a. D. Georg Fenner, 77 Jahre alt (Kassel, 20. Dezember); Kanzleivorstand a. D. Adolf Wimmel (Kassel, 20. Dezember); Frau Luise Koch, geb. Prinz, 71 Jahre alt (Fulda, 21. Dezember); ehem. Opernsänger Henri Lenoir, 60 Jahre alt (Kassel, 24. Dezember); Privatmann August Bösser (Kassel, 25. Dezember); Frau Elise Wenderoth, geb. Simon, Witwe des Apothekers (Kassel, 26. Dezember); Lehrer und Postverwalter a. D. Konrad Sandrock, 77 Jahre alt (Kassel, 27. Dezember); Geh. Regierungsrat a. D. Karl Wilhelm Althaus, 85 Jahre alt (Kassel, 28. Dezember); Kaufmann Hermann Grosch, 57 Jahre alt (Kassel, 29. Dezember); Bezirks-Schornsteinfegermeister Friedrich Brandt, 73 Jahre alt (Homberg, 29. Dezember); Geh. Justizrat Dr. jur. Friedrich Renner, 72 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XXII. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1908.

Die Frondienste in Althessen.

Historische Studie von W. Killmer.

(Schluß.)

Die Entwicklung und Gestaltung der gemessenen Dienste geschah wie folgt.

Seit der fränkischen Zeit gab's in Hessen drei Arten von Landgütern oder Hufen:

1. Die Königs- oder Freihufen freier Besitzer, oft auch Fronhöfe genannt, weil sie von Zehntbauern bewirtschaftet werden mußten, ihre Inhaber keine Frondienste leisteten. Im 18. Jahrhundert hat man ihre Freiheit in der Dorfbürgermeisterordnung von 1739 neu bestätigt. Es heißt dort, daß die Besitzer von wenigstens 4 Hufen (= 120 Morgen in Niederhessen, 80 bis 90 Acker in Oberhessen!) Hand- und Spanndienste nicht zu leisten brauchten. Bei den Franken hatte diesen Freien einst Heeresfolge und die Haltung eines Pferdes obgelegen. Sehr berechtigt war diese Freiheit, wenn ihr Träger in einfachen Zeiten oder bei mangelnden Arbeitskräften persönlich in der Wirtschaft zugriff; zu einer sozialen Mißwirtschaft aber mußte die Freiheit werden, sobald in manchen Zeiten durch die Masse und Billigkeit der verfügbaren Arbeitskräfte der „Herr" ein Drohnenleben führen oder gar als Raubritter leben konnte. Noch in unsern Tagen sind die Vorrechte des Großgrundbesitzes bedeutend; die Kreisverwaltung in Preußen z. B. ist ihm fast ganz reserviert. Im Mittelalter hatten die meisten *dieser „Herren" Zinsbauern als Fronarbeiter,* viele benutzten Leibeigene. Der oberste und grundreichste von ihnen war der Landgraf. Außer den zahlreichen, selbst bewirtschafteten Gütern verlieh er noch sehr viele Landeslehen freier Art, z. B. 1428 den Brüdern Henne und Hermann Meisenbug u. a. das Burglehen, Haus Hof und 2 Hufen (60 Morgen) Land zu Lichtenau „fry alles dinges".

2. Die Diensthufen und zwar a) solche mit ungemessenen Diensten, deren Inhaber sechs Tage in der Woche für den Landgrafen oder einen andern Großgrundbesitzer, für ein Stift oder eine Pfarrei zu arbeiten hatten, und b) solche mit dreitägiger Dienstpflicht in der Woche.

Die Landknechte, die meisten Leibeigenen erhielten von alters her gewöhnlich eine Diensthufe, an deren Scholle sie gefesselt galten. Genau so stand's mit dem Halbfreien, dem Liten. Auch er war, wie der Sklave, daneben in Justizsachen einem Vogte untergeordnet. Das Fuldaer Kloster hat die letzte Litenurkunde 1158 geschrieben, um 1250 waren aber die Liten fast ganz verschwunden; es gab nun nur noch unfreie Grundholde mit ding-

lichem Charakter, Verkaufsware. An diesen Zuständen hat die Reformation, in deren Folge man sich hier und da bald auf die Besthauptlösung und die Fronden von seiten der Hörigen beschränkte, wesentlich nicht viel geändert. Beseitigt ist in Hessen die Sklaverei erst 1831 durch die Verfassung worden.

Im Mittelalter gab's neben den Leibeignen und Halbfreien noch Wachszinsige, freigelassene Sklaven oder Personen höheren Standes, die sich selbst in Abhängigkeit gaben und den Klöstern und Kirchen Wachs zu Altarlichtern als Hufenzins zu liefern hatten. Solche Leute fand man bis etwa 1350. Frondienste leisteten sie auch. — Ungefähr von 1300 an kam es vor, daß Sklaven nach römischem Rechte in Hessen ohne Grund und Boden freigegeben wurden. Die freien Pachten kamen damals auf, aber Frondienste blieben, wie sie bisher üblich gewesen waren, verschieden nach den einzelnen Gemeinden, ja, nach den einzelnen Diensthufen oder vielmehr deren Inhabern. Von den Jagdfronden, die in Hessen überhaupt auf besonderem Rechtstitel beruhten, waren z. B. in dem von Malsburgischen Gerichte (also in Breuna, Röhrda, Oberlistingen, Ehrsten, Wettesingen, Bründersen usw.) die „Ackerleute" oder die Besitzer einer gewissen Hufenzahl, aber sie allein, befreit.

Die Leibeigenschaft trat im Wirtschaftsbilde etwas in den Hintergrund, als die Landsiedelleihe oder die Erbpacht allgemein wurde. Die Fuldaer Urkunden kennen sie erst seit 1117. Große Rodungen bedingten diese neue Wirtschaftsform; in Hessen kam sie daher 1219, in welchem Jahre bekanntlich viele Wälder gerodet wurden, in Blüte, obwohl schon vorher ganze Dörfer (z. B. Kirchditmold, Rothenditmold, Wehlheiden, Wahlershausen, Waldau, Ober- und Niederkaufungen usf.) nur freie Landsiedel als Bewohner zählten. Auch diese waren zu dreitägigen Fronden verpflichtet, insofern sie keinen Freihof hatten oder keine Ackerfläche von mindestens 120 Morgen. Die Umgegend von Kassel, die Zent Kirchditmold, gehörte sicher bis 1273, vielleicht bis 1324 dem Erzbischof von Mainz und leistete mithin dessen Vasallen die Hand- und Spanndienste, nachher dem Landgrafen von Hessen.

3. Die Ackerhufen, deren freie Inhaber oder Lehnsträger der Regel nach nur ein Drittel der Denare (Pfennige) der Leibeignen auf gleich großem Gütchen zu zahlen brauchten. Sie sind die eigentlichen Landsiedellehen. Die kleinsten Landwirte führten die Namen Köter oder Kötter, Bringsitzer, Hintersiedler oder Beiwohner. Sie verrichteten durchgehends und nach der Reihe die schuldigen Hand- und Spanndienste. Es fand mithin ein Wechsel unter den Fronpflichtigen statt, und solche Fronden nennt man walzende zum Unterschiede von den sässigen, bei denen die Leute gleichzeitig Dienste zu vielen verrichteten. Spanndienste brauchten selbstverständlich nur die Eigentümer von Zugvieh zu leisten. Nach der Anzahl der Frondienste, die in Hessen die kleinen Leute oder Kötter leisteten, richtete sich nun das Dienstmaß der übrigen Ackerleute, wenigstens soweit öffentliche oder landgräfliche Fronden in Betracht kamen. Wenn ein Kötter z. B. 16 Tage diente, so hatte der Inhaber von 3 Hufen oder 90 Acker Land 4-mal zum Dienste zu gehen, der Inhaber von 2 Hufen oder 60 Acker Land 8-mal zum Dienste zu gehen, der Inhaber von einer Hufe oder 30 Acker Land 12-mal zum Dienste zu gehen, der Inhaber von $1/2$ oder $1/4$ Hufe oder 7—15 Acker Land 14-mal zum Dienste zu gehen. So schreibt's die Grebenordnung von 1739 vor. Der Mäher mußte täglich $3/4$ Morgen Wiesen schneiden, ein Schafscherer 40 große und kleine Schafe scheren, beim Fruchtfahren kamen auf einen vierspännigen Wagen 6 Viertel (14,40 Ztr.) Roggen, aber auch 6 Viertel (9,60 Ztr.) Hafer usf. Man maß die Frucht, wog aber naiv nie. Überanstrengung war die Fronarbeit nicht, aber Zwang blieb sie doch, so gut geregelt alles schien Am wenigsten dürften die außerordentlichen bei ungewöhnlichen Vorfällen (Bauten!) gedrückt haben.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind die Fronpflichtigen in Hessen noch vermehrt worden. Wie der Landtagsabschied von 1576 beweist, wurde bei Meiergütern im Todesfalle der wachsenden Bevölkerung wegen mehrere Güter geschaffen und die Äcker unter mehrere Kinder verteilt. Nebenbei sieht man aus dem angeführten Aktenstücke, daß die Ritterschaft damals — sicher zu anderen Zeiten auch nicht selten — unbillige Dienste und Abgaben von ihren Hintersassen verlangten. Nun, durch die Verkleinerung der Güter gab's neue Fröner; jeder Bauer mit weniger als 120 Morgen mußte ja Hand- und Spanndienste leisten. Und dieser ganze Wirtschaftszustand schwand nur von 1807 bis 1813 vorübergehend, um nachher von 1813—1831 wieder zäh festgehalten zu werden. Der Landesherr und eine kleine Anzahl Bevorrechtigter haben das hessische Landvolk über 1000 Jahre lang mit Frondiensten belasten dürfen, während in den Kirchen immer das gleiche Verfahren der Egypter von 1900—1500 v. Chr. als Greuel gebrandmarkt wurde. Das stumpfsinnig gewordene Volk verglich sich nicht mit den Israeliten.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Fronden bestand darin, daß die Arbeitskräfte von Gutsbesitzern oder -bewirtschaftern und deren

Zugvieh für fremde Wirtschaftszwecke in Anspruch genommen und der eignen Wirtschaft entzogen wurden. Der Dienstherr dagegen brauchte auf den selbstbewirtschafteten Hufen nicht viel Zugvieh, Knechte und Tagelöhner zu halten, daher wenig Gesindewohnungen zu bauen und hatte noch für die eigenen Wohnungsbedürfnisse die Baufronden der Hintersassen. Forst= und Jagdpflege wurden ihm besorgt; Dämme und Gräben, Holzfällen und Wildtreiben, für alles waren unbelohnte Arbeiter da. Der Staat bekam auf die billigste Art Straßen und Brücken gebaut, Kriegsfuhren geleistet usf. Wenn man das von oben betrachtete, mocht's leidlich scheinen, stand aber doch schief darum. Der Charakter der Menschen gedeiht nicht gut im Zwangsdienste.

Die rechtliche Natur der Fronden charakterisierte sich durch folgendes: Es handelte sich immer nur um gemeine körperliche Arbeiten ohne Kunstfertigkeit, um Gras= und Fruchtmähen, Heumachen, Fruchthaufen und =binden, =dreschen usw., um Mistaufladen und =streuen, Graben und Jäten im Garten, Flachsaufziehen, =rippen und =rösten, Schafwaschen und =scheren, Brieftragen, Botengänge, Ackern, Fuhren u. dgl. Alle Dienste mußten vorher vom Berechtigten angesagt, dann aber vom Pflichtigen selbst oder von tauglichen Stellvertretern verrichtet werden. Die nötigen Werkzeuge, das eigene Geschirr hatte der Fröner mitzubringen. Die Dauer der Leistung ward nach ortsüblicher Arbeitszeit berechnet mit Einschluß des Hin= und Heimgangs. Nach römischem Rechte hatten alle Dienste bei „Sonnenschein" zu geschehen. Daher ging der Fröner bei Sonnenaufgang von Haus fort und war bei Sonnenuntergang wieder zu Haus. Wenn morgens der Hirte „hörnte", fing in Hessen solcher Dienst an. Um 11 Uhr war Ausspann, um 2 Uhr wieder Anspann. Die Ackerleute mußten früh um 5 Uhr auf dem Lande sein. Sonst arbeitete man im allgemeinen von 6—11 und von 1—6 Uhr als Fröner, nicht selten aber auch von früh 4 bis spät 8 Uhr. Bei Versäumnis mußte nachgedient werden. In diesem Falle gab's auch Strafen, sogar „Turm" oder Gefängnis. An Schlägen fehlte es nicht, obschon diese verboten waren.

Beiträge zur Geschichte des Korps Hassia zu Marburg.

Von jeher sind die Söhne des schönen Hessenlandes eifrige Korpsstudenten gewesen. Ihre treue Anhänglichkeit und Liebe zur Heimat führte sie überall schnell zusammen, ließ sie aber auch zäh und fest — trotz Verfolgung und Kampf — an den einmal erwählten Farben und Zielen festhalten. So finden sich hessische Landeskinder schon im Anfange des 18. Jahrhunderts in einer Landsmannschaft in Jena zusammen, wenn anders man bei der im Saale=Athen bekannten niederhessischen Landsmannschaft, der der Romanschreiber Rost (Meletaon) seinen obszönen Roman „Schauplatz der galanten und gelährten Welt" dedizierte, an eine konstituierte Landsmannschaft denken darf. Ebenso mag es sich wohl mit der 1717 in Halle erwähnten Landsmannschaft der Hessen, die mit den Westfälingern vereint weiße Abzeichen trug und Seniores et Subseniores hatte, verhalten haben. Von ihnen berichtet die Chronik des Saalkreises von Dreyhaupt. Danach taten sich, nachdem ein Studiosus mit Gewalt zum Soldaten gepreßt worden war, die Studenten zu ihrem Schutze zu Landsmannschaften zusammen, darunter auch die Hessen. Lange hat aber deren Herrlichkeit wohl nicht gedauert, wenigstens erreichte ein königliches Reskript, das bald darauf erschien, daß die Farben von den Landsmannschaften abgelegt wurden. Wenn auch nun die Landsmannschaften wohl nicht gleich sang= und klanglos verschwanden, so dürfte doch, zumal aus der Vereinigung der Hessen mit den Westfälingern zu schließen ist, daß diese beide, um eigene Landsmannschaften zu bilden, zu gering an Zahl gewesen seien, wohl anzunehmen sein, daß die hessische Landsmannschaft in Halle keinen zu langen Bestand hatte. In dem Buche „Aus zwei Jahrhunderten" berichtet König an der Hand der Akten, daß in den 1760er Jahren innerhalb der Mosellaner Landsmannschaft in Halle ein Orden der Wetterauer bestanden habe, dessen Mitglieder als Ordenszeichen einen silbernen Stern am roten Bande auf der Brust trugen. Der Stern hatte die Zeichen der Sonne und des Halbmondes, außerdem die Buchstaben A. S. N. C. — aeterna sit nostra concordia —, und auf der anderen Seite die Buchstaben W. E. H. eingraviert. Letztere hatten die Bedeutung Wetterauer, Waldecker et Hassi. Die Gesetze schrieben Nüchternheit und ruhiges, anständiges Leben vor und versicherten jedes Mitglied der Unterstützung der Ordensbrüder im Falle eines Angriffs von außen her. Auch in Gießen (1760), Marburg (1762) und Göttingen (1765) sollen im 18. Jahrhundert Landsmannschaften der Hessen bestanden haben, Sicheres hat sich bisher nicht eruieren lassen. Weiter wurden 1774 oder 1775 durch den Amicistenorden die Hessen in

Gießen veranlaßt, einen eigenen Orden, den Hessenorden mit der polemischen Devise H. v. H. — Hassia vincit Hanoviam — zu gründen, der nach dem trefflichen Werke „Die deutschen Korps“ von Dr. Fabricius aber bald in dem Amicistenorden aufging. Erwähnt wird dieser Orden, den man wohl richtiger als hessische Landsmannschaft bezeichnen könnte, in der Lebensgeschichte des alten Magisters Laukhard. Ferner hatten sich innerhalb des Harmonistenordens in Jena ungefähr um das Jahr 1795 herum landsmannschaftliche Kränzchen gebildet. Nach dem genannten Buche des Dr. Fabricius schrieben im Januar 1795 viele Harmonisten zu dem Ordenszeichen: „vivat circulus Hassorum“, oder setzten einen Hessenzirkel daneben. Um die Wende des Jahrhunderts (1802) endlich wird ein niederhessisches Kränzchen, nach anderen eine niederhessische Landsmannschaft, die ebenfalls mit einem Orden in Zusammenhang stand, in Marburg ewähnt. Wir wollen hier nicht näher auf den Unterschied der beiden Bezeichnungen Landsmannschaft und Orden eingehen, da eine derartige Auseinandersetzung für den vorliegenden Aufsatz belanglos ist und diese kurzen Mitteilungen über die ältesten hessischen Studentenverbindungen nur ein Beispiel für den jederzeit betätigten Sinn der Hessen, sich zu Korporationen zusammenzuschließen, sein sollen.

Wir wenden uns nun nach diesen einleitenden Worten über die Hessenverbindungen des 18. Säkulums dem 19. Jahrhundert zu. In diesem begegnen uns vier Korps, die den Namen Hassia führen, und zwar bestanden diese in Göttingen, Heidelberg, Gießen und Marburg. In Göttingen blühte die Hassia 1807 bis ca. Ostern 1834, in Heidelberg von 1818 bis Herbst 1836, und in Gießen, wo sie heute noch besteht, seit dem Jahre 1815. Zu der Geschichte der Hassia in Marburg nun soll diese folgende Abhandlung einen kleinen Beitrag liefern. Schwer konnten Orden sowohl wie Landsmannschaften auf Marburgs hoher Schule zur rechten Blüte gelangen, da die Behörden ihnen jederzeit feindlich gesinnt waren. Es sind daher die ältesten landsmannschaftlichen Vereinigungen des 19. Jahrhunderts in Marburg auch noch in ziemliches Dunkel gehüllt. Von dem wenigen, was bekannt ist, sei hier mitgeteilt, daß seit ca. 1800 Rhenanen mit Blau-weiß-rot und Lahnanen mit Hellblau-rot bestanden. Letztere Landsmannschaft verschwindet etwa Ostern 1806, als neue Landsmannschaft erscheinen im selben Jahre dann die Westfalen. 1807 kam das Kurfürstentum Hessen an das am 18. August 1817 gegründete „Königreich Westfalen“, und dadurch erwuchs für die Universität Marburg eine schwere Gefahr. In dem neuen Königreich gab es nunmehr fünf Hochschulen, und es war daher zweifelhaft, welche man bestehen lassen würde, da die Ausgaben für fünf Hochschulen für das junge Königreich zu groß gewesen wären. Die Entscheidung fiel günstig für Marburg, ja diese Universität erhielt sogar größere Einkünfte überwiesen. Anfänglich scheint die neue Regierung milde Saiten gegen die Studentenverbindungen aufgezogen zu haben, denn es macht sich bei den Landsmannschaften ein größerer Zuzug bemerkbar; nach kurzer Zeit aber begannen auch in Marburg wiederum die alten Versuche, jegliche Vereinsbildung unter den Studierenden auszurotten. Die uns hier interessierende Hassia scheint in loser Form um Ostern 1807 entstanden zu sein, jedenfalls vor dem Juni 1807. Den Beweis hierfür erbringt ein Brief, der nach Mitteilungen in den „Akademischen Monatsheften“ im Marburger Universitätsarchiv bei den Papieren der Rhenania liegt und lautet: „Freund! Anbei folgt der Comment. Ich habe ihn durch einen Studenten lassen abschreiben. Natürlich wird der Comment in seinem vollen Umfange dort nicht anzuwenden sein, besonders in Rücksicht der Stimmen, da hier vier (wahrscheinlich ist Göttingen gemeint) und in Marburg nur drei Landsmannschaften sind . . . .“ „Aber so lange ihr so uneinig seid und die fatale Eifersucht nicht schwinden lasset und sich die Landsmannschaften nicht bestreben, daß sie sich wechselseitig in die Höhe halten, ist alles vergebens, den Comment in Marburg auf die Strümpfe zu bringen . . . . .“ Aus diesem Briefe erhellt, daß im Sommersemester 1807 unter den drei Landsmannschaften in Marburg arge Streitigkeiten ausgebrochen waren und daß bis zu dieser Zeit in Marburg weder ein konstituierter S. C. noch ein festgesetzter S. C.-Komment bestand. Die Hassia konstituierte sich offen, vielleicht infolge dieses Schreibens, am 23. Juni 1807, welchen Tag man heute als den Stiftungstag Hassias annehmen muß. Im Anschluß daran traten in den beiden Folgetagen die Senioren der drei Landsmannschaften zusammen und faßten — und dieses ist sicher eine Folge des erwähnten Briefes — am 25. Juni 1807 folgenden Beschluß: „Da es zur Vollendung und völligen genauen Bestimmung der Gegenstände, mit denen sich jetzt der konstituierte Senioren-Konvent der verschiedenen Landsmannschaften, Rheinländer, Hessen und Westfalen beschäftigt, vorzüglich zur Verfertigung des Komments notwendig wird, daß bis zur völligen Vereinigung über alle diese allgemeinen Punkte alle binnen dieser Zeit vorfallende Streitigkeiten unter verschiedenen Landsmannschaften, sie mögen Namen haben wie sie wollen, aufgehoben sein sollen, so wird dieses hierdurch festgesetzt . . .“ Aus diesem Beschluß geht hervor, daß oben zitierter Brief wohl kaum vor dem 23. Juni 1807, dem

Stiftungstag der Hassia, in Marburg eingetroffen sein wird, sowie ferner, daß der 23. Juni 1807 eigentlich nur ein Rekonstitutionsdatum darstellt. Ferner muß, da der Schreiber des Briefes — ein Marburger Rhenane Helmolt — von der Suspension der Hassia nichts wußte, da er von drei Landsmannschaften spricht, die Suspension der Hassia nur von kurzer Dauer gewesen sein.

Die Hassia zu Marburg ist also nach dem März 1807 gestiftet und zwar zuerst in lockerer Kränzchenform, und konstituierte sich, als ein Bestehen in dieser Weise sich als unzulänglich erwies, am 23. Juni 1807 mit 16 Stiftern als Landsmannschaft.

Die Farben der Hessen waren schwarz-grün-rot, der Wahlspruch lautete: virtus et honos (fortificant circulum). Beides ergibt sich aus einem Pfeifenkopf, der zwei gekreuzte Korbschläger in schwarz-grün-roten Farben zeigt. Über die Kreuzungsstelle der Schlägerklingen ist ein nach links und rechts herunterhängendes Band in denselben Farben geschlungen. Oberhalb des Bildes steht „Marburg 1807—1810", darunter „Hassia sey's Panier!" In dem Raume zwischen den beiden Schlägerkörben sieht man eine Guitarre, darunter steht „virtus et honos", noch tiefer endlich „Herford 14. May 1860" geschrieben. Der Zirkel zeigt ein H mit einem V. C. F. = vivat circulus fratrum Hassorum, oder wie man heute zu sagen pflegt: „vivat, crescat, floreat Hassia". Dieselben Farben und gleichen Zirkel gibt übrigens auch der älteste Marburger S. C.-Komment, verfaßt in der Folgezeit nach dem 25. Februar 1807 und garantiert von den Senioren der drei Landsmannschaften am 13. Juli 1807 an, der in den Akademischen Monatsheften abgedruckt ist, denen überhaupt eine große Anzahl von hier mitgeteilten Notizen entnommen wurden. Dieser uns erhalten gebliebene Komment stammt aus dem Nachlaß der Hassia; er füllt ein Quartheft, dessen Umschlag außen schwarz, innen grün ist; der Schnitt des Büchelchens und das aufgeklebte Schild mit der Aufschrift „Marburger Comment" endlich sind von roter Farbe. Nach diesem Komment, unterzeichnet von den hessischen Senioren Bähr (gestorben als höherer Justizbeamter in Fulda) und Otto, waren der Hassia als Rekrutierungsbezirke zugewiesen „die Orte, die die Gränzlinie von Kassel nach Gelnhausen durchschneidet". Aus dem S. C.-Komment sei weiter mitgeteilt, daß im Senioren-Konvent „von jeder Landsmannschaft zwey auf beständig von ihr dazu Bevollmächtigte erscheinen" müssen, sowie daß in den Sitzungen, die Donnerstags abwechselnd auf den Stuben der Senioren der verschiedenen Landsmannschaften gehalten werden, „zwey Bouteillen Rheinwein à 12 Gr. auf Kosten der Landsmannschaft getrunken" werden. „Der erste Zweck des S. C. ist: Friede, Ordnung und Eintracht unter der Studentenschaft zu erhalten und zu befördern". Eine sehr wichtige Bestimmung endlich enthält der XI. Abschnitt, wonach „akademische Orden nach dem Marburger Comment nirgends anerkannt" werden. Soweit über den alten Marburger S. C.-Komment.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage des Kasseler Stadtwappens.

Über dem Eingang zum neuen Rathause der Stadt Kassel soll als Wahrzeichen der Stadt deren Wappen angebracht werden. Da von alters her bis in die Neuzeit über die Gestaltung des Wappens verschiedene Ansichten herrschen, so sei im nachfolgenden versucht, darzutun, welche Gesetze zu befolgen sind, wenn das Stadtwappen in künstlerischer Beziehung allen Ansprüchen genügen soll.

Das Stadtwappen von Kassel, wie es seit dem 15. Jahrhundert geführt wird, zeigt einen silbernen Schrägbalken auf blauem Felde und dieses belegt mit silbernen Kleeblättern. Wenn sonach der Schrägbalken das eigentliche Wappenbild darstellt, so sollen die Kleeblätter einzig und allein nur die Schildfläche beleben und das Wappenbild besser hervorheben. Unter diesem Gesichtspunkte ist es daher völlig nebensächlich und gleichgültig, wieviel Kleeblätter auf der Schildfläche angebracht werden. Die Anzahl der aufgelegten Kleeblätter ergibt sich erst nach Befolgung folgender drei Regeln:

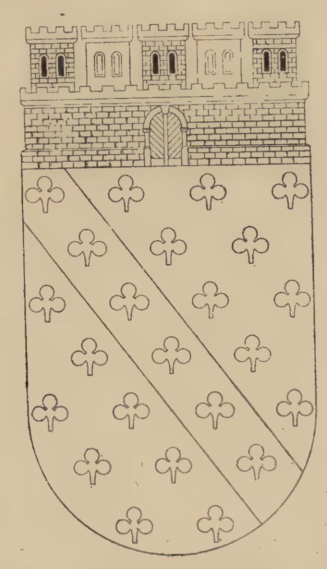
1. Die Blätter müssen die Schildfläche in symmetrischer Stellung bedecken. So verlangt es die Heraldik.

2. Die Einteilung muß so bewerkstelligt werden, daß die Verteilung der Blätter eine gleichmäßige über die ganze Schildfläche ist und keine leeren Räume entstehen, die etwa halben oder Dreiviertel-Blättern entsprechen.

3. Die Größe eines Blattes muß in einem richtigen Verhältnis zur Größe der Schildfläche stehen. Das einzelne Blatt darf daher nicht zu groß und nicht zu klein sein. Im ersteren Falle würde es zu sehr auffallen und die Wirkung auf das Hauptwappenbild — den Schrägbalken — beeinträchtigen, in letzterem Falle zu sehr verschwinden, in beiden Fällen also nicht dem ent-

sprechen, was mit den Blättern bezweckt werden soll, einer Belebung der Schildfläche. Schön ist das Blatt nur dann, wenn es „ein uninteressiertes Wohlgefallen erregt“.

Berücksichtigt man diese drei so einfachen und natürlichen Regeln, dann ist es gar nicht schwer, die richtige Gestaltung für das Wappen zu finden. Nachstehendes Bild möge den Beweis dafür erbringen, ohne daß es Anspruch auf eine künstlerische Durchbildung der einzelnen Teile machen will.



Hierzu sei noch folgendes bemerkt: Die Blätter auf dem Schrägbalken dienen nur dazu, die gleichmäßige Verteilung der Blätter zu veranschaulichen. Daß nach allen Richtungen hin eine strenge Symmetrie gewahrt ist, dürfte ohne weiteres zugegeben werden. Die Größe der Blätter endlich dürfte in einem richtigen Verhältnis zur Größe der Schildfläche stehen. Die Sieben-Teilung der Schildfläche hat sich nach mehreren Versuchen als die günstigste Einteilung ergeben. Diese Teilung kann sich nur innerhalb der Grenzen von 5 und 9 bewegen, wobei die geraden Zahlen 6 und 8 ausgeschlossen sind, da sonst der Forderung der Symmetrie nicht Folge geleistet wird, wie jedermann sich durch Auftragen des Bildes selber überzeugen kann. —

Um zum Schluß noch einige Worte über die gewählte Schildform zu sagen, so möge erwähnt werden, daß diese Form der Zeit entspricht, in der das neue Wappen der Stadt Kassel entstanden sein dürfte, nämlich der Mitte des 15. Jahrhunderts. Auch dürften nicht minder die Bestimmungen einer allerhöchsten Kundgebung vom 20. November 1893 auch hier zu befolgen sein, wonach „die den Schild deckende Mauerkrone über diesem nicht gewölbt, sondern gerade und in der ganzen Breite des obern Schildrandes hergestellt werden“ soll.

Darstellungen des Wappens der Stadt Kassel:
Silberner Schrägbalken in blauem Felde belegt mit Kleeblättern.

Lfd. Nr.	Standort und Vorkommen	Jahreszahl	Anzahl der Blätter
1	Rathaus der Altstadt, erbaut .	1408	6 + 7 = 13
2	Brunnen am Brink	1567	6 + 7 = 13
3	Kasseler Bürgerbuch	1570	6 + 7 = 13
4	Dilichs Hessische Chronik . .	1605	6 + 7 = 13
5	Siebmachers Wappenbuch, 1. Aufl	1609	7 + 7 = 14
6	Math. Merian	1620	7 + 7 = 14
7	Meisners Städtebuch	1638	7 + 7 = 14
8	Piderits Geschichte d. St. K. S. 155	1640	6 + 6 = 12
9	" " " " " " 159	1640	7 + 7 = 14
10	Wessels Wappenbuch		7 + 7 = 14
11	Schminke, Beschreibung v. Kassel	1767	7 + 7 = 14
12	Städtische Schuldverschreibung .	1807 1814 1823	6 + 7 = 13
13	Bürgergardensiegel	1830	6 + 7 = 13
14	v. L'Estocq, Hessische Wappen ,	1884	8 + 7 = 15
15	Amtskette des Bürgermeisters .	1897	6 + 7 = 13
16	Saal im Kaufmannshause . .	1900	6 + 7 = 13
17	Murhard-Bibliothek	1906	6 + 7 = 13
18	Fahne am Klippertschen Hause	1907	8 + 8 = 16
19	Neues Rathaus	1908	+

F. Genth.

Die letzte Nacht.

Skizze von Mary Holmquist. (Schluß.)

In tiefer Nacht liegt Olga Paulowna auf ihrem Lager und blickt in die Dunkelheit mit Augen, die kein Schlaf geküßt. Neben sich hört sie leise Atemzüge. Andrej schlummert. Seine kräftigere Natur fand leichter die wohltätige Ermattung nach den Aufregungen der letzten Wochen, als ihre von der fieberhaften Pein der verflossenen Zeit zerquälte, überreizte Seele.

Die junge Frau lauscht dem geliebten Atmen. So oft in den Jahren ihrer Ehe hat sie in inbrünstiger Liebe den zarten Hauch gesegnet, dem Geliebten in glühendem Gebet Schutz und Gesundheit erflehend. Hat der Mutter Gottes glückseligen Dank gestammelt für den Schatz von Liebe und Güte, an feinem Verständnis und zielklarer Führung, der ihr beschert ist in ihrem Andrej. Und nun? Und morgen? Und immer? Dann soll sie hier ruhen, — allein, — allein. Nie den warmen Laut von seinen Lippen vernehmen; — er, Andrej, wird nicht da sein, ihr Liebster nicht

bei ihr, — fort, fort! Weit! — Um sie wird es kalt sein, eiskalt, todeseinsam! Das entsetzliche Schweigen der Verlassenheit um sie her! — — —

Und er, wo — —?

Weit, weit dehnt sich das Reich, unabsehbar, unendlich breitet es seine Steppen aus, — ziehen sich die Sümpfe hin, — glitzern die Schneewüsten. — — Schweigend liegen die Eisfelder, — leer, endlos, — am Horizont verdämmernd. — Zu wandern Tage, Tage, Wochen, Wochen lang und doch dem Ende nicht nahen! Auf rollenden Rädern in wochenlangem Schütteln und Rattern der vollgepfropften Züge zu durchschneiden. Die Ebenen, die Schneefelder, — wo soll die schreiende Sehnsucht derer, die sie lieben, die Armen suchen, die ausgesandt wurden, um das Land, das große, heilige Rußland zu hüten, zu schützen, zu verteidigen? Ach, Olga möchte es zum Himmel aufschreien: Was kümmert sie des träumenden Riesenreiches Schicksal, was seine Ehre, sein Ehrgeiz, wenn es ihr das Einzige, das Kostbarste entreißt. — Sie soll ihn hinziehen lassen, ihn von der Endlosigkeit da draußen verschlingen lassen? Oder zu einem Ziele bringen lassen, — o, da sind Orte, entsetzliche, wo Getöse und Donner herrscht, wo Kugeln pfeifen und treffen, — treffen in Hunderttausende von warmen Herzen; in frohe Augen, in junge Glieder, die so froh dem lachenden Leben entgegen blühten. — — Und da, — sind dunkle Hügel auf dem Boden, in formlosem Durcheinander Menschen, — Menschenberge; — es regt sich, — zuckt, — da eine Hand, — Arme strecken sich — — —. Menschen tote, verwundete, — sterbende —, die verröcheln. Und er, er —, ihr geliebtester Mensch, soll dorthin? Sie sieht ihn tagelang liegen, hinsiechend, an versteckten, fernen Plätzen, im Staub, im Blut, ehe sie ihn finden, — wenn sie ihn finden!

Bilder steigen der Frau vor den gemarterten Sinnen auf: Sie sieht Kolonnen, im Sturm kommen sie heran — der Offizier an der Spitze, dem Feind entgegen, — ein Schrei, — er stürzt, der junge Kapitän, und über den Toten, den Sterbenden hinweg stürzen die Truppen weiter; — vor! in den Tod! Vor ihnen, hinter ihnen, zur Seite, — überall, — Tod!! —

Gelb grinsend auch draußen, in den Lazaretten, den Baracken, in den Räumen der schwimmenden Hospitalschiffe, — in den Lagern und Ortschaften, — weit umher geht er von einer Lagerstatt zur andern, berührt die bleichen, verzerrten Gesichter der hülflos Hingestreckten mit dem Stab der Seuche, — daß sie in Schmerzen dahingehen! Hunderte! — Hunderte! — — —

Ach, — und —, dort auf dem Hügel? — Erbitterter Kampf, — dichte Knäuel von Freund und Feind! — Das furchtbarste Grausen: Bajonettkampf!! — das kaum auszudenkende! Menschen, die einander die Glieder zerfleischen, — die mit den spitzen Waffen in den roten Herzen der Feinde wühlen, — in wahnwitziger Verzweiflung einander zerfetzen — — —! —

Olgas Seele sieht all dies Furchtbare, all das, was weit da draußen in der dämmernden Ferne geschieht, jeden Tag weiter geschehen wird in immer neuer Gräßlichkeit.

Und dahin soll sie den Mann ihres Herzens ziehen lassen, soll ihn den hundertarmigen Gefahren preisgeben, ihn dem fast unabwendbaren Tod entgegengehen lassen, der seiner in tausend Gestalten lauert?! — Ihn, den sie umgeben mit der zärtlichsten, weichsten Fürsorge eines reichen Frauenherzens; ihn, an dessen innersten Regungen ihr ganzes Wesen teilgenommen!

Sie und Andrej fanden einander vor Jahren und verbanden sich in ernster Liebe fürs Leben, bis heute jeden Tag preisend, den sie miteinander verlebt. Und sie hat keinen Menschen auf der Welt, außer ihrem Andrej, der ihr, der Waise, Vater und Mutter ersetzte in seiner warmen Liebe, ihr Freund und Geliebter war und in seiner froheren Art ihren grüblerischen Sinn mit den Sonnenstrahlen seines herzigen Lachens, seiner liebevollen Frohnatur durchleuchtete. Bis, — — bis der Tag kam vor Wochen, der die Einberufungs-Ordre brachte! Da fand auch sein Mund nur mühsam wehes Lächeln, wenn er die verzweifelnde Frau mit der Hoffnung auf baldige gesunde Heimkehr trösten wollte!

In der Stille der Friedenszeit war ihr der „Reserve-Offizier" in ihrem Andrej fast aus dem Bewußtsein geschwunden, so daß bei Beginn des Krieges diese Tatsache sie gleich unvermittelt und erschreckend überfiel. Dann zog sich alles monatelang hin, sie glaubte kaum mehr an ein Kommando, bis der Tag kam, der den Schlag brachte! Und in Hast und unnatürlicher Starrheit wurden die nötigen Anordnungen getroffen, Vorbereitungen und Besorgungen gemacht, — immerfort tätig, um nur keinen Augenblick die Gedanken frei zu lassen. Nun ist alles bereit! — Nun ist nichts mehr zu tun, — zu besorgen! — O, wie die Pulse hämmern, das Herz fliegt; — wie gejagt von der hetzenden, qualvollen Vorstellung: Ja, — nachher, — in der Frühe, — dann wird Andrej aufstehen, sich anziehen, — fortgehen, um sich dem Transport zuzustellen. — Auf den Bahnhof, — da will und soll sie nicht mit, — das hatten sie verabredet! — Also, — wird der Abschied hier sein! Andrej nimmt sie in die Arme, — zum letztenmal, — fest, so fest! — — Ein heißer Kuß, — ein

Händedruck, — schmerzend, — ein Blick noch, — und — und die Türe schließt sich hinter ihm! — Sie ist allein! — Allein! — Eilt ans Fenster, sieht ihn, — seine Gestalt noch einmal, — er blickt herauf, — winkt, verschwindet an der Ecke! — Und sie soll dann nicht hinstürzen, hinab, — ihm nach?! — Ihn halten? Sich in seinen Weg werfen?! — — — Ach, kann denn die verzweifelte Gattin den in den Krieg ziehenden Offizier halten? Zurückhalten durch ihre Tränen und Klagen?! Lächerlich! — So unerbittlich, felsenhart schreitet das Leben darüber hinweg. Keine Macht kann ihr den Geliebten retten, keine Macht den Abschied verhindern! Keine?

Leise greift Olga in das Gefach des kleinen Schränkchens an ihrem Bett, — sie weiß, sie hat ihn hineingelegt, den feingeschliffenen, haarscharfen Tscherkessendolch. — So, — ihre Hand hält ihn fest umspannt. Die zierliche kaukasische Waffe glitzert leise silbern auf in dem matten Schein, der von der Laterne draußen auf der Straße in das Gemach dringt.

Nebenan schlägt die Uhr mit tiefem Klang vier Uhr. Noch zwei Stunden, dann muß Andrej aufstehen, — dann, — dann ist bald alles vorbei! Jetzt hat sie noch Zeit, — noch Macht!

Wenn er, der so glücklich unbewußt hier noch im Schlummer liegt, erwacht, — dann ist es zu spät. — Lautlos erhebt sich die Frau und beugt sich über den Schlafenden. O, sie möchte sich über ihn werfen, ihn umklammern und mit Küssen den geliebten Mund bedecken! Er soll das Abschiedswort nicht sprechen! Sie sind doch beide so jung! Wie glückerfüllt lag der Lebensweg vor ihnen da, den sie Hand in Hand gehen wollten, — und dann fiel der Blitz!

Dieses ist schlimmer als jäher Tod, dies lange, bange Ungewisse, dies Hinausziehen in die Greuel und Qualen, und das Daheimsitzen und jede Minute in Tagen und Wochen, Monaten, den Heißgeliebten in den entsetzlichsten Leiden wähnen, sich das Hirn zerreißen lassen von den wilden Vorstellungen?! — Nein, nein, — schreien darf sie nicht, — küssen darf sie ihn nicht, — das würde ihn wecken, — dann wäre alles verloren! Nur leise wie ein Hauch gleiten ihre Lippen über sein Haar.

Ein Flüstern schwebt über ihn hin:

„Du mein alles, — mein Andrej, — komm, wir bleiben zusammen, — weißt Du, uns können sie nicht trennen! Ich lasse Dich ihnen nicht! — Und, Du Geliebter, — Du bist mir nicht böse, daß ich doch die Macht gefunden habe, die uns den Abschied erspart? — Ich kann nicht ohne Dich leben!“ —

Das grau heraufsteigende Morgenlicht fiel auf zwei stille, bleiche Gesichter. Diese kalten Lippen brauchten den Abschiedskuß nicht mehr zu fürchten. Den stummen Herzen drohte kein Trennungsschmerz mehr, sie waren vereint, blieben vereint! —

Dem Eddertal bei Waldeck zum Abschied.

An ferner Tage Marken seh' ich ragen
Gleich einer Warte Waldecks festes Schloß. —
O goldne Zeit, als wir vorbeigefahren,
Der Klosterschüler ferienfroher Troß!

Wegabwärts war's, doch unsre jungen Herzen
Trieb es hinan. Wir haben still gelauscht
Dem Lied von alter Tage Lust und Schmerzen,
Das um die wettergrauen Zinnen rauscht.

Wo von der Brustwehr sich mit Purpurwogen
Der Heckenrosen Flut ins Tal ergießt,
Sah'n wir des Flusses wundervollen Bogen,
Der silberhell den Wiesengrund umschließt.

Sah'n Hirt und Herden, von der Mühle rauschte
Herauf der Wasser Sturz am breiten Wehr.
Vom fernen Waldrand, wo das Kirchlein lauschte,
Klang summend Glockenläuten zu uns her.

Die Hände auf dem Mauerrand gefaltet,
Hab' ich den Blick nicht von dem Bild verwandt —
Es hat in meinem Herzen sich gestaltet
Zum schönsten Gruß aus meiner Jugend Land. —

Und jetzt — mit Trauer hab' ich es vernommen —
Heischt man von dir dein leuchtendes Geschmeid',
Mein Eddertal, und nichts mehr soll dir frommen
Dein rührend Bild und deiner Schönheit Kleid!

Schon breitet über deine grünen Matten
Die Schwermut ihre dunklen Schwingen aus.
Auf deinen Dörfern liegen düst're Schatten,
Und trübe Sorge schleicht von Haus zu Haus:

Ein tausendfaches schweres Lossichraffen
Von Haus und Herd, vom alten Lindenbaum,
Von jungem Glück, von vollem Mannesschaffen,
Vom einst'gen Grab in lieber Heimat Raum.

Zäh hat und tapfer es um dich gerungen,
Dein Edelvolk von echter Kattenart,
Doch als die stärk're Pflicht sie hat bezwungen,
Da senkten sie die Waffen unverzagt.

Da gaben sie das Beste, was sie hatten,
Mehr als ihr Herzblut ihnen lieb und wert,
Des schönen Heimattales grüne Matten,
Der Ahnen Gräber und den eig'nen Herd. —

Mein Vaterland, wenn deinen jungen Helden
Du um die Stirn den vollen Lorbeer rankst,
Wenn Stein und Erz uns ihre Taten melden,
Nun sinne, wie du solcher Treue dankst.

Frankfurt a. M. Th. Endemann.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am ersten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des neuen Jahres am 6. Januar zu Kassel sprach zunächst Kanzleirat Neuber über „die Stadt Schwarzenborn im Kreise Ziegenhain und ihr Siegel." Eingehend behandelte er die Geschichte dieser Stadt, deren Namen schon 1173 vorkommt und die im Anfang des 14. Jahrhunderts mit den Rechten einer Stadt und zugleich mit einer Burg versehen wurde. Diese Burg brannte 1469 samt der Stadt nieder, und auf ihren Trümmern wurde das neue Rathaus errichtet, das aber im 30jährigen Krieg nebst Kirche und 84 Wohnhäusern wieder in Asche sank. Schwarzenborn ist unser hessisches Abdera; von allen in Umlauf gesetzten Schwänken bezeichnete der Vortragende aber nur zwei als wirklich geschehene. Er legte sodann die Abdrücke von vier Siegeln vor, die er in der Repositur der Schwarzenbörner Bürgermeisterei vorfand, nämlich das große Wappen der Stadt (Adler mit Ziegenkopf und Brustschild mit Stern), ein Siegel der dortigen Leinweber, das Zunftsiegel einer Schlosserinnung, vermutlich derjenigen aus dem nahen Niederaula, und ein Dienstsiegel aus westfälischer Zeit. — Hierauf brachte an der Hand graphischen Materials Regierungsbaumeister Genth noch eine Reihe praktischer Vorschläge für die Gestaltung des Kasseler Wappens, die wir ihres besonderen Interesses wegen an anderer Stelle dieser Nummer wiedergeben. Regierungsrat Winkel hielt es mit Rücksicht auf den verhältnismäßig kleinen, für das Kasseler Stadtwappen vorgesehenen Stein über dem Portal des neuen Kasseler Rathauses für angebracht, die beiden Schildhalter und auch die Mauerkrone fortzulassen, was keinerlei heraldischen Bedenken begegne. Kommissionsrat Schlemming zeigte, daß sich auch in der von Baumeister Genth vorgeschlagenen Renaissanceform des Wappens durch kleinere Änderungen in der Linie des Schildrandes die bisher vom Magistrat stets festgehaltene Zahl der Kleeblätter 6 + 7 beibehalten lasse. General Eisentraut sprach noch einmal allen Herren, die durch ihre z. T. recht mühevollen Untersuchungen zur Klärung dieser Frage beigetragen hatten, den Dank des Vereins aus. — Den Schlußvortrag hielt Regierungsrat Winkel, indem er aus einer von ihm verfaßten größeren Arbeit über das Thema „Wie sollen wir flaggen" einige interessante Punkte von besonders lokaler Bedeutung herausgriff. Privatleute dürfen flaggen sowohl mit der deutschen National- und Handelsflagge (schwarz-weiß-rot, wobei schwarz immer oben zu führen ist), mit der preußischen National- oder Handelsflagge (schwarz-weiß, bzw. weiß mit Adler) und mit den Provinz- und Stadtfarben. Die Provinzialfarben für Hessen sind durch Ordre von 1892 festgesetzt; danach hat der Bezirksverband, rot-weiß, die Provinz rot-weiß-blau. Die Stadtfarben stimmen in der Regel, aber nicht immer, mit den Farben des städtischen Wappens überein, und hier ist nach einer heraldischen Regel die Farbe der Wappenfiguren ausschlaggebend; daher steht bei den Kasseler Farben weiß-blau weiß oben. Das Wappen der Provinz bildet einen durch eine aufspringende Spitze gespaltenen Schild, die vordere blaue Hälfte mit dem hessischen, die hintere blaue Hälfte mit dem nassauischen Löwen, in der oberen roten Spitze der rotgezungte helmbewehrte Adler (Frankfurt). Für den Bezirksverband gilt das Wappen der Landgrafschaft Hessen. Das kleine Siegel ist ein freistehender preußischer Adler, auf dessen Brust sich der Wappenschild der Landgrafschaft Hessen (mit dem hessischen Löwen) befindet. Der Löwe soll achtmal quergestreift sein (wie im „Leben des hl. Willehalm von Oranse„ aus 1334), wird aber jetzt zehnmal quergestreift. Will man den Löwen ohne Schild in eine Flagge setzen, so geschieht das auf einem weißen Tuch, das oben und unten einen roten Rand trägt Man kann ihn auch mit dem Schild in die oberste Ecke einer solchen Fahne am Flaggenstock anbringen, er muß aber dann die volle Höhe des roten Streifens einnehmen. Auch kann man ihn ausgeschnitten in ein vollständig blaues Flaggentuch hineinsetzen Die städtische Flagge hat weißes Flaggentuch mit blauen Streifen und dem Schild in der Mitte oder weiß-blaue Fahne und das Wappen im Obereck. Will man Tierfiguren, z. B. den Adler, in eine Flagge hineinbringen, so müssen diese immer „in den Flaggenmast hineinbeißen". Da dies bei Wimpeln schlecht aussieht, sieht man hier am besten von Tierfiguren ab. Was hier von Tieren gilt, gilt auch vom Kasseler Wappen.

Für die Vorbereitung des Neubaues eines Hessischen Landesmuseums zu Kassel sind in den preußischen Haushaltsplan für 1908 10 000 M. eingestellt. Die Begründung lautet: Die bei der Erwerbung Kurhessens in das Eigentum Preußens übergegangenen überaus wertvollen Sammlungen in Kassel sind mit Ausnahme der Gemäldesammlung, der naturwissenschaftlichen und ethnologischen Sammlungen in unzulänglichen und ungeeignetsten Räumen untergebracht. Teils befinden sie sich im Erdgeschoß der Gemäldegalerie, teils haben sie im Erdgeschoß des im übrigen den Zwecken der kommunalständischen Landesbibliothek dienenden Museum Fridericianum Aufstellung gefunden; für

die Instrumenten-Sammlung endlich ist in einigen Räumen des zweiten Obergeschosses des Museum Fridericianum und in dem daran gebauten Zwehrenturm Platz geschaffen. Bisher haben die vorhandenen Bestände wegen ihrer schlechten Unterbringung und räumlichen Trennung nur zum geringsten Teil Verwertung gefunden. Ein Wandel kann nur durch Errichtung eines geräumigen neuen Museumsbaues geschaffen werden. Es wird geplant, ein neues Museum zu errichten, in welchem die Sammlungen des Museum Fridericianum mit Einschluß der im Unterstock der Gemäldegalerie befindlichen gewerblichen und kulturhistorischen Altertümer, jedoch mit Ausnahme der Gipsabgüsse, ferner die kunstgewerblichen und landesgeschichtlichen Sammlungen der Stadt Kassel, eine Auswahl der Sammlungen des hessischen Geschichtsvereins und der Kasseler Gewerbehalle Aufnahme finden sollen. Endlich sollen in dem neuen Museum Räume zur Veranstaltung wechselnder kunstgewerblicher Fachausstellungen vorgesehen werden. Ein zum Bau geeignetes Grundstück ist von der Stadt Kassel unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Über die Höhe der Baukosten selbst sind zuverlässige Unterlagen noch nicht beschafft, sie werden einschließlich der Kosten der Einrichtung vorläufig auf 860 000 M. geschätzt. An der Aufbringung dieser Kosten wird sich der Bezirksverband des Regierungsbezirks Kassel mit 200 000 M. beteiligen, wogegen diesem das Gebäude des Museum Fridericianum für die Zwecke der Landesbibliothek ganz überlassen werden soll. Ferner wird die Stadt Kassel ein ihr von dem Handels- und Gewerbeverein zu Kassel überwiesenes Kapital von 75 000 M. zum Bau zur Verfügung stellen. Endlich werden weitere 200 000 M. durch eine Spende von einer privaten Seite gedeckt werden Für das Etatsjahr 1908 genügt es, wenn der Staat zur Vorbereitung des Baues einen Betrag von 10 000 M. flüssig macht. Die weiteren Bewilligungen für den Bau selbst sind von der Feststellung des noch auszuarbeitenden Entwurfs, über den ein Wettbewerb ausgeschrieben ist, abhängig.

Hochschulnachrichten. Marburg: Dem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Zincke wurde der Kgl. Kronenorden 3 Kl. verliehen. Der ordentliche Professor der praktischen Theologie, Universitätsprediger Konsistorialrat D. Achelis beging am 13. Januar seinen 70. Geburtstag. Privatdozent Dr. Rudolf Fueter wurde zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Basel ernannt. — Gießen: Professor Dr. Paul Drews hat den an ihn ergangenen Ruf nach Halle angenommen.

Neue Kasseler Straßennamen. Die Kasseler städtischen Behörden haben, wie uns Herr Stadtrat A. Schmidt mitteilt, wiederum einigen neuen Straßen Namen gegeben.*) Als Taufpaten für die Straßen, die das neue Gebäude des „Roten Kreuzes" umschließen, hat man die berühmten Ärzte Virchow, Pettenkofer und Bergmann gewählt. Eine neue Straße im sog. „musikalischen Viertel" vor dem Frankfurter Tor ist nach dem Komponisten Haydn benannt worden. Hüttenbergstraße und Krähhahnstraße im oberen Druseltal führen ihre Namen nach benachbarten Wald- und Flurnamen. Die Walkmühlstraße im Stadtteil Bettenhausen heißt nach einer dort gelegenen Mühle an der Losse, die zum Walken des Tuchs diente. Kassel zählte bekanntlich früher unter seinen Einwohnern eine große Anzahl Tuchmacher. Dem berühmten Erzähler Wilhelm Raabe zu Ehren hat man eine Straße Raabestraße genannt. Am neuen Kunstakademiegebäude entlang führt die Akademiestraße. Der Marktplatz ist in Neumarkt umgetauft und der Name Hessische Straße, den die häßlichste Straße der Stadt führte, ist dadurch beseitigt, daß man die Straße einer benachbarten Straße angliederte.

*) Vgl. „Hessenland" 1906, S. 302 ff.

Kurhessischer Künstlerbund. Die bisherige unter der Bezeichnung „Künstlerbund Hessen-Nassau" bestehende Vereinigung hat ihren Namen, den tatsächlichen Verhältnissen besser entsprechend, in „Kurhessischen Künstlerbund" umgewandelt. Der Bund wird sich, einer Einladung der Ausstellungsleitung folgend, an der diesjährigen „Hessischen Landesausstellung" in Darmstadt korporativ beteiligen In Kassel wird der „Kurhessische Künstlerbund", wie bisher üblich, eine Frühjahrsausstellung, die dritte seit seinem Bestehen, veranstalten.

Jubiläum. Am 7. Januar beging der frühere Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstation zu Marburg, Geheimrat Prof. Dr. Th. Dietrich zu Hannover, sein 50jähriges Doktorjubiläum. Dietrich hat seit der Begründung der Versuchsstation am 1. Oktober 1857 diese bis zum 1. April 1902, also 45 Jahre hindurch, geleitet und zu hoher Blüte gebracht.

Aus Spangenberg. Wie uns mitgeteilt wird, hat Ende vorigen Jahres durch den Konservator der vaterländischen Kunstdenkmäler, Geh. Oberregierungsrat Lutsch, den Bezirkskonservator Professor v. Drach-Marburg und einige Kommissare des Ministeriums eine Besichtigung der Wandgemälde

im Spangenberger Schloß stattgefunden, die zu dem Beschluß führte, daß diese Wandgemälde, soweit sie noch erhalten sind, unberührt bleiben sollen. Wir können diesen Beschluß, der ganz unseren wiederholt ausgesprochenen Wünschen entspricht, nur auf das freudigste begrüßen. — Die Stadt Spangenberg gedenkt im nächsten Jahre ihr 600jähriges Stadtjubiläum durch ein Heimatfest würdig zu begehen.

Die Wehrholzeiche. Von privater Seite war uns mitgeteilt worden, daß die alte, 1900 auch in das forstbotanische Merkbuch für Hessen aufgenommene Wehrholzeiche bei Balhorn von den Verkoppelungsarbeiten bedroht würde. Nachdem eine von uns an den Bürgermeister von Balhorn gerichtete Anfrage unbeantwortet geblieben war, haben wir uns an die unter Leitung des Professors Dr. Conwentz in Danzig stehende amtliche Zentralstelle für Naturdenkmalschutz mit der Bitte gewandt, durch rechtzeitige Vorstellung bei der General-Kommission in Kassel eine etwaige Gefährdung dieser historischen Eiche abzuwenden, was hoffentlich noch möglich ist.

Berichtigung. Zu der der „Wiener Fr. Presse“ entnommenen Mitteilung auf S. 16 der Nr. 1, daß das althessische Adelsgeschlecht Buttlar Frhr. auf Brandenfels gen. Treusch mit dem Grafen Otto Wilh. ausgestorben sei, teilt uns unser Mitarbeiter, Dr. Ph. Losch, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin, freundlichst mit, daß es ein solches Geschlecht überhaupt nicht gibt. Der Verstorbene gehörte der Familie Treusch v. Buttlar an, wurde aber nach seiner Verheiratung mit der Sternkreuzordensdame Gräfin Stubenberg vom Herzog von Meiningen 1874 als „Graf B. auf Brandenfels gen. Treusch“ in den Grafenstand erhoben. Er starb allerdings ohne Nachkommen, die althessische Familie Treusch v. Buttlar blüht aber noch in zahlreichen Sprossen weiter diesseits wie jenseits des Ozeans.

Hessische Bücherschau.

Otto der Schütz in der Literatur. Von Gustav Noll. 143 Seiten. Straßburg (Verlag von K. J. Trübner) 1906. Preis 3,50 M.

In dieser überaus fleißigen Arbeit stellt Noll die Sage von Otto dem Schütz in dem ganzen Umfang zusammen, in dem sich die deutsche Literatur ihrer bemächtigt hat. In einem Eingangskapitel behandelt er die Sage bei den hessischen Chronisten (Johannes Nuhn, Wigand Lauze, einem Anonymus, Joseph Imhoff und Wilhelm Busch) und wendet sich dann der ersten gedruckten Darstellung in Cyriacus Spangenbergs „Adelsspiegel“ zu. Der von Edward Schröder 1894 herausgegebene szenische Entwurf des Landgrafen Moritz zeigt, daß sich auch dieser Fürst eingehender mit dem Stoffe befaßt hat, der seitdem auch von den hessischen Historiographen (Wilhelm Dilich, J. J. Winckelmann u. s. f.) in ihre Werke aufgenommen wurde. Die phantastischen Unmöglichkeiten der Chronisten hat dann der 1743 als Bibliothekar zu Kassel verstorbene J. H. Schmincke zum erstenmal unter die kritische Lupe genommen. Noll wendet sich dann der Bearbeitung der Sage in der neueren Literatur, sei es in Prosa, in dramatischer, lyrischer, epischer Form oder als Operntext, zu. Eigentlich hat sich nur ein großer Dichter mit ihr befaßt, Achim von Arnim in seinem „Auerhahn“, allerdings einem Werk ohne große dramatische Schlagkraft. Er hat dabei das Geschichtliche mit großer Souveränität behandelt; trotzdem ist er geschichtlicher als seine Vorgänger, weil er zum erstenmal aus den Personen der Sage überzeugende Gestalten geschaffen hat, wie Noll eingehend begründet. Den Reigen der episch-lyrischen Bearbeitungen, die auffälliger Weise erst im 19. Jahrhundert auftreten, eröffnet Gustav Schwab mit seinem Romanzenzyklus, den Karl Simrock in die zweite Auflage seiner „Rheinsagen“ aufnahm (1837), dann aber in der dritten Auflage durch seinen eigenen „Otto der Schütz“ ersetzte. Die umfangreichste und bekannteste Gestaltung der Sage schuf Gottfried Kinkel 1843 in seinem „Otto der Schütz“, der 1900 in 79ter Auflage erschien. Auch hier versucht Noll neben einer eingehenden Analyse des Werks Kinkels Verhältnis zu den Quellen nachzuweisen, was grade in diesem Fall außerordentlich schwer fallen mußte; auch gibt es interessante Parallelen zwischen Kinkel und dem Helden der Sage. Kinkel war es übrigens, der nicht nur fast alle zeitlich hinter ihm liegenden Bearbeitungen unter seinen Einfluß zwang, sondern auch der Sage zu ungeahnter Volkstümlichkeit verhalf. So müssen denn ihm gegenüber die epischen Bearbeitungen von Schloenbach, K. Egon v. Ebert, Ernst Floris und Ludwig Mohr stark abfallen. Mohrs „Buchsbaumreis vom Rhein“ („Ebbergold“ 1896, S. 109—134) nennt Noll „das kläglichste Produkt unter den epischen Sagendichtungen“, dessen Behandlung der Verse sich dem Bänkelsang nähere, welches Urteil er auf eine lange Zitierung unreiner Reime usw. stützt; zu dieser Kritik müssen denn auch zwei gleichfalls zitierte „Stimmen der Presse“ über das Mohr'sche Werk seltsam kontrastieren. Wenn wir dieses Urteil — das stellenweise in der Verkennung gewollter Provinzialismen zu weit geht — auch nicht allzusehr abschwächen können, so wollen wir dabei doch mildernd Mohrs Liebe zu seiner hessischen Heimat gedenken, die ihm grade auch diesen Stoff in die Hand gab.

Als Libretto wurde die Sage behandelt von Joh. Phil. Simon (1849), Schmezer (1853), Ernst Pasqué, dessen Libretto vom Kasseler Hofkapellmeister Carl Reiß in Musik gesetzt wurde (Aufführung in Kassel 1861),*) von Woerle (1869), Karl Volkmer (1886) und Rudolf Bunge (1887), zu dessen Text Viktor Neßler die Musik schrieb.

Nolls Arbeit zeigt uns einmal im Zusammenhang die überaus mannigfaltige Behandlungsart, die der liebenswürdigen, wenn auch stofflich spröden Sage zuteil wurde, — Erzählung, Roman, Epos, Romanze, Romanzenkranz,

*) Am Geburtstag des Kurfürsten. (Siehe Bennecke, Hoftheater S. 128).

Komödie, Singspiel, Schauspiel, Ritterdrama, romantisches Drama, Oper. Interessant ist dabei auch die Beobachtung, wie der gleiche Stoff doch in der Art der Auffassung die mannigfach wechselnden künstlerischen Interessen jeder literarischen Strömung zum Ausdruck bringt.

Bei der erschöpfenden Behandlung des Stoffes durch den Verfasser hätte übrigens Hugo Frederkings bereits 1885 zu Bromberg erschienener „Born der Liebe. Dichtung in zehn Gesängen" nicht übersehen werden dürfen. Daß neuerdings auch Heinrich Bertelmann die Sage von Otto dem Schütz in sehr feiner und künstlerischer Weise in seine Erzählung „Der Liebenbach" hinein verwebt hat, dürfte den Lesern des „Hessenland" bekannt sein.

Heidelbach.

„Das Magazin." Monatsschrift für Literatur, Musik, Kunst und Kultur. Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57.

Die im 77. Jahrgang stehende Zeitschrift „Das Magazin für Literatur" hat ihre Redaktion gewechselt. Seit dem 1. Januar erscheint sie unter der Schriftleitung von Herwarth Walden, dem Leiter des Vereins für Kunst, und zwar unter dem Titel: „Das Magazin", Monatsschrift für Literatur, Kunst, Musik und Kultur. Die vorliegende Januarnummer enthält u. a. Beiträge von Peter Hille und Charles Baudelaire, Novellen von Peter Baum, Alfred Döblin und Else Lasker-Schüler, ein Essai von Ellen Key Zeichnungen von Max Slevogt und eine reichhaltige ästhetisch-kritische Rundschau.

Eingegangen:

Herzog, Rudolf. Der Abenteurer. Roman. Mit Porträt des Verfassers. 406 Seiten. Stuttgart und Berlin (J. G. Cotta) 1907.
Geheftet 4 M. In Leinen 5 M.

Volkmar, Historisches Schauspiel aus der alten Sachsenzeit in fünf Akten von J. Zimmer, Kaplan. 78 S. Warburg (Verlag von Fritz Quick) 1907.
Preis 1,20 M.

Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hrsgeg. von Professor Dr. Elster. Johann Balthasar Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Von Dr. Johann Lühmann. 103 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1907.
Broschiert 2 M.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrat v. Boxberger zu Marburg der Charakter als Geh. Justizrat; dem Regierungs- und Baurat König zu Kassel der Charakter als Geh. Baurat; dem Kreisbauinspektor Wieprecht zu Homberg der Charakter als Baurat; dem ersten Pfarrer an der Oberneustädter Kirche zu Kassel Most, dem Metropolitan Vilmar zu Schmalkalden, dem Pfarrer Köbrich zu Grebenstein, dem Landtagsabgeordneten Pfarrer Meyenschein zu Altenhaßlau und dem landgräflichen Oberinspektor Stübing zu Hanau-Kesselstadt der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Domänenpächter Reinhard zu Fürsteneck der Charakter als Kgl. Oberamtmann; dem Kreistierarzt Schnepel zu Rinteln der Charakter als Veterinärrat; den Obersteuerkontrolleuren Spranck zu Kassel und Reichel zu Hanau der Titel Steuerinspektor.

Ernannt: Landesrat Dr. Schroeder zu Kassel und Geh. Reg.-Rat Dr. Muff zu Pforta zu stellvertretenden Mitgliedern des Beirats der Zentralstelle für Volkswohlfahrt; Pfarrer Todenhöfer zu Ehringen zum Pfarrer in Wippershain; Pfarrer Schnare zu Hüddingen in Waldeck zum Pfarrer in Ehringen; Hilfspfarrer Rohde zu Niederaula zum Pfarrer in Friedewald; die Referendare Friedrich, Gerlach, Loebell, Ludwig, Mengel, Dr. Paczkowski und Schanze zu Gerichtsassessoren; Gerichtsreferendar Fellinger zum Regierungsreferendar.

Übertragen: dem Oberförster Hawlitschka zu Liegnitz die Oberförsterstelle Felsberg; dem Rechtsanwalt Rang zu Fulda die Geschäftsleitung der Direktion des Leih- und Pfandhauses daselbst bis zum 1. April 1909.

Versetzt: Forstmeister vom Hof zu Felsberg nach Klausthal; Oberlehrer Dr. Schäfer zu Wiesbaden zum 1. April d. J. an das Kgl. Gymnasium in Hanau; der zweite Vorstandsbeamte der Reichsbankstelle zu Fulda Bankassessor Hirsekorn in gleicher Eigenschaft an die Reichsbankhauptstelle in Köln; Referendar Dr. jur. Heikes zu Rinteln an das Oberlandesgericht in Celle.

Beauftragt: Bankvorstand Sauter zu Ravensburg mit der interimistischen Verwaltung der Stelle des zweiten Vorstandsbeamten bei der Reichsbankstelle in Fulda.

Entlassen: der Gerichtsassessor Dr. Schaub aus dem Justizdienste infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgerichte in Limburg.

Geboren: ein Sohn: Universitätsprofessor Dr. Karl Heldmann und Frau Hedwig, geb. Grenacher (Halle a. S., 25. Dezember); Professor Schaum und Frau Ella, geb. Winter (Marburg, 6. Januar); Amtsrichter Looff und Frau Martha, geb. Müller (Kassel-Felsberg, 11. Januar).

Gestorben: Bildhauer Georg Günther, geborener Kasselaner, 63 Jahre alt (Brooklyn N. Y., 14. Dezember); deutsch-amerikanischer Journalist Friedrich Schmidt, geborener Hanauer, 70 Jahre alt (Philadelphia, Pa., 21. Dezember); Fabrikant Theodor List, 66 Jahre alt (Lauterbach, 31. Dezember); Konsistorialpräsident a. D. Ernst Scheffer, 71 Jahre alt (Kassel, 1. Januar); Regierungsrat August Schumann, 46 Jahre alt (Kassel, 1. Januar); Frau Auguste Gerland, geb. Rudolph (Kassel, 1. Januar); Bürgermeister a. D. Paul Schmidt, 87 Jahre alt (Bebra, 2. Januar); Pfarrer a. D. Dr. Burgmann (Bieber, 2. Januar); Gutspächter Heinrich Pabst (Frommershausen, 3. Januar); Konsul a. D. Friedrich Wilhelm Abel, 67 Jahre alt (Kassel, 4. Januar); Hauptlehrer a. D. Wendelin Fritz, 78 Jahre alt (Fulda, 5. Januar); Kais. Gouvernements-Sekretär Karl Kern, 30 Jahre alt (Dar es Salam, Deutsch-Ostafrika, 8. Januar); Kaufmann Rudolf Labassé (Kassel, 8. Januar); Oberst a. D. Eduard Moye, 81 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Buchdruckereibesitzer Ferdinand Ehrenklau, 69 Jahre alt (Alsfeld, 10. Januar); Kaufmann August Ziegenbruch, 79 Jahre alt (Hattendorf, 11. Januar); Fabrikant Friedrich Lang, 40 Jahre alt (Fulda, 12. Januar); Forstmeister a. D. August Adam, 73 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 13. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XXII. Jahrgang. Kassel, 3. Februar 1908.

Waisenkinder.

1.

Mein Vater ist tot. Meine Mutter sagt,
Sie hätt' sich so lange mit uns geplagt.
Da nahm sie ins Haus den fremden Mann,
Der sah mich so kalt und so herzlos an.
Die Kleinsten müssen ihn Vater nennen.
Mir ist, als könnt' ich den Mund mir verbrennen.
So lauf' ich hinaus und ruf's in den Wind:
„Ich bin ein verlassen Waisenkind!"

2.

Am Tage, da ward mir die Zeit nicht lang.
Doch vor dem Abend, wie ist mir so bang!
Da leg' ich mich mit den andern zur Ruh,
Es kommt keine Hand und deckt mich zu. —
Sie sagen: hübsch brav sollt' ich werden
Und lernen und haben fröhlichen Mut.
Sie meinen's ja alle so gut, so gut!
Doch wenn's nur mein liebes Mütterlein wüßt':
Es hat mich noch keiner, keiner geküßt. — —
Sie sagen: Soldat müßt' ich werden.
Drum sollt' ich schaffen und springen viel
Und tummeln mich tüchtig bei frohem Spiel.
Ich geb' mir ja Mühe so redlich, doch nie
Ritt ich wie and're auf Vaters Knie. —
Ach, wenn's doch mein Vater wüßt' unter der Erd':
Mir kauft auch nicht einer ein Schaukelpferd. — —

3.

Ja, herrlich war's unter dem Weihnachtsbaum,
Für jeden Bilder, ein lockend Spiel
Und Honigkuchen und Nüsse so viel.
Und doch. Mich quälte ein zehrender Traum. —
Daheim. Wir waren noch alle beisammen.
Kein Bäumlein freilich in flackernden Flammen.
Doch schnitt die Mutter den Christtagsstollen,
Der Vater ließ Äpfel vom Tische rollen.
Wir schlugen uns drum — — O, sagt, ist es wahr? —
Zerronnen das alles in einem Jahr? —

4.

Mir ist, als war es gestern.
Wir saßen rings um den Tisch.
Vier Brüder und fünf Schwestern —
Alle gesund und frisch.

Vier Brüder und fünf Schwestern.
Mein Vater zeigte uns stolz.
Mir ist, als war es gestern:
Sie fanden ihn tot im Holz.

Vier Brüder und fünf Schwestern.
Die Mutter schrie so laut.
Mir ist, als war es gestern,
Da wir ins Grab geschaut.

Vier Brüder und fünf Schwestern.
Nun kam die Not ins Haus.
Mir ist, als war es gestern.
Wir mußten alle hinaus.

Vier Brüder und fünf Schwestern,
Ein liebes Mütterlein,
Die hat auseinandergetrieben
Der schwarze Totenschrein.

Kassel. **H. Bertelmann.**

Die Burg Gieselwerder.

Von F. Pfaff.

Ehe die obere Weser sich nach Westen wendet, um in zwei großen Schlingen zwischen dem Reinhardswalde und dem Solling sich hindurchzuwinden, nimmt ihr rechtes allmählich ansteigendes Ufer eine breite Fläche fruchtbaren Ackerlandes ein. Am Nordrand dieser Flur liegt der alte Ort Lippoldsberg, ehemals ein stattliches Frauenkloster, am Südrand Gieselwerder, das sich gleichfalls geschichtlicher Bedeutung rühmen kann. Wer als Wanderer aus dem unmittelbar an diesen Ort stoßenden Reinhardswald heraustritt, sei es im Frühling, wenn das Grün der Buchen leuchtet, oder wenn der Herbst die Farben gemischt hat, wird überrascht sein von der Schönheit des Bildes, das plötzlich enthüllt wird: eingebettet zwischen den waldigen Höhen des Reinhardswalds und des Kiffings, umgeben von Obstgärten und Wiesen und berührt von der Weser liegt Gieselwerder vor ihm. Aber nichts verrät ihm, daß hier eine der wenigen Wasserburgen gestanden hat, die das alte Land zu Hessen aufzuweisen hatte. Es gehört auch schon ein durch Übung geschärfter Blick dazu, um in dem Dorfe selbst und zwar vor der Weserbrücke an dem letzten Gehöft zur rechten Hand, das heute noch die Burg genannt wird, spärliche Reste mittelalterlicher Wehrbauten zu entdecken.

Dies Gehöft wird durch eine in allen ihren Teilen alte Mauer von der Form eines Hufeisens umschlossen, das mit der Grundlinie an die Weser stößt und in der Längsachse 60, in der Querachse 40 Meter größte Ausdehnung hat. Das steinerne Tor, zu dem eine Brücke über einen schmalen Wasserlauf führt, scheint an der Außenseite erneuert, während der innere Torbau alt ist; südlich von ihm ist das vorspringende Halbrund eines Mauerturms in der Höhe der Umfassungsmauer erhalten. Das Hauptgebäude innerhalb des Berings ist 40 Meter lang und liegt mit der schmalen Giebelseite nach der Weser zu, es enthält Wohnräume, Scheune und Ställe nach sächsischer Weise vereinigt. Schwerlich ist es älter als 250 Jahre, nur die Keller darunter scheinen aus früherer Zeit herzurühren. Längere Zeit hindurch diente es als Zollhaus für die Weserschiffahrt, nach dem Jahre 1850 war es Sitz einer Renterei, jetzt ist eine Forstkasse darin untergebracht. Unter den Nebengebäuden ist das alte Backhaus insofern von Interesse, als Mauerreste, die auf die nördliche Umfassungsmauer stoßen, beweisen, daß hier ein alter Steinbau gestanden hat.

In dem südlich der Burg gelegenen Garten ist eine Mulde deutlich erkennbar, die Spur eines früheren Weserarms, der das Gelände, auf dem jetzt der östliche Teil des Dorfes steht, durchschnitt und etwa 700 Meter unterhalb in den Strom zurückfiel. Er bildete so einen langen, schmalen Werder, und diesen Namen führte die alte Ansiedelung, die auch in lateinischen Urkunden meist Insula heißt. Etwas oberhalb der Einmündung jenes Weserarms, wo die alte Wasserrinne noch wahrzunehmen ist, liegen einige Gärten, die noch heute den Namen Spitzburg tragen. Hier hat ein zweiter Wehrbau gestanden, der aber schon früh verschwunden ist. In der „Zapffenburger Beschreibung[1]) vom Jahre 1587" heißt es, nach dem Bericht der Alten habe unterhalb Gieselwerder noch ein Haus gestanden, die Spitzenburg genannt, mit einer Fläche von einem halben Acker herrschaftlichen Bodens, der zur Zeit als Garten eingetan sei.

Die Frage, wem ursprünglich das Eigentumsrecht am Gieselwerder zugestanden habe, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. Der lange Streit, der zwischen dem Erzstift Mainz und dem welfischen Haus darüber geführt worden ist, hat in so weite Ferne nachgewirkt, daß noch im 18. Jahrhundert unser Wenck[2]) für die auf Hessen übergegangenen Ansprüche von Mainz, Scheid[3]) für die gegnerischen als Anwalt aufgetreten ist. Wir können heute unbefangen urteilen und werden uns der Überzeugung nicht verschließen können, daß die überwiegenden Gründe für das Recht der Welfen sprechen.

Im 12. Jahrhundert treten in den Urkunden vielfach Grafen von Werder auf, die sich zweifellos nach unserm Ort genannt haben, ein Burchard zwischen 1105[4]) und 1129, Freigraf Rether von Werder 1144, Gerhard von Werder 1162; sie sind nicht für Grafen aus dem sich bildenden hohen Adel, sondern für Amtsgrafen zu halten, die nur Stellvertreter der eigentlichen Gerichtsherren waren. Das mächtige Grafenhaus der Nordheimer besaß Grafschaftsrechte in sieben Gauen, an der oberen Weser war es begütert, und Lippoldsberg, das später zum Amtsbezirk des Werder gehörte, war bis zur Gründung des Klosters in

[1]) Im Staatsarchiv zu Marburg.
[2]) Wenck, Hess. Landesgesch. II, 946 Anm.
[3]) Scheid, Anmerk. zu Mosers Braunschw.-Lüneb. Staatsrecht, S. 83.
[4]) Origines Guelficae ed. Scheidius IV, 547.

seinem Besitz, freilich als ein den Erzbischöfen von Mainz aufgetragenes Lehen. Daß der Gieselwerder ihm gleichfalls gehört habe, ist um so wahrscheinlicher, als die Nachkommen Heinrichs des Löwen, seine Erben, ihn innehatten, denn im Jahre 1228 wird Herzog Otto von Braunschweig in einer Urkunde ausdrücklich Herr des Werder genannt.[5]) Freilich ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier ein altes Lehnsverhältnis zu Mainz vorlag, das in ähnlicher Weise früh verdunkelt wurde, wie es mit hessischen Lehen nachweisbar geschehen ist.

Damals befand sich Gieselwerder in der Hand des Wittekind von Besperthe, der sich nach einem im Bistum Paderborn gelegenen Dorf nannte und zu den Edlen rechnete; er war, wie es scheint, mit den alten Grafen von Werder verwandt. Da er der letzte seines Geschlechts war, so widmete er aus Sorge um sein Seelenheil noch bei Lebzeiten sein Hab und Gut großenteils kirchlichen Zwecken und verkaufte auch den Gieselwerder bald nach dem Jahre 1231 dem Erzbischof Siegfried III. von Mainz, wozu er schwerlich ein Recht hatte. Dieser Kirchenfürst und seine Nachfolger waren unablässig bestrebt, die Besitzungen des Erzstifts im Gebiet der Diemel, Weser und Leine zu vermehren. Ein Gürtel von Bergschlössern, die beiden Gudenburgen, Helfenberg, Rodersen, Schartenberg, Malsburg und Schöneberg, schirmte seine Besitzungen und seine Interessen auf dem linken Weserufer; in dem Gieselwerder ward nun ein fester Platz gewonnen, der sehr geeignet war, den Strom zu beherrschen und den Übergang zu sichern. Die hohe Summe von 2040 Mark Silber wurde angewandt, um ihn zu erwerben und mehr zu befestigen; binnen kurzer Zeit entstanden zwei feste Häuser, von denen das eine vielleicht die erwähnte Spitzenburg war, und auch die kleine Dorfsiedelung wurde durch Wehranlagen gesichert. Bald darauf erkaufte Mainz auch die Hälfte des Bramwalds und zwang den Edlen Konrad von Schonenberg, der sich durch Zugreifen in den Besitz einiger Teile des Reinhardswaldes und der Rodungen darin gesetzt hatte, diese Zubehörstücke des Gieselwerders wieder herauszugeben. Siegfried weilte selbst mehrmals an dem neu erworbenen Ort und bot alles auf, um ihn zu sichern. Die mächtigsten Vasallen des Erzstifts in jener Gegend, wie die Grafen von Dassel, der Edelvogt Hermann von Ziegenberg mit seinem Sohn und der genannte Konrad von Schonenberg wurden als Burgmannen gewonnen und versprachen, die Burg zu bewahren und gegen jedermann zu verteidigen.[6])

[5]) Zeitschr. f. hess. Gesch. II, S. 124.

[6]) Der deutsche König Wilhelm von Holland weilte gleichfalls am 23. Januar 1252 als Gast in der Burg.

Von der Erwerbung durch Mainz an wird der Ort auch in lateinischen Urkunden immer häufiger Gislenwerder genannt, bis endlich diese Namensform die herrschende wurde. Da das weiter abwärts an demselben Strome gelegene Bodenwerder auch eine Burg war, nach der sich noch im 13. Jahrhundert Grafen nannten[7]), so machte sich für beide Orte das Bedürfnis der Unterscheidung geltend. Ältere Schriftsteller haben angenommen, die unterschiedene Form sei auf Gisela, die Gemahlin des Kaisers Konrad II., zu beziehen, die vorher mit dem Grafen Bruno, dem Gründer von Braunschweig, verheiratet war. Diese Vermutung, über die schon Wenck gespottet hat, ist um so luftiger, als nirgends vor dem 13. Jahrhundert die erweiterte Form erscheint. Was ist aber natürlicher als an Gisla, die Gemahlin des Verkäufers, zu denken, in der man wohl den letzten Sproß aus der Familie der alten Grafen von Werder erblicken darf.

Es könnte wunder nehmen, daß Herzog Otto das Kind von Braunschweig nichts unternahm, um sein Recht zu wahren. Aber dieser junge Fürst, der nach seinem Namen, Charakter, Streben und Schicksal eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Heinrich dem Kind von Hessen zeigt, war nicht nur der Erbe der reichen welfischen Güter, sondern auch der ringsum drohenden Feindschaften. Im Norden seines Gebiets in heftige Kämpfe verwickelt, von Kaiser Friedrich II. befeindet und in seinem Erbe bedroht, gezwungen, gegen abgefallene Vasallen vorzugehen, widerstand er, eingedenk des Geschickes, das den Kaiser Otto IV., seinen Oheim, betroffen hatte, den Lockungen der Kurie, die ihn als Gegenkönig auszuspielen gedachte. Vielmehr machte er seinen Frieden mit dem Staufer, beugte vor ihm im Jahre 1234 in Mainz das Knie und schwur ihm den Lehnseid. Auch der einflußreiche Erzbischof Siegfried III. von Mainz, den er sich schon verpflichtet hatte, übertrug ihm nun die Lehen seiner Kirche und versprach ihm seinen Beistand. In der Urkunde[8]), die darüber ausgestellt wurde, sind einige Lehnsstücke namentlich ausgenommen, aber der Gieselwerder befindet sich nicht darunter.

Was Erzbischof Siegfried mit schwerem Geld erworben und ausgebaut hatte, verlor sein zweiter Nachfolger Gerhard durch einen Fehdezug, den er ziemlich leichtsinnig im Jahre 1256 in die Umgegend von Göttingen unternahm. Er wurde in seinem Nachtlager durch einen herzoglichen Vogt aufgehoben, und Albrecht der Große, Ottos Sohn,

[7]) Westfäl. Urkundenb. Additamenta von Wilmans Nr. 95 Exkurs.

[8]) Origines Guelficae ed. Scheid IV, 177.

hielt ihn ein volles Jahr in Braunschweig gefangen, bis er sich durch das sehr hohe Lösegeld von 10 000 Mark Silber und den Verzicht auf den Gieselwerder die Freiheit verschaffte. Dabei kam es ihm sehr zu statten, daß er nicht gezwungen war, das Geld bei der Mainzer Judenschaft aufzunehmen, sondern den größten Teil von Richard von Cornwallis erhielt, der damit seine Stimme bei der Königswahl erkaufte. Der Verfasser der Braunschweigischen Reimchronik, der nicht lange nachher schrieb, widmete dem Erfolg Albrechts folgende Verse [9]):

eyn jar vil nach was irganghen,
daz der biscoph was gevanghen,
dher mit abergrozer kost
mit koninc Richardes helphe wart irlost,
von im wart dhem von Bruneswich,
dhem edelen vursten tugenden rich,
wol zen dhusent marc
und eyn veste gut und starc,
dhe Gislenwerdhere,
ân daz dhem vursten seltenbehre
von anderen herren gutes wart.

Wie wäre Albrecht damals wohl grade auf die Abtretung von Gieselwerder verfallen, wenn nicht in dem Bewußtsein, daß er zum welfischen Besitz gehöre und zu Unrecht entfremdet sei. Das Besitztum war übrigens durch Mainz nicht nur wesentlich verbessert, sondern vielleicht auch vergrößert. Aus einer Versatzurkunde aus dem Jahre 1288 [10]) kann man den Inbegriff dessen, was zu ihm gehörte, ersehen. Außer der Burg und dem befestigten Ort waren es 16 Dörfer, von denen heute noch Vernawahlshausen, Arenborn und Heisebeck bestehen, während die übrigen, meist zur Klasse der kurzlebigen Hagenorte gehörig, frühzeitig ausgegangen sind; ferner gehörte dazu das Vogteirecht über Ödelsheim, Bursfelde, Hemeln und vier ausgegangene Orte.

Werner von Eppenstein, der dem frühzeitig verstorbenen Gerhard folgte, erklärte die erzwungene Abtretung des Gieselwerders für nichtig und belegte den Herzog Albrecht, der noch dazu als Bundesgenosse Heinrichs des Kindes feindlich gegen ihn auftrat, mit dem Kirchenbann und sein Land mit dem Interdikt. Der Bann als Kampfmittel der Kirche war durch Mißbrauch, da er gelegentlich sogar gegen böswillige Schuldner ausgesprochen wurde, ziemlich wirkungslos geworden, und das Interdikt war eine doppelschneidige Waffe. Aber was Rom urteilen, was es verfügen würde, das war seit dem großen Umschwung der Verhältnisse die Sorge deutscher Könige und Fürsten. Vorsorglich hatte sich nun Albrecht einen Talisman verschafft, bestehend in einer Bulle des Papstes Alexander IV., nach der niemand ohne besonderen päpstlichen Befehl mit Bann und Interdikt gegen ihn vorgehen sollte und diejenigen, welche dagegen handelten, sogar mit Kirchenstrafen bedroht wurden. [11])

Als im Jahre 1267 zwischen den Brüdern Albrecht und Johann eine Teilung der welfischen Lande vorgenommen wurde, ging der Gieselwerder nicht in die Teilung, sondern verblieb im Gemeinbesitz, damit beide Fürsten ein Interesse an seiner Bewahrung hätten. Damals trat Erzbischof Werner, um Albrecht von seinem Schwager Heinrich von Hessen zu trennen, in Unterhandlungen mit jenem ein, der einen anerkannten Besitz einem angefochtenen vorziehen mochte. Es wurde verabredet, daß der Herzog Gieselwerder dem Dietrich von Hardenberg zu treuer Hand übergeben solle. [12]) Wenn er dann bei einer Zusammenkunft mit Werner, die am 18. Februar 1268 in Kassel stattfinden sollte, sein Eigentumsrecht mit zwanzig Eideshelfern erweise, solle er es zurückerhalten, Mainz zu eigen geben und von ihm als Lehn empfangen. Am bestimmten Tag ritt der Herzog mit reisigem Gefolge in Kassel ein, aber der Erzbischof sandte nur seine Leute dahin, während er selbst in Fritzlar blieb; der Handel war ihm leid geworden. Mit gutem Grund war Albrecht empört, er wartete bis zum folgenden Tag und trat dann den Beweis an, zu dem geschritten wurde, wenn andere Beweismittel versagten. Mit zehn Edlen, darunter sieben Grafen, und zehn seiner Dienstmannen schwur er unter Berührung der Reliquien, daß die Insel Gislenwerdere Eigentum seiner Vorfahren gewesen sei und folglich ihm gehöre. Zugleich appellierte er wegen des Bruchs des Vertrags, und zwar nicht etwa an den deutschen König, sondern an den heiligen Stuhl.

Werner war als Politiker nicht ohne Bedeutung; in dem Wirrsal deutscher Territorialpolitik jener trüben Zeit wußte er seinen Weg wohl zu finden, und seine Verdienste um das Reich sind unbestritten. Im vorliegenden Fall aber beobachtete er auch weiterhin ein Verhalten, das eines hohen Kirchenfürsten wenig würdig erscheint. Am 20. Februar ließ ihm Albrecht in Fritzlar seine Appellationsschrift überreichen, er riß sie aber dem Abgesandten, dem Priester Heinrich von St. Nikolai in Göttingen, aus der Hand, warf sie in den Kot und überhäufte jenen mit Schmähungen. Am 8. Mai fand dann eine Synode in Mainz statt, zu der

[9]) Monum. Germ. Deutsche Chron. II, 559.
[10]) Wenck II. Urkundenb. S. 224.

[11]) Sudendorf, Braunschw.-Läneb. Urkundenbuch I, Nr. 41 und 42.
[12]) Origines Guelficae ed. Scheid IV. praef. p. 10 not. i.

Werner den gesamten Klerus geladen hatte. Hier erschien wieder jener Priester als Bevollmächtigter des Herzogs, um seine Appellation anzubringen. Nur mit Mühe setzte es der mutige Mann durch, daß er die Schrift verlesen konnte, denn Werner selbst gab durch Händeklatschen das Zeichen, ihn zu unterbrechen, bei der folgenden Erörterung aber war sein Hofnarr der Führer derjenigen, die ihn niederschrieen. Endlich ließ Werner die Lampen anzünden, die Glocken anschlagen und sprach über den Herzog, seine Gemahlin, seine Söhne und Töchter den Bann aus, obgleich seine einzige Tochter damals noch nicht geboren war. König Richard war in Mainz anwesend, er spielte jedoch nur die Rolle eines Statisten und beschränkte sich auf den wohlgemeinten Rat, der Priester möge seine Appellation sogleich wiederholen. In Rom, wo damals gar kein Papst vorhanden war, ist schwerlich etwas erreicht worden, vielmehr liefern einige Bullen, durch welche die gegen Bann und Interdikt erteilten Privilegien beschränkt wurden, den Beweis, daß dort jetzt ein anderer Wind wehte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Korps Hassia zu Marburg.*)

(Fortsetzung.)

Von den nächsten Jahren ist weniges zu berichten. Nach Stammbuchblättern verkehrten die Hessen viel in der Wirtschaft von Ludwig Matthei, und auch die umliegenden Orte Marburgs scheinen sie stark frequentiert zu haben. Mit der Göttinger Hassia bestanden schon 1808 Beziehungen, denn in Stammbüchern finden sich „Besuche der hessischen Landsleute in Göttingen" erwähnt. Vorübergehend muß Hassia 1810 suspendiert gewesen sein, da Stammbucheinträge dem Zirkel das Datum 9. August 1810 beifügen. Von sonstigen größeren Vorkommnissen findet sich ebendort vielfach genannt ein großer Fuchskommers anno 1810; die Teilnehmer an diesem versammelten sich im großen Auditorium zum Fackelzug, dem sich ein Weinkommers bei Stetefeld anschloß. Zu diesem waren die Professoren eingeladen und erschienen auch in größerer Anzahl. Im Wintersemester 1810/11 mußte dann, bald nachdem ein Kartell mit den Göttinger Hessen geschlossen war, infolge von Untersuchungen die Hassia in Marburg suspendieren, tat sich jedoch am 27. Februar 1811 unter dem Senior stud. jur. E. v. Pfuel (Pfuhl? Phull?) von neuem wieder auf. Die Zustände auf der Marburger Universität müssen damals recht ungemütliche gewesen sein, denn Stammbuchblätter, fast die einzigen Quellen dieser Zeit, reden eine deutliche Sprache über die Kriecherei und die Spürnasen der Behörden. Am 12. Mai 1811 war ein allgemeiner Burschenauszug nach Gladenbach, bei dem die Leitung in Händen der Hassia bzw. deren Seniors v. Pfuel lag. Über die Veranlassung zum Auszuge ist nichts Sicheres bekannt, doch scheinen Streitigkeiten der Studenten mit Handwerkern und Polizeisoldaten die direkte Veranlassung gewesen zu sein. Nach Vermittlungsversuchen, die Professoren und Deputationen der Stadt Marburg mit der Studentenschaft pflogen, kehrten die akademischen Bürger zu ihrer alma mater zurück, schon außerhalb Marburgs Mauern von ihren Hausphilistern mit Musik empfangen. Ein allgemeiner Kommers im Freien bildete das Ende dieses Auszuges. Für die Anführer beim Auszug hatte diese Episode jedoch einen bittern Nachgeschmack, sie und voran Hassias Senior v. Pfuel mußten aufs Karzer wandern. In selbigen Sommer fällt auch ein „wütender Kommers bei E. J. Hoffmann", den der S. C. gemeinsam abhielt. Mit den Franken in Gießen scheint Hassia damals Beziehungen unterhalten zu haben, denn Stammbuchblätter sprechen von einer Reise nach Gießen zu den Franken und von deren Gegenbesuch in Marburg. 1811 soll übrigens der bekannte spätere Kasseler Hofapotheker Johann Konrad Rübe bei den Hessen aktiv gewesen sein.

Um Weihnachten 1811 begannen wieder Untersuchungen, die ihren Ursprung in einem direkten Befehl der westfälischen Regierung hatten. So wurden die drei Marburger Landsmannschaften am 2. Februar 1812 durch den Prorektor Würzer aufgelöst, alle Papiere und sonstiges Verbindungseigentum, soweit erreichbar, beschlagnahmt, die Originale an den westfälischen Generalstudiendirektor Leist gesandt, in den Untersuchungsakten der Universität selbst aber Abschriften von allem zurückbehalten. Die Konstitution der Hassia ist dort leider nur in der Form eines Berichtes über sie vorhanden. Da aber zum Schlusse desselben Hassias Mitglieder, 13 an der Zahl, ehrenwörtlich deren Richtigkeit zugeben, haben wir keinen Grund, an der Wahrheit dessen zu zweifeln. Nach dieser Konstitution standen 1 Senior, 1 Konsenior, 1 Repräsentant, 1 Sekretär und 2 Chargierte an der Spitze der Landsmannschaft. Streitigkeiten unter

*) Etwaige Ergänzungen und eventuelle Berichtigungen werden von dem Verfasser freundlichst erbeten. Zuschriften sind zu richten an die Redaktion des „Hessenland".

den Mitgliedern waren verboten. Die Wahl der Chargierten geschah halbjährlich. Bei der Rezeption wurde dem Rezipienten die Konstitution verlesen, worauf er zu erklären hatte, daß er die Konstitution genehmige und sie richtig verstanden habe. Er beteuerte dann auf 2 Schläger, daß er die Statuten halten wolle, durch folgende Worte, die ihm der Senior vorsagte: „Ich gelobe Dir, dem Konsenior, dem Repräsentanten, dem Sekretär, den beiden Chargierten und der ganzen Landsmannschaft mit meinem heiligen, unverbrüchlichen Ehrenworte feierlich, mich durch Befolgung Eurer Gesetze Eurer Freundschaft würdig zu machen." Hierauf empfing der Rezipierte den Bruderkuß. Die Feierlichkeit schloß mit dem Liede: „Die Treue, die uns Brüder band". Dies sind die interessantesten Stellen aus der Konstitution. Bei der Vernehmung vor den Behörden gab v. Pfuel an, daß, wie er wisse, die Sachen Hassias, in zwei Töpfe versiegelt, dem Schlosser Kramerding in der Untergasse übergeben seien. Dies erwies sich als zutreffend, auch lieferte einer der Mitglieder Hassias einen Korbschläger bei der Behörde ab.

Trotz der obrigkeitlichen Auflösung bestand Hassia im geheimen weiter, ja, wie Stammbucheinträge dartun, war das die Bundesbrüder — wie man damals auch bei den Landsmannschaften sagte — umschließende Freundesband im Winter 1812/13 fester denn je zuvor. Als hauptsächliche Kneipe — feste Kneipen hatte man damals in Marburg noch nicht — erscheint um diese Zeit der „Hessische Garten", wo auch viel gekegelt wurde. Am 16. Januar 1813 erschien ein Anschlag am schwarzen Brett, der erneut vor dem Tragen landsmannschaftlicher Abzeichen warnte, und wie ein Hohn darauf erfolgte die feierliche Rekonstitution der Hassia einige Tage später, am 25. Januar 1813. Im Innern der hessischen Landsmannschaft scheinen zu dieser Zeit Zwistigkeiten geherrscht zu haben, denn wiederholt liest man in Stammbüchern, man möge „die Zwistigkeiten vergessen".

Durch den Befreiungskrieg erlosch dann auch in Marburg alles studentische Verbindungsleben, wenn auch in loser Form laut Stammbucheinträgen vom September 1814 und März 1815 z. B. Hassia weiterbestand. Am 5. Februar 1815 feierten die Reste der drei Landsmannschaften einen Generalkommers in Gladenbach, vielleicht in Erinnerung des früher nach dort unternommenen Auszugs. Die Hassia ist dann am 23. Juni 1815 feierlich rekonstituiert worden. Stammbucheinträge vom Jahre 1815 und 1816 geben als Wahlspruch Hassias teilweise „honor et virtus" und teilweise „honos et virtus fortificant circulum" an. Ende Dezember des Jahres 1815 erfolgten wiederum Anzeigen über die bestehenden Korps (wie man nun wohl richtiger an Stelle von Landsmannschaften sagen muß) Hassia, Rhenania und Guestphalia an den Senat, der aber eine Untersuchung abzulehnen beschloß. Aus Vorsicht lösten sich jedoch die drei Korps nach außen hin auf, warteten den Erfolg der Denunziation ab und rekonstituierten sich, wie nichts erfolgte, im Frühjahr anno 1816. So auch Hassia, die fortan dieses Jahr als Stiftungsjahr geführt haben soll, wie man ja damals auf das Alter kein Gewicht zu legen pflegte. Die Hassia wird in dieser Zeit besonders als im Pfeiferschen Garten kneipend erwähnt. Sehr innig muß damals das Kartell mit der Hassia Göttingen gewesen sein, denn Stammbuchblätter berichten von mehrfachen, gegenseitigen Besuchen, auf denen große „Beknülltheit" herrschte, und die, wenn auch nur lückenhaft erhaltenen, Mitgliederlisten geben eine Anzahl gemeinsamer Korpsburschen an.

Im Juli oder August 1816 entstand die von Renoncen gestiftete Teutonia, die mehr burschenschaftlicher Natur war und bald ihre Spitze gegen die Korps richtete. Diese Teutonia war den drei Korps gegenüber insofern im Vorteil, als ihr die Behörde wohlgesinnt war. Die Korps lösten sich, zumal der Universitätssenat sie offiziell aufhob, am 16. August 1816 auf, und ihre früheren Mitglieder schlossen sich im Februar 1817 (der Stiftungskommers war am 6. Februar) zu einer förmlichen Vereinigung zusammen, die „Antiteutonia" benannt war. Auch in der Antiteutonia bestanden die drei landsmannschaftlichen Korpsgebilde fort, und Hassia trat um diese Zeit wohl mit den seit 1815 bestehenden Gießer Hessen in Beziehungen. So berichtet z. B. ein Stammbuchblatt, daß im Sommersemester 1817 einmal 25 Gießer Hessen in Marburg auf mehrere Tage zum Besuch erschienen seien. Skandale zwischen Teutonen und Antiteutonen in Schönstadt und Widersetzlichkeiten der Studenten gegen die einseitigen Anordnungen des Senats für das Reformationsfest 1817 verursachten nach Dr. Fabricius Untersuchungen und Relegationen; die beiden feindlichen Parteien näherten sich nun und vereinigten sich gegen den gemeinschaftlichen Gegner, die Universitätsbehörde. Die Verbrüderung wurde schließlich eine so innige, daß am 13. Januar 1818 eine Verschmelzung zu einer „allgemeinen Burschenschaft" stattfand, die den Namen „Germania Marburgensis" und die Farben schwarz-rot-weiß führte. Ein bedeutendes Mitglied der Germanen war der stud. Karl Bernhardi, der zuerst Hesse, dann Mitstifter der Germania, dann wieder Hesse wurde und als Bibliothekar zu Kassel starb. Da die einzelnen Korps innerhalb dieser Burschenschaft jedoch in Kränzchenform zusammenhielten, so darf man wohl

annehmen, daß sie es mit einem dauernden Bestehen der allgemeinen Burschenschaft wenig ernst meinten, und in der Tat rekonstituierte sich Hassia schon im Anfang des Wintersemesters 1818/19 (12. November 1818) aus der Burschenschaft wieder heraus und blühte auf das herrlichste empor, besonders nachdem infolge der Karlsbader Beschlüsse Germania aufflog und auch Rhenania und Guestphalia wieder entstanden. In der ganzen Folgezeit wird die Hassia als eine eifrige Gegnerin der Burschenschaft genannt. Vom Jahre 1820 ist ein Stammbuchblatt erhalten, das einen Hessen in Uniform darstellt. Originell muten uns auf dem Aquarellbilde die farbigen (roten) Beinkleider an, die zum grünen mit schwarzen Aufschlägen versehenen Frack getragen wurden. Die Hassia muß in dieser Zeit recht zahlreich an Mitgliedern gewesen sein, denn von einem Kommers im November 1821 heißt es, daß Hessen und Burschenschaft, die beiden einzigen Verbindungen Marburgs, jede ca. 150 Mann stark gewesen seien, sowie daß diese beiden Verbindungen den Marburger Repräsentantenkonvent gebildet hätten. Jedenfalls bestanden aber wohl Rhenania und Guestphalia auch, waren aber bei der behördlichen Untersuchung nur nicht bekannt geworden, denn es steht fest, daß um 1821 herum alle drei Korps mit der Germania zusammen den Repräsentantenkonvent gebildet haben; möglich ist es allerdings immerhin, daß damals im November 1821 wirklich nur vorübergehend Hassia und Germania bestanden haben. Bald darauf brachen Untersuchungen aus und Hassia wurde im Februar 1822 wegen verschiedener Duelle und anderer Vorgänge aufgelöst, entstand jedoch am 19. Juni 1822 von neuem unter dem Senior stud. jur. Wilh. Math. Bode, früher Heidelberger Hesse, aus Hanau. Aus diesem Jahre sind zahlreiche Zweibänderleute mit der Hassia-Heidelberg bekannt, welcher Austausch von Korpsburschen erst ebenso wie mit der Hassia-Göttingen durch Suspension des Heidelberger und Göttinger Schwesterkorps ein Ende nimmt. Vom Jahre 1822 ist uns auch die Beschreibung eines Begräbnisses eines Marburger Hessen erhalten geblieben. Am 5. Juni 1822 verstarb zu Marburg der stud. theol. Julius Zülch. Die bei seiner Beerdigung von einem seiner Korpsbrüder gehaltene Leichenrede erschien nachher sogar im Druck. Die Beerdigung selbst geschah mit folgendem Zeremoniell: Unter dumpfem Glockengeläut und Trauermusik setzte sich der Zug in Bewegung. Auf dem mit Kränzen bedeckten Sarg lag ein seidenes Kissen, das einen blanken Schläger und Sporen, beide mit Flor umwunden, trug. Dem von 4 Rappen gezogenen Leichenwagen gingen sämtliche Geistliche Marburgs voran und zu beiden Seiten des Wagens je sechs Chapeaux d'Honneur in Eskarpins mit florbesetztem Hute, zwei andere begleiteten den hinter dem Sarge gehenden Leichenredner. Hinter diesem kam der Generalanführer des Zuges, geleitet von drei Marschällen in Eskarpins mit einem mit weißen Federn besetzten Hut, einer schwarz und weißen Florschärpe und einem umflorten Trauerstabe. In seinem Gefolge kamen zwei Generaladjutanten mit gesenkten Schlägern. Ihnen schlossen sich die Studierenden, von 14 Adjutanten geleitet, an; von drei Marschällen und zwei Generaladjutanten begleitet, folgte endlich der Generalbeschließer des Zuges. Nachdem der Sarg in die Gruft gesenkt war, wurde die Leichenrede gehalten, die Feier schloß mit Absingen des Verses: „Ist einer unserer Brüder einst geschieden." Einer der oben aufgeführten Generaladjutanten war der in weiteren Kreisen bekannte, 1890 zu Kassel verstorbene Geheime Kanzleirat a. D. Martin Hübener.

(Schluß folgt.)

Weisses Grab.

Hüll' dich, mein Herz, in winterweichen Schnee!
Ein stilles weißes Grab so tief und weit, —
Von tröstlich dichten Flocken überschneit:
Da ruh' dein Hoffen und dein leises Weh. — —

Und wenn ein Zittern durch die Decke dringt,
Und wenn ein Bluten langsam aufwärts steigt,
Dann schau nicht hin, — dein Tag hat sich geneigt:
Der Wintersturm um deine Schläfe singt. —

Ein rauhes Lied umweht den Sarkophag.
Ein Totensang: Zu spät! Vorbei! Dahin! — — —
Wie ich dem Schnee doch herzlich dankbar bin!
O, daß er niederfiele Tag für Tag!

München. **Gustav Adolf Müller.**

Wieder frei.

Volksakt von Valentin Traudt.

Personen:

Jörge, entlassener Sträfling.
Seine Mutter, die Mollin.
Wilhelm, sein jüngerer Bruder.
Anngert, seine Schwester.
Josthenner, deren Verlobter.
Botenfrau.
Bürgermeister.
Steffen, ein Dorflump.
Pfarrer.
Lehrer.
Gänsejunge.

Eine ärmliche Bauernstube. Rechts vorn steht ein längerer Tisch, hinter dem an der Wand her eine Bank läuft. In der Hinterwand ist die Tür. Rechts daneben ist eine alte Wanduhr, links daneben ein Wandschränkchen. Ganz in der Ecke links steht ein Himmelbett mit rotem Vorhang. Die rechte Wand wird durch einen großen Kachelofen geteilt. Am Ende des Bettes, gegen den Vordergrund zu, steht ein alter Lehnstuhl. Weiter nach vorn steht ein Stuhl und davor eine Garnwinde, von der die Mutter Garn abwickelt. In der linken Seitenwand ist vorn ein Fenster mit Blumen davor zu denken.

1. Auftritt.

Anngert und neben ihr **Josthenner** sitzen auf der Bank an dem Tisch dicht zusammen. Sie hat einen Blumenstock vor sich und biegt daran herum. Später **Mutter** in greisem Haar, gebückt und müd.

Anngert (sieht nach der Uhr): Wann Du den Jörge net treffe willst, dann mußt D' jetzt gehe. He muß ja gleich da sei. Es wär mir freilich liewer, Du bliebst da. D' weißt selbst, wie mei Mutter is. — Den Gefalle könnst ihr tun.

Josthenner (abweisend): Wo ich die ganz Zeit dagege war, daß he wieder ins Dorf kommt? — Ne, ne!

Anngert (flehend): Tu's mir zulieb, Josthenner. Er is doch so ei unglücklicher Bursch. Wie das uf dem Wiesehof so hat komme müsse, das weiß heut noch kei Mensch von uns. He war damals so still un verschlosse, un niks hat he gesproche warum oder wie oder was. — Uf kei Ausred un uf niks hat he sich besonne.

Josthenner: Die Zugeknöppte, das sin die gefährlichste Brüder. (Anngert wehrt ab.) Ja, das hun ich schon viel gehört. Mach mer nur kei Geschwätz, Mädche! — Ich hun Ders nu gesproche. Mei Alte wolle auch ganz un gar niks von 'm wisse. 's wär mer liewer, he blieb wegk, wege mir un Dir. 's war alles vergesse und kei Mensch hat mehr an die Geschicht gedacht ... Da muß he nu komme! — Sieht mer 'n erst wieder, dann — — Ne, ne, Anngert, es tät kei gut net. Sorg, daß he bald vor immer geht.

Anngert: Du weißt, daß ich mich ganz nach Dir richt. Awer die Mutter, die Mutter!

Josthenner: Das is ei alt Frau, Anngert. Die schwätzt nu mal so. — Bleibt he, dann kriegt he auch Euer Werk un mit meine Plän is 's vorbei. Ich hätt 'n gut abgefunde, sehr gut. — — Du denkst gar net, was ich vor 'n schwere Stand hun.

Anngert (drückt sich an ihn): Wege mir, Du mei Schatzbursch?

Josthenner: Das weniger, awer wege dem Jörge. (Drückt sie fest an sich und küßt sie.) Also Du weißt.

Anngert: Mach so kei bös Gesicht. Schmeckt dann der Schmutz so sauer? (Küßt ihn wieder.) Ich hun auch süße. (Nach einer Weile.) Was kann ich vor 'n Jörge!

Josthenner: Du kennst doch 'n Steffe, der auch in Wehlheide studiert hat, Anngert? Werd der un sein A'hang noch was geacht't?

Anngert (in die Weite starrend): Ne, gewiß net. — Awer wie kommst D' nur erst jetzt dadrauf?

Josthenner: Daß der Jörge wiederkäm, hat kei Mensch im ganze Dorf erwart't. Kei Gaul hätt' das geglaubt.

Anngert: Also hielte se doch noch was von 'm.

Josthenner: Ja, daß 'r seine Leut daheim die Ehr ließ.

Mutter (kommt langsam herein): Die Nelke hun ich doch liewer am Stock gelasse. — — Ach, Josthennner, wie schö, daß D' da bist. Was wird he sich freue. (Sieht nach der Uhr.) Bald kommt he.

Josthenner (etwas kleinlaut): Ich hun kei Zeit net. Ich muß heut Reiser fahr'n. (Nimmt seine Mütze von der Bank auf und erhebt sich.)

Mutter (enttäuscht): Ich glaubt, Du wöllst 'n Jörge seh'?

Josthenner (im Fortgehen, von Anngert bis zur Tür begleitet): Ei ander mal. — Wann he wieder fort fährt, is 's noch früh genug. — Schwiegermutter, grüß 'n hübsch. — Net? (Ab.)

Anngert (tröstend zu der Mutter, die sich den Blumenstock betrachtet und dann zur Garnwinde geht): Die war'n eigentlich nie so rechte Kamerade, Mutter. Unser Jörge is 'm immer so ernst gewese. Du weißt ja.

Mutter: Ja, der Josthenner hat gut lustig sei. Hätt sei Vadder net so geschafft wie ei Ochs un sei Mutter zusamme geschleppt wie ei Hamster, wär 's niks mit dem Bursch. — Anngert, leicht kriegst D's net mit dem, un 's Schnapsgrüsche mußt D' hübsch verschließe. Auch so ei Hof läßt sich vertrinke.

Anngert: So ei Hof nie net.

Mutter: No, Anngert, Du verstehst 's ja, Du bist ja ei tüchtig Weibsmensch. — Hab nur kei Angst, Mädche! Un wann erst der Jörge da is un uns zur Seit steht, geht alles besser noch. (Klopft ihr auf die Schulter.) Der wird Euch schon Rat wisse, wann 'r mal hinte uffitzt, wann 's mal mit der Arweit net recht will.

Anngert (etwas wegwerfend): Wer werd jetzt noch uf den höre?

Mutter (bitter): Anngert! Mädche!

Anngert (spitz): Denk an 'n Steffe!

Mutter (erregt): Awer, Mädche, Mädche! (Legt das Garnknäul hin und fährt sich über die Stirn.) Is 's net furchtbar warm heut? (Nimmt das Wickeln wieder auf.) Unser Jörge is ganz annerst wie der Steffe. — Ach, ach, war das ei bös Zeit! An allem war ich irr word'n, an mir, am Jörge, an Dir, am Josthenner, an allem. — — Un dann war mer 's wieder so froh da drin. (Zeigt auf die Brust.) Awer heut, grad heut? — Is 's net hart heiß? — — Un jetzt Dei Wort vom Steffe, Mädche! Ich weiß gar net, wie mer is? (Hält wieder mit der Arbeit inne.) Tag vor Tag hun ich gebet't, daß he wiederkomme mög, Tag vor Tag. Un nu kommt he heut (sieht nach der Uhr), un nu freu ich mich schon gar net mehr. Die Zeit her is mer 's grad so gewese wie damals, wie Dei Vadder selig gestorbe war. Er war net mehr da un war doch da. So still un geschweigsam hat he mer üwerall zugeguckt mit seine braune Auge, un ich hun mer so ei schö Bild von 'm gemacht. So war 's grad mit 'm Jörge. Un nu kommt he wieder un werd net sei wie 's Bild hie drin. (Zeigt aufs Herz.) Net so sei! (Geht zum Wandschrank und hängt eine kurze Pfeife neben die Uhr.) Ich hun 'm auch vor ei Piff un vor Duwak gesorgt; he soll gleich wieder daheim sei.

Anngert: Ob he wohl bald kommt? Ob he am End net bis zum Awend wart't? He werd wohl 'n Waldgrund ruffkomme!

Mutter: Warum soll he net am Tag komme? Ich mein alleweil noch, 's wär schö gewese, wann mer 'n an der Bahn abgeholt hätte?

Anngert (welche sich am Tischkasten zu schaffen machte): So ei Ufhewes darf mer net mache. (Geht zur Mutter.) Ich vor mei Teil hun D'r gehofft, he blieb in Kassel. Was will he hier? (Altklug.) Ich fürcht, ich fürcht.

Mutter (erschrocken): Anngert, das is net Dei Meinung, das kann net Dei Meinung sei! Das is die Meinung von 'm Josthenner. (Hält wieder mit der Arbeit inne.) Ich hun auch schon manchmal gedenkt, ob 's net besser wär, Dir 's bische Ackerwerk zu verschreiwe, wann D' gefreit hast? Die Wies liegt ja grad am Josthenner sein'm Plan, un den Gerstacker wollt sei Vadder früher schon mal kaufe.

Anngert (freudig): Das wär gut, Mutter.

Mutter: Awer dann hun ich gedenkt, der Jung soll 's behalte. Wann he werklich schlecht war, ich will 'm schon wieder helfe.

Anngert: 's werd 'm Jörge jetzt schwer falle, ei jung Frau in 's Haus zu kriege. 's wär besser, he ging bald wieder fort, besser vor Dich un mich un ihn.

Mutter: Du schwätzst aus 'm Josthenner sein'm Maul. — Hör, Anngert, wann ich mer alles üwerleg, — — ich, ich glaub 's net, daß 'r n' Hof a'gesteckt hat; ich kann 's net glauwe bis an mei End. Der Jörge war so ei guter, fleißiger Jung, un so scheu war he, so vor sich.

Anngert: Ja, das is 's ja grad. He wär ei still, schlecht Wasser hun se im Dorf gemeint.

Mutter: Der Josthenner!

Anngert (erregt): Nei, net der Josthenner allei. Ich hun 's viel gehört.

Mutter: Wo bist D' dann die Zeit groß 'rumkomme? In keiner Spinnstub warst D' net?

Anngert (vorwurfsvoll): Freilich, freilich, fast nirgends, — immer wege 'm Jörge. Ja, ja, 's wäre besser, he blieb wegk! Wann ich noch so dra denk, so ganz im A'fang —: ging mer durchs Dorf, lief alles üwer Seit, ging mer in die Kerch, rückt alles ei Stück ab, wollt mer im Backofe backe, war alles wie geblase. Un die Gesichter, die se machte!

Mutter (wieder emsig bei der Arbeit): Gib Dich zufriede. Wann jetzt der Jörge wiederkommt un hübsch fleißig is, vergißt sich alles. Ich hun schon mit 'm Borgermeister gesproche, ob er 'n net vor die Stell als Feldhüter un Nachtwächter nehme wollt, wo doch der alt Kuhn tot is.

Anngert: Weil mich der Josthenner freit, wär 's besser, he ging wieder. Das mußt D' doch begreife, Mutter?

Mutter: Du guckst nur uf Dich, Mädche. Ich glaub bald, Du magst 'n Jörge auch net mehr. Du meinst, weil D' in ei groß Werk kommst — —

Anngert (einfallend): Sein ich dann niks wert? Soll ich dann 'm Jörge sei a'gebrannt Suppe ausesse?

Mutter: Ne, das net! Du bist ei tüchtig Weibsmensch un ei gut un schö Mädche, un niks steht Der im Weg wie Dei Geringigkeit. Der Jörge erst recht net.

Anngert: Grad der!

Mutter: Er hat 's gebüßt, un Du mußt 'm schon wieder gut sei. Ach, Du wirst 'm auch wieder gut. Ich sein doch sei Mutter, Anngert, un hun 'n so gern, so gern wie Dich. (Seufzt.) Freilich, 's is schwer, freilich, 's is net so wie sonst.

2. Auftritt.

Vorige. Gänsejunge, arg zerlumpt.

Gänsejunge (kommt mit einer langen Gerte hereingestürzt) Die Gäns! Die Gäns!

Mutter (erschreckt): Anngert!

Anngert: Mutter!

Gänsejunge: No, wollt 'r die Gäns net dreiwe?

Anngert: No natürlich!

Gänsejunge: Schnell, schnell! Ich kann uf Euer drei Dinger net warte.

Mutter: Was hast D' dann zu eile?

Gänsejunge: Ei niks! (Ab)

Anngert (geht mit hinaus): Wart nur!

Mutter (sie legt ein weißes Tischtuch auf und stellt den Blumenstock darauf): So, nu sieht he, wie mer denke. Ne, ne, mein Jörge. (Hält die Hand aufs Herz.) Der dumme Druck da. (Holt tief Atem) Ha, ha!

3. Auftritt.

Mutter. Anngert. Botenfrau, eine Kötze auf dem Rücken.

Anngert (kommt langsam herein): So, nu laß mich weiter wickeln, Mutter, he kommt net! (Mutter gibt ihr das Knäul und geht zum Fenster.)

Botenfrau (geht zum Tisch und stellt ohne weiteres die Kötze darauf ab): 'n Morge auch, Mollin!

Mutter: }
Anngert: } 'n Morge!

Botenfrau: Mit Eurer Butter hun ich letzthin mei schö Last in Kassel gehat. Zuletzt kam noch so ei eifältig Dienstmädche, der hun ich se ufgeschwätzt. Ihr wart't immer so lang mit 'm Buttern.

Mutter: Du liewer Gott, bei so geringe Leut wie mir sein, kommt niks so schnell zusamme. Heut hun ich awer kei.

Anngert (etwas aufgebracht): Sie hat 'n Kuche gebacke vor 'n Jörge, 'n feine, uh, uh.

Botenfrau: Soso, der kommt heut? Natürlich, Kuche werd der in Wehlheide net kriegt hun. Ich wollt 'n doch immer mal besuche. Kam ich awer dazu? Ja, ja, wie die Zeit 'rumgeht! (Immer schneller.) Gest hat he 's a'gesteckt, mein ich grad, un heut kommt he schon wieder. — Wißt 'r, 's war mer so abgelege bis zum Zuchthaus, un 's war mer auch werklich zu genierlich. Das is jetzt ei bös' Sach mit 'm Jörge, grad wie mit 'm Kind, was 's Laufe net lerne will, weil 's net fest uftappele kann.

Anngert (welche langsam weiter wickelt): Ich hun 'n auch net besucht.

Mutter: Unrecht genug war 's. Net, Müllern?

Botenfrau: Hm, hm, das is mal so ei Sach! Wie is 's denn mit 'm Josthenner? Freit Ihr Euch bald?

Anngert: Mer hun's bis Micheli verschowe.

Botenfrau: So was verschiebt mer net so leicht, Mädche. Weißt De noch net, beim Freie muß 's schnell geh. Hat mer 'n Bursch, oder hat mer e Mädche, dann schnell drauf los. Ich war auch so ei dumm Dier un hun gewart't, gewart't von Weihnachte bis Ostern un von Ostern bis Pingste un von Pingste bis Micheli un heut wart ich noch. Un he? He? Hat natürlich längst gefreit. — Nur so kei Getu wie bei dene in der Stadt. Ne, das taugt niks, niks vor 's Mädche un niks vor 's erste Kind. (Anngert macht eine abwehrende Bewegung.) No ja, manchmal is 's doch so? Net, Mutterche? Hun ich recht oder hun ich unrecht? — Awer nu kommt 's Geschäft. Hat 'r net ei Steig Eier?

Mutter: Ich glaub gar! — Heut? — Für 'n Jung hun ich se ufgehowe, der soll sich erst mal pflege.

Botenfrau (hängt schnell die Kötze auf): Dann bis später. Grüßt mer 'n Jörge, he söllt sich bessern. Adje! (Ab)

4. Auftritt.

Mutter. Anngert. Wilhelm.

Wilhelm (stürzt herein und wirft die Schulsachen in den Lehnstuhl): Is he schon da? — Wo is he? — Guten Dag auch.

Mutter: Ne, net. Willst net zur Bahn, Jung?

Wilhelm (zeigt nach der Uhr): Ja, wenn he doch schon gleich da is?

Anngert: He kommt vielleicht erst diesen Awend.

Wilhelm: Diesen Awend? Warum awer?

Mutter: He werd schon bald da sei. (Holt tief Atem.) Ach Gott, ach Gott.

Wilhelm: Mutter, wie werd he ausseh? — Die Junge sprache, he hätt ei weiß Jack an un ei Saldatekapp ohne Schild uf, un mer tät noch sehe, wo he die Kette am Arm gehat hätt, wo he mit a'gebunde war?

Mutter: Das is dumm Geschwätz, Willem. Awer elend un krank werd 'r aussehe, schwach werd 'r sei. (Setzt sich müde.)

Anngert: Gel, se hun in der Schul vom Zuchthaus gesproche? (Wilhelm nickt.) Du hast natürlich von 'm Jörge a'gefange, daß he heut käm? Du Dummkopp.

Wilhelm: Ach, sie sprache auch vom Steffe.

Anngert: Noch schöner.

Mutter: 's is furchtbar dumpf in der Stub.

Anngert (zu Wilhelm): Daß De mer nie mehr vom Zuchthaus sprichst.

Wilhelm (unschuldig): Die Junge meinte, der Gensdarm brächt 'n, weil er 'n geholt hätt? — Die ganz Schul wollt 'n sehe, wenn 'r käm. (Mutter und Anngert sehen sich starr an.) Awer der Lehrer will 's

net hun. He hat schon gesproche, se söllte sich ja net untersteh un 'm nachlaufe, he wär ei guter Schuljung un ei guter Bursch gewese un hätt nu sei Straf abgebüßt. He tät sich gewiß groß Müh gewe, wieder gut zu sei, un der liewe Gott tät ja auch 'm härt'ste Sünder verzeihe.

Mutter (gebrochen): Awer die Mensche net immer, Willem. — Willem, Euer Lehrer hat recht gehat. (Hält die Brust.) Wie mich das drückt!

Wilhelm (schlau) Awer so ei ganz klei bische wolle se doch gucke.

Mutter: Willst De 'n Stück Brot?

Wilhelm (nimmt sich eine Kruste aus dem Tischkasten): Ich hun schon eins. Net, un wann der Bruder da is, gibt's Kuche? Ich riech's schon im ganze Haus.

Mutter: Mer wolle 'n Jörge ufnehme wie der Vadder 'n verlorene Sohn. Kennst doch die schö Geschicht?

Wilhelm (kauend): Un der Vater schlachtete ein goldenes Kalb und —

Anngert: Halt ei, halt ei un eß Dei Brot. — Un fragt Dich jemand, dann hältst De 's Maul.

Wilhelm (vor der Mutter): Kommt unser Jörge wieder uf 'n Wiesehof bei die schöne Gäul?

Mutter: Siehst De, Jung, die Mensche sein net immer, wie se sein söllte.

Anngert (zurechtweisend): Was der einfältige Jung nur denkt? Wirst De dann gar net gescheit? Die werd'n grad uf 'n gewart't hun. Gel, daß 'r 's noch mal — —

Mutter (einfallend): Anngert, vergeß Dich net! (Zu Wilhelm): Willem, 's gibt Mensche, die könne net verzeihe, Mensche, von dene mer 's net denke söllt. — Ich mein, es würd immer schwüler.

Anngert (erböst): Mutter, meinst De das auf mich? He? De weißt net, was ich auch schon getrage hun die Zeit.

Mutter: Siehst De, Anngert, ich hun niks gege den Josthenner; awer das gefällt mer net von 'm. Ich hun niks in die Freierei enei geschwätzt, mit kein'm Wort net. Dei Vadder selig wollt auch immer 'n große Hof hun un immer Ackerwerk kaufe un höher nauf. Ich hun gedenkt: das steckt auch in der Anngert, laß se, se werd schon mit 'm Josthenner fertig. Awer weißt De, ei anderer Bursch wär mir liewer gewese.

Anngert (beleidigt): Hat net dem Jörge auch immer ei groß Werk im Kopp gesteckt? Is net unser Willem da ei Gäulsnarr? Un der Josthenner gefällt mer nu grad.

Mutter: Meiner Hühner wege nur immerzu. Wann De 'm 's Trinke un Zornigwerd'n abgewöhnst, kriegst De 's ja auch gut.

Wilhelm: Anngert, gel jetzt kann auch der Jörge uf der Hochzeit sei? Da sein mer wieder all beisamme. (Man hört ein Horn blasen.) Der Hirt bläst, ich will die Schack 'rauslasse. (Ab.)

(Schluß folgt.)

Vom Kasseler Hoftheater.

Daß Renaissancedramen eben jetzt wieder Mode zu werden scheinen, ist kein Wunder. Es dürfte das vielmehr eine natürliche Folge sein des Gesetzes vom Kontraste. In einer Zeit, da wir mit gebrochenen Charakteren, mit Helden, die auf ein Haar Schwächlingen gleichen, mit Armeleutestimmung und Weltenelend auf der Bühne übersättigt werden, mußte es gesund empfindende Dichter reizen, das schwindelnde Selbstgefühl, das höchstgespannte Bewußtsein vom Wert der eigenen Individualität, den lachenden Übermut der Renaissance zu verkörpern. Den Menschlein, die über ihr kleines Geschick jammern, den Übermenschen entgegenzustellen, dem Wimmern über der Welt Elend die jubelnde Daseinfreude, der Verneinung des Lebens seine energische Bejahung. Aus diesem Streben nach dem markantesten Kontrast ist es vielleicht zu erklären, daß die besten unter unsern Dramatikern sich ins Mittelalter flüchten, statt uns das moderne Drama zu bieten, nach dem wir dürsten. Man sollte wähnen, die Gegensätze, die unsere Zeit aufweist, die Kämpfe, die sie durchschüttern, das Sehnen, das sie durchzittert, müßten die Dichter zur Gestaltung gebieterisch locken. Achtlos aber gehen sie an dem allen vorüber und nur die Talente dritten und vierten Ranges schöpfen, aus dem Born der Zeitgeschichte ...

Auch Rudolf Herzog, der im Roman so treffliche Bilder der Gegenwart entrollen kann, hat uns ein Renaissancedrama beschert, „Die Condottieri". In das Venedig der Frührenaissance führt er uns. Bartolomeo Coleone ist der Condottiere der erlauchten Republik. Aber seine Kraft ist geschwunden, seine Ausschweifungen haben ihn gebrochen. Neben ihm lebt als „Kapitän Nemo" sein Sohn, aus einem flüchtigen Verhältnis entsprossen, das Bartolomeo mit der Königin von Neapel gehabt. Der Vertrag des Condottiere mit der Republik geht zu Ende, und als Bedingung für die Erneuerung verlangt Bartolomeo, daß sein Reiterstandbild auf dem Markusplatz aufgestellt werde. Der Rat der Zehn scheint nicht geneigt, diesen stolzen Wunsch zu erfüllen. Da erscheint, von ihrem Bruder, dem Herzog von Ferrara, gesendet, die Herzogin Isabella, um den mächtigen Heerführer für die Sache Ferraras zu gewinnen. Noch einmal zeigt Bartolomeo seine siegreiche Kraft: er zwingt die Herzogin in seine Arme, und während sie ihm am Herzen ruht, schlagen des Coleone Söldner die Truppen Ferraras aufs Haupt. Des greisen Dogen jugendliches Weib ist seit Jahren des Coleone Geliebte. Einst hat sie gehofft, er werde Italien einen und befreien. Sie hat sich darin getäuscht und sie kommt, um die Kette zu brechen, die sie an den Condottiere schmiedet. Aber auch heute, wie so oft, zwingt er sie zu seinen Füßen. Da tritt Giovanni Nemo vor sie hin und wirbt um sie. Den Knaben, den Schwächling, weist sie höhnisch ab. In ihm geht eine Wandlung vor sich. Er wird zum Manne. Stolz und trotzig tritt er vor den Vater und verlangt seinen Sohnesanteil. Und dem festen Willen des Sohnes beugt sich besiegt der alte Coleone. Als dieser schwer krank

doch in voller Rüstung, auf dem Sessel mit der Schärpe festgebunden, sich in den Sitzungssaal des Rates der Zehn tragen läßt, darf ihn Giovanni Nemo geleiten. In hitzigem Wortgefecht mit den regierenden Herren Venedigs stirbt Bartolomeo, doch, da er das Visier herabgelassen, weiß nur Giovanni, daß ein Toter im Sessel sitzt. Er führt angeblich im Auftrage des Vaters die Verhandlung fort, ertrotzt die Errichtung des Reiterstandbilds und wird selbst für den Fall des Ablebens Bartolomeo Coleones zu seinem Nachfolger ernannt. Und wie er des Vaters Stelle sich errungen, so erwirbt er sich auch den Besitz der schönen Dogaressa. Aus den drückenden Liebesfesseln des alten gerät sie in die nicht minder drückenden des jungen Coleone. Und der Lebende hat Recht.

Der lebhafte Beifall, den das Drama fand, war wohlverdient. Zwar, ein Fehler der Technik, drängt sich dem Zuschauer sofort auf: die Einheit der Handlung ist nicht gewahrt. Soweit diese allerdings die Einheit des Charakters betrifft, ist ihr der Dichter in bewundernswerter Weise gerecht geworden. Die Geschlossenheit der Charaktere, wie sie der Stagirite verlangt, ist mit psychologischer Feinheit, mit beharrlicher Konsequenz und nicht gewöhnlicher Seelenkunde bis in die äußersten Verästelungen des Wesens der gezeichneten Personen durchgeführt. Aber die Einheit der Handlung inbezug auf das Objekt mangelt. Teils steht der Kampf um das Reiterstandbild Coleones im Mittelpunkt der Handlung, und der Streitgegenstand scheint uns doch wenig interessanter Art zu sein, der Ausgang des Ringens ziemlich bedeutungslos. Dann gruppieren sich die Geschehnisse um die Erkämpfung des Lebensrechts durch Giovanni, und schließlich hat auch sein Werben um die Dogaressa mehr Bedeutung als die einer bloßen Episode. Durch diese Zersplitterung der Handlung zersplittert auch des Zuschauers Interesse. Die Spannung, statt sich zu konzentrieren, teilt sich und erlahmt. Es ist ja bei den neuen Dramatikern guter Ton geworden, sich über die überlieferten Gesetze dramatischer Technik stolz hinwegzusetzen. Was wir in dieser Beziehung an Stil- und Regellosigkeit im letzten Dezennium erlebt, ist kaum zu überbieten. Von den Größern ist fast einzig Wildenbruch noch auf den kunstgerechten Aufbau und die gesetzmäßige Durchführung des dramatischen Stoffes bedacht. Aber die Verachtung der bewährten Regeln rächt sich stets, sobald das Stück das Licht der Rampe erblickt.

Das schließt nicht aus, daß „die Condottieri“ trotzdem eine Fülle von Schönheit enthalten und zahlreiche Novitäten der letzten Zeit an künstlerischem Wert weit überragen. Gleich der erste Akt ist ein Musterstück der Exposition. Er führt uns meisterlich mitten in die Sache, er schafft die erforderliche Stimmung und gibt ein eindrucksvolles und farbenprächtiges Lokal- und Zeitkolorit. Die Szene vor dem Rat der Zehn ist erfüllt von hinreißender Spannung, sie ist im höchsten Grade dramatisch und damit auch theatralisch. Denn mit Recht behauptet Grillparzer: „Alles Dramatische ist im letzten Grunde auch theatralisch.“ Ein Ausspruch, der seltsam stimmt zu der Verachtung alles „Theatralischen“, wie sie in einem Teil der zeitgenössischen Kritik Mode geworden. Von Glut und Leidenschaft erfüllt ist auch der Auftritt mit der Herzogin von Ferrara, voll Wucht die Schlußszene. Die Sprache ist farbenprächtig, der Zeit, dem Milieu, den Personen angemessen. Und so sehr gelingt es Herzog, uns dies Übermenschentum vertraut zu machen, das die Schätzung der eigenen Persönlichkeit bis zur Ruchlosigkeit steigerte und doch den hohen und reinen Sinn für das Schöne und die Kunst wahrte, daß das, was uns sonst abgestoßen und mit Widerwillen erfüllt hätte, uns folgerichtig und natürlich erscheint. Daß der Sohn um die Geliebte des Vaters wirbt und sie in die Arme reißt, ist uns bei diesen Menschen nichts Seltsames, nichts Unerwartetes.

Herr Hertzer, der das Stück inszenierte, hatte den Rotstift allzu souverän walten lassen. Es waren ihm Stellen zum Opfer gefallen, die für die Wesensart der handelnden Personen von Bedeutung sind. Man sollte, auch wenn dem Regisseur die eine oder andere Szene um ein paar Sätze zu lang erscheinen, den Dichter ruhig reden lassen. Für das Stück übernimmt ja der Verfasser, nicht der Regisseur die Verantwortung. Dieser hatte die Wohnung des Coleone mit künstlerischer Pracht ausgestattet, durch das Arrangement der Sitzung des Rates der Zehn diese höchste Behörde Venedigs aber aller Furchtbarkeit entkleidet. Wie die Herren, drangvoll eingekeilt in fürchterlicher Enge, auf einem schmalen Podium balanzierten, erregten sie nichts weniger als Furcht. Und doch, eine Furcht ward man nicht los: die, daß die Herren ihr sorgsam gehütetes Gleichgewicht verlieren und von der Estrade stürzen würden.

Herr Bohnée spielte den alten Coleone mit markiger Wucht und brachte uns den Übermenschen nahe, Herr Hellbach-Kühn war ein jugendlich-ritterlicher, kraftvoller Giovanni. Die Damenrollen dagegen versagten. Die Ferraresin des Frl. Hartmann paßte nicht in die Renaissancezeit. Sie war zu modern, eine Kokette des 20. Jahrhunderts. Frau Bayrhammer, die die Dogaressa spielte, ließ im ersten Teil ihrer Darstellung jede Hoheit und Größe vermissen. Ganz verfehlt war der Cesare des Herrn Stiewe, dem man nicht glaubte, daß es sich bei seinen Machinationen um den Haß gegen den Verführer der Schwester und um das Streben nach der Dogenmütze handelt. Dazu war der Intrigant denn doch zu kleinlich und philiströs. —

Neben dem Drama voll überschäumender Kraft und strotzender Gesundheit stand das der krankhaften Perversität. Der Tod Johannis des Täufers ist in den letzten Jahren mehrfach in den Mittelpunkt eines Dramas gestellt worden. Aber während man uns Sudermanns „Johannes“, den andere Hofbühnen anstandslos passieren ließen, vorenthielt, konnte man sich der Darstellung der Wilde-Straußschen „Salome“ nicht entziehen, die zum aufgeführtesten und bewundertsten Zugstücke des Jahres geworden ist. In allen Johannesstücken scheint es den Dichtern selbstverständlich, daß — wovon die Evangelien nichts zu melden wissen — Salome den Tod des Johannes nur aus verschmähter Liebe fordert. Daß diese Liebe aber so weit geht und so widerwärtig pervers ist, um Salome zu veranlassen, den abgeschlagenen Kopf des Täufers zu küssen, — um auf diesen, geradezu physischen Ekel erregenden Gedanken zu kommen, mußte der Dichter notwendig von der anormalen Art Oskar Wildes sein. Und es ist seltsam: dieselben sensitiven Damen, die einen kleinen Schrei ausstoßen, wenn auf der Bühne ein Schwert gezückt wird, die zittern, wenn ein Kolophoniumblitz aufleuchtet, und die in eine gelinde Ohnmacht fallen, wenn gar ein Schuß dröhnt, wenden, atemlos vor Entzücken, kein Auge von dem abgeschlagenen Kopfe, der viertelstundenlang auf der Szene steht, von Salome angeschmachtet, erhoben und wieder niedergestellt und schließlich innig geküßt wird. Diese im höchsten Grade pathologische Salome paßt indes ganz zu den übrigen. Dieser römische Hauptmann, der sich im Liebesschmerz ersticht und dessen Leiche unbeachtet liegen bleibt, dieser in Sprache, Gestus und Mimik mauschelnde Herodes (der übrigens von Haus aus gar kein Jude, sondern Idumäer war und für den die jüdische Religion „außer dem ethischen Gehalt noch den Reiz der Neuheit hatte“), der so sinnlich überreizt nach seines Weibes Tochter schielt, bilden einen passenden Rahmen für die degenerierte Titelheldin. Es

ist für unsere Zeit bezeichnend, für ihre Geschmacksrichtung aber kein Ruhmesblatt, daß „Salome" einen Siegeszug durch alle deutschen Gaue unternehmen konnte. . . .

Richard Strauß' Musik ist dem Stoffe kongenial. Er hat, das muß anerkannt werden, die Musik auf den Gipfel der Ausdrucksfähigkeit gebracht. Es ist erstaunlich und bewundernswert, was alles der Komponist in Tönen andeuten und ausdrücken kann. Aber das Bewußtsein seines Könnens verführt ihn, seine Kunstfertigkeit allzu oft zu zeigen. Sie wird zur Künstelei. Der unbedeutendste Vorgang muß schließlich onomatopoetisch unterstrichen werden. Und am meisten gelingt dem Komponisten alles Karikaturistische. Wo er Zerrbilder illustrieren kann, erreicht er sein Höchstes. Ob „Salome", trotz aller Ruhmeskränze, einen Schritt aufwärts bedeutet auf dem Wege hoher und reiner Kunst, darf füglich bezweifelt werden.

Frl. Schuster spielte und sang die Titelrolle vortrefflich. Sie war eine temperamentvolle, lüsterne Salome und brachte ihre schönen Stimmittel zur besten Geltung. Herr Weltlinger charakterisierte den haltlosen Fürsten sehr gut und führte die schwierige Rolle mit vorzüglichem Gelingen durch. Herr Wuzél war ein eindringlicher Johannes voll Hoheit und sittlicher Würde. Herr Prof. Dr. Beier hatte die Oper mit hingebendster Sorgfalt und verständnisvollster Umsicht einstudiert, Herr Hertzer einen sehr stimmungsvollen Rahmen geschaffen. —

Daß man des Dänen Holberg Lustspiel „Der Zeitlose" (womit komischer Weise ein Mann gemeint ist, der keine Zeit hat) wieder ausgrub, wird noch nicht einmal den Freund literarischer Kuriositäten, geschweige den Theaterbesucher besonders erfreuen. Holberg hat ja für Dänemark seine große Bedeutung. Mit ihm erst tritt dieses Land in die neuere Literatur. Für uns ist er doch nur der skrupellose Benutzer fremder Stoffe, der den großen Molière skandinavischen Verhältnissen anpaßte. Selbst Robert Prutz, der seine Werke liebevoll übertrug, muß zugeben, „daß seine Figuren in ihrer typischen Wiederkehr alle etwas Maskenartiges haben". Und so ewig jugendfrisch Molière heute noch wirkt, so abgestanden scheint uns sein Nachbeter und Plagiator. Ein Verdienst aber hatte die Aufführung. Sie bot Frl. Groa und Herrn Jürgensen Gelegenheit, ihre Kunst im besten Lichte zu zeigen. Frl. Groa gab die Pernille, eine suivante Molièrescher Prägung, mit entzückender Laune, mit prächtigem Humor, mit natürlichster Wirkung. Und Herr Jürgensen spielte die Titelrolle charakteristisch in Maske und Ton und gab ein fein ausgeführtes Kabinettsstück eindrucksvollster und erheiterndster Charakteristik.

Die bei Gelegenheit des Gastspiels Konrad Drehers aufgeführten Novitäten „Münchner Kindl" und „Ein blauer Teufel" (eine Übertragung von „Kurmärker und Pikarde" aus dem Norddeutschen ins Bajuvarische) empfangen ihren Wert nur durch die Mitwirkung des Herrn Dreher. Dieser erntete für seine lebenswahren, allem Übertriebenen abholden, humordurchtränkten Leistungen den verdienten rauschenden Beifall.

Hermann Blumenthal.

Aus Heimat und Fremde.

Kasseler Stadtwappen. Unser Mitarbeiter, Rektor Killmer-Großalmerode, stellt uns freundlichst die hier abgebildete schematische Darstellung des alten Kasseler Wappens zur Verfügung, das wohl in jedem Beschauer das Bedauern darüber



wecken wird, daß dieses Wappen später einem weniger charakteristischen Platz machte. Leider sind durch ein Versehen bei der Herstellung des Klischees kleine Unrichtigkeiten hinein gekommen, so haben z. B. die oberen Fenster gotische Form. Das Wappen des 1334 geeinten Kassel zeigt in der Mitte einen gotisch stilisierten Wacht- oder vielleicht auch Kirchturm, den gotische Gewölbebogen an zwei daneben stehende, dreistöckige und zinnengekrönte Befestigungstürme ketten. Um 1450 kamen dann noch Rosetten und Kleeblatt in das Wappen hinein. Wir verweisen auf Killmers ausführlichen Aufsatz über „das Kasseler Stadtwappen" in Nr. 4 und Nr. 5 des „Hausfreund", Beilage zur Kasseler Allgem. Zeitung.

Hessischer Geschichtsverein. In der stark und vorwiegend von Damen besuchten Monatsversammlung des Geschichtsvereins in Kassel teilte der Vorsitzende mit, daß der Verein jetzt auf 1897 Mitglieder angewachsen sei. Weiter bat er um Anregungen zur Ausgestaltung des 1909 in Kassel stattfindenden Festes des 75 jährigen Bestehens des Vereins. Sodann erhielt Frau Regierungsrat Jeanette Bramer das Wort zu einem Vortrag über allerlei volkskundliche Beobachtungen „aus der Lahngegend". Rednerin hat während ihres jahrelangen Aufenthaltes auf dem Lande in Oberhessen Gelegenheit gehabt, die Landleute und deren Sitten und Gebräuche zu studieren; mit welchem liebevollen und sachkundigen Verständnis dies geschah, bewies sie bereits durch zwei treffliche Vorträge im „Verein für Volkskunde". Auch diesmal bot sie aus der Fülle ihrer vorwiegend in dem zwischen Gießen und Marburg ge-

legenen Dorf Fronhausen gemachten Beobachtungen allerlei über Tracht, Aberglauben, kirchliche und weltliche Gebräuche, Familiennamen usw. und erntete reichen Beifall. General Eisentraut sprach zum Schlusse die Hoffnung aus, daß Frau Regierungsrat Bramer noch recht viele Nachahmer finden werde. Ihr Vortrag sei die erste Frucht einer Arbeit, die der Geschichtsverein vor drei Jahren begonnen habe. Er selbst habe damals auf die Notwendigkeit hingewiesen, jetzt, wo selbst schon auf dem Lande das Alte schwindet, alles, was in Stadt und Land noch an Eigentümlichkeiten vorhanden sei, zum mindesten aufzuzeichnen, damit es für die Nachwelt nicht verloren gehe. Damals habe man mit Hülfe der Regierung Fragebogen an die Lehrer verteilen lassen, bis jetzt seien aber erst wenig Antworten eingegangen. Es sei dem Verein auch noch nicht gelungen, eine eigene Abteilung für Volkskunde zu bilden, um so erfreulicher sei es, daß sich inzwischen in Kassel ein Verein für Volkskunde gebildet habe, der diese Aufgabe übernommen habe.

Fuldaer Geschichtsverein. Im großen Stadtsaale zu Fulda fand am 15. Januar 1908 die erste diesjährige Hauptversammlung des Fuldaer Geschichtsvereins statt. Oberbürgermeister Dr. Antoni, der Vorsitzende des Vereins, begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde des Vereins, warf einen Rückblick auf die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1907, in dem dieser sich weiter gedeihlich entwickelt habe, und gab bekannt, daß mit der Flurnamenforschung in den nächsten Tagen und zwar erstlich für das Gebiet der Stadt Fulda begonnen werde. Es geschehe dies hauptsächlich aus dem Grunde, um für die weitere Sammlung (Kreis Fulda und schließlich für das ganze Gebiet des ehemaligen Fürstentums Fulda) eine Unterlage zu gewinnen, wonach das Weitere sich brauchbar einrichten lasse. Er erteilte sodann das Wort Hauptlehrer Vonderau zu einem Vortrag über die „Ausgrabungen am Lanneshof" in der Nähe der Stadt Fulda. Es würde zu weit führen, den wissenschaftlich hochinteressanten Vortrag dieses rühmlich bekannten Forschers hier auch nur auszugsweise wiederzugeben; es sei nur erwähnt, daß Vonderau durch diese Ausgrabungen festgestellt hat, daß die Fuldaer Gegend zur „Hallstattzeit" bewohnt gewesen ist, denn auf diese Zeit (7. und 8. Jahrhundert v. Chr.) weisen die Urnen- und Kistengräberfunde hin. Mit dem Vortrag war eine reiche Ausstellung der Fundstücke (33 Gräbernummern mit 71 Gegenständen) verbunden. J. H.

Verein für hessische Volkskunde. In der Monatsversammlung des Vereins, die am 29. Januar stattfand, hielt Professor Franz aus Hofgeismar einen sehr fesselnden Vortrag über den „Nixenmythus unter besonderer Bezugnahme auf die hessische Überlieferung". Der Vortragende besprach zunächst den germanischen Elbenglauben überhaupt, der aus dem Seelenglauben erwuchs und bis in die indogermanische Urzeit zurückreicht. Nach kurzer Charakteristik dieser verschiedenen Mythengestalten und ihrer Beziehung zu den Menschen, wandte er sich besonders zu den Wasserelben, den Nöcken und Nixen, deren Kultus bei unseren Vorfahren ganz besonders ausgebildet war und in dem Seelenleben unseres Volkes bis in die neueste Zeit tiefe Spuren eingegraben hat. Der Glaube an sie hat sich aus der Vorstellung entwickelt, daß die Seelen der Ertrunkenen im Wasser fortleben. Der älteste Name für diese dämonischen Wesen, die auf dem tiefsten Grunde der Gewässer hausen, war nickus und nickessa, später werden sie auch meerminni, meerfei, wasserholde, brunnenholde, watermome &c. genannt. Die Nixen werden gedacht als weiße Jungfrauen mit grünen Locken, grünen Zähnen und triefenden Gewändern, der Fischschwanz ist romanische Vorstellung. Der Nöck oder Nix war meist ein ältlicher, langbärtiger Mann mit den gleichen, untilgbaren Merkmalen der grünen Haare und tropfenden Kleider. Wie die Gewässer bald im lachenden Sonnenschein lieblich und segenbringend dahinströmen, bald brausend und tosend Unheil anrichten, so war auch das Verhältnis ihrer Gottheiten zu den Menschen zwiespaltig verkörpert. Den Menschen hold und segensreich waren die Quellelben, bei denen man Heilung gegen allerlei Gebrechen suchte und fand. Deshalb durfte man den Quell nicht trüben, warf Geld hinein, bekränzte ihn mit Laub und Blumen, opferte ihm Brot und Kuchen und wallfahrte zu ihm, besonders im Mai und am Johannistage, um seine heilende Wirkung zu genießen. Solche Quellenverehrung bestand und besteht auch in Hessen bis auf den heutigen Tag, so an dem augenheilenden Brunnen zu Döllbach bei Fulda, an dem berühmten Jungborn zu Treis a. Lumbde, dem Hilgershäuser Heilquell am Meißner, der alljährlich mit Frühlingsblumen geschmückt wird und anderen. Brunnenbekränzung ist dementsprechend weithin bezeugt. Ganz anders stehen zu dem Naturmenschen die Bach-, Fluß- und Seeelben, unholde Wesen, die stets auf der Lauer liegen, aus der Tiefe auftauchen und nach Opfern ausspähen; sie locken den Menschen hinab, fangen ihn mit Netzen oder ziehen ihn beim Baden in die Tiefe. Daher der weitverbreitete und bekannte Glaube, daß Flüsse und Seen ihre Opfer verlangen. So klingt in Hessen aus Fulda und Lahn zuweilen der Ruf: Die Zeit ist da, die Stunde ist da, der Mensch

ist nicht da. Wie unausrottbar diese Vorstellung ist, zeigen Vorgänge aus neuester Zeit. Um die Dämonen der Tiefe günstig zu stimmen, opferte man ihnen Brot, Salz, Münzen oder ein schwarzes Huhn, zuweilen mit dem Rufe: Dir das Deine, laß mir das Meine! Von den Geistern des Würmsees in Bayern, des Mummelsees im Schwarzwald und des Bodensees weiß die Sage viel zu berichten, aber auch in Hessen gibt es solche vielberufene Stätten, vor allen berühmt ist der Denser See, der sich zu Zeiten blutrot färbt, der Nixenborn bei Niedergleen und andere. Ihnen allen entsteigen zuweilen die Nixen, weilen fröhlich beim Tanze und den Festen der Menschen und kehren mit dem Glockenschlag zur feuchten Tiefe. Verspäten sie sich, so tönt ein Schrei aus den Fluten, und der Wasserspiegel färbt sich blutrot. Zahlreich sind ihre Beziehungen zu den Menschen und in Sage und Lied vielfach verherrlicht, wie überhaupt der Elbenglaube tief eingedrungen ist, sich zäh behauptet und unsere Kunst und Dichtung reich befruchtet hat. Goethe, Wagner, Hauptmann und viele andere Poeten legen davon Zeugnis ab. Als Probe einer besonders schönen, modernen Nixenballade las der Vortragende zum Schlusse: Schön Hannalee von Karl Bulcke, eine ergreifende Dichtung. Einige Ergänzungen zu dem umfassenden und tiefpoetischen Vortrage gaben Dr. Lange und Lehrer Schröbter. Danach zeigte Dr. Brunner der Versammlung einige vom Museum angekaufte hessische Altertümer, die Antiquar Cramer zur Verfügung gestellt hatte. Zum Schlusse berichtet Dr. Brunner auf Grund von Gudensberger Amtsrechnungen über einige für das ältere, deutsche Strafsystem bezeichnende Rechtsentscheidungen, deren Härten für das heutige Rechtsbewußtsein schwer verständlich scheinen. Die Einnahme aus Strafgeldern für geringe Brüche (= Verbrechen) war danach in Gudensberg nicht unbeträchtlich. Von besonderem Interesse waren einige Fälle von Wergeldfestsetzungen, d. h. Geldbußen für einen erschlagenen Mann, deren eine noch in die Zeit des Landgrafen Moritz fällt. F.

Marburger Hochschulnachrichten. Der außerordentliche Professor der Geschichte, Dr. Klebs, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt, als Nachfolger des nach Halle berufenen Prof. Dr. Niese.

Jubiläum. Sein 25jähriges Bestehen beging in diesen Tagen der Kasseler Lehrer-Gesangverein, der gegenwärtig 284, darunter 143 singende Mitglieder zählt. Der Verein wurde 1883 auf Anregung des Lehrers A. Klein mit 79 Mitgliedern gegründet. Als Dirigenten waren in ihm tätig Kgl. Musikdirektor Albrecht Brede (1883 bis 1895), Kgl. Hoftheaterkapellmeister Prof. Dr. Franz Beier (1896—1902), Kgl. Musikdirektor Richard Frank (1902—1905) und Lehrer Emil Kürsten (seit 1905).

Aus Frankenberg. Der Kreiskriegerverband Frankenberg beschloß, vor dem Rathaus der Stadt Frankenberg ein Kriegerdenkmal nach dem unseren Lesern bereits durch Abbildung bekannten Entwurf des Kasseler Bildhauers Melville zu errichten. (Vgl. den Aufsatz von Ernst Zöllner. „Hessenland" 1907, S. 326). Zu den 10 000 M. betragenden Kosten sind bereits 8400 M. vorhanden. Die Grundsteinlegung erfolgt am 24. Mai 1908.

Rezitation. Am 23. Januar trug der Direktor des Hanauer Stadttheaters Ad. Steffter in einem Rezitationsabend hessische Balladen und Romanzen aus Karl Engelhards „Kattenloh" vor, unter denen besonders „Jung Friedrich und Gela" und „Schelm von Bergen" außerordentlichen Beifall fanden.

Ende Februar kommt Karl Engelhards Bearbeitung des Scherzspiels von Gryphius „Die Geliebte Dornrose" im Hanauer Stadttheater zur Aufführung.

Für die Spinnstuben spricht sich eine Zuschrift an die „Hess. Landeszeitung" (Bote aus Oberhessen Nr. 4) aus dem Ebsdorfer Grund aus. Seit Jahrhunderten habe man die Spinnstuben als „Brutstätte von Roheit und Unsittlichkeit" bekämpft — ohne Erfolg, und doch seien sie als ehrwürdige Reste alten Volkslebens, schon des hier gepflegten Gesanges wegen, zu schätzen. Noch jetzt finde hier, mehr noch als durch Schule und Vereine, eine rege Pflege des Volksliedes statt. Man solle also die Spinnstuben nicht bekämpfen, sondern zu heben suchen.

Eingegangen:

Bibliographie der schönen Literatur Hessens. Zusammengestellt von Alexander Burger. Erster Teil, enthaltend die im Großherzogtum Hessen geborenen belletristischen Schriftsteller. Nieder-Ingelheim (Selbstverlag) 1908. Preis 1,60 M. Bei direktem Bezug portofreie Lieferung.

27. Jahresbericht des Vereins für hessische Volkskunde und Mundartenforschung. Kassel 1907.

Genealogie und Heraldik, Genealogische Kalender und Taschenbücher, Stammbücher, Familiengeschichte, Numismatik usw. Katalog XXXVIII. (2282 Nummern) von J. Halle, Antiquariat, München.

Personalien.

Verliehen: der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub: dem Generalsuperintendenten D. Peiffer zu Kassel;

der Rote Adlerorden 4. Kl.: dem ord. Professor an der Universität zu Marburg Dr. Bach, dem Regierungs- und Baurat Borggreve zu Marburg, dem Fabrikbesitzer Decken zu Lippoldsberg, dem Oberlehrer Professor Dr. Fennel zu Kassel, dem Fabrikbesitzer und Chemiker Dr. Heräus zu Hanau, dem Rechnungsrat Herwig zu Kassel, dem Oberpostsekretär Herwig zu Kassel, dem Forstmeister Jordan zu Hersfeld, dem Regierungs- und Forstrat Kieke zu Kassel, dem Regierungsrat Koehler zu Kassel, dem Amtsgerichtsrat Lattmann zu Schmalkalden, dem Oberlandmesser Lippert zu Marburg, dem Steuerrat Peine zu Kassel, dem Regierungs- und Medizinalrat Dr. Rockwitz zu Kassel, dem Pfarrer und Dekan Schellenberg zu Battenberg, dem Regierungs- und Baurat Schwidtal zu Kassel, dem Landrat Springorum zu Fulda, dem Metropolitan Vilmar zu Schmalkalden, dem Amtsgerichtsrat Dr. Weihe zu Kassel, dem Forstmeister Wetzell zu Mottgers und dem Rechnungsrat und Gerichtskassenrendant Zschorlich zu Marburg;

der Kronenorden 2. Kl. mit Stern: dem Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, Provinzialsteuerdirektor Vagedes zu Kassel;

der Kronenorden 3. Kl.: dem Metropolitan Diebelmeier zu Rodenberg, dem Geh. Baurat Goos zu Kassel, dem ord. Professor an der Universität zu Marburg D. Dr. Jülicher, dem Geh. Regierungsrat Landrat von Negelein zu Marburg, dem Oberregierungsrat Wißmann zu Kassel;

der Kronenorden 4. Kl.: dem Bürgermeister Gerhardt zu Oberelsungen, dem Bahnhofsverwalter Kerst zu Beiseförth, dem Kreisboniteur Koch zu Gensungen, dem Rektor Kohl zu Melsungen, dem Revierförster Leonhard zu Wolfhagen, dem Polizeikommissar Reichardt zu Kassel und dem Hofgärtner Virchow zu Wilhelmshöhe;

der Adler der Inhaber des Hohenz. Hausordens: dem Lehrer und Kantor Weidemann zu Cappel;

die Rote Kreuzmedaille 2. Kl.: der Frau Konsul Becker zu Gelnhausen;

die Rote Kreuzmedaille 3. Kl.: dem Oberpräsidenten Kammerherrn von Trott zu Solz zu Potsdam, dem Landrat Dr. jur. Hagen zu Schmalkalden, dem Generalmajor von Roques zu Kassel, dem Kaufmann Blenke zu Marburg, dem Bijouteriefabrikanten Böhm zu Hanau und der Frau Rentner Merkel zu Schmalkalden;

dem Fabrikanten Salzmann zu Kassel der Charakter als Kommerzienrat; dem Oberlehrer Pohl von der Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde der Charakter als Professor mit dem Rang der Räte 4. Kl.; den Domänenpächtern Suntheim zu Jesberg und Treviranus zu Möllenbeck der Charakter als Königlicher Oberamtmann.

Ernannt: Regierungsrat Graupp zu Kassel zum Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums in Kassel; Referendar Liebich zu Marburg zum Gerichtsassessor; Gerichtsreferendar von Massow zu Marburg zum Regierungsreferendar.

Übertragen: dem Regierungsassessor von Trott zu Solz zu Kassel die Vertretung des Landrats im Kreise Oststernberg, Rgbz. Frankfurt a. O.

Versetzt: Postdirekter Düstersiek von Lemgo nach Fulda.

Angenommen: Gerichtsassessor Pfläging aus Obervellmar als Hilfsarbeiter bei dem Kolonialamt in Berlin.

Entlassen: Referendar Walther zu Marburg aus dem Justizdienste behufs Übertritts zur akadem. Laufbahn.

In der Liste der **Rechtsanwälte** gelöscht: Rechtsanwalt Olszewski bei dem Landgericht in Kassel.

Geboren: ein Sohn und eine Tochter: Wilhelm Reinecke und Frau Auguste, geb. Bölke (Nordstemmen bei Hannover, 20. Januar); — ein Sohn: Bankier Karl L. Pfeiffer und Frau Elisabeth, geb. Pauh (Kassel, 17. Januar); Bankier Ludwig Streit und Frau Klara, geb. Herzog (Kassel, 24. Januar); Professor Stoeckel und Frau, geb. Fritsch (Marburg, 25. Januar); Dr. Appuhn und Frau (Eschwege); — eine Tochter: Regierungsbaumeister Julius Kallmeyer und Frau Käthe, geb. Jochmus (Halle a. S., 21. Januar); Rechtsanwalt Dr. Dellevie und Frau, geb. Plaut (Kassel, 27. Januar).

Gestorben: Freiin Amelie von Lepel, seit 1863 Stiftsdame, seit 1891 Äbtissin des Stifts Obernkirchen (Obernkirchen, 14. Januar); Bergingenieur Balthasar Emmerich, 77 Jahre alt (Wächtersbach, 17. Januar); Sanitätsrat Dr. med. Rudolf Güngerich (Wetter, 18. Januar); stud. med. Paul Jung (Homberg, 18. Januar); verw. Frau Helene Braun, geb. von Soubiron (Kassel-Wilhelmshöhe, 19. Januar); Bürgermeister a. D. Johannes Kunoth, 84 Jahre alt (Niederzwehren, 22. Januar); Schreinermeister Georg Feldmann, 74 Jahre alt (Kassel, 22. Januar); Gutsbesitzer Georg H. Hocke, 73 Jahre alt (Zennern, 22. Januar); Rechnungsrat a. D. Hermann Scherer, 79 Jahre alt (Kassel, 22. Januar); Bürgermeister a. D. Wilhelm Fehr, 84 Jahre alt (Wellerode, 25. Januar); Kaufmann Wilhelm Brill, 66 Jahre alt (Kassel, 26. Januar); Kaufmann Karl Schäfer, 76 Jahre alt (Gelnhausen, 26. Januar); Amtsgerichtsrat Grohne, 54 Jahre alt (Witzenhausen, 27. Januar); Eisenbahn-Werkstättenvorsteher a. D. Rudolf Mense, 72 Jahre alt (Kassel, 27. Januar); Frau Karoline Eccius, geb. Trummer, Gattin des Wirkl. Geh. Rats Dr. M. Eccius, 71 Jahre alt (Berlin, 27. Januar); Geh. Regierungsrat a. D. Albert von Lundblad, 87 Jahre alt (Wiesbaden, 28. Januar); Frau Luise Köhler, geb. Wolff von Gudenberg, Gattin des Amtsgerichtsrats, Geh. Justizrats Friedrich Köhler, 57 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Eisenbahnsekretär a. D. Rechnungsrat Wilhelm Schnackenberg, 68 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Kaufmann Eugen Beer, 70 Jahre alt (Kassel, 29. Januar); Äbtissin der Abtei der Benediktinerinnen in Fulda Benedikta Reinhardt, 84 Jahre alt (Fulda, 29. Januar); Juwelier Hy. C. Reineman, geborener Ziegenhainer, 77 Jahre alt (Pittsburg, Pa.); Hotelier William Seng, 39 Jahre alt (Braddock).

Briefkasten.

K-J. in München, G. A. M. in München, H. N. in Nanzhausen, S. in Frankenberg. Wir bestätigen mit Dank den Empfang der eingesandten Manuskripte.

A. B. in Wilmersdorf. Einige kurze Notizen sind uns recht willkommen.

O. G. in Hildesheim. Dürfen wir den in Aussicht gestellten Beitrag zur nächsten Nummer erwarten?

J. H. in Fulda. Die beiden Sachen sollen gebracht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. Februar 1908.

Die Burg Gieselwerder.

Von F. Pfaff.

(Fortsetzung.)

Der Streit um den Gieselwerder war vertagt, aber nicht aufgehoben. Nach dem Tode des Herzogs Albrecht mahnten im Jahre 1279 die eigenen Untertanen des Erzstifts, die Behörden der Stadt Hofgeismar, ihren Landesherrn, sich den Wiedererwerb des Besitztums angelegen sein zu lassen; es sei durch einen rechtmäßigen Kaufvertrag erworben worden. Letztere Angabe ist allerdings als das Zeugnis einer Partei von keinem besonderen Wert. Neue Verhandlungen, die auf einen Vergleich durch Schiedsrichter hinausgingen, wurden in den Jahren 1287 und 1290 angeknüpft, ohne daß das Ziel erreicht wäre; im zweiten Falle sollte Landgraf Heinrich von Hessen Schiedsrichter sein. Als aber darauf im welfischen Hause ein Familienzwist ausbrach, indem die Herzoge Albrecht II. und Heinrich wegen der Erbschaft ihres verstorbenen Bruders Wilhelm in offene Feindschaft gerieten, erreichte es Erzbischof Gerhard, der damals mit dem Landgrafen verbündet war, daß ihm die beiden treubrüchigen Ritter Arnold von Hauersforde und Wasmod von Hagen gegen eine Geldsumme die Burg auslieferten[1]), die er seinem Kriegsobersten, dem Grafen Otto von Waldeck, übergab. In der Fehde, die sich nun um den Besitz im Wesertal entspann, errichteten, wie es scheint, die Braunschweiger eine Gegenburg, Tirwerder genannt. Der Streit wurde am 15. Februar 1303 durch einen Vertrag vorläufig geschlossen, der dem Herzog Albrecht II. die Burg Nienover verschaffte, während Otto von Waldeck noch sieben Jahre im ungestörten Besitz von Gieselwerder verbleiben sollte und jene Ritter Verzeihung erhielten.[2]) Bald darauf machten beide Parteien dem langen Zwist ein völliges Ende; sie teilten sich nämlich in den Besitz des Gieselwerders, und zwar lassen verschiedene Umstände darauf schließen, daß der größere Teil des Amtes Mainz zufiel. Es wurde nun, wie es üblich war, eine Burghute aufgerichtet, wodurch auch im Fall der Fehde zwischen den Besitzern ein neutraler Boden geschaffen ward.

Der mainzische sowohl als der braunschweigische Anteil wurde, wie es damals gang und gäbe war,

[1]) Lippoldsberger Urkunde des Staatsarchivs zu Marburg vom Jahre 1317.

[2]) Sudendorf I, Nr. 173. Durch die Urkunde wird die Annahme von Wenck II, 948, daß der Gieselwerder schon nach dem Schiedsspruch vom Jahre 1290 geteilt sei, beseitigt.

öfters verpfändet. Die Pfandinhaber übten dann als Amtleute die landesherrlichen Rechte aus, und es war ihnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, die Untertanen bei ihren Rechten und Gewohnheiten zu erhalten; doch was wollte das besagen in einer Zeit, in der Eigennutz und Willkür vielfach so weit gingen, wie die Macht reichte, und der Wehrlose jeder Unbill preisgegeben war. So führten die Klöster Lippoldsberg und Bursfelde, ersteres ein Nonnenkloster, letzteres ein Mönchskloster des Benediktinerordens, herbe Klage darüber, daß sie von dem mainzischen Amtmann von Gieselwerder hart bedrängt und schwer geschädigt würden. Es ist immerhin eine seltsame Tatsache, daß die zur Diözese Mainz gehörigen Stifter von dem Beamten ihres Erzbischofs lange vergewaltigt werden konnten, ohne daß er eingegriffen hätte. Eine lange Reihe von Klagen wurde im Jahre 1314 gegen den Amtmann Tilo von Bola vorgebracht, und die bestellten Sachverständigen mußten sie in der Hauptsache als begründet anerkennen.[3]) Der Amtmann verlegte sich, soweit es irgend ging, aufs Leugnen und vergaß nicht, eine Gegenrechnung aufzustellen; es ist natürlich die Klage des Wolfs gegen das Lamm. Zwei Wälder, die Lippoldsberg seit seiner Gründung 250 Jahre lang besessen und durch Rodungen ertragreicher gemacht hatte, der Hogenberg (Heuberg) rechts der Weser und das Bennenhofer Holz (Benzerholz im Reinhardswald) waren ihm von Tilo von Bola gewaltsam entrissen, während den Amtsuntertanen nur das Achtwortsrecht in ihnen zustand, d. h. die Befugnis, Holz zum eigenen Bedarf daraus zu entnehmen. Ferner entriß er dem Kloster die Hälfte des Waldes Kaleberg (Kahlberg zwischen Wahmbeck und Bodenfelde), die es kurz vorher von Corvey erkauft hatte, und die Hälfte des Fischereirechts in der Weser am Wehr zum Rosenbühl. Vergebens brachte der Klosterpropst Opfer, um Ruhe zu haben. Der Amtmann nahm sie entgegen und ließ doch das Vieh aus Lippoldsberg forttreiben und die Zehntfrüchte wegnehmen, auch legte er seine Jagdhunde und Schweine in die Klosterhöfe, damit sie dort gefüttert wurden. Obendrein beklagte er sich dann, der Propst und seine Freunde verdächtigten ihn beim Erzbischof und bei einflußreichen Männern und erweckten ihm Feinde, die ihn schädigten. Endlich nahm sich der Erzbischof der Bedrängten an und entfernte ihn von seinem Amte; das Kloster wurde im Jahre 1318 wieder in sein altes Recht eingesetzt, aber eine Entschädigung für die erlittenen Verluste hat es natürlich nicht erhalten.

[3]) Lippoldsberger Urkunden des Staatsarchivs zu Marburg.

In bessere Hände kam der Gieselwerder, als ihn Mainz im Jahre 1327 dem Bernhard von Hardenberg verpfändete. Dies vielfach verzweigte, noch heute blühende Geschlecht, das sich nach der Stammburg Hardenberg bei Nörten nannte, hat seinen Schild stets blank erhalten; es ist in der deutschen Geschichte vertreten durch den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, der in drangvoller Zeit Großes geleistet hat, und in der deutschen Literatur durch Friedrich Leopold von Hardenberg (Novalis), den liebenswerten, früh verstorbenen Dichter.

Im Anfang des Jahres 1332 ersuchte Erzbischof Balduin von Trier, Verweser des Erzstifts Mainz, den Propst Dietrich von Lippoldsberg um ein Darlehen von 100 Mark reines Silber, die aus den Opfern der Pilger in dem neuen Wallfahrtsort Gottsbüren genommen werden sollten, um Gieselwerder wieder einzulösen, es scheint jedoch nicht dazu gekommen zu sein oder wenigstens nur für kurze Zeit. Denn aus dem Jahre 1346 ist eine Versatzurkunde erhalten, in der den von Hardenberg aufgegeben wird, die Untertanen nicht mit neuen Lasten zu beschweren; weiter heißt es: „und sollent iedem man geliche Richter sin, dem armem als dem richen, dem Juden als dem Cristen, iedem man zu sime rechte".[4]) Im Lauf der Zeit mußten nicht unbedeutende Mittel aufgewandt werden, um die Burg im Bau zu unterhalten und zu erweitern, und da nicht nur diese Gelder, sondern auch solche, die das Erzstift den von Hardenberg neuerdings schuldig geworden war, auf die Pfandsumme geschlagen wurden, so erreichte diese eine beträchtliche Höhe. Freilich war auch das verpfändete Besitztum wertvoll und mit vielen Nutzungen verbunden. Als die Vettern Dietrich und Hildebrand von Hardenberg im Jahre 1409 den Gieselwerder teilten[5]), waren drei feste Häuser vorhanden, das braunschweigische, das mainzische und das Hardenbergische mit Backhaus und Küche, die in zwei Lose gingen, während der rote Turm und der Jungfrauenturm im Gemeinbesitz blieben. Die älteren Bilder weisen die drei Steinhäuser auf, aber nur einen Turm. Zu der Burg gehörte ein Vorwerk, der Zoll zum Werder, die Fähren in Lippoldsberg und Ödelsheim, das Gericht und Gefälle in Lippoldsberg, ein Hof in der späteren Wüstung Gotmarsen, die acht wüsten Dörfer Howorten, Werden, Reden, Brankenhagen, Elverdeshausen, Ahorne, Elveringehausen, Wesevelt[6]), die Dörfer Gieselwerder, Alten=

[4]) Wolf, Politische Geschichte des Eichsfeldes I, Urk. 91.

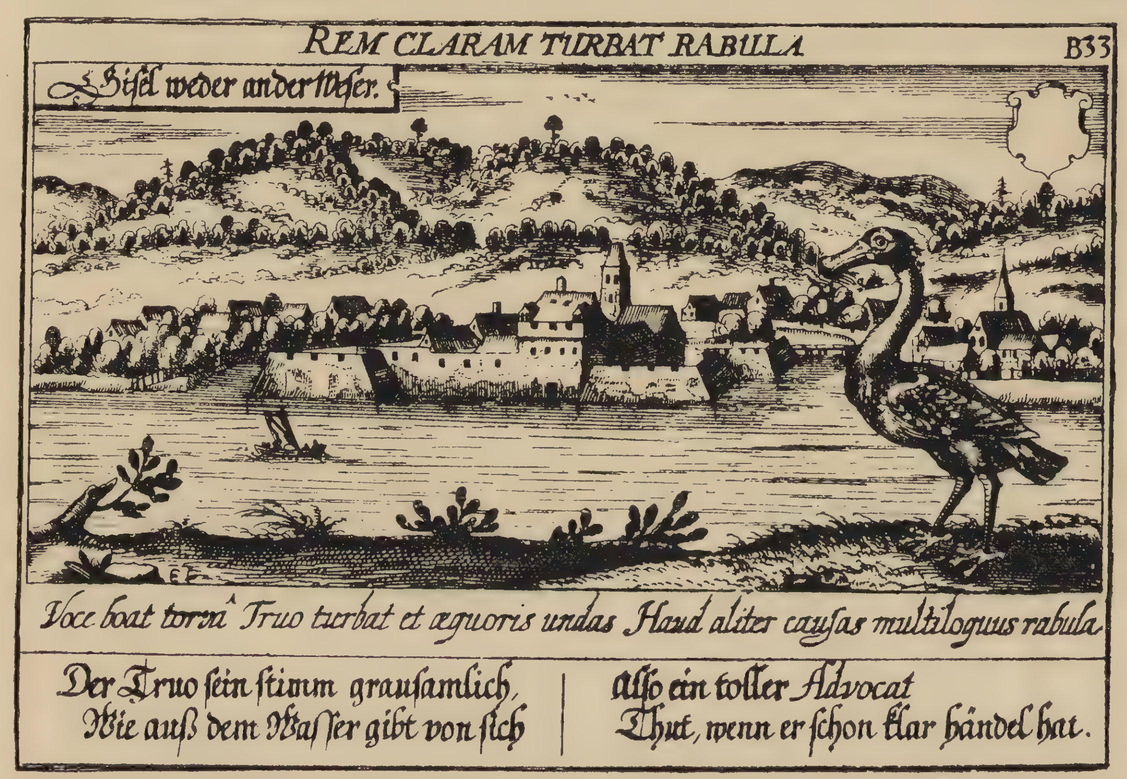
[5]) Wolf, Geschichte des Geschlechts von Hardenberg II, Urk. 47.

[6]) Die Lage der wüsten Orte bei Landau, Wüstungen, S. 1–8, wo hinzuzufügen ist, daß Wiesenfeld (Wesevelt) östlich von Karlshafen an der Weser lag. Ahorne, von Landau nicht erwähnt, 1288 Aahornem genannt, ist

bursfelde, Hemeln, Vaake, Haltmerden, das später wüst wurde, Heisebeck, Bodenfelde mit einem Salzwerk, Vernawahlshausen, Ödelsheim und Gottsbüren. Die beiden Vettern von Hardenberg konnten damals das ganze Amt unter sich teilen, weil ihrer Familie, die auch von Braunschweig Lehen trug, dessen Anteil schon im 14. Jahrhundert verpfändet war.

Als Erzbischof Dietrich damit umging, den Gieselwerder wieder in seine unmittelbare Gewalt zu bringen, verhandelte er zunächst mit dem Herzog Otto von Braunschweig, der ihm im Jahre 1434 [7]) zunehmen, und verlangten es auch nach Ablauf der Frist. Aber sie sind nie wieder in den Besitz gelangt, und als der Kurfürst von Mainz im Jahre 1607 mit sehr alten Ansprüchen wegen des Hardenbergs an sie herantrat, konnten sie ihm mit gutem Fug ihre Forderung wegen des Gieselwerders entgegenhalten.

Das Erzstift hatte nämlich sein Eigentum nur deshalb an sich genommen und seinem Amtmann auf dem Schöneberg, Hermann Spiegel zum Desenberg, übergeben, um es alsbald durch eigene Schuld für immer zu verlieren. Der Erzbischof



Gieselwerder. Nach Meißners Schatzkästlein.

gestattete, seinen Anteil durch Lösung von den von Hardenberg an sich zu bringen, und zwei Jahre später versprach, ihn binnen 30 Jahren nicht zurückzukaufen. Im Jahre 1453 willigten dann auch die von Hardenberg, nachdem sie 126 Jahre Pfandinhaber gewesen waren, ein, daß Mainz seinen Anteil für eine verhältnismäßig geringe Summe an sich brachte; sie behielten sich jedoch vor, ihn nach sechs Jahren zurück-

Diether von Isenburg wurde im Jahre 1461 vom Papst abgesetzt, und an seine Stelle sollte der Graf Adolf von Nassau treten. Dadurch wurde über die weithin zerstreuten Besitzungen des Stifts ein verwüstender Krieg heraufbeschworen, der ihm unheilbare Wunden schlug. Adolf, der Verbündete um jeden Preis suchte, gewann den Landgrafen Ludwig II. von Hessen unter Bedingungen, die für diesen sehr vorteilhaft waren, denn sie gaben ihm Gelegenheit, in Fortführung der von seinen Vorfahren befolgten Politik den schon sehr zusammengeschmolzenen mainzischen Besitz zwischen Diemel und Weser vollends in seine Gewalt zu bringen. Außer einigen Orten auf dem Eichsfeld

zweifelsohne das heutige Dorf Arenborn am Arnsbach, dessen Name von Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen S. 328 auf Ar (Adler) zurückgeführt wird.

[7]) Urkunde des Kreisarchivs zu Würzburg. Mainzer weltlicher Schrank Lad. 21, Nr. 28.

ließ sich Ludwig Hofgeismar, den Schöneberg und Gieselwerder als Sicherheit für die Kriegskosten verpfänden, letztere beiden sollte er erst von dem Pfandinhaber einlösen. Nach einem ziemlich erfolglosen Zug an den Main hielt es der Landgraf für geraten, sich der ihm verpfändeten Orte, die dem alten Herrn in Treue anhingen, zu versichern. Die Stadt Hofgeismar leistete anfänglich tapferen Widerstand, wurde aber bald gezwungen, Adolf zu huldigen. Als der Krieg inzwischen eine günstige Wendung für Diether genommen hatte, verschlossen die Bürger den Bevollmächtigten Adolfs neuerdings die Tore, und erst, als dieser persönlich erschien und wieder eine Belagerung drohte, ergaben sie sich am 13. August 1462 in ihr Schicksal. Die durch ihre Lage und ihre Wehrbauten starke Bergfeste Schöneberg wurde vom 22. Oktober ab von beträchtlichen Streitkräften belagert und durch Geschützfeuer arg zerschossen, bis sie am 6. November mit stürmender Hand genommen ward. Weniger Umstände hatte die Burg Gieselwerder gemacht, die nicht lange vorher durch Feuer sehr gelitten hatte und kaum wiederhergestellt war. Da sie infolge ihrer Lage nicht imstande war, den neuen Angriffsmitteln auch nur einen Tag zu trotzen, so wurde sie schon am 27. Juli ohne Kampf dem Landgrafen übergeben. Dieser hatte sein Ziel erreicht, aber verbrannte Dörfer und verderbte Fluren bezeichneten die Bahn, die die Fehde im Diemelland eingeschlagen hatte.

Andere Drangsale erlitt das Gericht Gieselwerder um die Wende des Jahrhunderts durch einen der Raubzüge, die trotz des ewigen, allgemeinen Landfriedens noch im Schwange waren. Als Herzog Erich von Braunschweig, dem Drängen seines ränkevollen Kanzlers Johann Stoffmel folgend, wegen der Herrschaft Plesse, die hessisches Lehen war, einen Streit mit dem Landgrafen Wilhelm II. von Hessen, dem Gemahl seiner Schwester Anna, vom Zaune brach, ging sein Landdrost in Moringen, Ditmar von Adelepsen, ganz in der Weise eines Faustritters vor. Am 2. November 1498 überfiel er bei Tagesgrauen Ödelsheim, Gieselwerder und die Nachbarorte, trieb das Vieh weg und machte auch einige Gefangene, die er auf das Schloß Adelepsen brachte, „alleß sonder redlich orsach", wie der Landgraf dem Rat von Göttingen schreiben ließ.[8]) Als jener in gleicher Weise die Landschaft an der Werra heimsuchte und Erich, anstatt Genugtuung zu leisten, sein Landesaufgebot bei Münden zu sammeln beschloß, rückte der Landgraf in sein Gebiet ein, zahlte dem Landdrosten mit gleicher Münze heim und besetzte die Plesseburg. Nun erst kam Erich zur Besinnung und ließ seinen Kanzler, den Anstifter dieser Irrungen, auf dem Schafott büßen.

[8]) G. Schmidt, Urkundenb. d. Stadt Göttingen II, Nr. 398.

(Schluß folgt.)

Oberst Eduard Moye.

Von Otto Gerland.

Am 10. Januar d. J. starb zu Kassel der Oberst a. D. Eduard Moye, dessen Andenken die nachfolgenden Blätter gewidmet sein mögen*):

Moye war am 28. August 1826 zu Kassel als Sohn des damaligen Hauptmanns in der kurhessischen Artillerie Gottfried Moye und dessen Ehegattin Johanna, geb. Henschel, einer Schwester von Anton und Werner Henschel, geboren. Der Vater starb als Oberstleutnant im November 1850 zu Kassel an der Cholera, und es wurden ihm bei seiner Beerdigung, da die kurhessischen Truppen infolge der damaligen Verfassungswirren bei Hanau zusammengezogen waren, Kassel aber von preußischen Truppen besetzt war, die militärischen Ehren durch die Offiziere der preußischen Besatzung in Verbindung mit den Offizieren der damaligen Kasseler Bürgergarde erwiesen.

Eduard Moye trat am 30. Juni 1841 in das kurhessische Kadettenkorps ein, aus dem er 1845 entlassen wurde, um als Portepeefähnrich in das kurhessische 2. Infanterie-Regiment zu Fulda einzutreten; im selben Jahre rückte er zum Sekondeleutnant auf. Er gehörte dem ersten Bataillon an, das 1848 zunächst einige Kommandos in die Umgegend von Hanau, in die Herrschaft Schmalkalden usw. abgab, an denen Moye teilnahm, in der ersten Hälfte August aber nach Rastatt und am 10. September nach Frankfurt a. M. geschafft wurde, wo es zunächst (neben der Frankfurter Bürgerwehr) die einzige militärische Besatzung der Stadt bildete und, soweit es ihm die Verhältnisse

*) Als Quelle diente, abgesehen von den weiter unten angezogenen Schriften und den persönlichen Erinnerungen des Verfassers, der schriftliche Nachlaß Moyes, namentlich die hinterlassenen Briefe und sein Kriegstagebuch über den Feldzug 1870/71. So interessant dieses auch ist, so gestattet es der hier zur Verfügung stehende Raum doch nur, das, was Moyes persönliche Erlebnisse betrifft, und auch dies vielfach nur in abgekürzter Form wiederzugeben.

erlaubten, an der Bekämpfung des Aufstands vom 18. September ruhmreichen Anteil nahm. Es mag auch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß über die Leistungen des Bataillons verschiedentlich falsche Behauptungen verbreitet worden sind, die ihren Grund wohl darin gefunden haben, daß das Bataillon am 18. September nicht als geschlossenes Bataillon auftreten konnte, weil es an diesem Tage 12 Wachen, darunter 9 Torwachen, 2 Wachen (die Hauptwache und die Konstablerwache) allabendlich noch verstärkt, zu besetzen, daneben 1 Hauptmann, 2 Leutnants und 150 Mann stets zum Ausrücken waffenbereit und 2 Offiziere, 5 Unteroffiziere und 69 Mann stets als Brandpiket bereit zu halten hatte. Dazu lag das im ganzen 750 Mann starke Bataillon in zwei über 1 Kilometer voneinander entfernten Kasernen. Am 16. September abends säuberte es, nachdem auf Anordnung des ersten Bürgermeisters Generalmarsch geschlagen worden war, unter Trommelschlag alle von drohenden Menschenansammlungen gefährdeten Straßen. Am 17. abends sammelte sich das Bataillon wieder in der Stille und ließ in Verbindung mit der Bürgerwehr starke Patrouillen gehen. Endlich telegraphierte der Senat nach Mainz um Unterstützung; es wurden die Hauptwache und die Konstablerwache verstärkt, mit einer Kompagnie die Wohnung des Parlamentsabgeordneten Schwarzenberg gedeckt und der übrige Teil des Bataillons auf Befehl des Reichskriegsministeriums zur Deckung der Bahnhöfe kommandiert, womit die Deckung der Eisenbahnbrücke über den Main verbunden war. Das Bataillon war also am 18. September in vier stärkeren und sieben schwächeren Abteilungen zerstreut, konnte sich deshalb nur auf die Behauptung seiner Stellungen beschränken und mußte den übrigen Kampf den von Mainz und Darmstadt herbeigeholten Truppen überlassen.*) Moye befand sich am 18. September bei der Bedeckung der Mainbrücke.

1850 wurde das Regiment nach Erklärung des Kriegszustandes über Kurhessen zunächst in die Umgegend von Kassel verlegt, wo Moye wie das gesamte kurhessische Offizierkorps mit wenigen Ausnahmen, dem geleisteten Verfassungseide treu, sein Abschiedsgesuch einreichte, wie die überwiegend meisten Offiziere den Abschied aber nicht bewilligt erhielt.*) 1852 wurde er zum Premierleutnant im 3. Infanterie-Regiment ernannt, das damals in Hanau garnisonierte, im Herbst 1853 nach Kassel und 1856 nach Fulda verlegt wurde. Hier wurde er 1860 zum Hauptmann und Kompagniechef befördert. Nach Beginn der Feindseligkeiten im Jahre 1866 marschierte das Regiment zunächst in die Umgegend von Hanau, wurde dann der Besatzung der Bundesfestung Mainz zugeteilt, wo Moye im Fort Elisabeth lag, und kehrte Ende August in seine Garnison Fulda zurück. Nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie wurde aus dem Regiment das 3. hessische (jetzt kurhessische) Infanterie-Regiment Nr. 83 gebildet, von dem die Musketierbataillone nach Kassel, das Füsilierbataillon nach Hersfeld und später nach Arolsen und Mengeringhausen verlegt wurden. Moye gehörte zur letztgenannten Garnison, die aber bereits 1868 nach Warburg verlegt wurde. Hier empfing er in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1870 den Mobilmachungsbefehl.

Das Bataillon sammelte sich in Arolsen, von wo es am 24. Juli den Ausmarsch ins Feld antrat. Es fuhr über Kassel in die bayrische Rheinpfalz, wo die Truppen der 22. Division zur vorläufigen Grenzbesetzung aufgestellt waren. Bei Godramstein sammelte sich das Regiment und paradierte vor dem neuen Korpskommandeur Generalleutnant v. Bose, bezog dann in Bellheim wegen Überfüllung des Ortes sehr enge Quartiere und benutzte die Zeit fleißig zum Exerzieren und zu Schießübungen. Es zeigte sich, daß das Füsilierbataillon eine erheblich geringere als die vorgeschriebene Kopfzahl aufwies; dies rührte daher, daß zufolge der Militärkonvention mit Waldeck eine Kategorie von Landwehrleuten aus diesem Fürstentum von dessen Regierung als nicht mehr

*) Vgl. v. Stamford: Das 1. Bataillon des 2. kurhessischen Infanterie-Regiments (Landgraf Wilhelm von Hessen) in den Septembertagen 1848 zu Frankfurt a. M. in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Bd. 14, S. 267 ff. (Kassel 1889.) Es mag hier erwähnt werden, daß Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha in seinem Werke „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (3. Aufl. Berlin 1881) auf Grund eines ihm zugegangenen Berichts eine abfällige Kritik über die Haltung des Bataillons am 18. September 1848 gebracht hatte, diese aber nach Einsendung des Aufsatzes von Stamfords in der 5. Aufl. des genannten Werkes berichtigt hat. Später hat Professor Beyschlag zu Halle, ein geborener Frankfurter, in seinem Buche: „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre" (Halle a. S. 1896) neben allerhand andern abgedroschenen, von Unkenntnis zeugenden Ausfällen gegen Kurhessen ebenfalls herabwürdigende Äußerungen über unser Bataillon zum Abdruck gebracht. Ich habe dagegen den Aufsatz „Zur Abwehr" im 11. Jahrgang des „Hessenland" 1897, S. 166 ff. veröffentlicht, einen Abdruck davon auch an Beyschlag mit der Bitte um Berichtigung in einer neuen Auflage seines Buches gesandt, habe aber von dem Herrn keine Antwort erhalten. Er ist inzwischen gestorben, und so wird sein Buch eine zweite Auflage wohl nicht erleben.

*) Vergleiche hierüber das Genauere in meinen beiden Schriften: Das Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850 (Kassel 1883) und 1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte (Kassel 1892).

felddienstpflichtig reklamiert worden war und deshalb noch kurz vor dem Ausmarsch wieder in die Heimat hatte entlassen werden müssen. Am 3. August nachmittags wurde plötzlich Generalmarsch geschlagen, während sich noch ein Hauptmann des Regiments mit seiner ihm nachgereisten Braut kirchlich trauen ließ, dann marschierte das Regiment nach Weißenburg zu und bezog in der Nähe von Herxheim ein Biwak.

Im Eilmarsch, zum Teil im Laufschritt, ging das Regiment am 4. August gegen Weißenburg vor, als es aber aus dem Bienwald herauskam, war die Schlacht bereits geschlagen, und man sah den Kronprinzen den Geisberg hinaufreiten, von den siegreichen Truppen mit lautem Hurra begrüßt. Den folgenden Tag ging der Marsch bis Sulz, wo die Division durch einen falschen Alarm aufgeschreckt wurde, aber bald wieder in ihr Lager zurückkehren konnte. Am Tage der Schlacht bei Wörth (6. August) mußte die Division nach Überschreitung des Tales der Sauer stark ausschreitend sich nach links um die südliche Ecke des sich bis nach Gunstett ausbreitenden Waldes herumziehen, während das immer lebhafter werdende Geschützfeuer herüberschallte und die kleinen Wölkchen der platzenden Schrapnells sichtbar wurden. Nach scharfem, anstrengendem, zum Teil im Laufschritt bewirktem Vorgehen griff dann das Regiment lebhaft in die hin und her wogende Schlacht, namentlich bei Elsaßhausen, ein. Hier erhielt Moyes Pferd einen Schuß in den rechten Schenkel, machte einen riesigen Satz durch die Schützen und ging mit ihm durch, wobei er sehr bedenklich in die Nähe eines zurückgehenden Zuavenbataillons geriet. Als er dann sein Pferd zurückgelenkt hatte und zum Regiment zurückgekehrt war, ging der Strom der bei dem unübersichtlichen Gelände vollständig durcheinander geratenen Truppen auf Fröschweiler zu. Hier fand Moye eine Anzahl Leute seines Bataillons, übergab einem Manne seiner Kompagnie sein Pferd, das nicht mehr zu gebrauchen war, und ging mit dem gesammelten Trupp auf Fröschweiler zu, das im Sturm genommen wurde. In den eroberten Häusern fand er eine Anzahl französischer Infanteristen und fünf Offiziere, die er gefangen nahm. Einer der Offiziere, einem bevorzugten Garderegiment angehörig, wollte seinen Degen nicht abgeben; als ihm aber bedeutet wurde, daß dies zu geschehen habe, stieß er die Klinge in den Erdboden, um sie zu zerbrechen. Da sie dies aber nicht tat, sondern sich zu einem Haken bog, warf er sie mit einem stillen Fluch auf den Fabrikanten, der ihn um diesen theatralischen Effekt gebracht hatte, zur Erde. Überall ergaben sich massenhaft Gefangene, die Offiziere gaben zu verstehen, daß die körperliche Ermüdung der schon seit dem frühen Morgen andauernden Schlacht sie überwunden habe; überall lagen Haufen abgelegter Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Die Gefangenen wurden in den Schloßpark geschafft. Moye begab sich dann in das Dorf, um etwas für seinen Magen zu bekommen; einige Soldaten des Regiments, denen er begegnete, wollten ihm etwas zu gute tun. Der erste brachte ihm einen Holzkübel mit einem Weinrest, auf dem Hefeklumpen herumschwammen, und schimpfte auf die Kameraden, die das Faß rein ausgetrunken hätten. Moye trank, was flüssig war. Ein zweiter brachte ihm einen Topf voll saurer Milch, den er unmittelbar nach dem Wein austrank. Darauf brachte man ihm Bier, das er sich ebenfalls einverleibte, ohne daß ihm die verschiedenen Flüssigkeiten irgend welche Beschwerden verursacht hätten. Beim Eintritt der Dämmerung sammelte sich das Regiment, die Kompagnie begrüßte ihren Hauptmann mit Hurra, und man lagerte sich nach Beseitigung verschiedener toter Pferde an der Stelle, von der aus Mac Mahon am Morgen des Tages die Schlacht geleitet hatte, beleuchtet von brennenden Dörfern, während die Klänge patriotischer und religiöser Lieder, sowie das Jammern der in der Nähe liegenden, meist dem eignen Bataillon angehörenden Verwundeten, deren Leiden nicht zu lindern waren, ringsum zu den Ohren drangen. Wie das gesamte Heer, verfiel auch Moye in einen bleiernen Schlaf, aus dem er mit der Meldung geweckt wurde, in einem brennenden Hause lägen Verwundete des Bataillons in der Gefahr, zu verbrennen; er brachte auch mit großer Mühe einige Leute auf die Beine, die sich zum Rettungswerke begaben. Am frühen Morgen entdeckten Leute vom Bataillon in einem benachbarten Waldgebüsche das Gepäck eines Zuavenbataillons, dessen Inhalt, namentlich aber die darin befindlichen Hemden, obwohl sie, weil für Zuaven bestimmt, mit einem großen Ausschnitt und nicht mit einem Kragen versehen waren, rasch Abnehmer fand, während die zahlreichen vorgefundenen Photographien von Damen Heiterkeit erregten. In das Biwak waren zwei Wagen voll Brot gebracht worden, das aber schlecht bedeckt gewesen, vom Regen vollständig durchweicht und deshalb in Fäulnis übergegangen war, so daß es seitwärts vom Lagerplatze abgeladen werden mußte. Am folgenden Morgen wurde Moye an Stelle des verwundeten Bataillonskommandeurs mit der Führung des zweiten Bataillons beauftragt, am 8. August jedoch mit der des Füsilierbataillons.

Am 7. nachmittags fand die Beerdigung der vier gefallenen Offiziere und eines Offiziersaspiranten auf dem Kirchhofe zu Wörth statt; auf schmalen Tragbahren wurden die Leichen in ein gemeinsames breites und nicht tiefes Grab gelegt. (Fortſ. folgt.)

Neuerwerbungen der Kasseler Gemäldegalerie.

Der klugen Ausnutzung eines glücklichen Zufalls durch ihren Leiter Geheimrat Dr. O. Eisenmann hat die Kasseler Galerie einige Neuerwerbungen von hohem Werte zu verdanken. Vor einiger Zeit kam bei Rudolf Bangel in Frankfurt a. M. eine kleine Sammlung deutscher, niederländischer und französischer Meister zur Versteigerung, die eigentümlicher Weise von den dortigen Kunstkennern wenig beachtet wurde. Auch die bei der Auktion zahlreich anwesenden Händler zeigten wenig Lust zuzugreifen. Die Folge war, daß wertvolle Kunstwerke unbegreiflich niedrige Preise erzielten und daß Direktor Eisenmann eine Anzahl Gemälde erstehen konnte, deren Erwerbung unter normalen Verhältnissen bei den geringen Ankaufsmitteln der Galerie einfach ausgeschlossen gewesen wäre.

Den glücklichsten Griff hat Dr. Eisenmann mit einem Jacob Ruisdael getan. Der berühmte holländische Meister (1628—1682), den ein Kenner wie W. Bode als Landschafter direkt neben Rembrandt stellt, ist hauptsächlich bekannt als Maler des bewegten, rauschenden, schäumenden Wassers. Die Kasseler Galerie besitzt einen seiner schönsten Wasserfälle. Jetzt ist sie in der Lage, Ruisdael auch von einer anderen Seite zu zeigen, nämlich als poesievollen Schilderer des ruhigen Meeres, das sanft die Dünen bespült. Ein Bild von schlichter Größe und zugleich eine herrliche Offenbarung der tiefen Empfindung, die Ruisdael für die Bedeutung des Lichtes als des wichtigsten Trägers der Raumwirkung hatte. Zwischen einer Senkung der an einer Stelle hell beleuchteten Dünen des Vordergrundes erblickt man das Meer; einige leicht angedeutete Segler führen den Blick weiter zum fernen Horizont; hoch im Äther schwebt, vom Lichte wundersam modelliert, eine große Kumuluswolke. Das sind die einfachen Elemente dieser Landschaft, eines verhältnismäßig frühen, aber vollendeten Meisterwerks. Eine beseligende Ruhe, eine andächtige, weihevolle Stimmung ergreift den Beschauer vor dieser köstlichen Harmonie von Erde, Himmel und Wasser, die nur ein starker Poet wie Ruisdael dem großen unbekannten Schöpfer so nachzudichten vermochte.

Noch einen zweiten niederländischen Meister hat die Galerie neu erworben, einen sehr charakteristischen Jan Wouwermann. Jan ist ein Bruder des berühmten Schimmelmalers Philips Wouwermann, von dem die Kasseler Galerie 21 Originale besitzt. Der Hauptreiz des vorliegenden Bildes besteht in jener erstaunlich harmonischen Verschmelzung von Landschaft und Staffage, die dem Kenner auf den ersten Blick sagt: das kann nur ein Wouwermann sein. Über ein coupiertes Terrain drängt von links her nach dem Vordergrunde rechts ein Zug von Reitern und Fußgängern mit einer Herde. In der Landschaft herrscht Gewitterstimmung. Das Unwetter, das schon halb zur Entladung kam, schafft eine eigenartige, pikante Beleuchtung.

Zu den beiden älteren Holländern gesellen sich drei neuere Franzosen. Zunächst Charles François Daubigny (1817–1878). Unter den Malern von Fontainebleau oder Barbizon ist er derjenige der am stärksten auf die niederländische Landschaft des 17. Jahrhunderts zurückverweist. Das Gemälde, um das es sich hier handelt, versinnlicht mit frappanter koloristischer Kraft eine Abendstimmung an der Küste. Links vorn das dunkelgrüne Gestade mit ein paar Häusern. Darüber am Himmel ein von glühend roten Streifen durchsetztes Wolkengebilde, anscheinend die Überreste eines Gewitters, das einem ruhigen Abend gewichen ist. Als dessen Wahrzeichen sieht man links am Himmel eine sanfte Mondsichel. Rechts dehnt sich das ernste dunkle Meer. Die nach dem Gewitter geglätteten Wogen sind überhaucht vom leisen Wiederschein des rotgefleckten Gewölks.

Neben Daubigny steht Constant Troyon, der große Tiermaler des Kreises von Barbizon. Hier lernen wir ihn allerdings nur als reinen Landschafter kennen, denn die Staffage seines „Heißen Sommertags“, ein Bauer, der ein Gespann Pferde am Pfluge lenkt, kommt kaum zur Geltung. Der Bauer im blauen französischen Kittel wirkt ganz im Hintergrunde lediglich als Farbenfleck. Am Himmel erblickt man die für einen heißen Sommertag bezeichnenden Wolkenzüge mit scharf beleuchteten Rändern. Interessant ist die breite vereinfachende Technik Troyons, die uns durch die moderne Malerei so vertraut ist, zur Entstehungszeit des Bildes aber etwas Neues war. Sie erinnert uns daran, daß es der französische Realismus, daß es die Freilichtmaler von Barbizon waren, die uns die Morgenröte einer neuen malerischen Anschauung gebracht haben, die sich in Farbenflecken ausdrückt. Erst aus richtiger Entfernung gesehen, ergeben die Farbenflecken das, was unser Auge in der Natur wirklich sieht.

Noch ein dritter aus der historischen Kolonie am Rande des Waldes von Fontainebleau ist nun in der Kasseler Galerie vertreten: Jean François Millet (1814—1875). Das von Dr. Eisenmann erworbene Pastell ist zwar nicht typisch zu nennen für den großen künstlerischen Entdecker der Bauern- und Arbeiterwelt, ist aber ein Bildchen von delikaten Farbenklängen und einem echt lyrischen Stim-

mungszauber. Vor einem im Mittelgrunde liegenden Dorfe weidet noch des Abends am Wege eine Schafherde, deren plastisch zusammengefaßte Masse sich vorn in einzelne charakteristische Individuen lockert. Die Figur des hinter der Herde auftauchenden Schäfers ist logischer Weise ganz nebensächlich behandelt. Rechts im Hintergrunde tritt ein mäßig hoher, violett überhauchter Gebirgszug auf, über dem sich ein gelblich grüner Himmel wölbt, an dem der Mond aufgegangen ist. Die Pastelltechnik ist der Hervorbringung der weichen, milden Mondscheinstimmung besonders dienlich gewesen.

Schließlich ist noch eines Porträts zu gedenken, das ebenfalls in der Auktion bei Bangel für die Kasseler Galerie erworben wurde. Es ist ein Brustbild des berühmten Tiermalers Paulus Potter, eine niederländische Arbeit in der Art des Barth. van der Helst. Es stellt den Künstler gegen Ende seines Lebens dar. Die hektische Röte der Wangen, die „Kirchhofsrosen", deuten die fortgeschrittene Krankheit an, der Paulus Potter mit 28 Jahren zum Opfer fiel. Das Bildnis zeigt seine sprechende Züge von sehr sympathischem Ausdruck.

Ernst Zöllner.

Beiträge zur Geschichte des Korps Hassia zu Marburg.

(Schluß.)

Im nächsten Jahre, 1823, wurde der Rektor der Universität durch einen landesherrlichen Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß die Hessen und Germanen beständen, die ihre Versammlungen in Amöneburg usw. abhielten. Nach einem Heidelberger S. C.-Protokoll bildeten aber im August 1823 Rhenanen und Hessen den Seniorenkonvent. Auch in den Folgejahren bestand Hassia, die aus unbekannten Gründen 1824 ihre Farben in grün-weiß-rot abänderte. In diesem Jahre waren zwei Männer aktiv, die namentlich zu erwähnen wir nicht unterlassen dürfen. Es sind dies der 1883 zu Heidelberg verstorbene Professor der Mineralogie, Joh. Reinh. v. Blum, früher Heidelberger Hesse, und der als Schriftsteller durch seine deutschen Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bekannte, 1880 zu Nürnberg verstorbene Privatgelehrte Franz Wilhelm Frhr. v. Ditfurth. Von den nächsten Jahren ist wenig zu berichten. Beim Universitätsjubiläum 1827 bestanden Hessen, Teutonen, Guestfalen, Lahnanen und Hanauer, die, zusammen den S. C. bildend, öffentlich auftraten. Um 1830 mußte Hassia sich wegen verschiedener Inkorrektheiten und daraus entstehender Untersuchungen einige Zeit von der Öffentlichkeit zurückhalten, war auch semesterweise numerisch schwach, so daß verschiedentlich Angehörige anderer Marburger Korps (Teutonen, Hanauer, Lahnanen, Westfalen) zur Unterstützung aktiv wurden.

Im Jahre 1832 waren zwei in weiteren Kreisen bekannte Männer bei den Hessen aktiv, es sind dieses: Ferdinand v. Schutzbar, gen. v. Milchling, früher Marburger Teutone und Heidelberger Hesse, später Marburger Westfale, gestorben 1891 als Obergerichtsrat a. D. in Hann. Münden, der als unbesiegbarer Fechter galt und über 50 Mensuren gefochten haben soll, und Gottl. Frhr. Wolff v. Gudenberg, früher Göttinger Hesse, gest. 1890 als Stadtgerichtsdirektor in Kassel. Aus dem Jahre 1833 ist ein „Marburger Burschenkomment" überliefert, der aus 139 Paragraphen besteht und lange Jahre für den Marburger S. C. bindend war. 1835 wurde der Sechsbändermann stud. jur. Philipp Joh. Schultheis, Teutoniae Marburg, Hassiae Heidelberg, Hanseatiae Heidelberg, Hassiae Marburg, Nassoviae Göttingen, Nassoviae Heidelberg, in Hassias Bruderbund aufgenommen, ein in Korpskreisen damals weitbekannter Mann, der 1863 beim Baden in der Fulda als Rentier, cand. jur. zu Fulda, ertrank. Jedenfalls steht seine Angehörigkeit zu sechs Korps wohl ziemlich vereinzelt da, und dieser Rekord dürfte, soweit bekannt, nur von seinem 1894 als Geh. Sanitätsrat zu Düsseldorf verstorbenen doppelten Korpsbruder Dr. Louis Zimmermann, Teutoniae Marburg, Allemanniae Marburg, Sueviae Heidelberg, Markomanniae Marburg, Hassiae Marburg, Rhenaniae Bonn, erreicht worden sein. Im Winter 1835/36 wurden die drei Korps Hassia, Teutonia, Guestfalia wegen geringer Ausschreitungen von der Universität suspendiert, welche Strafe auch noch im folgenden Sommersemester in Kraft blieb. Die Folge war, daß nur zweifarbige Mützen und Bänder statt der dreifarbigen getragen werden durften. So trugen die Hessen nur rot mit weiß. Als Kneipe diente der Hassia, die numerisch damals das stärkste Korps war, die Brauerei Heuser. Gefochten wurde meistens im „kalten Frosch" an der Lahn, wobei die Hessen die meisten Abfuhren und Blutigen herauszubeißen pflegten, besonders ihr damaliger zweiter Chargierter, „der lange Reimann," galt für unbesiegbar. Auch in der Folgezeit bestand die grün-weiß-rote Hassia.

Das bekannteste Mitglied aus dieser Periode ist wohl der 1903 zu Marburg verstorbene Kanzlei-

rat a. D. Georg Ad. Ferd. Eckhardt, der bis zu seinem Tode ein regelmäßiger Besucher der „Marburger Alte Herren-Abende" war und der bei keiner Farbenkneipe fehlte, das graue Haar meistens mit der grünen Hessenmütze bedeckt. Aber Hassia war damals nicht mehr eingedenk ihres stolzen Wahlspruchs „Eintracht hält Macht", den sie seit ungefähr 1824 führte. Innere Differenzen kamen im Korps auf und nahmen derartige Dimensionen an, daß es sich temporär auflöste. Die Mehrzahl der früheren Hessen, so auch der oben genannte Eckhardt, stifteten ein neues Korps, die Markomannia, mit rot-weiß-gold. Wohl taten sich nochmals die Reste Hassias zusammen, allein es war kein rechter Halt mehr darin. Grimme Feindschaft mit den Teutonen einerseits, gute, fast herzliche Beziehungen zur Guestphalia anderseits, das ist kurz das Bild des Wintersemesters 1838/39. Häufig war es schon zu Reibereien, ja zu Tätlichkeiten gekommen, ohne daß dadurch die herrschende Gewitterschwüle sich gelegt hätte. Es waren nur kleine Schläge gewesen, und man erwartete einen großen Schlag, und dieser große Schlag kam auch. Der Senior Hassias und der Senior Teutonias wurden nämlich (nach Mitteilungen in den Akademischen Monatsheften) auf der Straße handgemein, und der eine riß dem anderen den Bart aus. Der Barträuber und wahrscheinlich auch der Bartlose wurden relegiert und beide Korps vom „Akademischen" aufgelöst. Das war im Januar oder Februar 1839. Nun gab es keine Gewitterschwüle, aber auch keine Korps mehr, da auch die Guestphalia sich freiwillig auflöste und die Markomannia schon Ende des Jahres 1838 aufgeflogen war.

Um letzterem Übelstande abzuhelfen, taten sich die Teutonen mit ihren heutigen Farben blau-rot-gold — sie hatten vorher blau-weiß-gold getragen — wieder auf, und aus den Resten Hassias, die bei ihrer Suspension noch über 10 Mitglieder hatte, entstand am 15. Juli 1839 die heute noch blühende Hassonassovia. An der Stiftung der Hassonassovia waren sieben alte Hessen mit einigen gebürtigen Nassauern beteiligt, die teilweise bei der Teutonia und der Guestphalia vorher aktiv gewesen waren; erster Senior des neuen Korps wurde der Göttinger Nassauer und Marburger Hesse Emil Haupt, gestorben 1866 als Dr. med. in Bad Nassau.

So war die Hassia nach jahrelangem Bestehen aus der Reihe der Verbindungen an der Marburger Hochschule verschwunden, und keinerlei Hoffnung bestand, daß das alte Korps nochmals zu neuem Leben erstehen würde. Da hatte eine Änderung in der Richtung der Teutonia im Sommer 1842 zur Folge, daß eine Anzahl Korpsburschen austraten und unter Führung des sich in der Studentenschaft großen Ansehens erfreuenden stud. jur. Emmerich Berner, Alemanniae Marburg, Teutoniae Marburg, Markomanniae Marburg, Hassiae Marburg, gestorben 1893 als Kreisgerichtssekretär z. D. in Fulda, am 7. Februar 1843 ein neues Korps Markomannia auftaten. Dieses bestand das Sommersemester 1843 hindurch und nahm, da es wohl einsah, daß es als neues Korps Markomannia ohne jede Beziehung zu alten Akademikern keine Aussicht auf einen dauernden Bestand haben werde, am 20. August 1843 den Namen Hassia unter Beibehaltung der Markomannenfarben orange-weiß-rot an. Nachdem diese neue Hassia dann im kommenden Sommer die alten Hessenfarben grün-weiß-rot mit silberner Perkussion wieder eingeführt hatte, wurde sie von den alten Hessen auch als Fortsetzung des alten Korps anerkannt.

Die Hassia trat in der Folgezeit in jeder Beziehung forsch auf und erwarb sich gar bald einen geachteten Namen im Marburger S. C., wie auch in der ganzen Marburger Studentenschaft. So z. B. wurde lange Zeit hindurch in Marburg von den schneidigen Mensuren der Hessen und von der großartigen Ausfahrt Hassias gesprochen, die das Korps im Sommer 1844 nach der Ruine Rauschenberg zur Feier des Stiftungskommerses unternahm. Auch Beziehungen zu auswärtigen Korps wurden anzuknüpfen versucht; so wurden in den Jahren 1844 und 1845 allein drei Hessen bei der Saxoborussia-Heidelberg aktiv, darunter der 1894 zu Fulda verstorbene bekannte Schriftsteller und Bibliothekar Ferdinand Zwenger*), Hassiae Marburg, Saxoborussiae Heidelberg, Rhenaniae Marburg. Aber bald war es mit dem Glanze des Korps vorbei. Daß die Bewegungsjahre vor 1848 dem Korpsleben günstige waren, wird ja wohl niemand behaupten wollen. Differenzen im Innern des Korps brachen aus, es wurden Neuerungen oder Kürzung der Renoncenzeit 2c. 2c. erstrebt, ja zwei völlige Parteien bildeten sich, endlich kam noch Mitgliedermangel hinzu, da junger Nachwuchs ausblieb, kurz, die Verhältnisse innerhalb der Hassia wurden so unhaltbare, daß das Korps schon mit Ende des Wintersemesters 1845/46 aus dem Seniorenverbande ausschied. Es stand nun zunächst abwartend noch im Sommer 1846 für sich allein da, dann soll es, sich auflösend, im Herbst 1846 zum größten Teil in die Landsmannschaft Frankonia übergegangen sein. Einige Hessen, die mit diesem Schritte nicht einverstanden und denen die korpsstudentischen Prinzipien zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen waren, sprangen bei der Hassonassovia ein, andere endlich beteiligten sich an

*) der erste Herausgeber des „Hessenland".

der Stiftung eines neuen Korps Rhenania in Marburg.

Hiermit können wir unsere Beiträge zur Geschichte der Hassia zu Marburg abschließen, deren Name nach fast vierzigjährigem Bestehen mit dem Herbst 1846 aus den Reihen der Marburger Korps dauernd verschwindet.

G. A. V.

Wieder frei.

Volksakt von Valentin Traudt.

(Schluß.)

6. Auftritt.

Mutter. Anngert. Bürgermeister.

Bürgermeister (sehr würdig und umständlich): 'n Morge, Mollin! 'n Morge, Anngert! Was macht der Schatz? He hat gestern 'n neue Gaul gekauft. Net? — He will so ei schö Gespann hun wie der Wiesehofer. Daß he sich da net mal verkauft!

Anngert: Da hat he mer niks von erzählt.

Bürgermeister: Awer he paßt vor 'n Brautwage. (Zur Mutter.) Ihr werd't froh sein, daß die Zeit 'rum is? — Noch net da?

Mutter: Mer warte noch. (Legt wieder die Rechte auf die Brust.)

Bürgermeister: So? So? — He hat gewiß Abhaltung unerwegens.

Anngert: Wann he gescheidt is, bleibt he wegk.

Bürgermeister: Awer warum net gar? He werd Euch doch noch 'mal sehe wölle? — He hat sich gut geführt.

Anngert: Was nützt das? — Was hilft 's beste Zeugnis von Wehlheide? (Abwehrend.) Ach, ach!

Bürgermeister: Mollin, ich wollt Euch nur spreche — es fällt mer wirklich schwer —, daß 's niks mit der Sach is. Sie ware all dagege, sie hun all uf 'n Adam vom Wiesehof gehört, der spielt ja jetzt die erst Geig im Dorf. Un was der gesproche hat, das könnt 'r Euch denke.

Anngert: Das hun ich vorher gewußt.

Mutter (unterbricht Anngert im Garnwickeln, das überhaupt keine rechte Art bekommen will): Awer warum nur net? Is 's net ei stiller, nüchterner Bursch? — Un ich hätt 's brauche könne, Borgermeister. Ihr wißt doch, wie schlecht 's die letzte Zeit ging.

Bürgermeister: Der Wiesehofer hat gelacht —: ei Brandstifter als Nachtwächter? Ob 's uns hie owe rabbele tät?

Mutter (unglücklich): Ach, Anngert, so 'was! — 's is heiß heut.

Bürgermeister: Macht Euch nur kei Gedanke, Mollin. Euer Anngert kommt uf ei schö Gut, denk ich. Kann da net der Jörge ei'springe? Braucht der Josthenner, grad der Josthenner, kei Arweitsleut? Macht Euch nur kei Gedanke, Ihr wißt ja selbst, Taglöhner un Knecht sein heut uf 'm Land rar wie weiße Spatze.

Anngert: Das tut der Josthenner net, nie net! Un ich leid 's auch net.

Mutter: Ehrlich verdiene meint der Borgermeister! Net, ehrlich verdiene?

Bürgermeister: Freilich ehrlich!

Anngert: Ich will 's awer net. — Gel, daß 's im Dorf heißt, die Anngert hat 'n Josthenner gefreit, weil he 'n Pferdebauer is un ihrn A'hang durchfüttern kann! — Nie net!

Bürgermeister: Ja, die Anngert is ei stolz Weibsmensch, die paßt akkerat uf so 'n Hof. Da hat 'r doch wenigstens mit der Glück, Mollin. — Mädercher sein immer besser, net?

Mutter: Daß se Glück hat, wolle mer hoffe. — Awer was soll's aus 'm Jörge gewe? Das is so einer wie sei Großvadder, so ei stiller, so einer, der wo 's im Kopp hat. (Sie setzt sich wieder ganz gebrochen hinter den Tisch.)

Bürgermeister (nahe zur Mutter tretend): Ha, ich weiß noch ganz gut, wie der Jörge so ei kleiner Jung war. Es war eimal, da wurd unner der Lind getanzt, un 's ganze Dorf war da, 's alt un jung Gerümpel. Da geh ich so an Euerm Stall vorbei, Gott 's vergißt mer net. Un wer sitzt in der Stalltür? No, der Jörge. Awer Jörge, sag ich, net bei der Musik? Kei Zuckerpeische? — Nei, sagt 'r, 's gibt kei zwei Jörge! — So ei Jung! — No, was machst De dann da, sprech ich. — Ich hörn zu, was sich die Muhküh erzähle.

Anngert: Hahaha! Das sieht 'm wirklich ähnlich. (Wickelt wieder.)

Bürgermeister (wie für sich): Un nu hat he doch so 'was gemacht? Nei, nei! (Lauter.) Un grad der Wiesehofer war gege 'n, grad der. He hat kei Mitleid net. — Ja, wann he ei Gaul wär! — Awer, Mollin, laßt nur 'n Mut net sinke.

7. Auftritt.

Die **Vorigen. Steffen,** ein Dorflump.

Steffen (ohne vernehmlichen Gruß): Is he noch net da? Noch net?

Bürgermeister: Was suchst De hier? Ich glaub, De hast schon Feierawend gemacht?

Mutter (sehr erschreckt): Wen suchst De dann?

Anngert: Auch der noch! — Was willst De nur?

Steffen: Tut nur net so. Uf 'n Jörge lauer ich so gut wie Ihr.

Bürgermeister: Sägt Euer Holz!

Steffen: Das läuft net fort. (Zur Mutter.) Schon die ganz Zeit hun ich uf 'n gebaßt. Freue tut 's mich, daß jetzt noch so einer im Dorf is. — Un wann se all so erwischt wär'n wie mir, dann könnte mer vielleicht 'n Verein ehemaliger — — —

Mutter: Schämt Euch doch! — Anngert, mach noch ei Fenster uf.

Anngert: Halt 's Maul, Du Tagedieb!

Bürgermeister: Schaff was!

Steffen (lächelnd): Wahr is, Ihr gönnt 'n arme Leut niks, net mal, daß se ihr Brüder sehe derfe. Ich, ich kenn mich doch auch in der Wehlheider Gegend aus un hun dort lang genug die Bahn peife höre un gelauert, bis se wieder vor mich peift. Der Jörge un ich, mer gehöre jetzt zusamme. Da braucht 'r so kei Lamentieres zu mache.

Anngert (verzweifelt): Ach Gott, ach Gott, so ei Schand! — Mutter, hast De 's gehört? — Nei, er gehört net zu Dir!

Bürgermeister: Das tät grad noch fehle!

Steffen (lustig): Ja, ja, wann 'r so meint, daß he ei Verteljahr länger gesesse hat? — Viel mehr hat he da awer auch net vo!

Anngert (greift nach dem Blumenstock): Wahr Dich! Es gibt ei Unglück.

Bürgermeister: Ich sag Dir noch mal, Steffe, pack Dich.

Steffen (gleichmütig): Ihr seid doch net hier der Herr im Haus? Gewiß, so is 's vor unserein üwerall. — Naus, naus! — Will mer Arweit: naus! — Will mer Brot: naus! Will mer Gemeindeholz: naus! Will mer sich am Ofe erwärme: naus! Ei Donnerwetter soll mich verschlage, wenn ich jetzt geh. — Mollin, Anngert, hört mich! — Jagt den Jörge so weit 'r nur könnt. He find't hie niks wie Mißtraue, un Mißtraue frißt den stärkste Kerle uf. Hun ich net auch schaffe wolle? (Erregt.) Hie hun ich gefragt un da hun ich gefragt, Sauhert wollt ich spiele, Knecht beim Borgermeister sei, im Steibruch schaffe, im Holzwald arweite ... Ja 'n Piffekopp! — Kei Mensch hat mich behalte.

Bürgermeister: Weil Ihr sauft. Dadrum net. (Setzt sich in den Lehnstuhl.)

Steffen (spöttisch): Ja dadrum net. — Von der Seit hun se mich a'geguckt, dreidoppelt hun se mich üwerall kontrolliert, als ob ich ei unehrlicher Kerle wär. Da soll mer bleiwe? Un ufgezogen hun se mich! Was warst De dann vor ei Nummer? — Gel, jetzt freust De Dich, daß De kei Nummer mehr hast?

Mutter: Ach herrje, herrje!

Steffen: Ja, das halt einer aus. Helft ein 'm einer wieder zu 'nem gute Name, Borgermeister? Nie net! — Verdammt ja, gefreut hun ich mich die ganz Zeit, daß noch so einer kommt.

Anngert: Kerle, wahr Dich! (Will ihm den Blumentopf an den Kopf werfen.)

Mutter: Anngert!

Steffen: Das sein ich gewohnt! (Zur Mutter.) Awer Mollin, Mutterche, jetzt, wo ich Euch so seh, freut 's mich net mehr. (Wild.) Fort mit 'm, fort mit 'm! (Setzt sich an den Tisch.)

Mutter: He is net so wie Du.

Steffen: Dann werd er 's, Mollin. Se mache 'n schon so. He mag fleißig sei oder faul, nüchtern oder bedufelt, das is alles gleich. In den lange Täg un Nächt im Loch hun ich mer vorgenomme gehat, wann ich heim käm, wollt ich der fleißigste Kerl im Dorf gewe un 'n Leut zeige, daß auch so einer fortkomme kann. — Ja, ja! — Un was is mei Schuld gewese? He? — Hab ich 'n Hof a'gesteckt? Huhaha, am Forstlaufer sei'm Schädel ein wurmstichige Gewehrkolwe kabut geklebbert, sonst gar niks. — Un der Schädel hat 's doch ausgehalte? — Jetzt läuft he uf seine Lorbeere bei Marburg erum.

Mutter: Ich hun Dich immer bedauert.

Steffen (treuherzig): Un habt mer manch Supp gereicht. Dadrum schwätz ich so, Mollin! Fort, fort mit 'm Jörge.

Anngert: He werd schon von selbst gehe. Bleib Du nur von 'm.

Mutter: Ach Steffe, ja, laß 'n vor sich 's tät 'n totdämpe, wann 'r Euch an 'n hänge tät.

8. Auftritt.

Die Vorigen. Lehrer.

Lehrer: Guten Morgen! (Reicht allen die Hand.) Wo ist dann mein lieber Georg?

Mutter: Herr Lehrer, he is noch net da. (Uhr schlägt 12.)

Anngert: 's schlägt schon Zwölf! Um halb Elf kam der Zug. He kommt net.

Bürgermeister (trostvoll): Verliert 'n Mut net, Mollin.

Mutter: He kommt schon, ich weiß, he kommt. (Guckt am Fenster.)

Steffen: Wann 's 'm geht wie mir! — Wie ich 'raus war un mer üwerleg, was jetzt mache? Schreinern konnt ich ja, also Arweit suche, gleich in Kassel bleiwe un a'fange. — Ja, wann das gleich so gange wär? Da treibt mich erst so ei' Ungeduld aus der Stadt, als an 'n Häuser naus bis owe in die Berge. Der Wald hat mer gewunke un ich mußt 'nauflaufe. Ja, lacht nur, Borgermeister, 's is doch so. Wann mer so ewig kei Eichbäum gesehe hat, kein Kuckuck gehört un kei Waldluft geroche! Ihr wißt ja gar net, wie das

is. No un wie ich mich dann nach der Stadt umgucke un seh die lange Reih von Neubaute, da meint ich grad die Fensterlöcher wäre hungrige Mäuler, die mich fresse wöllte. Ich lauf also in die Wälder alszu un hab Kassel un Wehlheide un Howel un Säg' vergesse un komm bei Nacht un Newel heim mit der alt Lieb im Herze. Mollin, Mollin, wann 's 'm so geht, dann geht 's 'm auch ganz so wie mir; awer auch ganz so.

Bürgermeister (zum Lehrer, der sich auf einen Stuhl gesetzt hat): Wann ich nur was vor 'n wüßt!

Lehrer: Also ist er von der Gemeinde nicht angenommen? — Es hält doch schwer, etwas Vernünftiges im Gemeinderat durchzudrücken.

Steffen: Wann 's die Ochse oder Schwein niks a'geht!

Lehrer (lächelnd): Er wird ja auch so Arbeit genug finden. Ich habe schon für eine ganze Woche eine tüchtige Hilfe nötig. — Ich kam drum, weil ich hoffte, er wäre schon da.

Steffen: Herr Lehr'r, Ihr habt geglaubt, die Gemeind tät was?

Lehrer: Warum denn nicht?

Steffen (ironisch): Weil he net singe kann:
Bewahrt 's Feuer un 's Licht,
Daß dem Dorf kein Schade g'schicht!

Mutter: Ich bitt Euch, Steffe.

Anngert: No pack Dich awer!

Steffen (steht auf): Ihr könnt 'm net helfe, der Borgermeister un der Lehr'r un der Parr'r könne 's auch net. (Wichtig.) Awer ich kann 's; ich werd mer Müh gewe! — Ich werd mich an 'n hänge, bis he geht. Fort, fort muß he!

Bürgermeister (beleidigt aufspringend): Ich möcht Der gern mal über 's ungewaschene Maul fahre.

Steffen: Das wär zu viel Ehr vor mich, un von Zahnweh sein ich kein Freund. — Jetzt kommt ja die Ernt, da nehmt 'n doch uf 'n Hof.

Lehrer: Das könnten Sie auch, das machte einen guten Eindruck auf die Gemeinde. Ich hatte mir auch gedacht, wenn jetzt das Schulläuten vergeben wird, könnte es der Georg bekommen. Er hätte dann als Feldhüter, Nachtwächter und durch das Läuten einen schönen Verdienst gehabt. Ich könnte ihn noch in der Pflege der Obstbäume unterweisen ... Seht, Bürgermeister, so könnten wir ihm helfen.

Bürgermeister (kleinlaut): 's Läute ging eigentlich doch net; das is doch so ei Stück geistlich Amt, Herr Lehr'r?

Lehrer (lacht): Geistlich Amt? — Nein!

Bürgermeister (erregt): Awer der Kirchekaste bezahlt 's doch?

Steffen: Also kurzum, he kriegt niks! Schwätzt Euch niks vor.

Lehrer: Aber Herr Steffen!

Anngert: Merkst De nu, Mutter, wie 's werd?

Mutter (aus Gedanken fahrend): Ob he wohl kommt? — He muß, he muß! (Zu Steffen.) Un wann he uf mich hört, bleibt he gut. — O Gott, o Gott, he war net schlecht! Borgermeister, Herr Lehrer, Anngert, Steffe, helft mer doch, helft mer! (Sie horcht zur Tür hinaus, die sie schnell wieder zuschlägt.)

Anngert: Denk auch an mich!

Mutter: Gewiß, Mädche, awer helfe mußt De mer, daß ich 'n wieder zurecht bring un 'n Willem in Ehre groß.

Lehrer: Der Wilhelm ist ein gutes Kind.

Anngert (leicht spöttisch): Unser Junge sein all gut.

Lehrer: Anngert, so darfst Du das nicht sagen! Anngert, Du darfst nicht stolz darauf sein, daß Du keine Schuld auf Dich geladen hast. Ja nicht, im Leben nicht den Stolz haben. Aber stolz kannst Du auf Dich sein, wenn Du vor den George trittst und sagst: Bruder, weil Du soviel verloren hast, ist alles hier jetzt Dein, unser Haus und unser Herz. Mein Bursch nimmt mich wie ich bin und wird sich freuen, wenn Du 's mit dem Wenigen vorwärts bringen wirst, und er will Dir helfen, wo er kann. Das versuche bei dem Josthenner!

Anngert: Sie hun gut schwätze!

Lehrer (feierlich): Wir alle wollen uns versprechen, ihm zu helfen!

Steffen: Wann Se 's nur auch durchsetze. Aus 'm Singverei is 'r doch auch geschmisse word'n, Herr Lehr'r. Da prowiern Se 's mal, ob he wieder ufgenomme wird. Das is ei gut Prob!

9. Auftritt.

Die Vorigen. Pfarrer. Jörge. Wilhelm.

Jörge (stürzt herein und auf die Mutter zu): Mutter, Mutter, da sein ich wieder. — Ach, Anngert! — Hun Se Euch 'was getan? Ach Mutter, war das ei Zeit, ei Zeit! — De bist so schmal und weiß word'n, Mutterche? Ach, Mutterche, wein doch net. (Pfarrer und Wilhelm kommen herein.)

Mutter (in großer Erregung an seinem Hals): Ich, ich freu mich doch so, daß ich Dich wieder hun, Jörge. (Sieht ihn an.) Ja, ja, das is he noch! — Laß mich in Dei Auge gucke. — So, so! — 's sein noch die gute Auge! — — Laß mich noch eimal neigucke! — Sie sein 's noch. O liewer Gott, ich dank Der, sie sein 's ja noch. O liewer Gott, nu laß 's gut werde! (Sie zieht ihn auf die Bank hinter dem gedeckten Tisch. Er lehnt den Kopf an sie, während sie seine Hände streichelt.)

Bürgermeister: Wie geht 's, Jörge?

Anngert: Mei liewer Bruder, was hun mer gewart't.

Lehrer: }
Steffen: } Geht 's gut, gut?

Anngert: Guck mich doch net so a, Jörge!

Steffen: Mit so Auge guckt der Himmel immer zum Loch 'erei, wann mer so sitzt uf seiner Pritsch. Da lernt mer das selbst.

Jörge (erschreckt): Der auch da! (Starr.)

Lehrer: Nun wird alles wieder gut, Georg.

Pfarrer: Das wird Gott geben. (Zu den andern.) Er ist getrost. Nicht wahr, Georg? Ich habe ihn am Waldeingang erwartet und ihn hergebracht. Es war nicht ganz leicht. — Nur das Dorf wollte er noch einmal sehen und dann wollte er wieder fort. — Georg, es darf Dir niemand zu nahe treten.

Steffen: Nu geb hübsch acht druf, wie se 's mache. Hu, das besorge se Der sauwer. — — Un fort hast De wieder gewöllt? — — Nei, nei! — — Hätt'st De 's nur getan.

Jörge (springt auf): Uf der Stell! (Die Mutter sieht ihn an. Da sinkt er wieder neben sie.)

Mutter: Macht doch die Tür uf, 's is vor Hitz net zum Aushalte! (Wendet sich Jörge zu.) Hie is Dein Platz, Jung.

Pfarrer: Er bleibt schon da.

Mutter: Das muß he auch, das kann he auch, weil 'r unschuldig is.

Bürgermeister: Awer, Mollin?

Anngert: Was schwätz'st De da?

Wilhelm (schmeichelnd): Un 'n Kuche hun mer gebacke, Jörge, 'n arg süße.

Mutter (immer wie im Fieber): Anngert, Willem, guckt 'm in die Auge! Kein Fleck is drin. Ich hun kein schlechte Jung.

Jörge: Mutter, kein Fleck drin?

Mutter: Nei, nei, nei! Wer Dich nur a'guckt. Net wahr? (Sie sieht alle an und alle schweigen.)

Pfarrer: Nun wollen wir sie allein lassen. (Er reicht allen die Hand.) Kommen Sie mit! (Bürgermeister, Lehrer, Steffen verabschieden sich schweigend.)

Steffen (als Letzter noch in der Tür): Hast De gesehe, wie se ginge? — Ob se wiederkomme? — Guck mich an, De kennst mich doch? (Ab.)

Jörge: Ja, Steffe.

Mutter (drückt ihn wieder an sich): Mein Jung, mein Jung!

Jörge: Wo is der Josthenner, der Anngert ihr Bursch?

Anngert (ausweichend): Mer hun lang genug gewart't; laß uns erst esse. 's hat so lang keins danach geguckt. (Holt von draußen Geschirr.)

Jörge: Ich hun kei Hunger net. Awer müd sein ich, Mutter, müd. Un der Wiesehof is neu gebaut, un der Bauer is gestorwe un der Adam hat se gefreit? — Wie lang scho?

Mutter: Das weißt De doch schon längst Jörge.

Jörge: Das weiß ich scho? — Ach ja! — — Mutter, ich sein so kabut. Die Eisebah, un die letzt Nacht hun ich vor Freud net g'schlafe. — Wein net, Mutterche.

Mutter: Was fragst De nur nach dene noch? Jörge, wie ich uf Dich gewart't hun. Drei Jahr, Tag und Nacht hun ich an Dich gedacht. — Un nu bist De wieder da! (Freudig.) Jörge, Jörge!

Jörge: Un 's is schlimmer, net? 's is schlimmer! Ich fürcht mich fast, so allei un frei zu sei.

Wilhelm: Jetzt bleibst De doch immer da?

Jörge (trüb): Ich hun Der aus Kassel was mitbringe wölle, awer ich konnt net. Ich konnt in kein'n Lade komme, Willem. Un wann De 's ja auch a'geguckt hätt'st, dann hätt'st De immer an 'n Jörge gedacht, der in — — Ach, Willem, Willem. (Anngert trägt langsam auf.)

Mutter (fällt ihm wieder um den Hals): Jetzt bist De wieder bei der Mutter. Hier im Herz is alles noch wie früher. Was drückt Dich noch so?

Jörge: Mutter, wann ich Dei gut Gesicht seh, merk ich erst, wie schlimm 's is. Un die Anngert, die Anngert? — Awer ich sein Schuld dra.

Mutter: D' hast mich un die Anngert un 'n Willem. Sei getrost. (Das Essen ist aufgetragen und Anngert und Wilhelm stehen an ihrem Platz.) Setz Dich an 'n alte Platz, mei guter Jung. — Willem, heut bet ich! (Jörge nimmt zögernd seinen Platz ein. Sie falten die Hände.)

Vorhang fällt.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Auf dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Geschichtsvereins in Kassel am 3. Februar gab Redakteur Heidelbach ein kleines Kulturbild aus der Zeit der Frondienste in Hessen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, indem er auf Grund von im Staatsarchiv zu Marburg aufbewahrten Akten einen „Bauernstreik im Amte Bauna" schilderte. Die zu diesem Amt gehörenden Gemeinden hatten, weil sie dem Weißenstein am nächsten lagen, nach einem 1765 mit ihnen geschlossenen Kontrakt die Baudienstfuhren dorthin zu leisten, stellten aber plötzlich diese Fuhren ein, sodaß der die Bauarbeiten auf dem Weißenstein leitende Obrist von Gohr in große Verlegenheit geriet, und führten durch den Samtvogt Fey in Merxhausen Beschwerde bei der Regierung. Die Weigerung der Gemeinden, die Fuhren wieder aufzunehmen, wurde erst gebrochen, nachdem man die Rädelsführer eine Zeitlang in Kassel ins Zuchthaus gesteckt hatte. In der sich

an den Vortrag anschließenden Diskussion erinnerte General Eisentraut daran, daß Obrist Wilhelm von Gohr und dessen älterer Bruder Heinrich bereits im siebenjährigen Krieg sowohl vom hessischen General von Wutginau wie vom Herzog Ferdinand von Braunschweig als Generalstabsoffiziere verwandt wurden; überhaupt verlangte man damals von den Artillerieoffizieren Ingenieurdienste und Leistungen im Baufach. Der „Hainer Hof", in dem der Samtvogt Fey in Kassel abzusteigen pflegte, lag nach einer Mitteilung Dr. Langes im „Sack". Rechnungsrat Woringer wies darauf hin, daß es zahlreiche Hainer Höfe gab; einer davon lag am Domplatz in Frankfurt a. M. und diente dann als Amtslokal der hessischen Post; das Kloster Haina habe sehr bedeutenden Besitz in Deutschland gehabt, sodaß der Spruch galt, ein Bruder von Haina könne bis Rom wandern und jede Nacht in einem Haus des Klosters logieren. Oberlehrer Grebe gab eine Charakteristik Lenneps; es war dies allerdings nicht der in dem Heidelbachschen Vortrag erwähnte Oberschultheiß, sondern der Oberappellationsgerichtsrat Lennep. Der Vorsitzende legte hierauf einen Fragebogen vor, der vom „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege" übersandt war. Kunstmaler Ahnert teilte mit, daß er zur Zeit ein der Murhardschen Bibliothek gehörendes Porträt renoviere, das wohl den Landgrafen Karl in jüngeren Jahren darstelle; zweifellos sei es ein hessisches Bild, denn auf der Rückseite befinde sich zwischen Leinwand und Blendrahmen ein in schwarzen Farben gemalter hessischer Löwe. General Eisentraut schilderte sodann die Zusammensetzung der hessischen Armee zu Beginn des siebenjährigen Krieges. Diese bestand zunächst aus 12 Infanterieregimentern, jedes zu etwa 800 Mann und in 10 Kompanien geteilt, einschließlich einer Grenadierkompagnie, die gewöhnlich auf den rechten Flügel gestellt wurde. Zuweilen wurden die Grenadierkompagnien zu selbständigen Grenadierbataillonen zusammengezogen. Jedem Infanterieregiment waren zwei dreipfündige Kanonen beigegeben. An berittenen Truppen hatte Hessen vier Kavallerieregimenter zu 2 Eskadrons oder 6 Kompagnien und zwei Dragonerregimenter zu 4 Eskadrons oder 8 Kompagnien. Die Kavallerieregimenter waren 300 Pferde, die Dragonerregimenter 640 Pferde stark. Außerdem bestand noch eine Husareneskadron zu 115 Pferden. 1756 waren acht hessische Infanterieregimenter auf Grund des mit der Krone England abgeschlossenen Vertrags zum Schutz des Königreichs gegen eine Landung französischer Truppen nach England geschickt, von wo diese Regimenter im Frühjahr 1757 zurückkehrten, um sich mit der unter dem Herzog von Cumberland bei Bielefeld sich sammelnden Observationsarmee zu vereinigen. An dem nun folgenden Feldzuge 1757 nahm die genannte hessische Kriegsmacht teil, mit Ausnahme des Dragonerregiments Prinz Friedrich und der Husareneskadron, weil diese nicht zu der Zahl der in englischen Subsidien stehenden Hessen-Kasselschen Truppen gehörten. Diese Dragoner und Husaren treten erst 1758 in Tätigkeit, als Prinz Isenburg vom Herzog Ferdinand von Braunschweig nach Hessen gesandt war, um das Land vor einem erneuten Einfall der Franzosen zu schützen. Es ist nicht ganz klar, wo die beiden genannten Truppenteile von 1757—58 sich aufgehalten haben. Nach Renouard, Band I, S. 250 u. 534 beorderte Landgraf Wilhelm VIII. im Frühjahr 1758 die Prinz Friedrich-Dragoner und die Husaren aus der Festung Rheinfels am Rhein nach Hessen, doch wird dabei nicht angegeben, wann und wie diese Truppen in die genannte Festung gekommen sind. Wahrscheinlich haben sie sich von ihren Standorten Schmalkalden und Kassel aus bei dem ersten Einfall der Franzosen in Hessen (Juli 1757) nach Rheinfels durchgeschlagen. Aus Vorstehendem geht hervor, daß es im Feldzug 1757 den hessischen Truppen besonders an leichten Truppen (Husaren, Jäger), dann auch an Pionieren und schwerer Artillerie gefehlt hatte. Diesem Mangel suchte man 1757 zum Teil dadurch abzuhelfen, daß man die Husaren zu Isenburgs Korps heranzog und bei diesem ein Jägerkorps in der Stärke von 200 Mann aufstellte. Es bestand aus gedienten Forstleuten und wurde kommandiert durch den Major von Butlar, der bis dahin Kapitän beim Leib-Dragonerregiment gewesen war. Jetzt waren auch die vier hessischen Land-Ausnahme-(Miliz-)Regimenter auf Kriegsfuß gesetzt und ebenso wie die beiden Garnison-(Invaliden-)Kompagnien dem Korps Isenburgs beigegeben. Die Milizregimenter sollten jedes 824 Mann, die beiden Garnison-Kompagnien zusammen 260 Mann stark sein, jedoch erreichten sie bei weitem nicht die Sollstärke. Auch die Milizregimenter wurden mit je zwei leichten Kanonen versehen. Später trat dann noch eine weitere Vermehrung der Truppen ein, indem die Husaren auf zwei (später vier) Eskadronen und die Jäger von einer Kompagnie auf zwei gebracht wurden und auch ein berittenes Jägerkorps und 1762 ein Chasseurkorps aufgestellt wurde. Eine Vermehrung der Infanterie fand nur insofern statt, als die Bataillone in ihrer Kopfzahl vermehrt wurden. Später wurden auch noch mehrere Artilleriekorps gebildet Rechnungsrat Woringer teilte mit, daß sich die Erinnerung an die Prinz Friedrich-Dragoner in der Gegend von Fritzlar noch sehr lebhaft erhalten habe; dort werde noch jetzt auf der Kirmeß der „Gelbe Dragoner-Marsch" gespielt. Auch das Kavallerie-

regiment v. Diemar sei sehr beliebt und viele Wirtshäuser nach ihm „Zum Diemarschen Reiter“ benannt gewesen; noch heute stehe ein solches in Dissen in der Nähe des Bahnhofes. Im ehemaligen Posthaus zu Dissen, soll, wie General Eisentraut ergänzend hinzufügte, Jérôme auf der Flucht eine Tasse Kaffee mit Gold bezahlt haben. Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte der Posthalter Freudenstein dort 70 Pferde im Stall.

In der Sitzung des Geschichtsvereins zu Marburg am 15. Januar machte Professor Rade Mitteilungen über den Nachlaß des Professors Ernst Ludwig Theodor Henke, der 33 Jahre lang bis zu seinem am 1. Dezember 1872 erfolgten Tod Professor der Theologie in Marburg war. Die Mitteilungen des Vortragenden wurden wertvoll ergänzt durch Geheimrat Hartwig, Pfarrer Scheffer, Prof. Rathke und Prof. Wenck, von denen die beiden ersten sich als dankbare Schüler Henkes bekannten.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der Direktor des pharmakologischen Instituts Professor Dr. Heffter hat einen Ruf nach Berlin als Nachfolger Professor Liebreichs angenommen. Gießen: Der ord. Professor in der evang. theol. Fakultät D. Paul Drews ist auf sein Nachsuchen mit Wirkung vom 1. April an aus dem Staatsdienst entlassen.

---

70. Geburtstag. Am 3. Februar beging der Maler Christian Kröner in Düsseldorf seinen 70. Geburtstag, aus welchem Anlaß ihm u. a. auch der Magistrat seiner Vaterstadt Rinteln beglückwünschte. Kröner ist als Illustrator weithin bekannt, seine eigentliche Berühmtheit verdankt er jedoch seinen Landschaften aus dem Wesergebiet und Harz mit jagbarem Wild.

Der Präsident der Kasseler Eisenbahndirektion. Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Ulrich tritt am 31. März in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger ist der Oberregierungsrat Martini im Ministerium der öffentlichen Angelegenheiten ernannt worden.

Jubiläum. Die Werrastadt Wanfried begeht in diesem Jahre das Jubiläum ihres 300jährigen Bestehens als Stadt. Schon 1035 findet sie sich unter dem Namen Wanefridun und wurde 1306 von Thüringen an Hessen abgetreten. Erst Landgraf Moritz gab 1608 Wanfried städtische Rechte und besondere Freiheiten, namentlich 1609 Stapelgerechtigkeit, um der Werraschiffahrt, die, von drei Wanfrieder Schiffern abgesehen, ganz in die Hände von Münden gekommen war, wieder aufzuhelfen.

Todesfälle. Am 2. Februar verschied im Alter von 77 Jahren der Wirkliche Geheime Rat und Vizemarschall der althessischen Ritterschaft, Kammerherr Dr. jur. Hans von der Malsburg-Escheberg, Exzellenz. Dr. Hans von der Malsburg war am 5. Juni 1831 auf Schloß Escheberg bei Zierenberg geboren und seit 1853 mit Freiin Albertine von Ritter zu Grünstein vermählt. Er war der Neffe des Romantikers Ernst von der Malsburg und Sohn des Kammerherrn von der Malsburg, der nach dem Tode seines Bruders (1824) den Escheberger Besitz als Erbe antrat und als liebenswürdiger „hessischer Mäcenas“ eine gewisse Rolle gespielt hat. Hans von der Malsburg wurde 1874 als Vizemarschall der althessischen Ritterschaft in die Kurhessische Ständeversammlung gewählt, 1880 kam er als Vertreter des Kreises Wolfhagen in den Kommunallandtag, 1881 wurde er dessen Vizepräsident, 1890 Vorsitzender. Bis zum Jahre 1899 war er auch Präsident des Provinziallandtages und Vorsitzender des Provinzialausschusses, weiter war er Vorsitzender des Gesamt-Synodalausschusses für den Konsistorialbezirk Kassel und gehörte u. a. auch dem Vorstande des hessischen Diakonissenhauses an. Als ihn ein zunehmendes Leiden zwang, diese Ehrenämter niederzulegen, wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz, sowie zum Mitglied des Preußischen Herrenhauses ernannt. Hans von der Malsburg war eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung. Wenigen wird es beschieden sein, ein Leben in edelster Betätigung so voll auszuleben, wie es ihm vergönnt war.

Am 4. Februar starb in Marburg Oberstleutnant z. D. F. von Lengerke, der gleichfalls einer bekannten alten hessischen Familie angehörte. Er wurde am 13. Juli 1834 in Hanau geboren, trat 1854 beim 1. Kurhessischen Infanterieregiment „Kurfürst“ in Kassel ein und kam 1855 zum Leibgardregiment. Den Feldzug 1866 machte er als Premierleutnant mit, trat nach dem Krieg in preußische Dienste zum 80. Infanterieregiment über und zog 1870 als Hauptmann in diesem Regiment mit ins Feld. Bei Wörth wurde er schwer verwundet. 1879 wurde er Major, 1881 Stabsoffizier, 1883 Bataillonskommandeur beim 69. Infanterieregiment und trat 1885 in den Ruhestand. F. von Lengerke war ein Bruder des am 2. Dezember 1870 bei Orleans gefallenen Kommandeurs des 3. Bataillons des 83. Regiments.

Erhaltet und behaltet die Altertümer! Dem „Gieß. Anz." wird aus dem Vogelsberg geschrieben: In einem Vortrag über „das oberhessische Bauernhaus", den der Darmstädter Professor Dr. Walbe kürzlich in Gießen gehalten hat, beklagt er den Verkauf des altväterlichen Hausrates durch die Bauersleute. Diese Klage ist eine durchaus gerechtfertigte. Sehr häufig sprechen in unseren Bauernhäusern fremde Händler vor und fragen nach altem Hausrate. Da werden alte Truhen und Kasten, Schränke u. a. hervorgeholt und verkauft, weil ihre Besitzer meinen, die alten Sachen, die oft kunstvolle Schnitzereien aufweisen, hätten keinen Wert, stünden im Wege und versperrten den Platz. So werden u. a. gern von den Städtern die oft fein verzierten Spinnräder gekauft. Auf dem Lande rosten seit geraumer Zeit Spinnräder und Webstühle, weil der Flachsbau durch die Baumwolle vollständig verschwunden ist. So ziert gar manches Vogelsberger Spinnrad den Salon vornehmer Damen. Der Bauer weiß eben nicht, daß er mit dem Verkauf solcher Stücke die Zeugen des alten, echten Bauerntums beseitigt. Aufklärung in dieser Richtung gehört auch zur Hebung der Volksbildung.

Eingegangen:

Dornenkronen der Liebe. Ein Schwarzwaldroman von Gustav Adolf Müller, Verf. der „Nachtigall von Sesenheim". Akadem. Verlag in Wien und Leipzig. 251 Seiten. Preis 4 M., geb. 5 M.

Fuldaer Geschichtsblätter. VI. Jahrg. Nr. 11. Herausg. Prof. Dr. G. Richter in Fulda.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten. Illustrierte Monatsschrift. Herausg. Dr. W. Lange. 15. Jahrgang. Nr. 12.

Numismatische Monatsschrift Blätter für Münzkunde. Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde. Herausg. Dr. H. Buchenau in Weimar. 43. Jahrg. Nr. 2. Jährlich 12 Hefte. Preis 5 M.

Nassovia. Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde. 9. Jahrg. Nr. 3. Herausg. Dr. C. Spielmann, Wiesbaden. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich 1,20 M.

Erwinia. Elsäss. Blätter für deutsche Literatur. Januar 1908. Herausg. Georg Süß, Straßburg. Jahresabonnementspreis 5 M.

Braunschweigisches Magazin. Januar 1908. Im Auftrag des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig hrsg. von Dr. Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Aus dem Posener Lande. Blätter für Heimatkunde. Herausg. Paul Beer in Lissa i. P. 1908. Nr. 3. Jährlich 24 illustrierte Hefte. Preis viertelj. 1,50 M.

Personalien.

Verliehen: dem Provinzialschulrat Dr. Kaiser zu Kassel der Charakter als Geh. Regierungsrat; den Postdirektoren Rautenberg zu Marburg und Schreiner zu Gera (früher in Fulda) der Rang der Räte 4. Kl.; dem emer. Pfarrer Waldner zu Büchenberg der Rote Adlerorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem Fabrikanten und Beigeordneten Romeiser zu Steinau der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Regierungsassessor Rabe von Pappenheim zu Kassel zum Landrat des Landkreises Kassel; die Referendare Kalb und Robe zu Kassel zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Oberförster Jung von Neuenstein nach Dedensen (Hannover).

Übertragen: dem Oberförster Kanzow zu Düsseldorf die Oberförsterstelle Neuenstein.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Bartelt bei dem Amts- und Landgericht in Kassel.

Berufen: Oberlehrer an der Kgl. Baugewerkschule zu Kassel Dr.-Ing. Saliger als Professor der Baumechanik an die k. k. deutsche Hochschule in Prag.

Beurlaubt: Oberlehrer Prof. Küster am Gymnasium zu Hanau vom 1. April ab auf ein Jahr als Hilfsarbeiter an das deutsche historische Institut in Rom.

Geboren: ein Sohn: Bürgermeister Hankeln und Frau (Wächtersbach, 10. Februar); Kaufmann F. Auffarth und Frau (Kassel, 11. Februar); — eine Tochter: Landmesser Ewald und Frau Liesel, geb. Braun (Fulda, 31. Januar).

Gestorben: Kgl. Kreisbauinspektor Bernhard Irmer aus Kirchhain, 50 Jahre alt (Kassel, 24. Januar); Gustav Fürst zu Erbach-Schönberg, Senior des Gesamthauses Erbach, 67 Jahre alt (Darmstadt, 29. Januar); Gewerbeakademie-Direktor Robert von Schirp (Friedberg); Eisenbahnbetriebssekretär Konrad Fischer, 71 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Wirkl. Geh. Rat und Kammerherr, Vizemarschall der althessischen Ritterschaft Dr. jur. Hans von der Malsburg, Mitglied des Herrenhauses, 77 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); verw. Freifrau Marie von Wintzingerode-Knorr, geb. Freiin von Hanstein, 86 Jahre alt (Wehnde bei Ferna, 4. Februar) Bäckermeister H. Waldeck (Kassel, 4. Februar); Oberstleutnant z. D. Ferd. von Lengerke, 73 Jahre alt (Marburg, 4. Februar); Frl. Ida Weibezahn, 85 Jahre alt (Bad Nenndorf, 5. Februar); Kantor August Funk, 58 Jahre alt (Marburg, 5. Februar); Frau Adolfine Schwarzkopf, geb. Krauß, Witwe des Sanitätsrats Dr. Schwarzkopf, 54 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); verw. Frau Geheimrat Anna Ernst, geb. Gundelach, 66 Jahre alt (Straßburg i. E., 8. Februar); Oberpostassistent Theodor Alberding, 48 Jahre alt (Fulda, 8. Februar); Gattin des Landmessers W. Keuck, Anna, geb. Leisterer, 45 Jahre alt (Rinteln, 8. Februar); Kammerdirektor des Hauses Ysenburg-Büdingen, Jakob Korell (Nassau); Kgl. Oberamtmann Louis Bartel, 74 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); Apothekenbesitzer Karl Biede, 58 Jahre alt (Karlshafen, 11. Februar); Kunstmaler Heinrich Leinweber, geborener Fuldaer, 72 Jahre alt (Düsseldorf, 12. Februar); Pfarrer Albrecht Wendel (Eichenberg, 12. Februar); Kaufmann Friedrich Trute, 61 Jahre alt (Rehren, 13. Februar); Tuchfabrikant Heinrich Ditzel, 72 Jahre alt (Hersfeld, 13. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XXII. Jahrgang. Kassel, 2. März 1908.

Die Burg Gieselwerder.

Von F. Pfaff.

(Schluß.)

Das Amt Gieselwerder verlor seine Selbständigkeit, nachdem Wilhelm II. und Philipp der Großmütige an der Stelle der verfallenen Zapfenburg ein festes Jagdschloß erbaut hatten, das fortan nicht nur ein beliebter Aufenthalt der Landgrafen, sondern auch Sitz eines ziemlich umfangreichen Amtes wurde, zu dem das Gericht Gieselwerder gehörte. Zufolge eines nicht näher bekannten Abkommens hatte Braunschweig noch einige Ansprüche daran, sie waren jedoch geringfügig und erstreckten sich nur auf einige Rechte am Kloster Lippoldsberg und den Mitbesitz an den Dörfern Hemeln und Vaake. Durch den Vertrag vom 11. März 1538 verglich sich Philipp der Großmütige mit dem Herzog Erich über diese Punkte.[1]) In Lippoldsberg behielt sich der Landgraf die Hoheitsrechte vor, während dem Herzog nur einige Leistungen zustanden, die auf den Klostergütern im eigenen Gebiet beruhten. Nach völligem Abgang des Klosterlebens, der erst viel später eintrat, wollten beide Teile das Stiftsgut, das innerhalb ihrer Grenzen lag, behalten, von den beiden Dörfern kam Vaake an Hessen, Hemeln an Braunschweig.

[1]) J. Meier, Origines et antiquitates Plessenses S. 73.

Das Erzstift Mainz ist niemals dazu gelangt, das von ihm verpfändete Gebiet wieder einzulösen. Im Jahre 1502 willigte es ein, daß 2000 Gulden an den Schlössern Schöneberg und Gieselwerder verbaut würden, aber damit konnte dem fortschreitenden Verfall kein Einhalt getan werden. Die Pfandschaft hatte bereits 121 Jahre gewährt, als Mainz dem Landgrafen Wilhelm IV. im Merlauer Vertrag vom 8. September 1583 gegen eine Erhöhung des Pfandschillings Hofgeismar, Schöneberg und Gieselwerder bis zum Erlöschen des hessischen Mannesstammes abtrat. Dem Vertrag ist ein Verzeichnis der Zubehörstücke beigefügt, aus dem für Gieselwerder folgendes zu entnehmen ist: „Das Schloß oder Haus ligt uf der Weser, ist ein alt baufelligk Haus mit einer Mauren umbgriffen, darinnen steht ein schlecht Wohnhaus, Scheuren, Ställe und das Kornhaus. Hart an und umb dies Haus ligt ein Dorf, auch Geiselwerder genannt, darinnen seindt itzo 39 Hausgesessene, so mit Gericht, Gebot und Verbot an das Haus daselbst gehören." Einige Jahre später wird das alte Schloß als ganz und gar baufällig bezeichnet, es müsse niedergelegt und neu gebaut werden. Das zur Burg gehörige Gut umfaßte

rund 133 Acker Land und 35 Acker Wiesen, die auf beiden Seiten der Weser lagen, es ist das alte Salland, das lange Zeit als Amtsgut gedient hatte. Die Fischereigerechtigkeit erstreckte sich stromaufwärts bis zum Kloster Bursfelde. Einen wertvollen Besitz bildeten die sogenannten Werderschen Gehölze, schöne Buchenwälder, die jetzt zur Oberförsterei Ödelsheim gehören. Ihre Grenze gegen Braunschweig war übrigens auch damals noch nicht überall unbestritten, vielmehr schwebte wegen der Abmarkung am Schiffberg und der langen Liete ein Rechtsstreit vor dem Reichskammergericht. Die Grenze, wie sie jetzt besteht, ist erst durch einen Vertrag zwischen Kurhessen und Hannover im Jahre 1832 festgelegt worden. Damals trat Kurhessen unter anderm den Forstbezirk Rehbecke bei Bursfelde ab, der Jahrhunderte hindurch der Stadt Hofgeismar als Mastwald für ihre Schweine gedient hatte.

Einige hundert Schritt oberhalb des Dorfes Gieselwerder bildet die Weser eine langgestreckte Insel, ehemals war weiter stromaufwärts noch eine kleinere vorhanden, die inzwischen wieder verschwunden ist, wie denn der Strom auch anderwärts sein Bett vielfach verworfen hat. Im Sababurger Salbuch vom Jahre 1570 ist nämlich folgendes eingetragen: „Nachfolgende Inseln oder Werder liegen vor dem Gieselwerder in der Wieser, hat das Wasser in Vorzeiten gesetzt und aufgeworfen, werden derohalben der Obrigkeit zugeeignet, sind aber doch den Leuten, so dieselben geräumbt, bezäunt und tragbar gemacht, umb folgenden Zins zu gebrauchen ingetan. Und da dieselben Werder mittlerzeit durch des Wassers Geschäfte erweitert und besser würden, soll ein mehrer und besser Zins daruſgesetzt werden; im Falle aber solche Inseln oder Werder durch das Wasser über kurz oder langk wieder verkleinert oder gar verführt würden, soll ihnen solcher Zins gemildert oder nach Gelegenheit wohl gar wieder nachgelassen werden und ist derhalben unständig. Große Werder etwa 6 Acker Wiese, Hahrbrügen Werder etwa 2 Acker, dazu Weiden." Der Zins betrug 2 Gld. 14½ Alb. Auch auf Karten aus dem 17. Jahrhundert sind außer dem Werder, nach dem das Dorf benannt ist, noch zwei andere eingezeichnet.

Abgesehen von den eingangs beschriebenen Resten erinnert heute nichts mehr an die geschichtliche Bedeutung, die Gieselwerder gehabt hat. Die Bevölkerungszahl des Ortes, die für die Mitte des 16. Jahrhunderts auf 180 Seelen anzuschlagen ist, hat sich auf 1000 gehoben, und er gehört zu denjenigen Wohnplätzen des Kreises Hofgeismar, deren Bevölkerung zunimmt. Seine Ackerflur ist zwar durchgängig von guter Beschaffenheit, aber nicht von großem Umfang, so daß die Bewohner veranlaßt sind, neben der Landwirtschaft auch noch andere Erwerbszweige zu pflegen. So besteht seit langen Jahren in Gieselwerder eine Schiffswerft, wohl die einzige, die in Hessen vorhanden ist. An die Stelle der alten Weserfähre ist vor acht Jahren eine feste Brücke getreten. Als sie gebaut wurde, fand man im Weserſand eine Anzahl von eisernen Vollkugeln von der Größe einer Faust, einzelne steckten in eichenen Planken. Es ist wohl anzunehmen, daß sie aus einer Kriegshandlung des dreißigjährigen Kriegs herrühren, denn das 15. Jahrhundert kommt bei der Beschaffenheit der Geschosse nicht in Betracht. Im siebenjährigen Kriege haben wohl vielfach Gefechte in dieser Gegend stattgefunden, doch sind sie im einzelnen ziemlich genau bekannt, auch hatte der Ort schwerlich damals noch eine Plankenbefestigung. Als die Armee der Liga sich im März des Jahres 1626 anschickte, die Winterquartiere in Hessen zu verlassen, und dem Lande vorher noch den Rest geben wollte, kam es an verschiedenen Orten zu Kämpfen mit den verzweifelten Bewohnern und den hessischen Schutzwachen. So wurde damals auch in Gieselwerder gefochten, dessen Weserpaß dem Kapitän Sittich von Buchenau anvertraut war, und ein hessischer Leutnant und zwanzig Soldaten fanden dabei ihren Tod.[2]) Zur Erinnerung hat der Leiter des Baues, Baurat Lambrecht in Hofgeismar, vier der aufgefundenen Geschosse auf steinernen Ständern an den Zugängen anbringen lassen.

Es hat dem Ort und seiner Umgebung wesentlichen Vorteil gebracht, daß ein fester Weserübergang geschaffen ist. Aber die Vorbedingungen für die wirtschaftliche Aufschließung des oberen Wesertals werden erst dann erfüllt sein, wenn es von einer Bahn durchzogen wird; die landschaftlichen Reize der schöneren, östlichen Hälfte des Reinhardswaldes, des Bramwaldes und des Sollings und die historischen Denkmäler der Landschaft, die an der oberen Weser eine Kette von verschiedenen, aber gleichwertigen Gliedern bilden, würden dadurch auch leichter zugänglich und bekannter werden.

---

[2]) Rommel, Geschichte von Hessen VII, 615.

Kurhessische Offiziere in Jütland 1849.

Von Dr. Philipp Losch.

Der noch heute hochbetagt in Fredensborg lebende dänische Dichter und Schriftsteller Herman Frederik Ewald (geb. 1821) lebte im Jahre 1849 als Landwirt in Jütland, wo er den Hof Gersdorfslund am Großen Belt gegenüber der Insel Samsö gepachtet hatte. Hier wurde er unmittelbarer Augenzeuge des ersten schleswig-holsteinischen Krieges. Obwohl Abkömmling einer althessischen Familie*) (sein Vater war ein geborener Kasselaner, sein Großvater der berühmte hessische Jägerführer Joh. Ewald), stand Ewald doch mit seinen Sympathien ganz auf dänischer Seite und sah in der Politik der Schleswig-Holsteiner nichts als einen Abfall von dem angestammten Herrscherhause. So mußte er auch die den Schleswig-Holsteinern zu Hülfe kommenden Bundestruppen als Feinde ansehn. Der Zufall wollte es, daß sein Hof, der von den Feindseligkeiten nicht unmittelbar berührt wurde, aber doch starke Einquartierung erhielt, mehrfach von hessischen Truppen besetzt wurde, die von Horsens her kamen. Auf diese Weise lernte Ewald die Landsleute seines Großvaters näher kennen, und wenn er sie auch infolge seiner politischen Stellung als unwillkommene Gäste betrachten mußte, so trat er doch nach näherer Bekanntschaft mit ihnen allmählich in ein freundliches Verhältnis, namentlich zu den bei ihm einquartierten Offizieren. Den Eindruck, den diese hessischen Offiziere und ihre Soldaten damals auf ihn machten, hat Ewald in seinen Lebenserinnerungen**) geschildert, die kürzlich von seinem Sohne Theodor herausgegeben sind. Da über die Teilnahme der Hessen an dem Krieg von 1849 nur verhältnismäßig wenig geschrieben ist, mögen die betreffenden Stellen hier in deutscher Übersetzung folgen. S. 81 ff. heißt es dort:

Um nun auf meine eigenen kleinen Abenteuer während des Krieges zurückzukommen, so ging es uns diesmal im Jahre 1849 anders als im Jahre zuvor, wo wir keine nähere Bekanntschaft mit dem Feinde gemacht hatten. Zwar kam es nicht zur Plünderung, aber wir bekamen doch starke Einquartierung. Ich hatte längere Zeit hindurch hessische Infanteristen in Quartier auf Gersdorfslund.

Zuerst kam ein Hauptmann von Grub mit seinen Leuten. Er war ein strammer Offizier, aber sonst, ebenso wie seine Leutnants, ein wütender Demokrat, der mit der revolutionären Frankfurter Nationalversammlung sympathisierte. Natürlich empfing ich die Herren steif und kalt, aber ein Zufall brachte es dahin, daß ich auf einen freundlicheren Fuß mit ihnen kam. Sie hatten nämlich ein paar unglückliche Bauern als Fuhrleute mit sich von Vejle hergeschleppt, und einer von diesen bat mich, doch ein gutes Wort für sie einzulegen, damit sie wieder nach Hause kommen konnten. Es gehörte nur ein kleines Entgegenkommen meinerseits dazu, um diese Vergünstigung auszuwirken. Die Schwefelhölzer der Herren wollten nicht zünden, vielleicht waren ihre Zigarren feucht geworden, jedenfalls hatten sie rechte Mühe damit, sie in Brand zu kriegen. Da zündete ich ein Licht an und setzte es für sie auf den Tisch. Sofort glätteten sich v. Grubs barsche Züge und er bedankte sich bei mir sehr verbindlich. Damit war das Eis gebrochen, und es kostete mich nur ein Wort, um den Vejler Bauern die Erlaubnis zur Heimkehr zu verschaffen.

Das Verhältnis zwischen mir und v. Grub wurde nun fast freundschaftlich, und er konnte ziemlich vorurteilsfrei mit mir über den Krieg reden. Nach echt deutscher Manier wollte er uns aber als Nation für sich in Anspruch nehmen. „Sie sind ja Germanen!" sagte er und fügte hinzu: „Vereinigen Sie sich mit Schweden und Norwegen und schließen Sie dann ein Bündnis mit Deutschland, dann wird Skandinavien unüberwindlich sein." Darauf antwortete ich ihm, wenn er die skandinavische Union zustande brächte, dann könnten wir ja nachher über das übrige weiter reden.

Nach Grub kam Baumbach, der ein krasses Gegenstück zu ihm war. Er war ein Vollblutaristokrat und haßte die Frankfurter. Als ich ihm meine Verwunderung darüber aussprach, daß man das Frankfurter Parlament nicht schon längst gesprengt habe, antwortete er: „Nein, es ist besser, sie sein zusammenhalten, damit wir das ganze auf einmal ersticken können!"*) Seine Augen funkelten, und er ballte die Faust, indem er dies sagte. Übrigens hatte er auch noch einen triftigen Grund, über die ganzen nationalen Unruhen aufgebracht zu sein; denn er war verlobt, und sein Hochzeitstag stand nahe bevor, als er abkommandiert wurde. Wenn es nun noch wenigstens gegen die Frankfurter Versammlung gegangen wäre! Aber der Krieg gegen Dänemark war in seinen Augen ein räuberischer Überfall. Die loyalen Untertanen im dänischen Staate, die ihrem Könige treugeblieben waren, die hatten seine Sympathie, dagegen verachtete er die Schleswig-Holsteiner tief.

---

*) Vgl. Losch, Eine althessische Familie in Dänemark. „Hessenland" 1906, Nr. 1–3.

**) H. F. Ewalds Livserindringer ved Theodor Ewald. Kjøbenhavn 1905.

*) Auch im Original deutsch.

Ich muß übrigens den Hessen lassen, daß sie, wie sie auch sonst gesinnt sein mochten, gute Disziplin hielten. Ich erinnere mich nicht, daß die Soldaten irgend einen andern Unfug auf dem Hof begangen hätten als den, daß sie gern auf unserm unglücklichen Esel ritten, der die Milch vom Melkplatz brachte, und selbst das hörte auf, als ich es ihnen einmal verbot. . . .

Der letzte Offizier, den ich in Quartier hatte, war ein Leutnant von der Ende. Es lag ein gutes Omen in dem Namen, und es traf auch ein. Er war übrigens ein sehr liebenswürdiger Mann und eine schmucke Persönlichkeit, ein großer, kräftiger junger Mann mit blondem Haar und blauen Augen. In ihm war kein Fanatismus, aber er liebte den Krieg um seiner selbst willen. Ich brachte mit ihm manche angenehmen Stunden „in der Laube" zu. So nannten nämlich die Deutschen unser ungewöhnlich schönes und originelles Gartenlusthaus. Es war oben in der Krone eines alten Lindenbaums angelegt, ich hatte es erneuern und eine feste Treppe, die nach oben führte, anbringen lassen. Die Deutschen konnten sich gar nicht wieder losreißen von diesem Plätzchen, und auch ich habe weder früher noch später etwas Gleiches gesehn. Durch einen Bogen von grünem Laub hindurch hatte man von dort eine herrliche Aussicht auf das nahe Meer.

Die Deutschen hatten eine fast kindische Freude an dem Meer und an den Schiffen darauf. Aber eines Tages im Anfang Juli, als sich auf einmal eine ganze Flotte in der Ferne zeigte, da wurde Herr von der Ende doch nachdenklich. Er fragte mich, wo die Dänen wohl landen könnten, und meine Antwort: „Überall an der Küste" verbesserte seine Stimmung keineswegs.

Soweit Ewalds Aufzeichnungen. Da die Namen der hessischen Offiziere darin ungenau angegeben sind, seien noch einige Worte zur Erklärung beigefügt.*)

Von der hessischen Armee waren folgende Truppenteile mit in Schleswig-Holstein: das 2. Bataillon des Leibgarde-Regiments, das 2. Bataillon des 1. (Leib-) Infanterie-Regiments, das 2. Bataillon des 2. Infanterie-Regiments (Landgraf Wilhelm), das Schützenbataillon, das 2. Husarenregiment und 1½ Batterien Artillerie. Die beiden letzten Truppenteile kommen hier nicht in Betracht, da Ewald ausdrücklich erwähnt, daß seine Gäste Infanteristen waren. Die erste Abteilung, die nach Gersdorfslund kam, gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach zum 1. Infanterie-Regiment. Der von Ewald erwähnte Hauptmann v. Grub kann niemand anders als Friedrich Wilhelm Ludwig Krupp sein, der damals als Hauptmann und Kompagniechef im 2. Bataillon des gedachten Regimentes stand. Dieser war später 1866 Oberstleutnant und Sektionschef im Kriegsministerium und ist am 19. Oktober 1879 als preußischer Oberst und Landwehrbezirkskommandant zu Erfurt gestorben.

Schwieriger ist die Identifizierung des von Ewald als Nachfolger Krupps erwähnten Herrn v. Baumbach. Das Staatshandbuch von 1850 (1849 ist keins erschienen) kennt nicht weniger wie 11 Angehörige dieser Familie, die damals hessische Offiziere waren. Ernstlich in Betracht kommen davon aber wohl nur 2 oder 3: der Premierleutnant Moritz v. B. vom 2. Inf.-Regt. (2. Bat.) und die beiden Brüder Louis und Wolf v. B.-Freudenthal, die dem 2. Bataillon des 1. Infanterie-Regiments angehörten. Moritz v. B. war 1849 schon seit 2 Jahren verheiratet. Da der betreffende Offizier nach Ewalds Mitteilungen damals erst kurz vor der Vermählung stand, so kann er nicht mit Moritz identisch sein. Unwahrscheinlich ist auch, daß der damals 27jährige Sekondeleutnant Wolf v. B. der Heiratskandidat war, denn er ist zwei Jahre später unverheiratet gestorben. So bleibt nur sein Bruder Louis v. Baumbach-Freudenthal übrig, damals Premierleutnant, der wohl bald nach der Rückkehr aus dem Feldzug seine Braut Berta v. Manger heimführte, da sein erstes Kind im Januar 1851 geboren wurde. Louis v. B. (geb. 1817) war später Major im Leibgarde-Regiment und trat nach der Annexion aus dem Militärdienst. Er lebte später in Carlsdorf; wann er gestorben ist, weiß ich nicht.

Was schließlich den letzten Einquartierungsgast Ewalds, den Leutnant v. d. Ende, betrifft, so darf man wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß er der damalige Premierleutnant im 2. Bataillon des Leibgarde-Regiments Ernst von Ende war, der später Hauptmann im Generalstab und Major im Leibgarde-Regiment wurde. Er trat 1866 in preußische Dienste, wurde 1871 als Oberst pensioniert und starb am 17. November 1877 zu Eisenach. Auch sein Bruder, der spätere Kriegsminister Rainier v. Ende, hat den dänischen Krieg mitgemacht, war aber damals schon Hauptmann im Leibgarde-Regiment.

*) Bei der Feststellung der Persönlichkeiten habe ich noch den Rat unseres unvergeßlichen Dr. Karl Schwarzkopf einholen können, der ja der beste Kenner der einschlägigen Verhältnisse war.

Die Scheidwarte.

(Auf dem „Scheid", zwischen Ehringen und Volkmarsen.)

Zerrissen und verwittert von Feuersnot und Sturm
Ragt auf des Berges Rücken einsam mein lieber Turm. —
Von seiner Zinne hab' ich oft in die Welt geschaut,
Wie sie in weiten Fernen verdämmert und verblaut.
Hier war der Himmel näher; nah' ging der Wolken Zug,
Nah' strich in Herbstes Tagen vorbei der Kranichflug.
Gern wär' auf Vogelschwingen, auf Wolken ich entschwebt,
Doch blieb ich, gleich der Warte, am Boden festgeklebt. —
Zum erstenmal verspürt' ich fruchtloser Sehnsucht Pein
Und spann mein junges Leiden zu bunten Träumerei'n:
Dort unten lag das Städtchen, in starker Mauern Trutz,
Ich saß hier auf der Warte, der Mark bestellt zum Schutz.
Feindio! — Vom nahen Walde kommt's im Galopp gestürmt!
Da flammt auch schon der Scheiter, den hoch ich aufgetürmt!
Die Leiter eingezogen! Die Bohlentüre zu!
So bin ich wohlgeborgen und sitz' in guter Ruh. —
Hei, wollt den Dachs ihr räuchern?! — Die Quadern brennen schwer! —
Behutsam in die Scharte erheb' ich mein Gewehr. —
Krach! — und der schlimmste Schreier liegt tot in seinem Blut. —
Die andern sind zerstoben, zusammen sinkt die Glut. —
Von fernen Auen seh' ich die Herden stadtwärts flieh'n,
Die Glocke hör' ich stürmen vom Turm zu St. Marien;
Der Lärmtrompete Stimme zu mir herüber gellt —
Am Tore blitzen Waffen; — sie rücken schon ins Feld. —
Die adeligen Räuber erwarten nicht den Hauf'!
Heut' wollten sie nur rauben und wollen kein Gerauf!
— Gerettet Hirt und Herden, bewahrt der Bürger Blut,
Und einer liegt dort unten, den traf die Kugel gut! —
So sann ich und so träumt' ich in ferner Knabenzeit,
Dann ward ich losgerissen, verschlagen weit und breit.
Doch du auf deiner Höhe bliebst fest, mein grauer Turm,
Und sah'st die Wolken wandern bei Sonnenschein und Sturm. —
Wenn mich die Wolken trügen und wüchsen Schwingen mir,
Dann, lieber Turm, ich glaube, ich kehrte heim zu dir.

Frankfurt a. M.

Th. Endemann.

Oberst Eduard Moye.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Am 8. ging das Regiment weiter, überall Tote, Verwundete und verlassenes Fuhrwerk findend. Moyes Pferd wurde die Kugel ausgeschnitten, es wurde dann 20 Tage lang geführt, worauf es wieder vollständig gesundete. Man marschierte zuerst nach Westen, und dann folgte der anstrengende, reichlich mit Strapazen und Entbehrungen aller Art verbundene Marsch nach Sedan. Unterwegs trafen fünf eiserne Kreuze für die Haltung des Regiments bei Wörth ein; eins davon nahm der Oberst an sich, um es für das Regiment zu tragen, die vier andern wurden dem ältesten Stabsoffizier, Hauptmann, Premier- und Sekondeleutnant übergeben. Nach dem Kanonendonner von Beaumont zu marschierend, fand das Regiment bei seiner Ankunft auf dem Schlachtfelde zu seiner Verwunderung die Schlacht bereits beendet. Am andern Morgen veranlaßte der Magen Moye zu einem kleinen Streifzug in der Nähe des Lagers, und er fand in einer Talmulde eine bespannte Sanitätskolonne. Der dazu gehörende Oberstabsarzt hatte an einem der Wagen eine Klappe geöffnet, die ihm als Tisch diente, glaubte sich unbeobachtet und schmierte sich gerade ein schönes Butterbrot. Rasch war Moye den Rain hinunter in der Mulde, wünschte dem Arzt einen guten Morgen und drückte zugleich sein freudiges Erstaunen über das schöne Brot und die Butter aus. Der Arzt konnte nicht gut anders, als Moye zur Teilnahme am Frühstück einzuladen, sehr bald folgte der Adjutant, der Moye in der Tiefe hatte verschwinden sehen, und allmählich versammelten sich noch fünf weitere Offiziere um den liebenswürdigen Oberstabsarzt, der nun aber mit der Butter sparsamer wurde, weil er keinen Vorrat mehr habe, und nur noch Schnittchen Brot, die ebensowenig verschmäht wurden, und ein Schlückchen Rotwein gestattete. Moye sah hinter sich einen Trupp Füsiliere stehen, die dem verlockenden Schauspiele zuschauten, nahm schnell noch ein Stück Brot und hielt es hinter sich, wo es auch sofort von einem Soldaten, der den Wink verstanden hatte, weggenommen wurde. Nun aber schloß der Arzt schleunig seine Klappe. Am 31. August rückte das Bataillon nach Chemery, wo der König zu Pferde hielt und den Vorbeimarsch des Bataillons abnahm, dann lagerte es hinter einer Höhe, von deren Rücken man das Maastal mit dem ganzen französischen Lager und die Festung Sedan übersehen konnte. Nach einer durchwachten und durchhungerten Nacht — eine von einem erbeuteten Huhn zubereitete Suppe erwies sich als ungenießbar, weil das Huhn vermutlich krepiert war, und so war die einzige Erquickung die Wärme des Lagerfeuers gewesen, und am Schlachttage selbst nur ein aus einem

stehengebliebenen französischen Proviantzug gerettetes Stückchen Zucker und ein Rest Schokolade Moyes einzige Nahrung — mußte das Bataillon um 3 Uhr morgens marschbereit sein und begann beim ersten Tagesgrauen und bei dichtem Nebel am 1. September den Vormarsch gegen Sedan. Eine Zeitlang marschierten das 5. und 11. Korps nebeneinander, dann mußten sich ihre Wege kreuzen, weil das 11. Korps sich nach Floing zu wendete. An dem Kreuzungspunkte hielten mehrere Generale und beklagten diesen Umstand. Moye benutzte eine Lücke in der Kolonne des 5. Korps, kommandierte „Laufschritt, Marsch, Marsch“ und hörte dann noch einen der Generale sagen: „Na, der läßt wenigstens laufen.“ Alle berittenen Offiziere und so auch Moye stiegen beim Marsche durch ein dichtes Kieferngehölz von den Pferden, die auf Umwegen nachgeführt werden sollten, da ihm aber bei dem Angriff auf Floing der Divisionsgeneral befahl, sich zu Pferde zu setzen, bestieg er ein von seinem Reiter stehen gelassenes, von einem Soldaten gehaltenes Pferd, und es begann nun der Angriff auf das von terrassierten Gärten umgebene und von einem mit Geschützen besetzten Plateau überhöhte Dorf, wobei die Infanterie bei ihrem Vorgehen und namentlich während der durch das mit Rücksicht auf das französische Schützenfeuer notwendige Vorgehen im Laufschritt erforderlich gewordenen Ruhepausen sich daran erfreute, wie die auf einem Höhenzuge in ihrem Rücken sich mit Schnelligkeit entwickelnde Artillerie des 11. Korps allmählich die feindlichen Geschütze zum Schweigen brachte. Beim Weitervorrücken erhielt Moyes Pferd fünf Schüsse und stürzte mit ihm zusammen; er zog sich rasch unter dem Pferde heraus und ging nun zu Fuß mit seinen Leuten vor. Gleich darauf versuchte ein französisches Kürassierregiment durch Floing zu entkommen, wurde aber durch ein von allen Seiten darauf abgegebenes mörderisches Infanteriefeuer nahezu vollständig vernichtet. Weiter gegen Illy vorgehend wurde Moye dreimal von französischen Reiterabteilungen angegriffen, die aber alle dem Schnellfeuer erlagen. Nachdem nun fast alle Munition verschossen war, ging man gegen den letzten Halt des Feindes, das Bois de la Garenne vor, hinter dem die Vorstadt Cazal lag. Hier befand sich ein von einer hohen Mauer umzogenes Haus, aus dessen Pforte bei Moyes Annäherung ein Geistlicher in Amtstracht und ein Zivilist hervortraten, um Schonung für das Gehöft, das ein Hospital sei, zu bitten. Da aber Moye durch die geöffnete Tür Militärpersonen in Uniform sah, ging er durch die Tür in das Gehöft und fand dort viele französische Soldaten, meist ohne Waffen, die sich in dieser Freistatt recht sicher fühlten und auch gar nicht befremdet schienen, Moye allein unter sich zu sehen. Viele davon waren beschäftigt, aus dem roten Tuche und Futter ihrer Uniformen sich Kreuze auf die Ärmel ihrer Montierungen zu setzen, um sich als infirmiens ausgeben zu können. Moye lächelte über diesen Täuschungsversuch, ließ etwa 30 dieser Leute aus der Pforte treten, ordnete sie draußen in zwei Glieder und ließ sie nach Floing abführen. Das Erscheinen roter Hosen auf der Bildfläche veranlaßte den Führer eines von Norden heranrückenden Bataillons mit Schützen vor der Kolonne und schlagenden Tambours gegen Moye vorzugehen, ein Angriff, der glücklicherweise keine übelen Folgen hatte. Nachdem sich bei sinkendem Tageslicht auch die letzten im Bois de la Garenne zusammengedrängten Franzosen ergeben hatten, war die Schlacht zu Ende; das 83. Regiment sammelte sich bei dem vorerwähnten Hospitale von Cazal. Von dem Bois de la Garenne kam zu dieser Zeit in langem Zuge ein entwaffnetes Lancierregiment; die Mannschaft war abgesessen und führte ihre Pferde am Zügel. Moye und andere Offiziere nahmen sich einige dieser, zum Teil schönen Tiere für ihren Gebrauch, und da sein eigenes Pferd sich ebenfalls wieder einfand, ein Reservist vom Regiment ihm auch noch ein Beutepferd zuführte, das das vollständige Reitzeug eines französischen Generalspferdes trug, so war er in dieser Richtung nun gut versorgt. Der Reservist bat treuherzig Moye, das Pferd von ihm als Geschenk anzunehmen, dieser aber gab dem Manne dafür ein neues Zweitalerstück. Der Lagerplatz des Regiments befand sich an einem von Floing nach Illy führenden Wege, zu essen war aber nichts vorhanden, am anderen Morgen erst konnte etwas Zucker und Reis geliefert werden. Am Morgen des 2. September wurden die Toten des Regiments begraben, darunter vom Füsilierbataillon 2 Offiziere, 1 Unteroffizier, 1 Spielmann und 8 Füsiliere, während 4 Offiziere, 3 Unteroffiziere und 45 Füsiliere verwundet waren und 1 Unteroffizier und 41 Füsiliere vermißt wurden, die jedenfalls als Verwundete in Floing Unterkunft gefunden hatten. An Patronen brauchte das Bataillon als Ersatz 15 020 Stück. Am Nachmittage beritt der König, von kräftigen Hurras empfangen, mit großem Gefolge das Lager. Freudigen Angesichts sagte er im Vorbeireiten: „Ich danke euch“ und noch einige Worte, die von den Hurras übertönt wurden. Der Kronprinz rief Moye zu: „Ihr seid ja Hessen, es wird euch interessieren, Napoleon wird nach Wilhelmshöhe gebracht.“ Der hinter dem Kronprinzen reitende Herzog von Meiningen rief Moye weiter zu: „Haben Sie verstanden, was der Kronprinz gesagt hat? Napoleon wird nach Wilhelmshöhe gebracht.“ Abends war großer Jubel, weil die meisten glaubten, der Krieg sei nun zu

Ende; hatte doch der Kronprinz selbst, als er am 30. August an den auf dem Marsche von Beaumont nach Sedan befindlichen Regimentern vorbeiritt, laut zu seiner Umgebung gesagt: „Jetzt drücken wir sie gegen die belgische Grenze, und dann ist's zu Ende." Aber es kam anders. Nachdem das Regiment am folgenden Tage Napoleon hatte vorbeifahren sehen, bekam es Quartier in Fleigneux angewiesen, wo man sich auf jede mögliche Weise über die Unbequemlichkeiten hinwegsetzte, sich Lebensmittel zu verschaffen suchte und dem Körper wieder einige, ihm wohltuende Pflege angedeihen ließ. Diese war sehr nötig; im letzten Biwack vor Sedan fragte Moye einmal seinen Adjutanten, ob er sich denn noch sehen lassen dürfe, da er sich doch seit fünf Tagen nicht habe waschen können, und er erhielt zur Antwort, er sehe ja noch ganz gut aus, er solle sich dagegen einmal andere ansehen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungsduft.

Von V. Moriton-v. Mellenthin.

Gräfin Thyra erhob sich plötzlich und verließ den glänzenden Ballsaal. War es das helle Licht, das blendende, aufdringliche? War's das Gewirr lachender, erregter Stimmen, das sie vertrieb? Sie wußte es selbst nicht. Eine Augenblicksstimmung — flüchtige Übersättigung und Überdruß — eine Laune der schönen, umschmeichelten, verwöhnten Frau!

Des Wintergartens grünschattige Dämmerung umfing sie wohlig; kühlere Luftwellen wogten ihr entgegen und umspielten kosend ihre erhitzten Schultern. Wie wunderbar üppig das hier wuchs und wucherte — Bäume und Sträucher und Blumen durcheinander in künstlicher Wildnis! Schlanke Palmen reckten ihre kahlen Stämme hoch empor, sehnsuchtsvoll wie ein stiller Wunsch; ehernen Säulen gleich standen sie da, die auf breiten Fächern die gläserne Kuppel trugen. Mächtige Farne entfalteten die schwanken Wedel, Riesenschirmen ähnlich, das bunte, blühende Gestrüpp am Boden sorglich schützend. Dicht verflochtene Lianen schwangen sich von Stamm zu Stamm; in langen Kränzen, leicht und luftig und doch fest wie Ankertaue, hingen sie herab — zierlich feine Elfenschaukeln. Knorrige, vielgliedrige Luftwurzeln, die sich schlangengleich durchs Dickicht wanden, halfen als Stützen das grüne Netzwerk tragen. Auf den Zweigen des Granatstrauchs wiegten sich zahllose Blüten wie heiße, rotglühende Flammen. Sonderbar leuchtende Blumen lugten zwischen Ästen und Blättern hervor; still geheimnisvoll manche, andere glanzvoll wie schwebende Lichter; einige schmucken Vögeln ähnlicher denn Pflanzengebilden. Neben Orangen und Myrten schien eine Schar zwergenkleiner Flamingos sich rastend niedergelassen zu haben; rosenrot erschimmerte das Gefieder, rosenrot der lange, gewundene Hals und das dünne Bein, das so hoch wie eine Stelze war, und auf dem sie gravitätisch balanzierten. Violette Kelche öffneten sich, innen flaumig und feurig-gelb, wie die gierigen Schnäbel junger, nimmersatter Vögel. Braungefleckte Polypen streckten scheinbar die biegsamen Fangarme aus, wie um die Beute zu fassen und zu umschlingen: wundersame, tolle Verschmelzungen waren das von Pflanze, Tier und Arabeske. Und über all dieser wuchernden, tropischen Wildnis ein sanft gedämpftes Licht, das Farben und Formen mit silbernem Schleier verhüllte, und — Schweigen. Tiefes Schweigen! Das doch durchpulst war von starkem, verhaltenem Leben, von durstig tiefen, verlangenden Atemzügen.

All diese Bäume und Blumen, sie lebten, sie atmeten, sie wuchsen und wurden. Aber jetzt, in der heimlichen Stille der Nacht, da träumten sie alle ihr eigenes Märchen. Das Märchen von ihrer Liebe .....

Und wilder, betäubender entstieg ihnen ein zauberhaft süßer Duft. Ein brünstiger Duft.

In der Nähe des Springbrunnens, auf einer Bank, die in dunkel glänzendem Grün fast verborgen lag, ließ die schöne Frau sich nieder. Lässig, die Hände leicht im Schoß gefaltet, saß sie da in tiefem Sinnen. Sie sah dem Wasser zu, wie es aufstieg und perlend in milchig weißen Staub zerfiel und wieder stieg. Immer das gleiche Spiel! Darin auch lag etwas Schläfriges, Müdes, Erschlaffendes und doch wieder Aufregendes — wie in der ganzen schwülen, düfteschwangeren Luft, die sie umgab. Sie hatte die Augen halb geschlossen und träumte vor sich hin. Das Märchen von ihrer Liebe .....

Zeit und Ort waren ihr entschwunden; wie auf einer Märcheninsel war sie, und Liebeslieder, weich und sehnsuchtsvoll, klangen um sie her.

Ihre Ehe! Seit drei Jahren trug sie nun den glatten, goldenen Reif an ihrer Rechten — seit drei Jahren fast war sie die unbestrittene Königin der Salons! Damals freilich, als sie ihren Ring in übergroßer Seligkeit immer wieder an die Lippen gedrückt hatte, lachend unter Tränen des Glücks,

ja, da hatte sie ein anderes Leben sich erträumt. Sie hatte ihren jungen Gatten geliebt mit all der schwärmischen, zärtlich=scheuen, stolzen Liebe, deren ein achtzehnjähriges Herz fähig ist. Sie hatte sich ein Leben zu Zweien ausgemalt, ein wonniges Leben zu Zweien in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit des alten Herrensitzes fern der Stadt. Nichts anderes wollte sie sein als Gattin, Weib.

Aber ihr Gatte selbst hatte sie hineingeführt in das rauschende Getriebe, in die Lust üppiger Feste. Glaubte er's doch ihrer Jugend schuldig zu sein, sie nicht hinter Mauern zu verschließen. Er sah sie gern geschmückt, sah sie gern gehüllt in edle Stoffe, liebte es, wenn an ihrem schlanken Hals, an ihren fein geformten Armen kostbare Juwelen blitzten. In der Freude des Besitzes trieb er förmlich Kultus mit der Schönheit seines jungen Weibes. Er selbst hatte ihr das Tor geöffnet — und ahnte nicht, daß seiner Liebe da Gefahr erstehen sollte. So entglitt sie seinen Armen, so verlor er sie: das Weib, es ward zur Dame der großen Welt. Und sie, die sich erst gesehnt, über sein Herz nur zu herrschen, sie herrschte nun über alle. War es doch, als ob die Lichter heller brannten, als ob die Geigen lauter jubelten, wenn sie den Saal betrat.

Mit immer stärkeren Banden fesselte sie das Treiben der Gesellschaft. Das war sein Wille, seine Absicht nicht gewesen. So aber war's geschehen, daß sie immer weiter auseinander kamen, daß jeder schließlich seine eigenen Wege ging. Ein einsamer, freudloser Mann — er! Sie — die Königin, die strahlende, der Salons!

Das Land ihrer Träume, war es dies gewesen? Sah so das Glück aus, das sie einst hoffend ersehnt? War sie glücklich? Ja — nein. —

Sie fand die rechte Antwort nicht.

Und liebte sie ihn noch, ihren Gatten?

Ja! Tausendmal ja!

Aber — liebte auch er sie noch? . . . .

Darüber kam sie nicht weg. Immer wieder tauchte diese bange Frage auf.

Liebte er sie noch?

Wäre das „Ja" nicht Vermessenheit? Aber das „Nein" —

Schauer rannen über ihr Herz; sie erbebte. Unvollendete Gedanken, verworrene Wünsche, ein Verlangen nach Liebe, nach Leidenschaft, drangen beängstigend fast auf sie ein. Und dazu dieser Duft! Dieser sinnbetörend starke, berauschend süße Duft! Er erinnerte sie an irgend etwas. Was war es nur? Etwas Schönes — etwas Wunderholdes — — Aber was?

— — — — — — — — — — — — —

„Finde ich Sie endlich, gnädigste Gräfin? Und so allein?"

Sie fuhr auf aus ihrem Sinnen. Der Zauber der Stunde war gebrochen; die frische, klangvolle Männerstimme hatte ihn verscheucht. Hinter der schönen Frau stand der junge Militär=Attaché. Seit einem halben Jahre gehörte er zu denen, die zu Gräfin Thyras Füßen lagen. Sie hatte ihn nicht mehr und nicht minder beachtet als den großen Troß. Der gehörte nun einmal zu dem Leben, das sie führte. Und dieser gerade hatte sich stets so ergeben, so geduldig, so selbstbeherrscht gezeigt, sogar ihren ungnädigsten Launen gegenüber, daß sie ihn kaum beachtet hatte.

Jetzt stand er hinter ihr und beugte sich über die Lehne zu ihr hernieder. Ganz verwirrt, wie benommen, sah sie zu ihm auf, zu plötzlich herausgerissen aus ihrer wunderlichen Traumesstimmung. Er schaute tief hinein in ihre dunkeln Augen, die in feuchtem Schimmer erglänzten. Und ihm war, als lockten ihn diese sanften Sterne, als lockte ihn das berückend schöne, blasse Antlitz mit den feinen, roten Lippen. Marmorweiß leuchteten ihre runden Schultern in dem matten Licht — leise, ganz leise nur drang die Musik herüber, wiegend, schwermutsvoll und neckisch zugleich — dazu dieser Duft! Dieser sinnlich starke, wilde, brünstige Duft!

Das Blut stieg ihm zu Kopfe; wie toll hämmerte es ihm in den Schläfen. Er verlor die Selbstbeherrschung.

„Gräfin — wie schön Sie sind! Wie schön!"

So mancher Mund, so mancher Blick hatte ihr dasselbe schon gesagt! Diesmal klang es anders; ein Etwas sprach daraus wie Herrenrecht, wie Siegestaumel. Etwas Zwingendes!

Seine flackernden Augen überflogen ihre Gestalt mit glühenden Blicken. Tiefer neigte er sich zu ihr herab. Und nochmals:

„Wie schön, wie herrlich Sie sind!"

Der Ton ließ sie betroffen aufschauen. Was war das? Wie durfte er es wagen? In dem unbestimmten Licht sah sein Gesicht so seltsam fahl aus; es lag etwas vertraulich, etwas unverschämt Werbendes darin, ein brutaler Zug, der sie abstieß und warnte. Nie hatte sie der Möglichkeit gedacht, daß er sie lieben, sie begehren könnte. Sie hatte überhaupt nicht allzuviel an ihn gedacht. Er trug ihre Schleppe wie viele andere auch.

Sie überlegte einen Augenblick. Nur keine Szene! Es gab nichts Häßlicheres! Und deshalb wollte sie ihn nicht verstehen. Langsam öffnete sie den großen Federfächer.

„Ich langweile mich. Erzählen Sie mir etwas, Graf."

Er schwieg — ein aufregendes, beredtes Schweigen! — und seine Finger tasteten nach ihrem Arme, da,

wo zwischen dem weichen Leder des langen Handschuhs und den schmalen Ärmelspangen die warme, lebensvolle Haut hindurch schimmerte. Sie zuckte zusammen unter der Berührung, wollte sich erheben, fliehen — eine plötzliche Erschlaffung ließ sie bleiben, es war, als versagten die Glieder ihr den Dienst. Eine mächtige Woge flutete über sie dahin — aber Zorn und Furcht war es nicht. Flammen loderten in ihr empor; Schauer wildesten Begehrens rannen über ihren Leib. Sie konnte sich nicht bewegen; nicht sprechen konnte sie, nicht denken — sie wartete nur auf etwas — sie wußte selbst nicht worauf. Sie haßte und fürchtete den Mann nicht länger; seine tolle Leidenschaft hatte ihre Sinne wachgerüttelt und berückt; sie war wie trunken.

Stärker ward sein Griff; seine Finger gruben sich hinein in die weiche Fülle ihres Armes.

„Gräfin! Nein — Thyra! Schönste Frau! Geliebte — hör' mich an!"

Das Blut raste in ihren Adern; glühend heiß war ihr; sie meinte, zu ersticken. Der Mann, der sie wollte, der nach ihr verlangte — die wahnsinnige Aufregung, die in ihr tobte — das Begehren nach Liebe, nach Zärtlichkeiten, das mit einem Mal in ihr erwacht — all die Schatten einer leblosen und doch so unheimlich belebten Dämmerung um sie her — dazu der Duft — der schwere, schwüle, beklemmende Duft — — —

„Thyra!"

Der Mann, der ihre schönen Glieder mit den Augen nur bisher geküßt, er widerstand nicht länger — er preßte seinen heißen Mund auf ihren weißen Nacken — wieder, immer wieder.

Sie wurde totenblaß; aber ihre Augen sprühten. Wie er küßte! Seine Lippen bebten; seine Küsse brannten sich ihr ein wie Feuermale. Durch Nerven und Adern zitterte ihr eine selig wallende Lust am Leben.

Und in demselben Augenblick, da kam ihr, jetzt völlig ungesucht und ungerufen, die Erinnerung. Die Erinnerung an das Schöne, an das Wunderholde, woran sie dieser Duft gemahnte. Orangenduft! Orangenblüten! So süß berauschend, so zauberhaft — wie an ihrem Hochzeitsmorgen! Und die kleine, alte Kirche — wie der Sonnenschein sich in den bunten Fenstern brach! — und sie selbst, ganz verhüllt im weißen, weiten Schleier, an der Seite ihres Gatten — Orangenduft — Weihrauchwölkchen — —

Es war nur ein kurzer Augenblick; schemenhaft, wie eine Vision, war das Bild vor ihrer Seele aufgetaucht — aufgetaucht unter jenes fremden Mannes heißen Küssen! — und vergangen.

Ihr Gatte! Ihr Gatte, den sie — liebte!

Da hatte der Zauber, der böse, verderbliche, seine Macht über sie verloren. Ihre Glieder, ihre Gedanken fanden ihre alte Spannkraft wieder; rasch erhob sie sich; ungestüm schüttelte sie die Hand von ihrer Schulter, rücksichtslos, wie man ein widerliches Tier zur Seite schleudert.

„Der nächste Tanz beginnt. Entschuldigen Sie mich."

Er will ihr den Weg vertreten. Eine Flammengarbe ist ihm ins Gesicht geschossen; keuchend geht sein Atem.

„Thyra! Du mußt — Du mußt mich hören! Du — Du weißt es lange schon. Du — sahest meine Liebe und hattest nichts dawider — —"

Ohne Wort, ohne Blick geht sie an ihm vorüber; ihr Gewand streift seine Kniee — sie achtet seiner nicht. Nur an ihren Gatten denkt sie und an ihre Liebe und — lächelt süß verträumt.

Eine Viertelstunde später verläßt sie vor der Zeit den Ball.

— — — — — — — — — — — — —

„Du, Thyra?"

Verwundert schaut ihr Gatte auf, als sie nach der Heimkehr ihn sogleich in seinem Zimmer aufsucht.

„Was gibt's? Ist etwas geschehen?"

„Geschehen? Ja — nein —"

Lächelnd zieht sie ihn an ihre Seite auf den Diwan nieder.

„Komm, Alex, laß uns plaudern! Ich bin noch garnicht müde. Laß uns plaudern wie damals — wie einst — weißt Du noch? — in unserm trauten, roten Zimmer auf Bergsheide —"

Halb neckisch, halb verlegen sieht sie von der Seite zu ihm auf; helle Röte liegt auf ihren Wangen.

Ernst, traurig fast, blickt er zu ihr nieder. Plötzlich strafft sich sein schlanker Körper; er holt tief Atem.

„Thyra! Liebste! Daß es so weit kommen durfte! So hatte ich mir unsere Ehe nicht gedacht. — Hast Du ganz vergessen, wie ernst und wie glücklich doch wir einst von der Zukunft sprachen? Von unserer Zukunft? — Nichts, garnichts habe ich von Dir; fremd sind wir uns geworden. Und ich liebe Dich so sehr! Liebe Dich noch immer mehr denn alles auf der Welt. — Thyra! Ist's zu spät für uns? Gibt's für uns kein neues Hoffen, neues Leben?"

Wie hatte er gesagt? „Ich liebe Dich so sehr!" War das Wahrheit? Wirklich Wahrheit? Dann! O dann! „Noch ist nichts verloren — noch kann ich gutmachen! Noch strahlt mir das Licht seiner Liebe!" Wie ein lauter Jubelchor singt und klingt es ihr im Herzen.

Leise zieht er sie an seine Brust.

„Thyra, denkst Du noch an unsern Hochzeitstag? Weißt Du noch, wie ich den Schleier Dir vom Haupte löste? Du lächeltest — lächeltest unter

Tränen. Und ich küßte Dir die hellen Tropfen von den Augen. Weißt Du noch? Die Orangenblüten und die weißen Rosen dufteten ersterbend, welkend stärker — ein Duft von süßer Liebe — —. Nichts steht zwischen uns, wenn wir wollen, Thyra. Alles kann sein wie zuvor."

Da hält sie sich nicht länger. Ein heller Glanz bricht aus ihren Augen, und ein Jauchzen, wie ein Schrei fast, entringt sich ihrer Brust. Um seinen Hals schlingt sie ihre Arme.

„Ja — Liebster — ja! Ich will! Nimm mich fort von hier! Wir verschwenden hier unsere Jugend, unser Glück. Dieses Leben birgt Gefahr. Laß uns gehen!"

Und sie küßt ihn — viele, viele Male.

Vor ihr liegt ihrer Mädchenträume Land. Und ihr ist's, als umspiele sie ein leiser, schwacher Duft von Orangenblüten wie aus weiter, weiter Ferne .....

Ein Erinnerungsduft .....

Die hessischen Groschen Ludwigs I.

Einen für alle hessischen Münzsammler überaus wichtigen Aufsatz bringt Dr. H. Buchenau in den Blättern für Münzfreunde. Er behandelt in einem in Nr. 10 (1907) beginnenden Bericht über einen bei Lobeda (im Großherzogtum Sachsen) gehobenen Groschen- und Hohlpfennigfund aus der Zeit des Sächsischen Bruderkrieges (1445—51) die hessischen Gepräge des Fundes (Nr. 11, Sp. 3777 bis 3784), berichtigt die bis dahin übliche Bezeichnung und Reihenfolge der hessischen Groschen Ludwigs I. und stellt auf Grund einschlägiger Urkunden überaus beachtenswerte Hypothesen über ihre Prägeorte auf. Im folgenden möge ein kurzer Auszug gegeben werden.

1. Die ältesten Groschen sind Kreuzgroschen, auch alte Kreuzgroschen oder Schockgroschen genannt, letzterer Name daher rührend, daß ihrer 60 (ein Schock) auf einen rheinischen Gulden gehen sollten. Sie zeigen ein Blumenkreuz im Vierpaß, in den Kreuzwinkeln die Buchstaben CRVX, später vier Ringel, darum die Umschrift Langgrave Lvdewig — und einen Löwen mit einer fünfblätterigen Rose davor nebst derselben Umschrift. Sie sind vor 1435 und vermutlich zu Schmalkalden geprägt. Ältere Stücke hiervon haben statt der Rose ein Minuskel-I und als Umschrift beiderseits Gross Langgrave Lvdewig.

2. Die folgenden Gepräge sind Zwentelingsgroschen (20 auf den rheinischen Gulden), wegen der Löwenschilde auf beiden Seiten auch schildichte Groschen genannt. Das Gepräge zeigt einen kleinen Löwenschild in der Mitte eines Blumenkreuzes, in den Kreuzwinkeln Ringel oder gar nichts, — und einen großen Löwenschild, darüber eine fünfblätterige Rose. Die Umschriften lauten Langgrave Lvdewig — und Grossvs Lang Hessensis oder nochmals Langgrave Lvdewig. Sie sind bis um 1435 und vermutlich ebenfalls zu Schmalkalden geprägt.

3. Die kronichten Groschen oder Zwentelinge sind den vorhergehenden sehr ähnlich und wurden bisher vielfach mit ihnen verwechselt, indem man auch die vorhergehenden als kronichte Groschen bezeichnete. Indessen zeigen erst diese neuesten Gepräge wirklich Kronen in den Kreuzarmen statt der Fleurons des Blumenkreuzes, und der große Löwenschild trägt statt der fünfblätterigen Rose eine Krone. Die Umschriften lauten Lvdewicvs (Lodvwicvs, Lodwicvs) Dei Gracia Lant (Lan, La) — und Grossvs Lantgravi Hassie (Hasie, Hassi, Hasse, Hass). In den Kreuzwinkeln stehen meist die Buchstaben L V D E. Sie sind frühestens seit November 1436 zu Kassel geprägt.

Wenn in genanntem Aufsatze nur die Haupttypen an der Hand der im Funde von Lobeda enthaltenen Stücke aufgeführt sind, so sind natürlich in den öffentlichen und privaten Sammlungen noch mancherlei andere, in der Hauptsache Übergangsformen zu finden. So kann ich selbst Gepräge nachtragen, die in der Kreuzseite mit den Zwentelingsgroschen, in der Löwenseite, da der Löwe frei, ohne Schild dargestellt ist, mit den Schockgroschen übereinstimmen. Ich besitze zwei Arten davon: a) Löwe im Blumenkreuz, Kreuzwinkel leer, Umschrift Lodewicvs Dei Grac La (Lan') — und Löwe, Umschrift Grossvs Lantgrai De H (Lantgravi Has); b) desgl., Umschrift Lvdewicvs Dei Gracia La (L) — und Löwe, davor ein Majuskel-L, Umschrift Grossvs Lantgravi Has (Hass).

Eine ebenfalls vorstehend nicht erwähnte Form, die zu den ältern Schockgroschen Verwandtschaft zeigt, hat wie diese ein Minuskel-I vor dem Löwen, aber auch im Blumenkreuze diesen Buchstaben I, also da, wo die Zwentelingsgroschen das Löwenschildchen aufweisen.

Es ist sehr erfreulich, daß ein so berufener Kenner wie Dr. Buchenau in die Dunkelheit der hessischen Groschenprägung endlich Licht zu bringen begonnen hat. Im übrigen sei auf seinen bedeutsamen Aufsatz selbst verwiesen.

Leipzig. Paul Weinmeister.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der voraussichtlich letzten öffentlichen Monatssitzung dieses Winters im Geschichtsverein zu Kassel bot die bekannte einheimische Schriftstellerin Mathilde v. Eschstruth (M. v. Eschen) ein fesselnd dargestelltes Lebensbild des Landgrafen Moritz, das sie aus dem gesamten, gedruckt vorliegenden Material mit großem Fleiß zusammengestellt hatte. Da die Verfasserin selbst durch Krankheit verhindert war, wurde die Arbeit durch den Schriftführer, Rechnungsrat Woringer, verlesen. Fräulein v. Eschen hatte bei ihrer Studie den Nachdruck auf die Persönlichkeit des Landgrafen und die kulturellen Verhältnisse seiner Zeit gelegt, einmal, weil Landgraf Moritz eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den hessischen Fürsten sei, und sodann, weil seine Persönlichkeit grade in diesen kulturellen Verhältnissen am besten zum Ausdruck gebracht werde. Der Landgraf, der als Gelehrter größer denn als Politiker gewesen sei, würde seinem Lande weit mehr genützt haben, wenn die Zeit nicht gegen ihn gewesen wäre. Seinen glänzenden Eigenschaften hätten auch die Schatten nicht gefehlt, die Schatten seiner Tugenden. Eins aber müsse gesagt werden, Landgraf Moritz der Gelehrte habe niemals um eines Vorteiles willen seinen Glauben aufgegeben oder dem Verbündeten die Treue gebrochen; gleich seinem hochgemuten Großvater sei er ein Kämpfer für die höchsten Güter der Menschheit gewesen. Der auch künstlerisch fein durchgearbeitete Vortrag fand den lauten Beifall der zahlreichen Zuhörer. Ob jedoch die Person dieses vielumstrittenen Fürsten nicht in weit schwärzeren Tinten gezeichnet werden muß, wird die Spezialforschung ergeben, deren Resultate vielleicht schon bald veröffentlicht werden können. Als allzuhart muß aber andrerseits das Urteil des gleichzeitigen „Illuminierten Reichs- und Weltspiegel“ bezeichnet werden, der den Landgrafen sagen läßt: „Ich bin schwarz gewesen, es finden sich aber Leute, die wollen mich wieder weiß machen.“ — Der Vorsitzende, General Eisentraut, wies auf das schöne, aus der Zeit des Landgrafen Moritz stammende Deichmannsche Haus an der Brüderstraße hin und weiter auf den höchst interessanten, von Dilich illustrierten Abriß der Ritterspiele (1601), die Moritz 1596 aufführen ließ. — Im Laufe des Monats März soll unter sachkundiger Führung eine Besichtigung der Brüderkirche zu Kassel stattfinden.

Verein für hessische Volkskunde. Am 25. Februar sprach der Vorsitzende Oberbibliothekar Dr. Brunner über Hörigkeit und Leibeigenschaft in Hessen-Kassel und beleuchtete damit in außerordentlich scharfsinniger Weise eines der dunkelsten Gebiete der Geschichte überhaupt. Die Grundhörigkeit hat in Niederhessen eine ganz andere Entwickelung genommen als in Oberhessen. Die Tatsache, daß es im 8.—11. Jahrhundert auch in Hessen Leibeigene, d. h. völlig unfreie Leute gab, unterliegt keinem Zweifel. Das wenig zutreffende Wort Hörige ist dem lateinischen cliens nachgebildet und erst neueren Datums. Der Unterschied zwischen Hörigen und Leibeigenen liegt nur selten einfach zutage; aber überall, wo es sich in den Urkunden um einzelne, vom Grundbesitz losgelöste Personen handelt, die vergabt oder verkauft werden, hat man es mit wirklich Unfreien zu tun. Redner schildert eingehend die grund- und hofhörige Genossenschaft (familia) und begründet, warum sich die Leibeigenschaft in weiblicher Deszendenz forterbte, als ein Rest uralten Mutterrechts. Später gehen Hörigkeit und Leibeigenschaft immer mehr ineinander über und sind bis zum Ausgang des Mittelalters über ganz Niederhessen als ein Begriff verbreitet. Über dieses eben so schwierige wie interessante Gebiet sollen noch weitere Vorträge folgen. — Redakteur Heidelbach machte hierauf eingehende Mitteilungen über die Vergrößerung des Wilhelmshöher Parkes durch Grundeigentum der Gemeinde Wahlershausen, wie sie, nicht zum Vorteil der Gemeinde, unter Wilhelm IX. erfolgte. Aus den geschäftlichen Mitteilungen sei noch hervorgehoben, daß Pfarrer Opper und Lehrer Kranz aus dem Vorstand ausgetreten und an ihre Stelle Professor Schaumberg und Lehrer Monard eingetreten sind. Der Vorsitzende legte der Versammlung verschiedene Neuerscheinungen, darunter Heinrich Naumanns „Du mein stilles Tal“ und Paul Heidelbachs „Uff Karle Klamberts Geborztag“, vor und verlas aus Naumanns Buch das beherzigenswerte Kapitel über die hessische Bauerntracht.

Marburger Hochschulnachrichten. Der Professor der Theologie Dr. Weiß hat einen Ruf an die Universität Heidelberg angenommen. — Gleich Prof. Ziemke in Kiel ist auch der außerordentliche Professor für gerichtliche Medizin, Dr. Heinrich Hildebrand, beauftragt worden, über „Soziale Medizin“ zu lesen; das Lehramt für soziale Medizin war bisher nur in Berlin und Bonn vertreten. — Am 29. Februar hielt Dr. phil. Kellner seine Antrittsvorlesung „über Arzneimittelsynthese“.

Hessisches Landesmuseum. Der Vertreter Kassels im Abgeordnetenhaus, Landesrat Dr. Schröder, der schon wiederholt energisch und

erfolgreich für das neue Landesmuseum eingetreten ist, führte vor einigen Tagen bei Beratung des Kultusetats im preußischen Landtag aus, daß der Staat kaum ein Drittel für dieses neue Museum aufzubringen habe; umsomehr könne man wünschen, daß das hessische Landesmuseum recht bald und in würdiger, den reichen Kunstschätzen angemessener Gestalt erstehe. In Hessen sei man der Ansicht, daß angesichts der großen Einnahmen, die der preußische Staat aus den hessischen Forsten und Domänen beziehe, dieser auch zu einer Gegenleistung verpflichtet sei. Er erkenne gern das entgegenkommende Verhalten des Kultus- und des Finanzministers in dieser Frage an, müsse aber an dem Standpunkt festhalten, daß der Bau dieses Museums lediglich eine Verpflichtung des preußischen Staates sei.

Todesfälle. Am 17. Februar starb zu Straßburg das Ehrenmitglied der Königlichen Bühne zu Kassel, Frau Marie von Mills-Milarta, die 43 Jahre lang dem Verband des Kasseler Hoftheaters angehört hatte. Wilhelm Bennecke, der Jahrzehnte hindurch ihre Kunst bewundern durfte, erzählt in seiner Geschichte des Kasseler Hoftheaters, daß der Kurfürst, als sie im August 1862, vom Berliner Viktoria-Theater kommend, in verschiedenen Gastrollen ihre große Befähigung gezeigt hatte, sich trotzdem nicht für ein Engagement entscheiden konnte, weil sie einer Kollegin am Hoftheater zu ähnlich sehe. Das Engagement kam aber dann doch am 1. Oktober zustande. Erst am 2. Oktober 1905 trat Frau von Mills-Milarta von der Bühne ab und zwar als Generalin Rieger in den „Karlsschülern", nachdem sie am 1. Oktober 1902 ihr 40jähriges Jubiläum als Mitglied des Kasseler Hoftheaters begangen hatte. Von ihren zahlreichen bedeutenden Rollen hebt Bennecke die Königin Elisabeth, Lady Macbeth, Isabella, Herzogin von Marlborough, Thusnelda im „Fechter von Ravenna", Oberförsterin in den „Jägern" und Königin im „Hamlet" hervor. Worte dankbaren Gedenkens zollt ihr auch die Kasseler Tagespresse: „Tageblatt" Nr. 83 (ebenso die „Spaziergänge" vom 23. Februar 1908), „Allg. Zeitung" Nr. 50, „Hess. Post und Kass. Stadtanzeiger" Nr. 50.

Am 23. Februar verschied zu Kassel im 77. Lebensjahre der Oberstleutnant z. D. Adolf Engelhard. Er war der Sohn des Oberbaumeisters Daniel Engelhard, des Erbauers der „Engelsburg" in Kassel, der bekanntlich Goethe als Vorbild zum Architekten in den „Wahlverwandtschaften" diente, und wurde 1832 in Kassel geboren. Sein Großvater war der aus den Freiheitskriegen bekannte kurhessische Generalleutnant Engelhard. Adolf Engelhard trat nach dem Besuch der Polytechnischen Schule bei der kurhessischen Feldartillerie ein, ging 1866 in preußische Dienste über, kämpfte im Artillerie-Regiment Nr. 11 bei Weißenburg, Wörth und Sedan mit und erhielt das Eiserne Kreuz. 1873 wurde er in das 4. Artillerie-Regiment zu Burg bei Magdeburg versetzt und wurde später Abteilungschef im 22. Artillerie-Regiment zu Mainz. Als Oberstleutnant trat er 1882 in den Ruhestand und siedelte wieder nach seiner Vaterstadt Kassel über.

Personalien.

Verliehen: dem Zivilingenieur Schmidt zu Kassel-Wilhelmshöhe von der Technischen Hochschule Karlsruhe die Würde eines Doktor-Ingenieurs; dem Lehrer Brandes an der isr. Schule zu Oberaula der Adler der Inhaber des kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Studiendirektor D. Klingender zu Hofgeismar zum Superintendenten der Diözese Kassel-Stadt und zum Metropolitan der reformierten Klasse Kassel-Stadt; Pfarrer Schoof zu Sachsenhagen zum Pfarrer in Rodenberg; Referendar Dr. Lange zum Gerichtsassessor; die Regierungsbaumeister Verlohr zu Kirchhain und Kaufmann zu Schmalkalden zu Kreisbauinspektoren.

Versetzt: Landrichter Dr. Neff in Wiesbaden auf seinen Wunsch als Amtsrichter an das Amtsgericht zu Witzenhausen; Postdirektor Beyer zu Schmalkalden zum 1. April nach Bunzlau (Schlesien).

Geboren: ein Sohn: Lehrer B. Traudt und Frau (Kassel-Rothenditmold, Februar); Rechtsanwalt Dr. Hermann Rocholl und Frau Gerda, geb. Osius (Kassel, 23. Februar).

Gestorben: Kgl. Rentmeister a. D. Rechnungsrat Sebastian Ernst, 92 Jahre alt (Kassel, 13. Februar); Brauereidirektor a. D. Franz Jeschek, 55 Jahre alt (Bad Orb, 14. Februar); Frau Auguste Schmidt, geb. Mann, Gattin des Lehrers, 59 Jahre alt (Rosenthal, 15. Februar); Dr. med. Otto Gieseler (Marburg, 16. Februar); Privatmann Georg Kothe, 70 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Kgl. Konsistorial-Kanzleisekretär Christian Damm, 69 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Kgl. Hofschauspielerin a. D. Marie von Mills-Milarta (Straßburg i. E., 17. Februar); Hauptmann Fritz Masius (Schwerin, 18. Februar); Stationsvorsteher a. D. Heinrich Stein, 85 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Frau Sophie Cornelius, geb. Hartwig, Gattin des Forstmeisters, 67 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); Amtsgerichtsrat Edmund Henning (Zierenberg, 22. Februar); Kaufmann Christian Morkel, 63 Jahre alt (Wächtersbach, 22. Februar); Rentner Ludwig Wagner, 79 Jahre alt (Marburg, 23. Februar); Oberstleutnant z. D. Adolph Engelhard (Kassel, 23. Februar); Witwe des Regierungsbaumeisters Pagel: geb. Hempel (Marburg, 26. Februar); Xylograph Adam Rosenzweig, 82 Jahre alt (Kassel, 27. Februar); Kgl. Landmesser Ernst Kettmann, 34 Jahre alt (Kassel, 27. Februar).

Berichtigung. In Nr. 3 ist unter „Ernannt" zu lesen: Regierungsrat Gaupp statt Graupp.

Briefkasten.

A. K. in Kassel. Schönen Dank und Gruß.

W. in Bielefeld. Das Gedicht ist nicht zu verwenden.

E. in Hanau. Das Gedicht ist willkommen. Dank und Gruß.

K. v. S. in Hamm. Wir hatten bis jetzt noch keinen Raum für den Aufsatz.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. März 1908.

Erinnerungen an Dr. Paul Wigand.

Wenn ich zurückdenke in die weiteste Vergangenheit, an mein Elternhaus auf dem stillen Hügel in Marburg, dann wird auch die Gestalt meines Großvaters Wigand in mir lebendig, der treu und väterlich uns alle beschützte, während mein Vater seine nahezu sieben Jahre im Gefängnis verbrachte. Ich wußte damals noch nichts von seinem Wert als Geschichtsforscher und Gelehrter; ich hatte ihn lieb, wie Kinder lieben; ich sah, wie meine Eltern es taten, und daß wir uns die Familie nicht denken konnten ohne ihn. Später als ich älter und alt wurde und mich in sein Leben mit allen Bestrebungen, Kämpfen und Sorgen versenken lernte, wurde es mir erst klar, wie wertvoll es gewesen und wie Vieles er in seiner stillen Gelehrtenstube in Wetzlar — wo er als Gerichtsdirektor lebte, schaffte und starb — geleistet hatte. Es gab damals wenige namhafte Gelehrte, mit denen er keine Berührung gehabt hätte, und eine Anzahl Briefe, die sich u. a. auf das von ihm gegründete Archiv für westfälische Provinzialgeschichte beziehen, sind heute noch in meinem Besitz.

Paul Wigand wurde 1786 in Kassel als Sohn des Dichters und Hofarchivarius Karl Samuel Wigand geboren, dessen Mutter eine Schwester des bekannten Professors Gottsched in Leipzig war. In dessen Hause verlebte Samuel, da sein Vater früh starb, u. a. eines seiner Kinderjahre.

Schon auf dem Lyceum in Kassel schloß sich Paul Wigand in inniger Freundschaft den Gebrüdern Grimm an. Es war dies eine jener auf Geist und Herz gegründeten Freundschaften, die sich durch das ganze Leben gleich bleiben. Wigand war es auch, der seinem Freund Wilhelm Grimm den Nekrolog in die „Kasseler Zeitung" schrieb. Die Briefe der beiden Grimm an ihn befinden sich auf der Bibliothek in Kassel. Paul Wigand war bis kurz vor meines Vaters, Sylvester Jordan's, Gefangenschaft Assessor am Stadt- und Landgericht in Höxter, wo er die Rechtsgeschichte und die Provinzialrechte von Paderborn, Corvey sowie von Minden und Ravensberg schrieb: Werke, die 1832 und 1834 erschienen und noch heute auf jeder westfälischen Gerichtsbibliothek zu finden und für den praktischen Richter des betreffenden Landesteiles unentbehrlich sind. Noch in Höxter erhielt er einen Ruf als Professor für deutsches Recht und Rechtsgeschichte an die Universität in Marburg. Er fragte brieflich seinen Freund Jakob Grimm um Rat, ob er annehmen solle. Dieser riet ihm indessen wegen des großen westfälischen Geschichtsmaterials ab.

Wenige Jahre nach der Verheiratung seiner ältesten

Tochter, meiner späteren Mutter, mit meinem Vater, wurde er als Direktor an das Stadtgericht nach Wetzlar berufen, wo das reiche Reichskammergerichts-Archiv ihm ungezähltes Material für seine wissenschaftlichen Forschungen bot. Er war einer jener echten Gelehrten, der an seinem Schreibtisch die Welt vergaß und dem daher äußere Vorteile, die ihm verdientermaßen zukommen mußten, oft entgingen. Wenn es je eine edele und liebevolle Zusammengehörigkeit gab, so war es das Verhältnis zwischen meinem Großvater und meinem Vater. Schon während dieser Abgeordneter in Kassel war und seine erste Frau noch lebte, hatte Wigand, der seine politischen Ansichten in allen Beziehungen teilte, ihn in Kassel in der Restauration aufgesucht, in der Jordan zu speisen pflegte. Oft erzählten sie später von dieser Nacht, die sie bis zum frühen Morgen wach gehalten hatte und nach der sie sich als Freunde getrennt. Jordan verlor kurz nach dieser Zusammenkunft seine schon länger leidende Frau und vermählte sich wenige Jahre später mit Wigands ältester Tochter. Kurze Zeit nachher wurde mein Großvater nach Wetzlar versetzt, und der Verkehr konnte immer reger und inniger werden. Leider kam nur zu bald das Verhängnis über unser Haus! Mein Vater, der wochenlang wegen unerhörter Denunziationen ins Verhör mußte, blieb eines Mittags aus. Statt seiner kam ein teilnahmloser Untersuchungsrichter, verkündete meiner Mutter, daß Jordan gefangen sei, und fügte liebevoll hinzu, „daß die Sache sehr lange dauern könne."

In der traurigen Zeit, die dann folgte, blieb Großvater Wigand unseres Hauses Schutz und Schirm. Er war der politische, geistige und seelische Freund seines Schwiegersohnes und trat bei jeder Qual und Ungerechtigkeit, die man auf diesen häufte, für ihn ein. Daß er bei der damaligen Stimmung in Preußen seiner eigenen Karriere schadete, kam ihm erst später ins Bewußtsein.

Erst als mein Vater frei wurde, die Stürme von 1848 vorübergezogen waren und das Parlament in Frankfurt seinen Abschluß gefunden hatte, begann wieder der harmlose Verkehr in der Familie, und mein Großvater konnte seine vielen gelehrten und literarischen Interessen mit dieser austauschen. Die Briefe aus jener Zeit, die er an meinen Vater schrieb, werfen ein helles Licht auf seine unermüdliche Tätigkeit und seinen eminenten Forschergeist, und ich denke, daß manche Gedanken in ihnen noch heute Geschichtsforscher und Fachgelehrte interessieren dürften.

Große Verdienste hatte sich Wigand um die westfälische Provinzialgeschichte und die allgemeine deutsche Geschichte erworben und zwar durch die Stiftung des noch heute bestehenden Vereins für westfälische Provinzialgeschichte und durch die Gründung des Archivs für westfälische Provinzialgeschichte, von dem er die ersten sechs oder acht Jahrgänge allein redigiert und größtenteils auch selbst verfaßt hat, und das noch heute als Zeitschrift für westfälische Geschichte weiter existieren soll.

Aus seinen Briefen, die er an Jordan schrieb, läßt sich auch das rein Menschliche in ihm erkennen, das ihn so lebendig alles mitempfinden ließ, was seine Freunde betraf und so manches hohe Denken und goldene Wort zum Ausdruck brachte.

So schrieb er am 3. Dezember 1850, noch voll von der Empörung des Prozesses Jordans, an diesen: „Meine ältesten Freunde sind die Grimms. Wir saßen schon 1799 zusammen in Quarta, zeichneten, fingen Schmetterlinge und trieben alles gemeinsam. Nach der Trennung hat unser brieflicher Verkehr nie aufgehört. Neulich schrieb mir Jakob: ‚Nein, Deutschland kann nicht versinken, es wird sich wieder erheben, kräftiger als je, wenn auch ein paar Leidensjahre vorübergegangen sind. Hast Du Dich nicht auch erfreut am wackern Benehmen unserer Hessen, die der sinnlose Hassenpflug in unendliches Leid stürzt? Aber die Vergeltung wird nicht ausbleiben! usw.' So denkt Grimm von seinem Schwager und er ist seitdem auch öffentlich aufgetreten." In dem gleichen Briefe schreibt Wiegand weiter: „Das Jubyläum Savignys hat große Beachtung gefunden; auch Marburg hat eine Deputation hingeschickt. Grimm hat ihm eine linguistische Abhandlung gewidmet, die er mir sandte. Ich selbst konnte mir nicht versagen, dem hochverdienten Mann, bei dem ich 1803 schon Kollegia hörte und der so großen Einfluß auf mein Leben hatte, zur Feier dieses Tages Glück zu wünschen. Ich erhielt von ihm einen Brief, der so schön, so herzlich, so charakteristisch ist, daß ich nicht umhin kann, Dir ihn in Abschrift beizulegen."

Ich lasse hier den Brief Savignys an meinen Großvater wörtlich folgen:

„Berlin, 9. Nov. 1850.

Unter den vielen Glückwünschen, die ich in diesen Tagen erhalten habe, ist keiner, der an herzlicher Wärme und an einfacher Wahrheit dem Ihrigen voransteht. Sie rufen mir sehr frühe Zeiten meines Lebens in das Gedächtnis zurück, Zeiten, in welchen ich durch jugendfrische Empfindung und durch unbestimmte Lebens-Aussichten und Hoffnungen meinen geliebten Schülern sehr nahe stand und deren Erinnerung mich noch jetzt wie ein warmer Hauch sanft berührt. Wir beiden stehen jetzt am späten Abende unseres Lebens. Wir sind gar verschiedene Wege geführt worden und doch, wenn wir auf das eigentliche

Wesen sehen, sind unsere Wege und unsere Ziele weniger verschieden, als es Vielen scheinen mag. Wir Beide haben die Kräfte, die uns Gott gab, ehrlich angewendet, und wenn wir auch Manches versäumt und versehen haben mögen, so können wir doch im Ganzen mit gutem Gewissen auf den zurückgelegten Weg zurücksehen und daneben hoffen, daß Gottes Gnade vieles Versäumte und Versehene zudecken werde. Mehr aber als dieses und den dadurch stets befestigten Zusammenhang mit Gott kann ja kein Mensch am Abend des Lebens erwarten oder hoffen. Alles Andere aber ist, verglichen mit diesen Dingen, doch nur Nebensache. —

Haben Sie Dank für die herzlichen Worte, die Sie an mich gerichtet haben. Wenn ich Ihnen wirklich so hülfreich und förderlich gewesen bin, als Sie es in Ihrem Briefe von mir rühmen, so habe ich ja nur Gott zu danken, der mich zu solchem Werkzeug hat gebrauchen wollen. Möge es Ihnen ferner stets wohlergehen.

Mit aufrichtiger Ergebenheit der Ihrige

Savigny."

Über seine politischen Ansichten schrieb Wigand am 12. August 1853 unter anderem: „Deine politischen Ansichten, mein theurer Jordan, sind ganz die meinigen, und wie ich auch vor Jahren an den erwachten Hoffnungen des Besserwerdens Theil nahm und oft die Feder ergriff, so bin ich doch jetzt resignirt und habe mich ganz wieder auf die alte Zeit und Geschichte zurückgezogen."

In einem Briefe Wigands vom 30. Dezember 1852 an meinen Vater heißt es: „Ich habe die Hände bisher nicht in den Schoß gelegt, sondern zwei tüchtige Werke, nächst vielen Nebensachen, bearbeitet. Das eine ist, wie ich Dir vielleicht schon geschrieben habe, ein Nachtrag zu allen meinen Werken über westphälische Geschichte, Rechte und Alterthümer. Das andere soll heißen: Denkwürdigkeiten für deutsche Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer, aus Akten des ehemaligen Reichskammergerichts zu Wetzlar, nebst einer Denkschrift über Geschichte, Schicksale und Inhalt derselben usw.

Diese Denkschrift hatte ich mit angemessenen Vorschlägen nach Berlin geschickt und zugleich bemerkt, daß wir nicht nur den größten, sondern auch, durch Beschluß des Bundestags, den untrennbaren Theil, als den wichtigsten, erhalten hätten und daß dafür etwas geschehen müsse, weil das Archivgebäude für das Gericht geräumt ist und die Akten in der Klosterkirche neben dem Salzmagazin aufgespeichert liegen. Wir haben aber weder Sinn noch Geld für solche Sachen. Manteufel, als Chef des Archivwesens, hat mir zwar artig gedankt und will die von mir ausgestellten Gesichtspunkte im Auge behalten; von Seiten der Archivverwaltung könne aber im gegenwärtigen Zeitpunkt, unter den insonderheit auch in finanzieller Hinsicht obwaltenden Umständen, nichts in Anregung gebracht werden usw. Ich will nun wenigstens öffentlich zeigen, was für höchst denkwürdige Sachen für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte in diesen Schriftvorräthen verborgen liegen. Die Bearbeitung macht mir wahre Freude. Wäre die Schreibwuth jener Juristen nur nicht so groß gewesen; doch gewährt mir lange Übung einen schnellen Überblick und ich bin da wie eine Wünschelruthe.

— — — — — — — — — — — — —

Der Fürst von Turn und Taxis will eine Geschichte des Postwesens und der Rechte seines Hauses. Mein gelehrter Landsmann Pfeifer war damit beauftragt und da er gestorben, hat Vahlkampf mir den Antrag gemacht. Ich werde dann auch nach Frankfurt und Regensburg reisen müssen, um die Archive zu benützen."

Am 9. März 1854 schrieb Wigand an meinen Vater: „Still, ruhig und resignirt ist zwar das alte Herz geworden, aber es erquickt sich doch noch im Strahl der Abendsonne, und daß mein Geist ein bischen froh blieb, verdanke ich einem geordneten Leben, wissenschaftlicher Beschäftigung, die den Geist über den Körper siegen läßt, und der Gunst der Kamönen, denen ich durch das ganze Leben treu blieb." —

Wigand sehnte sich mehr und mehr danach, seine Stellung, die ihm manche unliebsamen Stunden brachte, aufzugeben und nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Mein Vater, der auch an die praktische Seite des Lebens dachte, hielt ihn, so lange es ging, bis zum Jahr 1849 zurück, denn seine Arbeiten, die in so vielen Ländern Anerkennung und Ehrung fanden, brachten ihm keine Reichtümer. Später, am 25. April 1855 schrieb Wigand unter anderem:

„Ich arbeite immerfort, wiewohl ich nicht sehe, daß all mein Schaffen nur den geringsten Nutzen bringt und meine Zustände verbessert. Ohne alle Theilnahme, Anregung und Aufmunterung sitze ich hier unter lauter Dummköpfen, die nichts lesen und nichts wissen. Nur von auswärts werde ich zuweilen erinnert, daß ich etwas geleistet habe und daß mein Nahme etwas bedeutet. So erhielt ich in diesen Tagen wieder ein schmeichelhaftes Schreiben aus Paris und ein Diplom als Mitglied der Societé française pour la conservation et la description des monuments historiques. Ich habe nun ein russisches, ein dänisches, ein holländisches, ein französisches und einige zwanzig baierische und andere deutsche Diplome, aber kein einziges preußi-

sches. Es bestätigt sich doch immer das Wort: nullus propheta in patria. Sie denken: der gehört uns doch!"

Nachdem Wigand pensioniert war, konnte er seine wissenschaftlichen Pläne verwirklichen. Erfüllt von seinen Arbeiten, schrieb er am 12. August 1855 an seinen Schwiegersohn: „Ich bin nun in das 70. Jahr getreten und es wird wohl heißen: Mach deine Rechnung mit dem Himmel usw. Aber ich will es gern als eine Gnade Gottes ansehen, wenn er mich mein Tagewerk ruhig vollenden läßt und mir noch einen milden Lebensabend schenkt. Gern verlebte ich ihn wo anders als in diesem geistlos, todten, verrotteten Nest. . . . Nur zuweilen werde ich von auswärts an mich selbst erinnert und daß ich eigentlich nicht hierher gehöre. So machte am Tage vor meinem Geburtstage Oberappelationsrath Duspeyres aus Lübeck einen Abstecher von Gießen hierher, um mich persönlich kennen zu lernen, da er mich als Schriftsteller schon lange kenne. Er war früher Professor in Halle und es war mir eine höchst interessante Bekanntschaft. Am Abend desselben Tages wurde ich in das herzogliche Haus geladen, wo zwei Fremde mich sprechen wollten. Ich ging hin und ein jüngerer Mann stellte sich mir als Legationssekretär R. vor, brachte ein Kompliment von H. v. Vahlkampf und stellte mir noch einen alten Herrn vor, einen Herrn von Osten. Ich mußte mich zwischen sie setzen und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über Geschichte und Alterthümer, namentlich über Göthe, seinen Werther und seinen Aufenthalt in Wetzlar. Der alte Herr sagte, daß er früher in freundschaftlichem Verhältnis zu Göthe gestanden habe, und ich sah, daß ich es mit erfahrenen und geistreichen Männern zu thun hatte. Nachdem es eilf schlug, nahmen wir Abschied; sie reichten mir beide die Hand und dankten für den angenehmen Abend. Wie ich auf den Hausflur trat, eilte der alte Herr mir nach, faßte meine beiden Hände und sagte, ‚ich lade Sie dringend ein, mich in Frankfurt zu besuchen und muß Ihnen daher auch meinen Namen nennen. Ich bin der Bundespräsident Prokesch und nehme Ihnen das Versprechen ab, mich in Frankfurt zu besuchen! Aber sagen Sie Niemand was, ich wünsche bei diesem kleinen Ausflug mich ganz unerkannt so unter den Menschen herumzutreiben.' — Am folgenden Tage besuchte mich Vahlkampf (er ist von Baiern geadelt), der sich wie immer aufs angelegentlichste nach Dir erkundigte und mir viele Grüße auftrug. — — —

N. S. Ich bin aufs dringendste als Mitglied des Gelehrtenausschusses nach Nürnberg zum germanischen Museum eingeladen. Wie gern sähe ich einmal die alte deutsche Stadt — aber das ist unmöglich."

Nachdem Wigand älter geworden war, nahm er auch seine jugendliche Liebhaberei zu dichten und zu fabulieren wieder auf. Er war ganz begeistert bei der Sache und verband mit großer geistiger Kraft Wissenschaft und Kunst. Er schrieb darüber 1856 an meinen Vater, Sylvester Jordan: „Mit Frankreich, dessen politischer Gegner ich stets war, komme ich mehr und mehr in wißenschaftlichen Verkehr. Ein freundlicher Brief des Vicomte de Cussy benachrichtigt mich, daß ich membre de l'Institut des provinces de France geworden bin. — — Ich muß die Ehre dankbar annehmen."

Bereits im Jahre 1853 schrieb er an meinen Vater: „Dem Brockhaus habe ich Mehreres für seine Blätter und für das Conversationslexikon geliefert. Eine kritische Abhandlung über französische Urkunden erscheint in den Heidelberger Jahrbüchern, und Mittermaier hat mir darüber den freundlichsten, belobendsten Brief geschrieben. Damit noch nicht genug, kommt diesen Winter noch ein vaterländisches Drama: ‚Heinz von Lüder' oder ‚Hessentreue' in Darmstadt zuerst auf die Bühne. Der Großherzog hat mir selbst dafür danken und mich hoch beloben lassen. Er hat gesagt: ‚Ich freue mich immer der Arbeit eines Mannes von Geist und Talent, der die Hessentreue in ein so schönes Licht in diesem dankbaren Stoff zu setzen wußte.'" —

Mir, seiner Enkelin, erzählte er, als er im Jahre 1853 bei meinen Eltern in Kassel war, daß er jeden Morgen ein Distichon verfasse; es sei das sein Morgengebet. Er war noch so rüstig, daß ich ihn täglich nach Wilhelmshöhe begleiten mußte, wo er seinen Kaffee trank. Er war dann voll von Jugenderinnerungen! Jeder Platz wurde vor seinen Augen lebendig und rief Erinnerungen hervor, die ihn beglückten. Zwei Jahre später stand er mit meinem Vater Gevatter bei meinem ältesten Sohne, seinem Urenkel.

Noch im Jahre 1858 feierte Wigand seinen 72. Geburtstag in Marburg im Hause seines Vetters, des Professors Wigand. Er sah dort alte Freunde wieder und schrieb begeistert von seinem dortigen Aufenthalt. Gleich nach seiner Rückkehr teilte er dies in einem Briefe vom 21. August meinem Vater und meiner Mutter mit und schrieb weiter: „Neulich besuchte mich mein alter Zögling und Landsmann Hesse, der mich mit einem wahren Sturm von Liebe und Verehrung aufs herzlichste begrüßte. Er ist Geheimer Rath und Gesandter in Zentralamerika und Neugranada, wo er sieben Jahre gehaust und auch das gelbe Fieber glücklich überstanden hat. Er bezieht 7000 Thaler Gehalt und ist noch ganz der Alte. Seine Frau, die Tochter des General von Herwarth, war bei ihm. Es ist eine gescheidte und treffliche Dame. Einige meiner poetischen Pro=

duktionen haben mir ihre Gunst gewonnen. Hesse schrieb mir neulich: ‚Meine Frau nennt Dich einen liebenswürdigen Zeugen für die Wahrheit der Schleiermacherschen Bemerkung, daß das Alter nichts als eine schlechte Angewohnheit sei, die ein guter Mensch lange überwinden könne.‘ Er fügt mit Herzlichkeit hinzu: ‚Du glaubst nicht, wie innig mein Herz, das ein gar gutes Gedächtniß hat, Dich um Deine ‚Unsterblichkeit‘ im besten Sinne und ohne Selbstsucht beneidet. Wie gern möchte ich ein paar Blumen in den Lorbeer, der Deine heitere Stirn schmückt, einflechten!‘ Er macht mir dringende Offerten, mir meinen Lebensabend noch zu erleichtern.“

Wigand schreibt zum Schlusse seines Briefes die Worte: „Gewiß ist übrigens, ein Friedrich der Große und Göthe bezeugten und bewiesen es, daß der Geist viel Macht über den Körper besitzt und manche körperliche Schwäche siegreich bekämpfen lerne. Ich las noch gestern in Friedrichs Werken. Er schrieb 1772 an Voltaire: ‚Ihr Leib kann alt sein, aber Ihr Geist ist noch jung und wird Jenem schon durchhelfen!‘“ Wigand setzte in bezug auf sich selbst hinzu: „Ein gutes Gewissen, ein ruhiges Gemüth, Maß in allen Dingen und ein bischen Poesie hat auch mich noch so leidlich gesund und frisch erhalten!“

H. Keller-Jordan.

Oberst Eduard Moye.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Das 11. preußische und das 1. bayrische Korps wurden zur Bewachung und zum Transport des gefangenen französischen Heeres nach Deutschland kommandiert; 8 Tage lang gingen täglich 5 Transporte von je 2000 Mann ab. Aus diesem Grunde blieb Moye länger in der Nähe von Sedan und hatte Gelegenheit, das Schlachtfeld, die Festung und das Gefangenenlager genauer kennen zu lernen. Am 12. September zog das 83. Regiment nach Paris zu weiter. Der Marsch war entschieden bequemer und weniger entbehrungsreich als der nach Sedan; nur in Passy-Grigny erlebte Moye ein Abenteuer. Der ihm vorgesetzte Wein schien einen fremden Beigeschmack zu haben, auch weigerte sich der Wirt entschieden, davon zu trinken, es waren überhaupt die gesamten Verhältnisse im Hause derart, daß es rätlich schien, auf die persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen. Am 22. September kam das Regiment vor Paris an, wo es den regelmäßigen Absperrungs- und Vorpostendienst mitmachte. Am 26. September erhielt Moye nebst noch drei anderen Offizieren das eiserne Kreuz.

Am 6. Oktober mußte die 22. Division, die sich ihre Quartiere vor Paris so gemütlich wie nur möglich eingerichtet hatte, mit den Bayern nach Orleans marschieren, um den von dort aus zum Entsatz von Paris vorrückenden französischen Truppen entgegenzutreten. Während des Gefechts bei Artenay am 10. Oktober stand die 22. Division in Reserve. Am folgenden Tage setzte sie sich auf den rechten Flügel der Bayern und rückte auf der Straße gegen Orleans vor. Bei dem Dorfe Ormes wurde Moyes Bataillon durch Geschütz- und Gewehrfeuer aufgehalten, der in Schützengräben versteckte Feind hatte ein gutes freies Schußfeld, während das Bataillon fast gar keine Deckung hatte. Moye stieg deshalb, um sich nicht unnötig auszusetzen, von seinem Pferde, das seit seiner Verwundung bei Wörth im Feuer sehr unruhig war, und ließ es zurückführen. Plötzlich erhielt er einen heftigen Schlag gegen die linke Seite, so daß er bewußtlos zu Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, lag er allein, das Gefecht hatte sich fortgezogen. Er lag auf dem Leibe, mußte still liegen bleiben, weil ihm die geringste Anstrengung heftige Schmerzen verursachte, und konnte den Kopf nur soweit heben, um über die vorliegenden Äcker hinweg zu sehen. Er bemerkte noch das Zurückgehen der Schützen des Bataillons im Chausseegraben, ergab sich in sein Schicksal und hielt nur, da er öfter Gewehrgeschosse in seiner Nähe einschlagen sah, den in seiner Hand gebliebenen Säbel breit vor den Kopf, um diesen zu decken. Über ihn hinweg flogen die Geschosse der beiderseitigen Batterien; nach einiger Zeit glaubte er, in dem von ihnen ausgehenden Tone einen Unterschied entdeckt zu haben, verfiel bei dieser Musik in einen Halbschlummer und erwachte erst wieder, als er jemanden fragen hörte: „Wer ist der Offizier, der da liegt?“ Es war sein Oberst, der den gegen Orleans weiter vorgerückten Truppen im Schritte nachritt. Es war ganz still um Moye, nur in der Ferne hörte er noch das Gefecht. Ein herankommender Reserveoffizier des Regiments bot ihm seine Hülfe und einen Trunk an, was beides er dankbar ablehnte. Dann kam eine Krankenträgerpatrouille, die ihn sanft aufhob und, da er, sobald er stand, wenn auch nur mit Anstrengung, gehen konnte, auf die Chaussee zu seinem dort befindlichen Stabsarzt führte. Dieser untersuchte ihn am Chausseerand und stellte zunächst eine Gewehrschußwunde fest, die durch den linken Oberarm ging. Von ihr hatte Moye noch

gar nichts wahrgenommen, weil der größere Schmerz seiner Hauptwunde den geringeren der Armwunde übertäubt hatte. Nach Beseitigung der gesamten Kleidung des Oberkörpers, wobei Schere und Messer zu Hülfe genommen werden mußten, zeigte sich, daß das durch den Arm gegangene Geschoß in die Achselhöhle wieder eingetreten und durch die Rippen geschlagen war. Auf einer Krankentrage wurde Moye in ein nahe gelegenes Haus geschafft, wo sich ein provisorisches Lazarett in der Errichtung befand. Vor Mattigkeit schlief er ein und schlief so fest, daß er von verschiedenen in demselben Raume vorgenommenen schrecklichen Operationen kaum etwas hörte und auch nicht merkte, daß der Mantel, den sein Bursch über ihn ausgebreitet hatte, während einer kurzen Abwesenheit des Burschen gestohlen wurde. Am andern Morgen wurde er in einem Krankenwagen zunächst in ein größeres Sammellazarett nach Ormes gebracht, wo ihm auf sein Verlangen am dritten Tage die an der Wirbelsäule steckengebliebene Kugel herausgeschnitten wurde. Dann wurde er mit noch zwei Offizieren in einem Krankenwagen nach Orleans in das Bahnhofslazarett gebracht. Das Fahren verursachte solche Schmerzen, daß der Wagen mehrfach anhalten mußte, damit Moye einmal Atem schöpfen konnte. Auf dem Bahnhof konnten die Verwundeten wegen der dort herrschenden Unruhe nicht bleiben, sie wurden deshalb in die Stadt in ein Privathaus geschafft. Durch das Schüttern des Krankenwagens auf dem Straßenpflaster nahmen Moyes Schmerzen, Wundkrämpfe und Atemnot derart zu, daß er bat, ihn auf die Straße zu setzen und dort sterben zu lassen. Er wurde deshalb aus dem Wagen gehoben und die kurze letzte Strecke, sowie die Treppe zu seinem Zimmer hinauf geführt. Sein Zustand war, nachdem eine Brust- und Rippenfellentzündung hinzugekommen war, so bedenklich, daß man annahm, er werde nicht länger als 3—4 Tage leben. Sein Koffer blieb deshalb beim Regiment, von dem er später nach Kassel geschickt wurde, wo er sich nach längerem Suchen schließlich wiederfand. Bei guter Pflege schritt Moyes Genesung und Heilung fort, blieb aber doch hinter seinen Wünschen zurück. Sein Wunsch, nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, konnte keine Erfüllung finden, weil anfangs sein Zustand dies hinderte, dann es an Transportmitteln fehlte und schließlich die Franzosen wieder vorrückten, die am 9. November Orleans wieder besetzten. Moyes Logiswirt Mr. P. Perrault schwelgte in Glückseligkeit, glaubte nun alle Deutschen wieder über den Rhein zurückgeworfen und lehnte den Gedanken an eine Wiederbesetzung Orleans durch die Deutschen weit ab. Am folgenden Tage wurde den verwundeten Offizieren angekündigt, daß sie sich als Kriegsgefangene zu betrachten hätten, und nun verlangte der Hauswirt Bezahlung. Am 13. November kamen uniformierte Herren, erklärten, die gefangenen Offiziere würden fortgeschafft werden, wollten ihnen Moyes Burschen nehmen, ließen ihn aber auf Perraults Verwendung bei den Offizieren, weil er es gelernt hatte, diese sachverständig zu verbinden. Der Pöbel in Orleans wurde frech gegen die deutsche Uniform, der Bursche konnte kaum noch in den nächsten Läden Einkäufe machen.

Am 15. wurden sämtliche deutsche Ärzte nach Genf geschafft, und am selben Tage wurden die drei Offiziere unter den unglaublichsten Vorsichtsmaßregeln fortgebracht; ihre Waffen hatten sie im Quartier zurücklassen müssen. Sie wurden zunächst in die Kommandantur gebracht, und obwohl vor dieser bereits mehrere Posten standen, wurde vor ihrem Zimmer noch ein Doppelposten mit aufgepflanztem Haubajonett aufgestellt. Als der Bursche nach langem Verhandeln endlich die Erlaubnis bekam, einige Eßwaren in der nächsten Nachbarschaft zu holen, wurde er von vier bewaffneten Soldaten umgeben. Den drei Leidensgefährten wurde noch ein bayrischer Leutnant zugesellt, so daß sie nun zu viert waren. — Französische Kranke und Verwundete wurden in Deutschland nicht als Kriegsgefangene behandelt.

Im Eisenbahnabteil saßen außer den vier Offizieren ein französischer Gendarmerie-Brigadier und ein Mobilgardist mit Gewehr. In Blois trat der Kommandeur eines französischen Jägerbataillons an den Zug, fragte nach den Offizieren und bot ihnen ein Glas Wein an, das sie dankbar annahmen; er wollte noch eine zweite Flasche holen, aber der Zug fuhr ab. Das war ein Lichtblick auf der so sehr mit Schattenseiten versehenen Reise. In Tours wurden die Gefangenen auf dem Bahnhof in einen Saal gebracht, wo barmherzige Schwestern die Verbände erneuerten und wo Suppe gereicht wurde. Bald darauf wurden sie auf den inneren Bahnsteig gebracht, wo nach einiger Zeit aus einer Gruppe gut gekleideter Herren, vermutlich Mitgliedern der damals in Tours eingerichteten französischen Regierung, ein Herr auf Moye zutrat und in mangelhaftem Deutsch zu ihm sagte: „Wie konnten Sie nur so einen wahnsinnigen Krieg anfangen?" Moye beschränkte sich auf die Erklärung, sie hätten die Befehle ihres Königs zu befolgen, wie das französische Heer denen ihres Kaisers gefolgt sei. Da fuhr der Herr heraus: „Ja, einen solchen Kaiser und einen solchen König sollte man tot schießen." Moye bedeutete ihm nun, daß er daraufhin das Gespräch abbrechen müsse.

Der Bahnhof war mit großen Militärmassen besetzt, in den Zug wurden nun etwas über 100

kranke Bayern und einige preußische Kavalleristen gebracht. Am 17. ging der Zug über Poitiers, Angoulême und Bordeaux bis Dax, wo er einige Stunden, bis 6 Uhr morgens, liegen blieb. Dort konnten die Gefangenen etwas Nahrungsmittel für teures Geld genießen. Die Verpflegung auf der Reise war erbärmlich, die Bayern sollen auf der Fahrt von Orleans bis Pau nur einmal Brot erhalten haben. In Orthez wurden die vier Offiziere und der Bursch ausgesetzt, die Bayern kamen nach Pau, die Offiziere wurden in das Hospital gebracht. Der Souspräfekt erlaubte ihnen aber nicht, über den Umkreis des Hospitals hinauszugehen, weil er sie nicht vor der Volkswut schützen und auch preußischen Offizieren nicht gestatten könne, das Land kennen zu lernen; sie mußten also in den Gärten des Hospitals bleiben. Briefe sollten offen auf der Präfektur zur Weiterbeförderung abgegeben werden und durften nichts Nachteiliges über Frankreich enthalten. Da aber die Tochter des evangelischen Pfarrers die einzige Person war, die etwas Deutsch übersetzen konnte, so schrieb Moye alles, was er wollte, in der festen Überzeugung, daß die Dame seine Schrift nicht lesen könne, und so sind seine Mitteilungen unbeanstandet nach Kassel gelangt. War der Aufenthalt im Hospital auch sehr angenehm, so war doch der Hospitalarzt so ungeschickt, daß die Offiziere sich lieber gegenseitig und mit Hülfe des Burschen verbanden.

Am 22. November sollten die Offiziere nach Pau übergeführt werden; da der Souspräfekt keine Wachmannschaft hatte, ließ er sie auf ihr schriftlich gegebenes Ehrenwort allein reisen. Bei ihrer Abreise war der Bahnhof mit einer größeren Zahl als Bahnbedienstete beschäftigter Handwerker besetzt, von denen einer sogar ein hölzernes Gewehr führte, an dem ein Bajonett aufgesetzt war; auch wurde ein preußischer Jäger, dem beide Füße zerschossen waren, mit seinen Krücken als Gefangener mitgeschleppt. Als sich die Gefangenen in Pau auf der Mairie meldeten, war diese auf ihren Empfang nicht vorbereitet und schickte sie erst nach langen Verhandlungen mit ihrem Omnibus in ein Gasthaus. Um den Omnibus sammelte sich viel Publikum, das sie nach ihrem Aussteigen begleitete und sogar tätlich mißhandelte, ohne daß Schutz gewesen wäre. Moye bat alsbald den evangelischen Geistlichen zu sich, der ihnen auf ihre Bitte die nötigen Verbandsmittel, sogar kostenlos, verschaffte. Am 24. November bekamen die Gefangenen bereits wieder Befehl zur Weiterreise und, da ihnen alle Geldmittel vollständig ausgegangen waren, sogar einen kleinen Geldvorschuß. Zur Besichtigung der Stadt ausgehen konnten sie nicht, weil sie keine Zivilkleidung besaßen, Moye trug noch den Waffenrock, der ihm bei Ormes hatte vom Leibe geschnitten werden müssen und an dem die aufgeschnittenen Teile mit aufgenähten Bandstücken zusammengebunden werden mußten, einen Rock zum Wechseln besaß er nicht, ebenso wenig Wäsche, sondern nur noch einen Paletot, der schon viel erlebt hatte. In diesem Aufzug mußte er den Besuch einer Gräfin empfangen, die sich über einen ihrer bei Chartres gefangenen Verwandten erkundigen wollte, den Besuch des Pfarrers, des Arztes, des Gendarmerie-Kommandanten und zweier bayrischen Leutnants, die schon lange in Pau waren, in einem besseren Gasthofe wohnten und Zivilkleider hatten. Das Quartier war bescheiden, das Essen gut; als am zweiten Tage der Mangel an Mitteln bekannt geworden war, erhielten sie keinen Wein mehr; doch ihre Wirte waren milde gegen sie gestimmt und erlaubten ihnen sogar, was sonst nur den Freunden des Hauses gestattet wird, mit in die Küche zu kommen, wo sie sich vor einem großen Kamin, in dem die Braten am Spieße geröstet wurden, auf Holzschemeln ohne Lehne versammelten, dem Braten zusahen, sich über die Tagesneuigkeiten unterhielten, politisierten und ihr fröhliches Gelächter oft in die Gastzimmer hineinschallen ließen.

Bei der Weiterreise am 25. November morgens 5 Uhr wurden ihnen die beiden bayrischen Offiziere zugesellt, der Bursche zwar zurückgehalten, aber nach acht Tagen nachgeschickt. Sie fuhren unter derselben Begleitung wie früher über Tarbes, Toulouse, wo sie in der Bahnhofsrestauration etwas essen konnten, Carcasonne, Narbonne, Cette, wo sie etwas kaufen konnten, bis Tarascon, wo sie am andern Morgen anlangten, einmal aussteigen und wieder etwas Nahrungsmittel erlangen konnten, auch einen andern Zug bestiegen. Dann ging es über die untere Rhone ins Rhonetal und nicht weit von Lyon über den Strom nach St. Etienne, wo sie eine Zeit lang im Bahnhofe dem zudringlichen Publikum zur Schau dienten, bis sie am 22. abends ihre Fahrt in Le Puy endigten. Hier waren fast alle gefangenen deutschen Offiziere zusammengebracht, etwa 60—80; sie waren meist aus Hospitälern und Krankenhäusern zusammengelesen und nur wenige davon im Gefecht gefangen genommen worden. Einer dieser Offiziere starb an Nervenfieber und wurde auf französische Weise militärisch beerdigt, wobei ein jeder Mann der Eskorte vortrat und einen Schuß in das Grab abfeuerte. Die preußischen Offiziere wohnten in einem Hotel, die bayrischen in einem andern zusammen, sie lebten möglichst kameradschaftlich und bemühten sich, sich gegenseitig das Leben leichter zu machen. In Zivil durften die Offiziere ausgehen, es war aber nur ein Schneider in der Stadt, der für die

Prussiens arbeiten wollte, ja es sogar auf Kredit tat. Im allgemeinen waren die deutschen Offiziere in den Gasthäusern lieber gesehen als die einheimischen von der Mobilgarde, weil sie prompt zahlten. Briefe mußten offen an den Gendarmerie-Kapitän, der mit der Aufsicht über die Gefangenen betraut war, abgegeben werden und wurden dann von diesem besorgt.

Da die Gefangenen nunmehr einen festen Aufenthaltsort hatten, konnten sie auch wieder Geld- und Briefsendungen aus der Heimat erhalten. Moye erhielt solche zunächst von einem Freunde durch das große Weinhaus Lalande in Bordeaux, eine zweite von seiner Mutter durch die preußische Gesandtschaft zu Bern. Die französische Regierung hatte für den Unterhalt der Gefangenen bisher gar nichts getan, am 10. Januar 1871 erhielten sie endlich Anweisung, sich auf einer Kasse gegen Vorzeigung eines einem jeden von ihnen ausgehändigten Soldbuchs monatlich 100 Franken auszahlen zu lassen. Moyes Bursch kam am 29. November nach und leistete ihm nun beim Verbinden der Wunden wesentlichste Dienste. Als er eine Privatwohnung, die Moye beziehen wollte, in Stand setzte, beauftragte ihn ein anderer Bewohner des Hauses, seinem Herrn zu sagen, er werde diesen umbringen, falls er es wage, in das Haus zu ziehen; dieser Mann vermied es aber später, Moye zu begegnen, um nicht wortbrüchig zu werden; er hat diesem kein Leid zugefügt. Die Bevölkerung gab sich im allgemeinen den Anschein, als ob sie die Gefangenen nicht bemerke, Ungezogenheiten kamen aber doch vor: so wurden z. B. einmal einige Offiziere bei einem Spaziergange vor der Stadt mit Steinen beworfen, und auch an Moye schloß sich einmal ein Kerl an und versuchte unter den wüstesten Schimpfreden mit ihm anzubinden.

Es war noch eine weitere Gattung von Gefangenen in Le Puy; das waren die Kapitäne und Steuerleute der gekaperten Kauffahrteischiffe, die in der Stadt wohnten und zum Teil ihre Familien bei sich hatten; sie kamen mit den Offizieren nur alle 8 Tage bei dem vorgeschriebenen Appell in der Mairie zusammen, wurden auch bereits am 18. Februar aus der Gefangenschaft freigegeben. Die Offiziere wurden am 1. März entlassen, nachdem Moyes letzte Wunde sich am 6. Februar geschlossen hatte. Ein besonderer Bahnzug führte die Offiziere unter Begleitung ihres Gendarmerie-Kapitäns über Moulins nach Orleans, wo sie am 2. März mittags eintrafen und wo Moye sich nicht enthalten konnte, seinem Hauswirt Perrault einen Besuch zu machen, der seiner Zeit von einer Rückkehr der Deutschen nach Orleans so gar nichts hatte wissen wollen. In Versailles stieß Moye wieder zu seinem Regiment; die neue Equipierung wurde schnell aus den dort von Berliner Militärlieferanten angelegten Magazinen beschafft, dann konnte er sich beim kommandierenden General melden. Seine Pferde fand er noch vor, das Gehalt wurde nachgezahlt, eine Entschädigung für die gehabten Mehrausgaben, die Zivilkleidung und Neuausrüstung konnte nicht verwilligt werden, die nach Le Puy gesandten Gelder wurden als Vorschuß behandelt und mußten allmählich abgetragen werden. Er erhielt zunächst die Führung des 1. Bataillons und wurde am 17. März zum Major mit Patent vom 22. Dezember 1870 ernannt. Nachdem er an der ferneren Einschließung von Paris teilgenommen hatte, wurde ihm am 2. September die Führung des Ersatzbataillons zu Kassel übertragen, er konnte das Bataillon aber nicht übernehmen, weil er inzwischen in das 70. Regiment versetzt wurde, das in Saarlouis und Diedenhofen garnisonierte. 1877 wurde er zur Disposition gestellt und zum Bezirkskommandeur in Siegburg mit dem Titel als Oberstleutnant ernannt. 1881 wurde ihm der Charakter als Oberst verliehen. 1886 schied er aus der Stellung als Bezirkskommandeur unter Stellung zur Disposition, 1887 erhielt er seinen Abschied. Seitdem lebte er in Kassel.

Liebesfeier.

Wir stehn auf einer goldnen Brücke, —
Die Sehnsucht schlug sie übers Tal;
Und in der Tiefe voller Tücke
Wogt drohend unsre Trennungsqual.

Und schweigend finden sich die Hände,
Die Herzen ineinander gehn, —
Durch lang verloschne Liebesbrände
Der Sehnsucht Flammenfunken wehn.

Ein Feiertag regt seine Schwingen,
Die Wünsche schlafen kurze Zeit, — —
Und aus der Ferne kommt ein Singen,
Ein Grüßen von der Ewigkeit. — —

München. **Gustav Adolf Müller.**

Vom Kasseler Hoftheater.

Wilhelm von Scholz ist nicht der erste Beste. Wir kennen ihn als feinsinnigen, formgewandten Lyriker und wissen, daß ihm auch schon auf den Brettern mancher Wurf gelang. Wenn er spricht, hat er stets etwas zu sagen. Wesen und Erfordernisse des Dramas — das hat er in seinem Büchlein über Hebbel bewiesen — kennt er genau. Er liebt nicht ausgetretene Pfade, und eitles Wortgeklingel liegt ihm fern. Der Aufführung seiner fünfaktigen Tragödie „Meroë" durfte man darum mit hohen Erwartungen entgegensehen. Sie wurden nicht getäuscht. Es handelt sich um den Jahrtausende alten Konflikt zwischen König und Priester. Seit Samuel und Saul gegeneinander standen, ist dieser Kampf nicht aus der Welt verschwunden. Er hat das ganze Mittelalter erfüllt, er ist heute noch nicht beendet. Im vorgeschichtlichen Asien spielt das Stück. Der König Sarias Abdissar der Große will der Priester Macht brechen. Allein und uneingeschränkt will er herrschen. Darum läßt er durch Gewaffnete die alte heilige Krone seines Ahnherrn aus dem Tempel holen, wo sie im Gewahrsam der Priester sich befand. Hat doch der Oberpriester — der Königin Bruder Sarbal — die Kühnheit gehabt, die Krone jüngst bei einem Opferfest sich aufs Haupt zu setzen. Der Thronerbe Hieram kehrt sieggekrönt vom Feldzug heim. Er ist weicher geartet als der in langen Jahren der Herrschaft hart gewordene Vater. Er hat wider des Vaters Befehl die besiegten Aufständischen am Leben, ihre Städte unverbrannt gelassen, da der Statthalter durch seine Härte sie zum Aufstand gereizt. Dem ob solchen Tuns erzürnten Vater entzieht er sich durch die Flucht. Die Priester reizen ihn zur Empörung. Sie reden ihm ein, er sei von der Erbschaft ausgeschlossen, und an der Spitze eines großen Heeres zieht Hieram gegen den Vater. Vergebens hat Meroë, des Königs Weib, zu vermitteln gesucht. Sie ist aus priesterlichem Geschlecht und hat den Sohn in Verehrung der Götter, in Ehrfurcht vor den Priestern erzogen. Hieram dringt siegreich bis an die Mauern der väterlichen Burg. Hier aber wird er von dem Könige zum Gefangenen gemacht und von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Als Meroë keine Rettung für den Sohn sieht, reicht sie dem Gatten den Gifttrank, und Hieram ist frei, ist König. Nun aber geht's ihm, wie so manchem Kronprinzen. Auf dem Thron, das fühlt er, kann er die Begünstigung der Pfaffen nicht fortsetzen. Den jungen Priester, der einen Mordversuch auf seinen Vater gemacht, läßt er hinrichten, dem Oheim, der die von Sarias geraubte Krone wieder an sich gebracht, reißt er sie vom Haupt. Er wird, wir fühlen's, keinen Herrn neben sich dulden. Meroës Tat ist dem getreuen Genossen des ermordeten Königs, Maharbal, bekannt geworden. Er hat seit langer Zeit den Auftrag, nach des Königs Tod die Königin zu töten. So will es des Landes Brauch, den aufzuheben Sarias durch den gewaltsamen Tod gehindert ward. Aber er braucht den blutigen Befehl nicht zu erfüllen, Meroë gibt sich selbst den Tod.

„Wir wissen," hat Scholz einmal selbst geschrieben, „daß nicht so sehr die Qualität eines Kampfes, die Beziehung, in der die Gegner stehen, seine dramatische Bedeutung ausmacht, sondern daß es die Kraftsummen sind, die, einander gegenüberstehend, das Maß unseres Interesses bestimmen." In diesem Drama sind Kräfte gewaltigster Art tätig: Gatten- und Elternliebe, männliche Kraft, Verehrung der Götter, Mutterschmerz, Herrscherbewußtsein und Herrschbegier. Ist Scholzs Anschauung richtig — und wer möchte bestreiten, daß sie es ist — so würde daraus allein die Bedeutsamkeit des vorgeführten Kampfes erhellen. Dieser ist nicht an das Milieu gebunden. In jeder Zeit könnte er sich abspielen und in jedem Volk. Das rein Menschliche, die innere hohe Tragik ist's, die uns fesselt. Nicht das Milieu, das, zeitlos und mythisch, kein Sondergepräge zeigt. Mit hoher Kunst sind die Geschehnisse der auf- und der absteigenden Handlung verteilt. Deshalb erlahmt auch unsere Spannung nicht einen Augenblick. Und fein ziseliert sind die Charaktere. Nur der der Heldin — und das hat wohl die Wirkung etwas beeinträchtigt — ist etwas zu kurz gekommen und scheint schwankend. Sie ehrt die Götter und begeht Gattenmord, sie fürchtet den Tod durch Mörderhand und ersticht sich schnell entschlossen, sie glaubt an Orakel, und ein Wort Maharbals läßt sie erkennen, daß

„jenseits nichts ist als ewiges Schweigen
und ewige Nacht".

Straff, unter Verzicht auf alles Beiwerk zieht die Handlung an uns vorüber, voll dramatischer Kunst und dramatischen Feuers. Edel und gehoben ist die Sprache; in schönem, trefflich gemeistertem Vers schlägt sie klangvoll und wohllautend an unser Ohr. Im Kampf zweier Weltanschauungen fällt manches tiefe und kluge Wort. Hier spricht ein Dichter, und wir sind wirklich einmal im Bereich hoher und edler Tragik. Und trotzdem — die Aufnahme durch das Publikum war so wenig enthusiastisch, daß das Stück schon wieder vom Spielplan verschwunden scheint. Immer wieder hört man in Zeitungen, in Büchern, in literarischen Zirkeln nach dem heimlichen Kaiser deutscher Dichtung das Verlangen äußern. Kommt aber ein echter Poet zu Wort, dann zieht es das Theaterpublikum vor, die „Lustige Witwe" zu besuchen, die sich ja nun auch die Hofbühne erobert hat, oder die absolut eindeutige Frage im Residenztheater aufrollen zu hören: „Haben Sie nichts zu verzollen?" Es scheint, als ob auf der Bühne nur noch die leichteste Muse oder auch die Perversität auf Erfolg zu rechnen habe. Um so mehr ist der Leitung der Hofbühne Dank zu zollen, daß sie uns mit diesem prächtigen Werk bekannt gemacht hat.

Die Regie — Herr Munkwitz — hatte mit liebevoller Vertiefung ihres Amtes gewaltet, den Hof des mythischen Königs farbenfreudig ausgestattet und das Zusammenspiel ausgeglichen gestaltet. Der König des Herrn Bohnée widersprach durch sein jungendfrisches Aussehen und sein männlich kraftvolles Wesen den Absichten des Dichters, den Worten, die dieser dem König in den Mund legt, und den Taten, die er ihn vornehmen läßt. Frl. Scholz war eine hoheitsvolle Königin voll natürlicher Würde, voll tiefen Gefühls. Herr Friedrich ließ zu viel der intriganten Schärfe, der hinterlistigen Herrschsucht vermissen, die dem Oberpriester eignet. Nicht alle können eben alles. Der Hieram des Herrn Hellbach-Kühn war eine markige, ritterliche, sympathische Figur.

Das Hoftheater brachte uns auch eine Uraufführung. Ein Stück, das noch kein Bühnenlicht gesehen: „Das Lied vom Meth" von Feodor von Zobeltitz. Daß jemand auf der Bühne träumt und der Traum vor uns Gestalt gewinnt, ist nicht neu. Das kennen wir aus manchem Schau- und Lustspiel. Mit etwas beflügelter Phantasie kann man solche Materialisation von Traumbildern auch als im Reiche des Szenisch-Wunderbaren möglich gelten lassen. Seltsamer ist schon, wenn die Szenen, die ein Universitätsdozent diktiert, Gestalt gewinnen. Und wenn er vollends noch betont, daß das Diktat mit einem Füllfederhalter, dem ultra-modernsten Requisit, niedergeschrieben wird, so ergibt sich ein fast unausgleichbarer Gegensatz nüchternster Werkeltagsstimmung und romantischer Wunder-

vorgänge. Auch sonst noch hat man Gelegenheit, sich über die Stillosigkeit des Stückes zu wundern und

„oft sieht man den Dichter mit hellem Ergetzen
„Sich gemächlich zwischen zwei Stile setzen."

Der Privatdozent Dr. Sydow hat ein Römerdrama geschrieben, das durchgefallen ist. Nach den dichterischen Leistungen, die er im „Lied vom Meth" vor unsern Augen vollbringt, ist dieser Durchfall nicht verwunderlich. Er kommt dann auf einer Winterwanderung im Gebirge mit seiner jungen Frau in eine verwunschene Hütte. Ein Greis, der aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt stammt, kredenzt dem Paare Meth, germanischen Meth, wie unzählige Male betont wird, Meth, made in Germany. In der angeheiterten Stimmung, die ihn und seine junge Frau darauf befällt, verlegt sich Herr Dr. Sydow aufs Dichten und, da er fürchtet, mit dem Rausch möchte auch sein Talent verfliegen, diktiert er das Stück, das der Verherrlichung des Meths gilt, seiner Gattin in die Füllfeder. Von der allbekannten Regel, das, was man im Rausche geschrieben, nüchtern noch mal durchzulesen, macht er, leider!, keinen Gebrauch, und so geht das Verderben seinen Gang. Die Bühne verdunkelt sich. Wenn es wieder hell wird, sehen wir das, was in des „Dichters" Kopf entstanden, köperlich an uns vorüberziehen. Wir sind im alten Rom und lernen in Lentulus (siehe Petronius in Quo vadis) einen lebensübersättigten Patrizier, in Sido (siehe Fechter von Ravenna) einen Prätorianer deutscher Abstammung, in Claudius einen willfährigen Centurio, in Calpurnius einen gelehrten Prasser und drei leichte Damen kennen, von denen uns eine ebenfalls schon aus des Polen genanntem Roman bekannt ist. Man merkt, daß Dr. Sydow, in dessen Phantasie diese Gestalten entstanden sind, außer anderen Schriftstellern, auch seinen Sueton mit Erfolg studiert hat. Er hat in dessen Kaiserbiographien gelesen, der kurzsichtige Nero habe sich eines geschliffenen Smaragds beim Sehen bedient, und flugs gibt er Sido eine Art Monokel. Da dieser Prätorianer ganz gardeleutnantmäßig schnarrt, paßt das zum Bilde. Der Centurio wird nach Deutschland gesandt, um das Gaukönigtum abzuschaffen und die Gärung zu dämpfen, die sich bemerklich macht. Sido soll ihn in diplomatischer Mission begleiten. Er tut das, obwohl eine noch rechtzeitig zum Schlusse des ersten Aufzuges eintreffende Deputation aus der Heimat ihm eine germanische Königskrone anbietet. Alle auf der Bühne anwesenden Römer beschließen, die Reise nach Germanien mitzumachen: Lentulus, weil er sich langweilt, Calpurnius, weil er den vielgerühmten Meth trinken will, die „Damen", weil sie die Männer nicht verlassen wollen. Pomponia, des Claudius „Freundin", wird mitgenommen, weil der Centurio hofft, sie an irgend einen germanischen Barbaren loszuwerden.

Glaubt der Zuschauer nun, dem verlotterten Römertum werde das ehrenfeste Germanentum all in seiner Tüchtigkeit gegenübergestellt werden, so befindet er sich gründlich auf dem Holzwege. Sind die Römer stark karikiert, so werden die Germanen unerbittlich verulkt. Da lernen wir den alten Gaukönig Gaibomar, den Vater Sidos, die Base Ebba, die aufgeklärt ist, und — o Wunder — keinen Meth trinkt, den Alkoholiker und Skalden Balchobaud, den ungeschlachten Teftin kennen. Alle bestreben sich wacker, eine Illustration zu des Tacitus Worten von der Trinkfestigkeit der Germanen zu liefern. Sie reden zwar auch von Freiheit und von der Abschüttelung des Römerjoches. Aber ihre Begeisterung klingt nur echt, wenn sie den Meth preisen, und nur wenn sie trinken, sind sie ganz bei der Sache. Und wie die von Herrn Dr. Zulauf geschaffene gelegentliche Begleitmusik immer wieder die Melodie des Studentenliedes anschlägt: „Die alten Deutschen tranken noch eins", so wird das „Lied vom Meth" immer wieder in die Tat umgesetzt. Von den Römern haben die Germanen die List gelernt. Mit ihrer Hülfe obsiegen sie. Wenn der Referent darauf verzichtet, das Wie ausführlich darzulegen, so geschieht es, weil er die Sache nicht völlig begriffen hat. Genug, Sido bleibt, wird Gaukönig, heiratet Ebba, die er hoffentlich vom Antialkoholismus zum allein selig machenden Meth bekehrt, und wenn sie nicht gestorben sind, trinken sie heute noch. Der Centurio wird seine Pomponia los. Denn sie ist trotz aller Stürme, die sie in Rom erlebt, für einen germanischen Krieger noch gut genug. Daß Sido und Ebba die Züge des Privatdozenten Sydow und seiner Gattin Ebba tragen, ist eine Schrulle des Dichters, die nur nebenbei erwähnt sei. Im Nachspiel sehen wir Herrn Privatdozenten Dr. Sydow wieder, wie er seiner Gattin die Schlußworte diktiert: „Der Vorhang fällt." Und nachdem er die Römer und die Germanen verulkt, übt er an sich einen Akt gerechter, vom gesamten Publikum gebilligter Selbstkritik, indem er sein Stück abfällig beurteilt und seine Verse Knittelverse nennt.

Wir fragen, was hat der Dichter gewollt? Er schwankt zwischen Parodie und ernster Schilderung hin und her, mosaikartig bildet er aus den verschiedenen Stilen sein Werk. Modernster Possenton reiht sich an gefühlvolle Expektorationen. Bald sind wir im historischen Drama, bald im Fastnachtsscherz. Lyrische Elemente durchbrechen den Fluß der Handlung. Die Genrebilder lassen ein geordnetes Fortschreiten dieser Handlung nicht zu. Wenn das Stück als Festspiel zur Jubelfeier der Aktien- oder der Schöfferhofbrauerei gedacht wäre, könnte man sich's schließlich gefallen lassen. Auf der Bühne des Hoftheaters regt es nur die vorwurfsvolle Frage an: „Mußte es sein?" Ist wirklich die stupende Entdeckung, daß

der Meth ist, wie ich denke,
ein ganz herrliches Getränke,

es wert, daß zu ihrer Illustration Römer und Germanen aufmarschieren, Bardentum (Balchobaud macht die Karriere vom Barden zum berufsmäßigen Trunkenbold), Freiheitsliebe, Frauenehrung, Seherkult verulkt werden muß? Und ist es nicht schade, daß soviel künstlerische und wirkungsvolle Arbeit der Regie an ein solches totgeborenes Kind gesetzt wurde? Denn mit hingebender Sorgfalt hatte Herr Herzer das Stück inszeniert. In Rom wie in Germanien traten uns eindringliche, farbenschöne Bilder reizvoll entgegen. Die Gruppen waren wieder sehr hübsch und charakteristisch gestellt. Und manchmal hatte man den Wunsch, sie als „lebende Bilder" ohne Wortbegleitung zu sehen. Herr Bohnée spielte den Privatdozenten Sydow und den Prätorianer Sido. Er gab sich alle Mühe, den Römling so glaubhaft erscheinen zu lassen wie möglich, und lieh der Wandlung vom blasierten Gardeleutnant zum forschen Stammhäuptling einen Schein der Lebenswahrheit. Er machte sich außerdem um das Stück verdient: er sorgte dafür, daß ein Teil der Verse unverstanden blieb. Frau Bayrhammer erfreute in der Rolle der modernen und antiken Ebba durch sympathisches natürliches Spiel, Herr Keßler war ein vortrefflicher Lentulus, Herr Jürgensen machte aus dem Calpurnius eine prächtige Charakterfigur, Herr Pickert spielte den alten Skalden mit außerordentlich drastischem, wirksamem Humor. „Soviel Arbeit um ein Leichentuch", sagt Shakespeare.

In der Oper ward unter Professor Dr. Beiers hingebender Leitung d'Alberts Oper „Tiefland" zum ersten Male aufgeführt. In knappen Strichen und in wirksamem dramatischen Aufbau führt sie uns das Geschick einfacher Menschen vor. Der reiche Grundherr Sebastiano hat, um selbst eine reiche Ehe schließen zu können, seine Geliebte mit einem Hirten vermählt, der von ihrer Ver-

gangenheit nichts weiß. Aber er will seine Rechte auf die schöne Marta trotzdem nicht aufgeben. Diese aber will ein neues und reineres Leben beginnen. Und als Sebastiano sie von ihrem Pedro reißen will, erwürgt dieser den Grundherrn und zieht mit seinem jungen Weib aus dem sumpfigen Tiefland in die sonnigeren, hellen Bergeshöhen. So geschickt auch der Stoff behandelt und gruppiert ist, — er wirkt in einzelnen Zügen abstoßend und unerfreulich. Die Verkuppelung Martas an einen reinen und unerfahrenen Hirten, die Tatsache, daß dieser sich über das Vorleben seines Weibes hinwegsetzt und mit ihr ein glücklich Leben beginnen zu können glaubt, die Entsühnung der Gefallenen durch einen Mord, dieses Erwürgen vor unseren Augen, — all das ist kraß und teilweise sogar widerwärtig. Der dramatische Atem aber, der in der Oper weht, hilft uns darüber hinweg. d'Albert hat dazu eine Musik geschrieben, die sich in charakteristischer Weise den Vorgängen anpaßt. Das Wesen der handelnden Personen wird musikalisch außerordentlich wirksam unterstrichen, es fehlt nicht an wuchtigen, dramatischen, leidenschaftlichen Akzenten, die sich im zweiten Akt bei Martas Erzählung zu einer hinreißenden Glut steigern. Damit wechseln äußerst stimmungsvolle und ergreifende Momente, und der Komponist zeigt an zahlreichen Stellen seine glänzende Begabung für den leichten Fluß des Plaudertons, für die glanzvolle Herausarbeitung von Einzelheiten. Die Regie — Herr Hertzer — hatte mit eifriger Hingabe für treffliche Inszenierung gesorgt, Herr Professor Dr. Beier leitete die Aufführung mit gewohntem künstlerischen Geschick. Die Darstellung war in schauspielerischer wie musikalischer Beziehung ausgezeichnet. Herr Koegel war offenbar ganz in seinem Element. Frisch und feurig, kraftvoll und leidenschaftlich wußte er den Pedro zu verkörpern und seine schönen Mittel hinreißend zu verwenden. Frl. Seiffert war eine prächtige Marta, die ihrer schwierigen gesanglichen Aufgabe ebenso gerecht ward wie der darstellerischen. Mit Anerkennung sind auch Herr Wuzél (Sebastiano), Frl. Backhaus (Nuri), Herr Ulrici (Tommaso) zu nennen. Das Publikum kargte nicht mit seinem Beifall und rief Darsteller, Kapellmeister, Regisseur immer wieder an die Rampe.

Hermann Blumenthal.



Die Wase.

Dörfliche Skizze von M. Brehm.

„Wase [1]), de Koochen kommen!"

„Nimm se ab!"

Die Türe eines der stattlichen Bauernhäuser auf der Freiheit [2]) wurde von außen geöffnet und eine Schar junger Mädchen, jede einen großen „Blechkuchen" tragend, trat langsam, vorsichtig über die Schwelle. Da standen sie dichtgedrängt auf dem Hauseren und schauten ratlos um sich, da niemand sie anwies, wo sie ihre süße Last ablegen sollten.

„Wase! Wase! De Koochen!" Das blasse blonde Ding rief es abermals, diesmal mit weinerlicher Stimme, nicht wie vorher in freudiger Erregung, in die Küchentür.

Die Gerufene sah mit dem Ausdruck des Unmuts im hübschen, noch jugendlichen Gesicht von ihrer Beschäftigung mit dem Schmortopf auf. „Du weißt dach, wo se henkummen, warum scheeßest Du se net ab? Es sin Dinne Hochzichskoochen!" Sie zog den Bratentopf vom Feuer und ging eilig aus der Küche auf den Hauseren, um die ängstlich trippelnden Mädchen von ihrer Bürde zu befreien. Sie ging ihnen voran in die Vorratskammer, wo ein Stoß geflochtener Weidenhorden aufgeschichtet lag. Die Wase legte eine davon auf den Tisch. „So, Lieschen, nu scheeß die Koochen ab!"

Lieschen nahm einen der Kuchen und versuchte ihn vom Bleche auf die Horde zu schieben — es gelang ihr nicht. „Ich kann's nit — he äß me ze schwer!" sagte sie in ihrem ängstlichen Tone.

Die Wase sah sie ernst an, nahm ihr den Kuchen ab und stieß ihn mit einem Ruck vom Blech auf die Horde. Dann legte sie den Kuchen auf die bereitstehende „Kuchenleiter". Bald hatte sie so alle Kuchen untergebracht. Da lagen sie, einer über dem andern, in ihrer gelblich-bräunlichen Schöne, die fetten „Schmandkuchen", und erfüllten mit ihrem lieblichen Dufte das festliche Haus.

Die jungen Mädchen eilten wieder ins Backhaus, um die in den „zweiten Schuß" gekommenen Butterkuchen, die Wickel- und Formkuchen zu holen.

Die Wase kehrte an ihre Herdstatt zurück und schob den Hochzeitsbraten wieder aufs Feuer. Dann sank sie auf einen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte. Als Lieschen wieder hereinkam, stand sie eilig auf.

„Wase, äß denn's Aowedbrot fertig? Jorge un Vater hon Hunger!"

„Doa schdätt de Soppen — trai se nin!"

Lieschen sah fragend, zweifelnd auf. „Iche?"

„Wer denn? Du wit joa friche — das sin nu Dinne Sachen!"

Lieschens Augenbrauen zogen sich sorgenvoll zusammen. Sie nahm die Teller vom Schüsselbrett und trug sie in die Stube. Dann kam sie wieder, um die Abendsuppe anzurichten. Dabei zeigte sie sich so ungeschickt, daß die Wase herzusprang und selbst Hand anlegte. „Schmiß se nit hen!" warnte sie, als das Mädchen den schweren Suppennapf ergriff und ihn in die Stube trug.

Die Wase setzte sich wieder auf ihren Stuhl am Herd und stützte den Kopf in beide Hände.

„Wase, Dee saot kumme, mä wun dach esse!" rief Lieschen von der Stube aus.

„Ich ha ken Hunger!"

[1]) Base, Tante. [2]) Freiheit, Freihte, mit Sonderrechten ausgestatteter Dorfteil.

„Annlie!" Es war Schröder, der Wase Bruder, der jetzt rief. „Annlie, nu kumm dach rinn!"

Annlies erhob sich in schwerem Entschluß und ging nach der Stube. Ihr Bruder, breit, gedrungen, kurzatmig, stand noch in der Tür und sah ihr gespannt entgegen. „Was macheſt De denn vear Kuren, daß De nit esse wit — es feihlt De dach nischt?" fragte er unruhig.

Lieschen, die mit ihrem hübschen, stattlichen Bräutigam in der Ofenecke stand, kam erschrocken heran, — wenn die Wase krank wäre, jetzt, zur Hochzeit gerade — was dann wohl werden sollte! Sie war so närrisch, die Wase, seit dem Weinkauf[1]) ja schon, heute aber ganz extra! „Nä, Dee sid doch nit krank, Wase?"

Annlies antwortete nicht. Sie nahm ihren Platz am Tische ein, an dem schon ein Knecht und die beiden Dienstmädchen wartend saßen. Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen füllte sie die Teller und versuchte auch zu essen, da der Bruder sie beobachtete. Jorje, Lieschens Bräutigam, sah unverwandt auf seinen Teller, als wolle er es vermeiden, Annlies, die ihm gegenüber saß, in das blasse, todesernste Gesicht zu sehen.

Das einsilbige Tischgespräch hatte die morgige „Hochzich" zum Gegenstand und es wurde begleitet von klingendem Hammerschlag und dem Geräusch arbeitender Sägen — neben dem Hause, auf dem Hofe, wurde der „Schwippboden" gezimmert, auf dem dem jungen Volke morgen zum Tanze aufgespielt werden sollte.

Ein Schlag an die Haustür ließ die Essenden zusammenschrecken. Lieschen schrie auf und Jorje ließ die Suppe aus dem Löffel wieder auf den Teller fallen. „Ach, se werfen Dippen!" Nun lachten sie alle bis auf Annlies, obwohl sich draußen ein Höllenlärm erhob.

„Die schmissen de Deer enzwei!" sagte Schröder besorgt, als mehr und immer mehr Töpfe gegen die Haustür flogen.

„Loaßt se nur, Vater," beruhigte ihn Lieschen, „Scherwen bedieden dach Glicke!"

Später am Abend, als alle häuslichen Obliegenheiten erledigt, alle Zurichtungen für das Hochzeitsfest getroffen waren, richtete Annlies für den Bruder das Vorhangsbette her, das eine Ecke der großen Wohnstube füllte, und half ihm aus den Kleidern. Als er schon wohlgebettet in seinen Kissen lag, ging Annlies nicht wie sonst aus der Stube, um ihre Kammer aufzusuchen. Sie stand am Tisch und schob mit unsicherer Hand den Docht der Zinnlampe höher.

„Gehannes!" sagte sie zaghaft.

[1]) Verlobung.

„Joa?"

„Wenn de Hochzich värbie äß, geh ich weggen."

„Wa—as?"

„Ich well weggen."

„Wie kimmest De mea denn vear? Wo wit De denn hen?"

„Das weiß ich nach nit — villichte nach Eschewei —"

„Kumm moal her, bi mich!"

Annlies ging langsam zum Bett und setzte sich auf den Stuhl, auf dem Schröder seine Kleider gelegt hatte, die Knie schwankten ihr ein wenig.

„Sprich me okker, was met Dee los äß — — woarim wit De denn nit bi me bliewe? Du weißt dach, daß ich nit ohne Dich fertig gewere kann!"

„Lieschen frichet dach nu und es werd de Frai imme Huse."

„Lieschen kann dem großen Hushäle nit veargesteh, doazo äß es zo schwach und ei nach zo jung."

„Dann muttest Du 's nit friche loaße!"

Schröder griff in Verlegenheit nach seiner Zipfelmütze und schob sie ein paarmal auf dem Kopfe hin und her.

„Joa, doa häst De joa rächt — äwer Du weißt dach, daß ich dem Geschäfte nit meh' veargesteh kann — ich kann kenne Fuhren meh' gemache — un Jorje äß dach en tüchtiger Kerl" — —

„Das äß hä!"

„Un hä hät 's Lieschen geren un es en ai — joa, wenn ich joa noch tapperer weare! Äwer der Dokter spricht's me dach immer, daß ich en Fettherz ha und daß ich mich in Aachte nehme sall."

Schröder blickte seine Schwester Antwort heischend an, aber sie sah schweigend vor sich nieder.

„Nä, Annlie," begann er da wieder, „das git nischt, daß De weggen gest — was sall dänn met mee wäre?! Ich kann Dich net embähre. Solange wi ich lewe, mußt De bi mee bliewe!"

„Un dänn — —?" Annlies wandte ihm das Gesicht voll zu.

Schröder fuhr sich wieder nach der Schlafmütze — ja, daran hatte er allerdings noch nicht gedacht, solange er sich Annlies' Arbeitskraft nutzbar gemacht hatte.

„Ich kann De joa was gegä", meinte er.

Annlies lächelte matt und traurig.

„Ich kann De ai den Insitz im Huse vermache", sagte er dann, einer plötzlichen Eingebung folgend.

Annlies hob in jäher Abwehr die Hand und ließ sie wieder sinken. „Das biste joa dach nit", sagte sie mit Bestimmtheit, „un ich well's ai nit!"

„Das do ich — so bäle de Hochzich värbie äß, well ich es do."

Annlies lächelte wieder und stand auf. Sie entzündete ein Hängelicht an der Zinnlampe, sagte „Gute Nacht" und ging nach der Tür.

„Nä, Annlie," sagte Schröder nochmals, „das git nischt, daß De weggen gest — das schloa De nor us eme Koppe! Ge' Naacht!"

Draußen vor der Tür zögerte Annlies ein wenig. Das Flämmchen ihres schwankenden Lichtes warf ungewisse spielende Lichter auf die Tür der „Nebenstube" — da drüben würde das junge Paar morgen Abend seinen Einzug halten. Heiß lohte es in ihr auf. Sie biß die Zähne aufeinander, faßte ihr Licht fester und stieg die Treppe hinan.

Oben in ihrer Kammer lag Lieschen schon im großen Bette, das sie von jeher mit Annlies geteilt, in tiefem Schlafe Annlies hielt ihr Licht über das Bett, daß der matte Schein auf Lieschens Gesicht fiel. „Well morgen friche un schleaft schon, als wenn gar nischt vear weare!" dachte Annlies. Mit widerstreitenden Empfindungen betrachtete sie lange das blasse Kindergesicht. Was sie in ihrem freudearmen Dasein an Liebe und an Weh erfahren hatte, war ihr durch Lieschen geworden.

Annlies setzte ihr Licht auf den Bettpfosten und kauerte auf einem Schemel neben dem Bett nieder. Da saß sie lange, Kopf und Arme auf der Schemellehne, und überdachte ihr Leben, wie es immer nur Arbeit und Pflicht gewesen war, und eine heiße Bitterkeit quoll in ihr auf. Hatte *sie* kein Recht auf Freude und ein bißchen Glück? Als sie noch ganz jung gewesen war, noch nicht so alt wie Lieschen jetzt, hatte der viel ältere Stiefbruder sie, die arme Waise, aus ihrem ersten Dienste in sein Haus geholt, weil ihm die Frau im Wochenbett gestorben war. Da hatte sie, die Unerfahrene, mit Aufwendung all ihrer Kräfte und unter schweren Sorgen dem großen Hauswesen vorstehen müssen Und das kleine mutterlose Wesen! Wie viele Nächte hatte sie, das wimmernde Kind im Arm, in ihrer Kammer auf- und niedergehend, in Angst und Zittern um das schwache Leben verwacht! Aber sie war gewachsen mit ihren schweren Aufgaben. Das Kind blieb unter ihrer Pflege erhalten, und der Haushalt war immer in guter Ordnung. Der Bruder hatte nicht wieder geheiratet, und sie war bei ihm geblieben, Jahr um Jahr. Er meinte es gut mir ihr, aber er ließ ihr keine Zeit zum Jung- und Fröhlichsein. Sie ging in keine Spinnstube und hatte niemals eine Kirmeß „mitgehalten". Und der Bruder fand es ganz selbstverständlich, daß sie in der Sorge um ihn und sein Haus aufging, und hatte niemals daran gedacht, daß sie ihm ihre Jugend opfere. Zweimal war ein Freier für sie gekommen, der „Freihtsbäcker", der Witwer geworden war, und ein wohlhabender Bursch aus einem Nachbardorfe. Schröder hatte beide abgewiesen. Es hatte ihr keinen Schmerz gegeben, aber sie hatte gedacht, daß der Bruder wenigstens ihre Meinung hätte hören können.

So waren ihre jungen Jahre dahingegangen, ohne daß wärmere Gefühle bei ihr wach geworden wären als die Liebe zu Lieschen, ihrem Pflegekinde. Diese mütterliche Liebe war der Stern gewesen, der über ihrem Leben gestanden hatte. Und dann war ihr die Sonne aufgegangen — und hatte in ihrem Herzen eine späte Blüte wachgerufen, deren Schönheit sie mit Schreck und Wonne inne ward. —

Drei Jahre waren es nun bald, daß George Brill, der Fahrknecht, ins Haus gekommen war. Er hatte lange bei der Gardedukorps in Kassel gestanden. Erst hatte er seine Zeit abgedient, dann war er „Stellvertreter" gewesen. So hatte er, der von Hause Arme, sich eine kleine Summe erspart. Um ein Haus kaufen zu können, langte es noch nicht, darum nahm er noch den Dienst beim Fuhrherrn Schröder. George war groß und schlank gewachsen wie die Tannen des Weißners, an dessen Fuße sein Heimatsdorf lag, und allzeit fröhlich und wohlgemut. Alle hatten ihn „gut zu leiden" — warum hätte er ihr, Annlies, nicht gefallen sollen? Freilich, er war einige Jahre jünger als sie, aber — wenn es *ihm* nichts verschlug? Und hatte er nicht nach ihr gesehen vom ersten Tage an? Hatte er nicht gescherzt und gelacht mit ihr und ihr immer etwas von der Reise mitgebracht, ein Zuckerherz, eine seidene Wockenschnur, oder gar einen bunten Lappen?[1]) Und hatte er ihr nicht vom Freien gesprochen? Warum hätte sie an Falschheit denken sollen, warum hätte sie dem neuen, seltsam schönen Empfinden nicht nachgeben sollen, das aufging in ihr und wuchs und wuchs, bis es größer war und stärker als sie selbst? War es nicht gerade dieses Empfinden gewesen, das sie Mühe und Arbeit und Widerwärtigkeit freudiger auf sich nehmen ließ, sie alles bisherige Entbehren und Verzichten vergessen machte, das beseligende Bewußtsein des Geliebtwerdens?! — —

Und dann — wie anders war es doch gekommen, als sie geglaubt hatte. Jorje war anders geworden. Er suchte nicht mehr mit ihr allein zu sein, und wenn es sich schon so traf, lachte er nicht wie sonst mit ihr und umfaßte sie nicht. Sie wußte auch bald genug warum — Schröder hatte ihn sich zum Schwiegersohn ausersehen, weil er tüchtig war und dem Fuhrgeschäft aufs beste vorstand. Was hätte sie da tun können? Wenn Jorje ihr, der Starken, Tüchtigen, das schwache, der Arbeit ungewöhnte und unfähige Kind vorzog, weil es ihm Wohlstand und Ansehen mit in die Ehe brachte, so mußte sie zurückstehen. Aber sie wollte dann nicht im Hause

---

[1]) Halstuch.

bleiben und für ihn arbeiten und sorgen, wie sie es für den Bruder so lange getan. Dann mochte er sehen, wie er mit Lieschen fertig wurde. Und Johannes? Er mochte sich eine Andere suchen, die ihn pflegte und seiner wartete — hatte sie nicht lange genug nur für ihn und sein Kind sich abgerackert? Sollte sie nun auch noch für Jorje, den Ungetreuen, schaffen und wirtschaften und sorgen? Nein!

Annlies sprang auf und riß das Schiebfenster auf. Lange sah sie in die warme Frühlingsnacht hinaus. In tiefer Ruhe lag die „Freihte". Nur aus dem Dorfe unten erschallte Horn und Ruf des Wächters. Zuweilen klirrte im Stalle unten eine Viehkette, und aus der „alten Kirche", der Ruine auf dem Gottesacker drüben, rief ein Käuzchen in regelmäßigen Pausen sein eintöniges „Gehmit".

Vom Kirchturm im Dorfe schlug es Zwölf. Annlies schauerte zusammen — der Hochzeitstag brach an. Sie schob das Fenster zu und sah auf Lieschen — die schlief fest und tief. Mit heißem Aufschluchzen warf Annlies sich über das Bett und riß die Schlafende in die Arme.

„Lieschen! Lieschen!"

Mit schweren Lidern blickte Lieschen um sich. „Was äß denn — Wase? Was äß denn?"

„Lieschen! Du wit hiete friche!"

„No joa dach, Wase! — — Worimme denn?" lallte Lieschen und fiel wieder in den bleiernen Schlaf der Bleichsüchtigen.

Annlies richtete sich auf. Mit einem Ausdruck halb des Staunens und halb der Verachtung um den Mund löschte sie das Licht und wachte an Lieschens Seite den Hochzeitsmorgen heran.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsverein. In der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins vom 17. Februar behandelte der Vorsitzende, Generalleutnant z. D. Beß das Thema: „Einiges aus dem 7jährigen Kriege in Westdeutschland, an der Hand des Tagebuches eines Freytagschen Jägers." Landsgerichtsrat Gleim machte eine Reihe von Mitteilungen aus kurhessischer Zeit und teilte u. a. allerlei aus den Aufzeichnungen des Rechnungsrats Gustav Endemann mit. — Im Geschichtsverein zu Kassel sprach am 2. März Kanzleirat Neuber über das „Gasthaus zu Wilhelmshöhe und dessen Umgebung" und gab dabei unter Vorlegung von Plänen ein Bild von der geschichtlichen Entwickelung aller zum Schloßbezirk Wilhelmshöhe gehörenden Gebäude mit Ausnahme des Schlosses selbst. Den sich hieran anschließenden Horwitzschen Vortrag über die „Hofjuden in Kurhessen" werden wir in unserer Zeitschrift im Wortlaut zum Abdruck bringen. Ein Mitglied des Vereins zeigte eine Reihe von alten Krügen vor, darunter auch einen aus der Eschweger Gegend stammenden Krug einer Lohgerberinnung aus 1731. Weiter wurden aus dem Besitz des Bankiers Fiorino Bildnisse des Landgrafen Moritz, verschiedene Briefe dieses Landgrafen und ein von Tilly ausgestellter und unterzeichneter Schutzbrief für den Gutsbezirk der Herren von Baumbach in Sontra vorgelegt, sowie vom Vorsitzenden ein Miniaturbildchen, das den Landgrafen Moritz im 29. Lebensjahr darstellt. General Eisentraut bot wiederum einige interessante Schilderungen aus dem 7jährigen Kriege und zwar des Einrückens der Franzosen in Hessen beim Ausbruch des Krieges. Auf die Meldung vom Nahen der ersten französischen Streifkorps schickte Landgraf Wilhelm VIII. 50 Husaren unter dem Rittmeister Juliat nach Zierenberg und Oberelsungen, um sie von dort aus nach Wolfhagen und Volkmarsen hin patrouillieren zu lassen. Durch Mitteilung der einschlägigen Aktenstücke wurde der Verlauf dieser Patrouillenzüge in anschaulicher Weise illustriert. — Die Besichtigung der Brüderkirche findet am Nachmittag des 19. März, um ½4 Uhr, statt.

Fuldaer Geschichtsverein. Am 4. d. M. hielt Professor Dr. Richter vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen hochinteressanten Vortrag über den Fuldaer Benediktiner-Konvent ad s. Salvatorem. Redner gab zunächst einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte des von Bonifatius und Sturmius begründeten Benediktinerklosters und behandelte im Anschlusse daran drei Punkte: Die Entstehung des bürgerlichen Konventes im 17. Jahrhundert, das Ordensleben im 18. Jahrhundert und die Aufhebung des Konventes zu Beginn des 19. Jahrhunderts. — Dem Verfall des Ordenslebens im 16. Jahrhundert folgte das Reformwerk des Fürstabtes Johann Bernhard Schenck zu Schweinsberg; es folgten erbitterte Kämpfe um die Adelsvorrechte im Fuldaer Benediktinerstifte. Mit der größten Aufmerksamkeit folgten die Zuhörer dem Vortragenden namentlich auch bei seinen anschaulichen und lebendigen Schilderungen des Klosterlebens nach den Statuten Heinrichs von Bibra (1759—1788). Über die im Jahre 1802 erfolgte Aufhebung des Konvents machte der Vortragende den Originalakten in den Archiven zu Wien, Rom und Marburg entnommene ausführliche Angaben und knüpfte daran

interessante Mitteilungen über die Güter und Revenuen des Ordens. Mit Freuden nahm die Versammlung die Kunde auf, daß Professor Dr. Richter eine auf die beiden letzten Jahrhunderte sich beziehende ausführliche Publikation über den Fuldaer Benediktinerkonvent vorbereitet. Zum Schluß der Versammlung erläuterte Architekt Wenzel an der Hand einer großen Zeichnung die frühere Gestalt des alten Fuldaer Rathauses. — In der nächsten Versammlung Ende März wird Professor Marxhausen über die „Wappen an den Häusern Fuldas" sprechen.

Hochschulnachrichten. Marburg: Nach den Etats für 1908 betragen die Gesamtkosten für die 10 preußischen Universitäten und das Lyceum in Braunsberg 17 091 942 M., davon fallen auf Marburg 1 168123 M. — Gießen: Der Privatdozent für Physik Dr. phil. Willy Schmidt, Assistent am physikalischen Institut, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Zum Wechsel im Generalkommando. Der als Nachfolger Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs Albrecht von Württemberg zum kommandierenden General des 11. Armeekorps unter Beförderung zum General der Infanterie ernannte bisherige Kommandeur der 2. Gardedivision, Exzellenz Freiherr Reinhard von Scheffer-Boyadel ist ein geborener Kurhesse und hat seine militärische Laufbahn 1870, nachdem er am Kasseler Friedrichsgymnasium sein Maturitätsexamen bestanden hatte im Infanterieregiment v. Wittich Nr. 83 begonnen. Vor Paris wurde er Leutnant und erhielt das Eiserne Kreuz. Er wurde 1890 geadelt, 1899 Kommandeur des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments, 1901 Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade und 1907 der 2. Garde-Division. Geboren wurde er am 28. März 1851 zu Hanau als Sohn des Oberregierungsrats Scheffer.

Der Kasseler Friedrichsplatz. Über den in ganz Deutschland einzig dastehenden Friedrichsplatz zu Kassel soll zwischen Steinweg und Frankfurter Straße eine feste Fahrstraße gelegt werden. Das ist gleichbedeutend mit einer Vernichtung dieses Platzes. Die Bürgerschaft steht diesem Vorhaben wehrlos gegenüber. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß sich bis jetzt in der Presse noch keine Stimme gegen eine solche Verunstaltung des historischen Platzes erhoben hat. Der Platz ist bekanntlich Eigentum des Fiskus, während der Stadt vertragsmäßig dessen Unterhaltung obliegt.

Heimatliche Klänge. Zahlreiche Freunde des Kasseler Dialektes hatte der hessische Schriftsteller Franz Treller am 9. März im Zentralhotel um sich geschart. Nachdem er in einigen einleitenden Worten die Berechtigung der Mundarten dargetan hatte, trug er eine Reihe eigener, ausschließlich im Kasseler Dialekt abgefaßter Dichtungen vor, die ihm einen starken Beifall eintrugen. Namentlich die Geschichte vom kleinen „Hennerchen" war von ergreifender Wirkung und bewies einmal wieder, daß der vielgeschmähte Kasseler Dialekt recht wohl auch zur Behandlung ernster Probleme geeignet ist.

Andreas Dippel. Der Tenorist Andreas Dippel, ein geborener Kasseler, übernahm gemeinsam mit dem Direktor des Mailänder Scalatheaters Casazza an Stelle des zurückgetretenen Direktors Conried die Leitung der berühmten Newyorker Oper.

Vom Hanstein. Zum 600jährigen Jubiläum der Burg Hanstein a. d. Werra werden dort zum Mai umfangreiche dreitägige Festspielaufführungen vorbereitet, zu denen man auch den Besuch des deutschen Kaisers erwartet. Die Burgbauurkunde vom 4. Oktober 1308 hat sich im Staatsarchiv zu München aufgefunden.

Bauliches aus Hessen. Das am Fuße des Vogelsberg gelegene altertümliche Städtchen Herbstein, das im Sommer durch eine Feuersbrunst etwa 65 Gebäude verlor, soll in diesem Frühjahr unter Oberleitung des Darmstädter Architekten Zang wieder aufgebaut werden. Man will den altertümlichen Charakter Herbsteins in Anlage und Baustil nach Möglichkeit erhalten. Der Wiederaufbau soll bis zum Herbst vollendet sein. — Das Hospital St. Jakob in Marburg-Weidenhausen, das sogenannte Gotteshaus, wird demnächst in seiner Vorderansicht wieder wie früher hergestellt. Besonders kommt hierbei die „Laube", also die nach der Straße zu gelegene Vorhalle, in Frage.

Todesfälle. Am 5. März starb in seiner Vaterstadt Kassel der seit 1895 dem dortigen Amtsgericht zugeteilte Amtsgerichtsrat Emil Burchardi. Er war am 10. September 1845 geboren, studierte in Marburg, Leipzig und Heidelberg, wurde Referendar in Kassel, machte als Einjähriger im 83. Infanterie-Regiment den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. 1873 wurde er Gerichtsassessor, wirkte dann später als Amtsrichter in Niederaula und Homberg und wurde 1895 nach Kassel versetzt.

Am 5. März schied die hessische Schriftstellerin Frau Berta Sophie Coester, geb. Bischoffshausen nach siebzehnjährigem schweren Leiden — sie war völlig gelähmt — aus dem Leben. Sie entstammte einer alten hessischen Soldatenfamilie und wurde am 21. November 1849 in Kassel ge-

boren. Ihr Vater war der bekannte kurhessische Oberst von Bischoffshausen. Sie wohnte lange Zeit in Rotenburg und zuletzt in Oberzwehren. Vor kurzem mußte ihr ein Bein abgenommen werden, und den Folgen dieser Operation ist sie erlegen. 1902 gab sie im Elwertschen Verlag unter dem Titel „Leutnantserinnerungen eines alten Kurhessen“ eine Sammlung ihrer Militärhumoresken heraus. Auch das „Hessenland“ verliert in ihr eine Mitarbeiterin.

Ein geschätzter Kasseler Mitbürger ist am 9. März mit dem Stadtrat Heinrich Ochs dahingegangen, der ein Alter von 65 Jahren erreichte. Er bekleidete eine ganze Reihe von Ehrenämtern und bewies namentlich als Bezirksbrandmeister große Sachkenntnis. Auch als Ornithologe genoß Ochs, der ein großer Naturfreund war, einen Ruf und war als solcher Mitarbeiter an verschiedenen Fachzeitschriften.

Eingegangen:

Dr. Christian Waas, Die freie Reichsstadt und Reichsburg Friedberg in der Wetterau beim Untergang des alten Reiches. Friedberg (C. Scribas Buchhandlung) 1907.

Bücherschatz des deutschen Dorfboten. Hrsgeg. von Heinrich Sohnrey. Band IV: Du mein stilles Tal. Neue Geschichten vom Heimatacker. Von Heinrich Naumann. Berlin SW. 11 (Deutsche Landbuchhandlung) 1908. Preis geb. 1,50 M.

Oskar Schwindrazheim, Kunstwanderbücher. I. Bändchen: Unsere Vaterstadt. Mit 24 Aufnahmen des Verfassers. 126 Seiten. Hamburg (Gutenberg-Verlag) 1907. Preis geh. 1.20 Mark, geb. 1.80 Mark.

Aus einem Lenz und Sommer. Gedichte von Wilh. Neuhaus. Enger, Westf. (Verlag von Heinr. Kuhlmann) 1908.

Das Magazin. Monatsschrift für Literatur, Musik, Kunst und Kultur. 77. Jahrgang. Nr. 5. Schriftleitung Herward Walden. Jahresbezug 6 Mark, Einzelnummer 50 Pfg.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Jahrgang 1907/08. Nr. 5. Erscheint jährlich 12mal. Preis vierteljährlich 1 Mark, Einzelheft 40 Pfg.

Antiquariatskatalog Nr. 43 von Ernst Frensdorff, Berlin SW 11. Sagen, Märchen, Legenden, Sprichwörter, Theater, Musik.

Die J. Rickersche Universitätsbuchhandlung (Ernst Legler) in Gießen veröffentlicht soeben einen Antiquariatskatalog, der die Abteilung Kriegswissenschaft, Kriegsgeschichte und Militaria aus der hinterlassenen Bibliothek des bekannten Historikers W. Oncken enthält. Das Verzeichnis ist reich an seltenen Schriften, es umfaßt Originaldrucke aus der Zeit des siebenjährigen Krieges und der französischen Revolution, Werke über die Theorie und Praxis der Kriegswissenschaft, die Technik des Kriegshandwerks und die Geschichte der deutschen Kriege vom 30jährigen bis zu dem von 1870—71, ferner der deutschen und französischen Revolution, Schriften über Friedrich den Großen und Napoleon, sowie Regimentsgeschichten.

An Interessenten wird der Katalog auf Verlangen gratis verschickt, ebenso wie die drei Vorläufer über deutsche und außerdeutsche Geschichte und Hassiaca.

Personalien.

Verliehen: dem Baugewerkschul-Oberlehrer Redlich zu Kassel der Charakter als Professor.

Ernannt: der Regierungsbaumeister Rüdiger zu Bad Nenndorf zum Kgl. Landbauinspektor; die Regierungsbaumeister Möckel zu Homberg und Trümpert zu Fulda zu Kgl. Kreisbauinspektoren; die Rechtsanwälte Landgrebe und Weis I zu Notaren; Hülfsbibliothekar an der Murhardschen Bibliothek Dr. Legband zu Kassel zum Bibliothekar (ab 1. April).

Versetzt: Landgerichtssekretär Lich zu Kassel an das Amtsgericht und Amtsgerichtssekretär Biesel zu Kassel an das Landgericht daselbst.

Berufen: Kammerherr Rabe von Pappenheim auf Liebenau als Mitglied in den Gesamtwasserstraßenbeirat.

Überwiesen: Regierungsrat v. Helmolt zu Gumbinnen der kgl. Regierung in Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung; Regierungsassessor von und zu Gilsa zu Beuthen dem Oberpräsidium in Kassel.

Übertragen: dem Regierungsassessor Dr. Plate zu Kassel die kommiss. Verwaltung des Landratsamtes im Kreise Fallingbostel; dem Oberförster Meyer zu Kassel die Oberförsterstelle Nemonien (Königsberg).

Geboren: ein Sohn: Hauptmann v. Minckwitz und Frau Erna, geb. Holleben (Kassel, 3. März); Dr. Göring und Frau Frida, geb. Stöcker (Rotenburg a. F., 7. März); — eine Tochter: prakt. Arzt Dr. Ewald und Frau, geb. Güngerich (Wolfhagen, 20. Februar); G. Tscherter und Frau Marie, geb. Voepel (Karlsruhe, 1. März); Regierungssekretär Wilhelm Prinz und Frau Helene, geb. Ludwig (Kassel, 9. März).

Gestorben: Frau Berta Duncker, geb. Ernst, 85 Jahre alt (Marburg, 27. Februar); Pfarrer i. P. Friedrich Clotz, 92 Jahre alt (Queck, 4. März); Frau Berta Sophie Coester, geb. von Bischoffshausen (Kassel, 4. März); Sanitätsrat Dr. W. Niemeyer (Rinteln, 5. März); Frau Luise Schröder, geb. Schmitt, Gattin des Gewerbeinspektors Dr. Schröder, 36 Jahre alt (Fulda, 5. März); Privatmann Karl Sinning, 83 Jahre alt (Kassel, 5. März); Amtsgerichtsrat Emil Burchardi, 62 Jahre alt (Kassel, 5. März); Kgl. Kriminal-Polizeiinspektor a. D. Bernhard Kallmeier, 84 Jahre alt (Kassel, 5. März); Pfarrer emer. Georg Bippart, 73 Jahre alt (Wanfried, 7. März); Stadtrat Heinrich Ochs, 65 Jahre alt (Kassel, 9. März); Gymnasial-Oberlehrer a. D. Friedrich Vilmar, 72 Jahre alt (Kassel, 9. März); Kapitän Franz Robert Range, 42 Jahre alt (auf der Fahrt vom Kongo nach Antwerpen, 10. März); Privatmann Friedrich Engelbrecht, 67 Jahre alt (Kassel, 11. März); verw. Frau Dr. Josephine Steeg, 63 Jahre alt (Marburg, 11. März); Kgl. Baurat a. D. Ernst Boesser, 70 Jahre alt (Kassel, 13. März).

Briefkasten.

v. A. in Marburg. K. D. in Alsfeld. Mit Dank bestätigen wir den Empfang der Manuskripte, die wir zum Abdruck bringen werden.

G. A. M. in München. M. H. in Stockholm. Sendung erhalten. Herzlichen Gruß!

S. in Wanfried. Ein solcher Artikel wäre uns recht erwünscht, wir bitten ihn aber möglichst kurz zu fassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

Hierzu eine Beilage betr. **„Chronik von Niederzwehren“** von Lehrer **Usbeck.**



№ 7. XXII. Jahrgang. Kassel, 2. April 1908.

Über das Kirchspiel Weißenstein.

Schilderung des Pfarrers Cuntz zu Kirchditmold aus dem Jahre 1785 (im kgl. Staatsarchiv zu Marburg).

Mitgeteilt von Paul Heidelbach.

Der Verfasser des nachfolgenden Schreibens ist der treffliche Kirchditmolder Pfarrer Joh. Christoph Cuntz, dessen herzbewegliche, in den Drangsalen des siebenjährigen Krieges geschriebene Briefe uns Hugo Brunner (Zeitschr. für hess. Gesch. N. F. 15, S. 147—268) übermittelt hat. Als Sohn eines Pfarrers am 31. März 1718 zu Kirchhain in Oberhessen geboren, kam er 1752 als Pfarrer nach Kirchditmold, wo er am 17. Juli 1804 starb. Unser Schreiben scheint das Konzept gewesen zu sein für zusammenstellende Nachrichten über die Verfassung des Kirchspiels Weißenstein. Cuntz reichte sie, wohl auf Anregung seiner Vorgesetzten, gleichzeitig mit der Rechnungsablage über die beim Weißensteiner Gottesdienst eingenommenen Opfergelder ein und verfehlte dabei nicht, allerlei Wünsche vorzubringen. Alles Weitere geht aus dem Schreiben selbst hervor.

Einige Nachrichten von der Kirchen Verfassung des Kirchspiels überhaubt, besonders von der alten und neueren Einrichtung des Gottesdienst auf dem Schloß Weisenstein.

Das Kirchspiel Weisenstein bestehet überhaubt auß dem Schloß Weisenstein und den Dorfschaften Wahlershausen, Wehlheiden, Rodenditmoll, Kirchditmoll, auch Harleshausen, dieses letztere Dorf gehört eigentlich zum Ambt Ahna, ist aber jedoch von der ersten Stiftung des hiesigen Gottesdienst dem Kirchspiel beygefüget worden, wie auch neuerdings die durchs Kirchspiel gezogene Allee nach Weisenstein und angebauete neue Häußer, welche den Nahmen Weisensteiner Vorstadt erhalten, auch ihren eigenen Bürgemeister und bürgerliche Rechten mit der Ober neustadt Cassell bekommen haben. Jedennoch durch ein hochfürstl. Decret von 1779[1])

[1]) Die genannten nach Kirchditmold eingepfarrten Dörfer wurden durch einen Konsistorialbescheid vom 16. August 1754 zum Beitrag zur Reparation der Uhr in Kirchditmold angewiesen. Die deutschen Anwohner in der Weißensteiner Allee waren vermöge des erwähnten, der Weißensteiner Vorstadt am 15. Januar 1779 erteilten Privilegs, soweit sie auf städtischem Boden wohnten, in Ansehung der Ministerialhandlungen an die Oberneustädter Stadtgemeinde, die übrigen diesseits und jenseits von Wahlershausen zur Kirche in Kirchditmold verwiesen. Jene hatten die Wahl, sich der Stadt- oder einer Dorfschule zu bedienen, diese mußten dagegen, wenn sie jenseits Wahlershausens wohnten, ihre Kinder zur Wahlershäuser Schule, und wenn sie diesseits Wahlershausens wohnten, zur Wehlheider Schule schicken. Den französischen Bewohnern der Weißensteiner Vorstadt war es ohne Unterschied überlassen, sich und ihre Kinder zur Kirche und Schule in Kassel zu halten. (Vgl.

zur Kirche nach Kirchditmoll angewiesen worden. Das nach Kirchditmol angewiesene Antheil von der Weisensteiner Vorstadt nimbt seinen Anfang der Gräntze ohnweit der Casselischen letzten Garten über dem Tauberischen Hauß in der Allee, wo das waßer von der Wachsbleiche[2]) unter einer Brücke quer durch die Allee fält und sich unter dem Weinberg in die Drusell sendet.

An gedachter neuer Brücke ist deßfalß ein Gräntzstein gesetzet worden, der auf der einen seite zeiget, was zur Stadt Cassell gehöret, und auf der andern seite, was zum Kirchspiel nach Weisenstein gehöret.

Über dieses Kirchspiel haben die Hrn. von Dalwig das Jus patronatus, und zwar lediglich der Senior auß der Lichtenfelser Sand und Camps Linie[3]), welcher allein die presentation vor einen neuen Prediger unterschreibt.

Der zeitige Prediger hat seinen Wohnsitz in Kirchditmoll, und zur Haubtbesoldung vier Hufen schlechtes und gutes Land, wovon 2 Hufen leider dienstbahr geworden, die sich järlich in der Dienstbarkeit nach Weisenstein erhöhen und vermindern können, nur von allen Baufuhren nach Weisenstein ist ein Pfarrer gäntzlich durch ein gnädiges Decret von Jhro hochfürstl. Dlcht. neuerdings loßgesprochen.[4])

Die übrigen Besoldungsposten bestehen in einem Zehnten von 10 Rthlr. und 40 Rthlr. baar geld auß dem Kirchenkasten, daneben an accidentien 150 Rthlr., welche in Ansehung der zu haltenten Leichen mit schwer Arbeit verdinet werden müßen, indem ein prediger gehalten ist, einem verstorbenen Kinde von 4 Wochen bis zum 14ten Jahr vor 16 alb. eine öffentliche predigt zu halten.

„Hier wäre zu wünschen, daß durch eine Ver-„ordnung die öffentlichen Leichenpredigten vor Kinder, „welche vor der confirmation sterben, mögten ein-„gestellet werden, aber jedennoch der Pfarrer und „Schuldiener vor die stille Begleitung eben wohl „wie in Cassell sein accidens bekäme. So könnten „doch die Begleiter der öffentlichen Leichen die oft-„mahls von 100 biß 200 Menschen bestehen und „von den Dörfern durch Wind und schlechtes Wetter „gehen müßen ihre Sontagskleider weit länger „erhalten, und alle tagelohner und handwerker ihrem „verdienten Lohne nach gehen."

Weiter hat der Prediger von der ersten Stiftung her nur Sontäglich eine predigt und bätstunden in Kirchditmoll zu halten. Das Schloß samt allen Dorfschaften und nunmehro auch der Weisensteiner Vorstadt sind verbunden allda zu erscheinen. Alle Leichen groß und klein auß sämtlichen Kirchspiel gehören auf den Kirchditmollischen Kirchhof.

Der Pfarrer ist nicht verbunden, die Leichen auß den Dörfern abzuhohlen, sondern er nimbt die Leiche bey dem Eingang des Dorfs Kirchditmoll in empfang und führet sie mit Klang und Gesang zum Kirchhof, gehet alßdann an die Kirche und hält eine Leichpredigt. Nur es wird auch erlaubt, gegen ein besonderes accidens, daß vom Schulmeister in Kirchditmol die Leiche von gedachten Dörfern mit Schülern abgehohlet wird, welches diejenigen zu thun pflegen, die sich vor andern wollen sehen laßen, wie dann überhaubt alle accidentien, und uhr alte Besoldungsposten auß dem sämtlichen Kirchspiel dem hiesigen Schulmeister, der eigentlich vor alters der Cantor genant wurde, zuständig sind. Ferner alle Copulationen und taufactus gehören in die Kirche nach Kirchditmoll — da aber die Eltern wegen ihrer Kinder öfters Kränklichkeit und schlechtes Wetter mit andern Umständen vorstellen, besonders, wann die gevatter von entferntern Dorfe Soldaten oder Bedinte sind, welche nicht zur bestimmten Zeit in der Kirche erscheinen können, So geschiehet es gar zu oft, daß mann die Kinder in den Häußern tauft, wozu ein Pfarrer sich ein pferd halten muß, indem im Umcreiß in 4 Dörfern zugleich taufen vorfallen.

Auf allen Dörfern in ihren kleinen Kirchen außer in Harleshausen, welches keine Kirche hat, werden Sontäglich Bätstunden von den Schuldienern gehalten, welche in neuern Zeiten von den Gemeinden auß ihren eigenen Mitteln zur haltung der Schulen angenommen worden.[5]) Doch aber nur so weit, daß die Kinder vor der Confirmation zwey Winter (das ist) von Michaeli biß Ostern, nach der Kirchditmollischen Schule zu gehen schuldig sind.

Diß wäre demnach die sehr kurtze Nachricht von der Kirchen Verfaßung in Kirchditmoll — was aber der alte und neu eingerichtete Gottesdienst

Ledderhose, Beiträge zur Beschreibung des Kirchen-Staats der Hessen-Kasselischen Lande. 1781. S. 51.)

[2]) Die Wachsbleiche und Lichterfabrik legte Friedrich II. in den ersten Jahren seiner Regierung an und setzte 1765 Prämien zur Förderung der Bienenzucht und des Wachsverkaufes aus. Sie bestand bis 1790 unter herrschaftlicher Verwaltung, wurde 1790—1810 von Joh. Heinrich Steitz gepachtet und später gekauft. Als dann die westfälischen Domänenkäufe nicht anerkannt wurden, erhielt sie der Eigentümer 1822 in Erbleihe. (Schminke, Beschreibung von Kassel, 1767, S. 315; Lobe, Wanderungen durch Kassel, 1837, S. 169.)

[3]) Vgl. auch Martin, Topogr. Statist. Nachrichten von Niederhessen, III. 2. S. 101.

[4]) Jn einem bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges an den Landgrafen gerichteten Bittgesuch erwähnt Cuntz, daß er 6 Jahre lang sein in der Ernte von 4 Hufen = 125 Ackern bestehendes Salarium verloren habe. (Brunner a. a. O. S. 268.)

[5]) Diese sog. After-Schulmeister hatten (nach Ledderhose a. a. O. S. 52) die Kinder von sieben bis acht Jahren zu unterrichten; ältere mußten die Schule des Hauptorts besuchen.

vom Schloß Weisenstein besonders anbelangt so bestehet solcher in folgendem Verhältniß.

Vor mehr als 170 Jahren[6]) ist vom zeitigen Prediger auß Kirchditmoll im herrschaftl. Schloß zu Weisenstein in dem untersten grosen speiße Saal öffentlicher Gottesdienst gehalten werden.

Es bestand aber derselbe nicht im predigen sondern nur järlich auß 3 bis 4 Bätstunden welche in hohen Sommertagen alda gehalten wurden — weilen nun die dasigen Einwohner nur auß 3 familien bestanden auch auß einigen Knechten und Mägden, so zum Vorwerk gebraucht wurden, so muste die erwachsende Jugend beyderley Geschlechts auß dem sämtlichen Kirchspiel dem Gottesdienst beywohnen und sich daselbst öffentlich catechisiren laßen. — Zu dem Ende wurde bey muhtmaßlicher guter Witterung zu Kirchditmoll nach gehaltener predigt von der Cantzell angekündiget, daß zu Weisenstein nachmittags gegen 1—2 Uhr solte Gottesdienst gehalten werden und daß sämtliche Jugend sich zur Cathechasition [!] einfinden mögten —

Dieser uhralten Einrichtung bin ich von 1758 gefolget, da ich davon den Beschluß machen muste, indem unter Jhro Hochfürstl. Durchlauchten unsern Herrn Landgrafen Friderich der Gottesdinstl. Saal sehr köstlich verbauet wurde, und wegen des öfter aufgeschlagenem Hoflager nicht mehr abzugeben stund, so daß auch wegen der ständigen außzierungen des Schloß kein schicklicher Ort zu unsern betstunden konte angewiesen werden, deswegen einige Jahre die gantze gottesdinstliche Übung eingestellet wurde, wobei ich jedoch meine järliche Besoldung davon erhielt.

Diese bestund damahls järlich in 3 Viertel Korn und in einem Fuder Heu von den Weisensteiner Wiesen, welches ein zeitiger Pfarrer durch seinen eigenen Wagen, so viel er laden konte, abfahren durfte, wovon ich in 1756 den letzten Gebrauch gemacht, habe aber auch leider biß hiehin diesen Besoldungsposten nicht mehr genießen konte[7]), sondern biß auf diese stunde von Hochfürstl. Cammer angewiesen worden, 4 Rthlr. Geld davor anzunehmen.

Bey dieser Abänderung des Gottesdienstes eröffneten Jhro Hochfürstl. Durchlauchten eine weit herlige Gnade vor die vermehrten Einwohner zu Weisenstein, besonders vor sein Hoflager, damit dieselben mit einem öffentlichen Gottesdienst nicht verkürtzet würden. So fasten Höchstdieselben die gnädigste Beschließung, mich alß Prediger zu verordnen, daß ich bey erscheinendem Hoflager sontäglich predigen und alle sonstige actus zu Weisenstein verrichten solte, wogegen Jhro Hochfürstl. Durchlauchten auß hohen Gnaden vor mich eine zufriedene Besoldung gnädigst bestimmen wolten.

Zu dem Ende mußte der damahlige H. geheimbte Raht von Althausen und H. Regierungs [Raht] Robert mir den so gnädigen willen u. Befehl von Jhro Durchlauchten ankündigen und mich darüber vernehmen. Ohngeachtet ich mein Bedenken äußerte solchen wichtigen posten unter meinen Jahren und sonstigen schweren Amtsverrichtungen anzunehmen, so faste ich unter dem göttlichen Beystand die Entschließung, meine Krefte zu samlen, und pflichtmäßig anzuwenden, und die predigt nur Sontäglich zu übernehmen, wann der Hof alda sich aufhalten würde.

Auf diese meine Erklärung bekam ich ohne weitere Ansuchung sogleich ein gnädigstes rescript, vermöge deßen ich zur Besoldung järlich 50 Rthlr. an Geld nebst 3 Viertel Korn und 3 Viertel Gerste solte zu genießen haben. —

Dabeneben erhielt ich vom H. Hofmarschall von Gersdorf und H. Regierungs Raht Robert die Bedeutung, daß ich die gnade haben solte nach gehaltenem Gottesdienst an Hochfürstl. Marschalltafel zu speißen, auch die Zusicherung, daß mir in Zukunft ein angemeßener Caracter werde ertheilet werden, welches letztere biß dahin unterblieben und von mir weiter nicht gesuchet worden.

Auf diese so gnädigen Verfügungen hielt ich ... october 176[8]) meine erste predigt. Weilen nun im Schloß selbst damahlen noch kein schicklicher räumlicher Ort konte gefunden werden, so wurde das neu erbaute herschaftl. Gasthauß[9]) in der besten etage dazu außgesuchet, dergestalt daß ich im großen Zimmer vor einem Tisch, welcher anfänglich mit rohtem Sammet und gold, nunmehro aber mit schwartzem Tuch bekleidet war, predigen muste. Dagegen wurde gerade gegen meinem standplatz über ein kleines Zimmer geöffnet, worinnen sich hochfürstl. personen und übrige hohe ansehnliche herren niderließen.

Nach dieser Einrichtung erhielt ich vom hochfürstl. Consistorio den Befehl zu Weisenstein alle Sonn- und Festtage jährlich durchgängig zu halten in so ferne solches mit der Gemeinde Übereinkunft geschehen konte.

Gegen diese Verordnung übergaben sämtliche Gemeinden eine unterthänigste Vorstellung, und bezeugten, wie sie von Hertzen willig wären, sich darinnen zu fügen, daß zu Weisenstein geprediget würde, wenn gnädigste Herrschaft alda residirte, aber außer diesem Fall, würde es Jhnen zur großen

[6]) Also zur Zeit des Landgrafen Moritz, der kurz vorher das Jagdschloß Weißenstein hatte erbauen lassen.

[7]) Verschrieben statt „können".

[8]) Das genaue Datum, das Cuntz wohl nicht mehr im Gedächtnis war, wird er erst in der Reinschrift ausgefüllt haben. Die erste Predigt fand am 9. Oktober 1768 statt.

[9]) Es war eben gerade fertig geworden.

Last fallen, wenn sie um der wenigen familien willen zu Weisenstein, in ihren Gottesdienstl. Gewohnheiten solten gestöhret werden, da es vor das weitläuftige Kirchspiel fast unmöglich sey, sontäglich früh auf gewiße stunden den Gottesdienst anzufangen, da oft Wind und Wetter den Hingang zur Kirche vorschrieben und bey vielen darzwischen kommenden Sontägl. Leichen viel Zeit erfordert würde, und die überfeld kommenden nicht lange vor der Kirche auf den Prediger warten könten, wann er von Weisenstein zurückkäme und dergleichen noch wichtigerer Einwendung mehr.

Hierauf erhielt ich ein neues rescript, vermöge deßen ich angewiesen wurde bey aufhaltendem Hoflager nur Sontägl. und Festtägl. zu predigen, außer diesem Fall aber nur in Winterzeit zu Weisenstein alle vier Wochen, welcher Verordnung ich biß dahin gefolget bin, wobey ich freywillig die am Sommer sonst zu haltenden bätstunden in 4 predigten verwandelt habe.

Bey dieser neuen gottesdinstl. Einrichtung wurde mir von dem Hrn. Hofmarschall gnaden angedeutet, daß ich den damahligen Hrn. Regierungs [Raht] Robert und H. Raht Geschwind Wohlgeb. alß Oberaufseher oder Kirchen Vorsteher zu erkennen und zu verehren hätte — worauf der H. Regierungs Raht Robert mir befahl, daß die mit dem Klingel Beutel gesamlete Gelder nicht zu unsern Kirchenkasten nach Kirchditmol, sondern auf höhern Befehl nach Cassell an das Findel und Waisen Hauß solten berechnet und dahin abgeliefert werden um so mehr da ich meine besoldung auß hochfürstl. Cassa bekäme.

Des Endes solte der schulmeister die Sontägliche Einnahme genau aufzeichnen, die gelder einnehmen und darüber in duplo eine Rechnung aufstellen, ich aber alß prediger den empfang bescheinigen und dann H. Regierungs Raht Robert zur Einsicht und weiteren Unterschrift vorlegen. Bey dieser Einnahme an Opfergeld muß ich die Bemerkung beyfügen, daß dieselbe anfänglich 3 mahl stärker alß gegenwärtig war. Indem die damahlige noch lebende durchlauchtigste Printzessin Scharlotte nunmehro der höchstseeligen noch zu gedenken dem Gottesdinst pünctlich beywohnete und milde steuren zum Klingel Beutel einlegte, auch außerdem meine verarmten Glieder der Gemeinde auf meine Anzeigung mit sehr milden gaben erquickte. — Überdem so gaben die übrigen Zuhörer reichliches opfer in der Vermuhtung, daß mir dieses opfer alß ein pars Salarii zukommen würde, welche aber nachhero eines beßern unterwiesen wurden. Von obgedachter Einnahme wurde vor der Überschikung an das Weißen Hauß, wie die schon abgelegte[n] Rechnung[en] beweisen ein Abzug gemacht und derselbe zu nöthigen Bedürfnüßen angewendet — dann es fehlete oftmahls vor frömbde Zuhörer an gesangbüchern, auf meine unterthänige Vorstellung wurde es vom H. Regierungs [Raht] Robert genehmiget dergleichen anzuschaffen, und da die ersten wie bekant abgesetzet wurden, so wurden wieder andere angekaufet die auf dem äußern Bande mit einem goldenen Loewen gezeichnet sind damit sie nicht leicht entwendet werden können — hiernächst ist auch Eine neue Kirchen Ordnung und Bibel angekauft wie auch ein neuer Mantel vor mich, indem der meinige durch das öftere tragen gar zu viel noht leiden muste.

Weiter wurde auch dem Schulmeister wegen der Bemühung der Geld Einnahme, und darüber aufzustellenden Rechnung vom Herrn Regierungs Raht Robert ein freywilliges Douceur gegeben, indem derselbe ohnehin von der gantzen Amts Verrichtung järlich nur in 3. Viertel Korn bekombt.

Es wäre zu wünschen, daß uns zum vollständigen Gottesdienst alß zur Verrichtung der heil. Sacramenta anständige Kirchen Gerähte entweder auß HochFürstl. Hof oder sonst durch milde Hände gegeben würden damit auch öffentlich das heil. Abendmahl allhier könte gehalten werden.

Zu dessen Haltung wurden anfänglich Kannen und Kelch von Kirchditmoll herauf getragen, da aber die Gemeinde[n] darüber ihre Meinungen äußerten, so wurden dieße überfeld tragenden gerähte eingestellet, mithin können die mir aufgegebenen actus zu Weisenstein nicht völlig befolget werden und die herrschaftlichen Bedienten sehen sich genöhtiget, sich entweder nach Kirchditmoll oder Cassell zu wenden, welches viele Schwierigkeit und Ungemachlichkeit mit sich führet, mithin verschieben sie ihre Andacht in Ansehung der communion von einer Zeit zur andern — da nun der H. Regierungs Raht Robert darüber verschieden mahle gute Verfügung zu treffen versprach, nunmehro aber der H. Kriegs Raht Geschwind Wohlgebohren überall die Einsicht der Rechnung mit deren Unterschrift gütigst übernehmen wollen, so habe ich mich Dero hohen Wohlgewogenheit und der besten Aufsicht und Beystand zu unsern Weisensteiner Gottesdienstes hirdurch empfohlen und in dieser Absicht diesen Aufsatz unterthänig und pflichtmäßig übersenden wollen alß Ew. Wohlgebohrnen

Meines Hochzuverehrenden
Herrn Kriegs Raht
unterthänig gehorsahmer
Diener
Joh. Ch. Cuntz.

Kirchditmoll d. 22. April 1785.

Der Bildhauer Hans Sautter.

Von Ernst Zöllner, Kassel. Mit Abbildung einer Holzstatuette von H. Sautter.

Der Künstler, den ich die Ehre habe, den Lesern des „Hessenlands“ in dieser kurzen Betrachtung vorzustellen, kommt aus München. Hans Sautter, der heute auf der Höhe seines Lebens, im Vollbesitz gereifter Schaffenskraft steht, hat den Mut gefunden, das lebhafte Kunsttreiben Isarathens mit der Kasseler Einsamkeit zu vertauschen. Vor Jahresfrist hat der Meister die Berufung in ein Lehramt an der Kasseler Königl. Kunstgewerbeschule angenommen und wirkt hier als Vorsteher eines Ateliers für Plastik und speziell für Holzbildhauerei. Eine Ausstellung, die Sautter in der Gewerbehalle veranstaltet, gewährt interessante Einblicke in seinen künstlerischen Entwickelungsgang. Der Meister ist aus der Akademie der Hauptstadt seines bayerischen Vaterlandes hervorgegangen. Er hat sich dort, wie es alle tun müssen, redlich geplagt, die historischen Stile intus zu bekommen. Und als er soweit war, hat er bei einer Konkurrenz unter den Studierenden dieser Hochschule mit einem „Georgsbrunnen“ den ersten Preis errungen. Von dieser Preisarbeit sieht man in der Ausstellung das Modell des Hauptstücks, die auf sechseckigem Unterbau schlank emporstrebende, reichornamentierte Säule, deren Kapitäl die Figur des Drachentöters trägt. Eine tüchtige, logisch durchgeführte, organisch gewachsene Arbeit, ein vollgültiger Beweis, daß der angehende Künstler mit dem überlieferten Formenschatz zu arbeiten gelernt hatte und kompositorische Begabung besaß. Von der Richtung, die Sautter später einschlagen sollte, sagt dieses Werk



freilich noch nichts, aber es zeigt, daß er die Wege studiert hatte, auf denen die Kunst der Vergangenheit ihre Aufgaben gelöst hat. Darin liegt der Wert des Studiums. Nicht was wir schaffen sollen, können uns die Alten lehren, aber die Erfahrungen ihres Weges erkennen und nützen heißt den sicheren Grund zum eigenen Werden und zur Selbständigkeit legen. Allerdings — mancher macht schon am Anfang Halt, bleibt Epigone sein Leben lang und begnügt sich handwerksmäßig und nachahmend auszuschlachten, was er mühsam gelernt hat. Hans Sautter wurde, nachdem er die Akademie absolviert hatte, Mitarbeiter des Professors Balthasar Schmitt in München, und die Aufträge, an deren Ausführung er sich beteiligte, bedingten es wohl, daß zunächst noch archaisierende Tendenzen in seinem Schaffen die Oberhand behielten. Es enstanden Brunnenmonumente, kleine Freifiguren und Werke angewandter Kunst, die sich nach dem Willen der Auftraggeber richteten oder dem an der Tradition gebildeten Geschmack des Publikums entgegenzukommen suchten. In dem katholischen Bayern spielen namentlich die überlieferten Ideale kirchlicher Kunst noch eine bedeutende Rolle. Die Kirche, die sich als ein Stück Mittelalter erhalten hat, bringt diesen ihren Charakter konsequent auch in ihren Bauten und Bildwerken zum Ausdruck. Sie verlangt Renaissancearbeiten, romanischen und gotischen Stil. Als Sautter seine ausgestellte, in Holz skulptierte Madonna mit dem Kinde schuf, dachte er an seine katholischen Landsleute. In der schön gerundeten, geschlossenen Komposition seiner Madonna ist eine freie Anlehnung an die idealisierende kirchliche Kunst der Renaissance ebenso unverkennbar, wie ein in der Richtung nach mittelalterlichen romanisch-deutschen Vorbildern archaisierendes Streben in dem „Weihwasserbecken" des Künstlers. Das Becken ist als Flächenornament gearbeitet, und seine Bestimmung sich der Innenarchitektur einer Kirche einzuordnen, ist ohne weiteres ersichtlich. Auch den Formen anderer kunstgewerblicher Gegenstände hat Sautter, wenn es ihrem Zwecke dienlich erschien, eine streng architektonische Stilisierung zu teil werden lassen. Wie z. B. seinen aus Holz geschnittenen Leuchtern, bestehend aus Figuren von kegelförmigen Aufbau, die, oben als Karyatiden ausgebildet, die tellerförmigen Halter tragen, die zur Aufnahme der Kerzen dienen. Die Figuren dieser Leuchter sind zugleich Schmuck aber auch wesentlicher Bestandteil des Gebrauchsgegenstandes.

Doch wenden wir uns nun von diesen Erzeugnissen einer Zierkunst, die in so erfreulicher Weise die Forderungen der Sachlichkeit mit denen der Schönheit verbindet, den Hauptarbeiten Sautters zu. An seiner Madonna mit dem Kinde sahen wir ihn dem Ideal der Renaissance nacheifern, jenem Ideal des Fertigen und Vollkommenen, das die Renaissance von der Antike übernommen hat. Allein Sautter hat sich nicht auf diese Richtung eingeschworen. Er bejaht fürderhin stärker den Geist der Zeit, der er selber angehört. Und diese Zeit hat auch in der Plastik ein neues, dem Ideal der Renaissance völlig entgegengesetztes eingeführt: Das Ideal des Wahrheitsuchens im engeren Anschluß an die Wirklichkeit, das Ideal einer ewigen, in stetigem Flusse begriffenen Entwicklung, eines Emporstrebens zu immer höheren Graden der Vollendung. Die Spuren dieses Strebens werden nicht mehr verwischt, sie bleiben als dessen ehrliche Merkmale bestehen, sie sind ein offenes, stolz-bescheidenes Eingeständnis, daß der Künstler sich der Endlosigkeit seines Mühens vollauf bewußt bleibt. An die Stelle des ausglättenden, alle Spuren der Hand austilgenden Vortrages tritt eine dem malerischen Impressionismus nahe verwandte Bildnerei, die zum Ausdruck bringen will, daß es keine absolute Formen gibt, daß das Licht und die Luft, die vibrierend die Gegenstände umspülen, diese in jedem Momente zu andern Erscheinungen machen. Und nicht die Dinge an sich, von denen wir nicht einmal etwas wissen (Kant), sondern nur den Eindruck dieser Dinge vermag ja die Kunst wiederzugeben. In diesem Sinne wird also das, was wir gemeinhin als Skizze bezeichnen, eigentlich die höhere Wahrheit, gegenüber dem scheinbar völlig „ausgeführten" Kunstwerk. Bestimmend für den Grad der „Fertigkeit" bleibt eben immer letzten Endes die Persönlichkeit des Bildners, die Art, wie seine Individualität auf den Natureindruck reagiert hat.

Ich habe versucht hier die Stellung zu präzisieren, die man einnehmen muß, um einige Arbeiten Sautters voll zu würdigen, die dem mit modernen Kunstströmungen wenig Vertrauten leicht den Schein der Unfertigkeit erwecken können. Es sind dies neben kleinen Holzfigürchen, seinen Kabinettstückchen einer Kunst pikanten Andeutens, vor allem die Statuetten „Bergsteiger" und „Bergsteigerin". Ein außerordentlicher Grad von Leben, von latenter Bewegung steckt in diesen impressionistisch behandelten Figuren. Jede Form an diesen Gestalten ist ein klarer, sprechender Ausdruck physischer Funktionen. Der Bergsteiger, der sich als siegreicher Überwinder eines hohen Gipfels auf seinen Eispickel stützt, die Bergsteigerin, die sich aufgerichtet an ihren Alpenstock lehnt, sind in ihren Gesamtumrissen von monumentaler Ruhe, und doch hat man nicht nur den Sinneseindruck, daß hier eine Körperstellung fixiert ist, man erhält eine Vorstellung der Bewegung, die diese Stellung im Augenblick herbeiführte und empfindet darüber hinaus die innere Spannkraft gelenkiger, beweglicher Organismen, die im nächsten Moment die Haltung der Körper wieder verändern kann.

Es wäre interessant, das Bewegungsproblem an den übrigen Plastiken Sautters weiter zu studieren, doch muß ich aus Gründen der Raumökonomie nunmehr zu einem anderen Moment übergehen, das in einem Teile seiner Arbeiten gleichfalls eine wichtige Rolle spielt. Es handelt sich um die Anwendung eines in der Bildhauerei viel umstrittenen malerischen Prinzips. Unser Künstler ist nämlich mehrfach dazu übergegangen, mit einem naturwüchsigen Realismus durch die Farben selbst den lebendigen Eindruck seiner Plastiken noch zu steigern. In seinem Polychromierungsverfahren ergänzen sich Beizung und Übermalung des Holzes. Mit Vorliebe läßt der Künstler das dekorative Element bei der Gestaltung von Motiven walten, die er aus dem Volksleben oder der Volkssage geschöpft hat. So bei seinem originell aufgefaßten, mit fast grotesker Beinstellung weit ausschreitenden „Rübezahl" und vor allem bei dem „Hochzeitlader", der hier den Lesern — allerdings ohne das frische bunte Kolorit — im Bilde vorgeführt wird. Wer den Hochzeitlader nicht im Lande selbst kennen gelernt hat, dem ist er vielleicht durch die Komödien der in aller Welt umherwandernden Oberbayrischen Bauerntheater eine vertraute Erscheinung geworden. Der Hochzeitlader ist ein Typus und trägt sich vorschriftsmäßig. Geputzt wie ein „Pfingstochse" kommt er gravitätisch daher mit einem Korbe voll bunter Blumen, von dem dicke Girlanden herunterhängen, mit Bändern an der Brust, einem Sträußlein am Hute und im Knopfloch und einem langen Stecken, an dem ebenfalls ein bunter „Busch'n" befestigt ist. Die Sautter'sche Statuette ist von verblüffender Wirklichkeitstreue, und die derbe bajuvarische Stammeseigenart, der behagliche süddeutsche Humor kommen darin aufs glücklichste zur Geltung. Wie beim „Rübezahl", so paart sich auch beim „Hochzeitslader" der farbige Realismus mit einer breiten Behandlung der Formen. Doch ist die Ausführung wieder eindringlicher detaillierend als bei den vorhin erwähnten impressionistischen Plastiken, die — rein künstlerisch betrachtet — in der Hauptsache darauf ausgingen, das Charakteristische einer Stellung, das Momentane einer Bewegung festzuhalten. Und bei der größten seiner ausgestellten Kompositionen, bei der famosen „Sieben Schwaben-Gruppe" geht Sautter unter Verzicht auf die Farbe wieder entschlossen zu einer weniger realistischen, stärker ausglättenden und abrundenden Behandlung der Formen über. Hierbei war wohl die Rücksicht maßgebend, die Gruppe der in einem drolligen Durcheinander angeordneten lustigen Märchenschwaben nicht unruhig wirken zu lassen und Verzerrungen zu vermeiden. An der Komposition interessiert besonders die Konzentrierung der Hauptmasse auf einen Mittelpunkt, von dem aus das ganze ulkige Gestaltendurcheinander nach allen Seiten Bewegung erhält. Die Gruppe ist aus Lindenholz geschnitten, ehrlich und materialgerecht gearbeitet, wie alles, was uns diese Ausstellung zeigt. Sautters Kunst stützt sich auf eine gediegene handwerkliche Grundlage, auf ein völliges Vertrautsein mit dem Material, aus dem er schafft. Dieser Punkt deucht mir wichtig genug, wenigstens am Schlusse dieser Betrachtung erwähnt zu werden, aus der man ersehen möge, daß Kassel und seine Kunstgewerbeschule in Hans Sautter einen Meister von bedeutendem Können, reicher Gestaltungsfähigkeit und kraftvoller Eigenart gewonnen hat. Von seinem Wirken als Lehrer und von seinen öffentlichen Ausstellungen darf man zweifellos für das hessische Kunstleben fruchtbare Anregungen und Förderungen erwarten.

Die Wase.

Dörfliche Skizze von M. Brehm.

(Schluß.)

Annlies vermochte kaum ihren zahlreichen Obliegenheiten gerecht zu werden. Bleich und überwacht sah sie sich von einer Beschickung zur andern gehetzt. Aus dem Milchkeller eilte sie in die Küche, um für die Zurichtung des Hochzeitsmahls zu sorgen. Dann mußte sie in der Stube die ankommenden Gäste begrüßen und den üblichen Imbiß von Schnaps und Kuchen reichen. Aus der Stube wurde sie nach oben geholt, um Lieschen den Lappen zu stecken, das Nuster [1]) zu binden und das Kränzchen aufzusetzen. Dann ließ Schröder sie rufen, damit sie ihm in den Gehrock helfe und den struppigen Zylinder glätte. Als sie wieder in der Küche war und den „dicken Reis" aufs Feuer bringen wollte, kam Lieschen im Brautstaat zu ihr.

„Wase, ben ich denn goat so?"

Annlies sah sie mit traurigen Augen an. „Gewiß bist De goat so!"

„Wutt Dee Uch denn nach nit andoo, Wase? Es lutt joa bäle in de Kerchen!"

„Ich geh nit meet in de Kerchen!"

Lieschens Kindergesicht verzog sich zum Weinen. „Woas, nit meet in de Kerchen wutt Dee?! Ich ha' ken Mutter nit und Dee wutt nit meet in de Kerchen!"

[1]) Kette aus Gold- und Silbermünzen.

„Ich muß bach koche!“ rief Annlies abwehrend in heißer Angst.

„Das kann Wase Annemarte gedoo. Nä, Wase, Dee mut meet — was sunn denn de Liete spreche, wenn Dee dehaimen bliewet?!“

Annlies drückte sekundenlang die Hände auf die brennenden Augen und eilte an Lieschen vorbei nach oben. Es wurde ihr nichts geschenkt — auch das mußte sie auskosten, ihn vor dem Altar stehen zu sehen. Lieschen hatte recht — was würden die Leute sagen, wenn sie daheim bliebe! — —

Als die Glocken zum Vormittagsgottesdienst ausgeläutet hatten, setzte sich der Hochzeitszug nach der Kirche in Bewegung. Voran schritt das Brautpaar, nach ihm ging Schröder mit seiner Schwester. Dann folgten die Gäste, erst die älteren, danach die jungen Leute.

Lieschen nahm vor dem Altar, im Brautstand, Platz, Jorje ging mit den Männern in den Chor.

Annlies saß mit den andern Frauen und Mädchen in der Nähe des Brautstandes. Ihre Augen gingen von Lieschens grünem Kranze in den Chor hinüber, wo Jorje saß, nicht wie ein stolzer, glücklicher Freier, sondern mit gesenktem Haupte, die Augen zu Boden geschlagen. Fürchtete er ihrem Blicke zu begegnen?

Sie sah von ihm fort, nach oben, und während ihr das Herz in bitterem, nagendem Schmerze brannte, verfolgten ihre Blicke die Umrisse der Regenflecke im alten, hellgrünen Anstrich des Kirchenhimmels. In der wohltuenden Ruhe hier im Kirchenstuhl lösten sich ihre übermüdeten Glieder, schlaff lagen ihr die Hände im Schoß. Aber über ihre Sinne legte es sich wie ein Nebel. Orgelklang und der Gesang der Gemeinde wurden ihr zum Brausen eines mächtigen Wassers, das sie an sich vorüberfluten sah. Und in den Wirbeln dieses Wassers sah sie all ihr Erleben und Empfinden verkörpert, greifbar vor sich, ihre vertrauerte Jugend, ihr spätes Glück, ihr schmerzliches Erwachen aus einem kurzen, seligen Traum. — Die Worte des Predigers drangen nicht bis zu ihrer Seele, sie schlugen an ihr Ohr wie Wasser an totes Gestein.

Als der Gottesdienst beendet war, trat der Geistliche nochmals vor den Altar. Jorje und Lieschen standen von ihren Sitzen auf und stellten sich vor die Stufen des Altars. Die Braut stand dicht neben dem Bräutigam, damit „im Leben nichts und niemand zwischen sie treten könne“.

In Annlies’ starre Augen kam Leben, fest hafteten sie auf dem ungleichen Paare, das sich da fürs Leben verbinden wollte. Aber während der Geistliche seine die Handlung begleitenden frommen Worte sprach, erstand vor ihr ein wenig heiliges Bild: Sie mußte an das Gespann des Nachbars, des Schneiders, denken, wenn er, um sein bißchen Land zu pflügen, sich eines von Schröders stattlichen Pferden lieh und es neben seine kleine magere Kuh spannte. — — —

Im Hochzeitshause wurde das Brautpaar von Musik empfangen. Die Tafel war in der Wohnstube durch die ausgehobene Tür bis in die Hinterstube gedeckt. Für das Brautpaar war kein Gedeck aufgelegt, es mußte, der Sitte gemäß am Ofen stehend, von einem Teller essen, den der Bräutigam hielt, die Suppe sowohl wie das Fleisch und den dicken Reis. Jorje schienen die paar Bissen, die er zum Munde führte, sauerer einzugehen als je eine Arbeit seines Lebens. Scheu und unsicher gingen seine Augen nach der Tür, so oft Annlies eine neugefüllte Schüssel hereingab, und all die gutmütigen und derben Späße, die er über sich ergehen lassen mußte, vermochten nicht, den Schein eines Lächelns auf sein heißes Gesicht zu rufen.

* * *

Annlies hatte das Abendessen hinausgeschickt und stand nun müde und abgearbeitet in der heißen Küche. Sie fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über das glühende Gesicht und sah sich nach einem Sitze um, aber alle Stühle waren für die Abendtafel auf den Hof hinausgeschleppt worden. So ging sie mit schweren Füßen die Treppe empor in ihre Kammer. Hier ließ sie sich auf den Rand ihres Bettes nieder. Durch die geöffneten Schiebefenster schallte die Musik herein, die zum Essen aufspielte, allerlei lustige und traurige Weisen.

Die Hühner beißen sich,
Die Mannsleut’ schmeißen sich,
Mein Schatz ist bös mit mir,
Was fang’ ich an?

erklang es eben. Annlies stand auf und steckte den Kopf aus dem Fenster, aber auch hier, auf der dem Hofe abgewandten Seite des Hauses, hörte sie es noch: „Mein Schatz ist bös mit mir — Was fang’ ich an?“

Es war ein warmer, friedevoller Abend, kein Windhauch war zu spüren. Über dem Weißner schwebte die silberne Mondsichel, schon ihrem Untergange nahe. Aus dem Gemäuer der alten Kirche drang auch heute in kurzen Pausen der leise klagende Ruf des Käuzchens herüber. Vom Hofe her erklang das Schwatzen, Singen und Juchzen der Schmausenden wie ein fernes Brausen. Und dazwischen murrte es in tiefen, langgezogenen Tönen — — „Das oarme Veeh! Das hät nach nischt kregen!“ sagte sich da Annlies und empfand plötzlich wieder ihre frühere Tatkraft. Sie eilte die Treppe hinab über den Hinterhof zum Kuhstall. Alle Häupter wandten sich ihr zu, als sie die Tür öffnete, und das Brummen tönte ihr verstärkt, wie vorwurfsvoll, entgegen. Sie

fühlte mit der Hand in die Krippen, sie waren trocken, und im Zwielicht sah sie, daß die Raufen leer waren. „Nischt kregen —" wiederholte Annlies unwillig, „schun zu Mittage nit!" Sie ging in die Scheuer hinüber. Sie erklomm die senkrecht befestigte Scheunenleiter und trat in den ersten Stock hinein. Hier lag kein Futter mehr, und sie mußte höher klimmen. Wie schwer ihr das wurde! Sie war nicht mehr gewöhnt, die Scheunenleiter zu steigen. Die Müdigkeit von vorher hatte sie wieder überkommen, und beim ängstlichen, wägenden Abwärtsschauen packte sie der Schwindel. Mit unsichern Händen tastete sie sich weiter aufwärts und schwang sich mit zitternden Gliedern um den Leiterbaum in den zweiten Stock hinein. Drinnen stand sie keuchend mit geschlossenen Augen gegen die Leiter gelehnt. Wie ihr das Herz klopfte, wie das Blut ihr gegen die Schläfen schlug, wie es ihr in den Ohren brauste und tobte! Dumpf, wie von weit her, klang das Lärmen der Hochzeitsleute, und über das Lärmen und Brausen heraus hob sich schrill die Melodie der Fiedeln und der Klarinette:

Die Hühner beißen sich,
Die Mannsleut' schmeißen sich,
Mein Schatz ist bös mit mir —
Was fang' ich an?

Und während das Blut in Annlies' Adern sich mählig beruhigte und das Brausen abschwoll, ward der Schmerz um ihre verschmähte, verratene Liebe, um ihr verfehltes, hoffnungsloses Leben wieder übermächtig in ihr. Sie wand sich in bitterer Qual, sie biß sich die Lippe, sie hätte die Leitersprosse zerbrechen mögen in ihren geballten Händen. Und dann, wie ihre Kräfte nachließen, ward es auch stille in ihrer Seele.

Matt, halb ohnmächtig lehnte Annlies an der Leiter. — — In der Stunde, in der die Seele der irdischen Bande ledig werden soll, wird sie hellsehend.

Wie Annlies da im tiefen Dämmerdunkel stand, schwanden ihr Zeit und Raum, die Gegenwart versank und die Zukunft lag offen vor ihr. Sie sah den Bruder ungepflegt und ungewartet, verbittert, zerfallen mit den Seinen vorzeitig ins Grab sinken. Sie sah Lieschen als schwache, sorgenvolle Mutter, als kränkelnde, verschüchterte Gattin. Sie sah sie als mühselige, ihrer Aufgabe nicht gewachsene Hausfrau. Und sie sah die junge Frau der Bürde des Daseins ledig auf dem Schragen liegen. Und auch Jorje sah sie. Er ertrug Lieschen als eine Last, die mehr Geduld als Kraft erforderte, und der frühe Tod seines Weibes warf ihn nicht nieder. Sie sah ihn wieder vor dem Altar stehen. Aber nicht wie heute, mit gesenktem Haupte, verlegen, als Empfangenden, sich innerlich gedemütigt Fühlenden, sondern als stolzen, selbstbewußten, als — gemachten Mann, der seine neue Braut sich selbst und in Ansehung des eigenen Wertes gewählt hatte.

Ein Juchzer gellte herein und rief Annlies' wandernde Seele in die Gegenwart zurück.

Sich aufrichtend blickte Annlies um sich — sie hatte ja das Vieh füttern wollen! — und sank doch wieder in sich zusammen, unfähig, ihrer Traumbefangenheit sich zu erwehren.

Und es war ihr, als rühre eine fremde, dunkle Macht sie an und löse ihre klammernden Hände von der Leiter und zöge sie fort, weit fort in unbekannte, unbegrenzte, geheimnisvolle Fernen, in denen alles Sehnen und Hoffen und Dulden aufhört — in denen es kein Vorwärtsschauen mehr gibt und alles Erinnern erlischt. — —

— — — — — — — — — — — — —

Schröder wurde es draußen bei der Hochzeitsgesellschaft unbehaglich, er sehnte sich nach Ruhe. Er ging ins Haus, um sich von Annlies das Bett herrichten zu lassen. Aber Annlies war nicht zu finden. Er ging aus der Stube in die Küche, aus der Küche in die Nebenstube. Er schickte einen Boten die Treppe empor — auch oben war Annlies nicht. Nun ging er auf den Hinterhof, dort schlug ihm das Toben der hungrigen Schweine entgegen. Er ging in den Kuhstall und fand, daß auch hier noch nicht gefüttert war. Nun wußte er, daß Annlies sich in der Scheune befand.

Die Scheunentür stand offen. „Annlie!" rief Schröder hinein. Keine Antwort. Langsam tappte er in den dunklen Raum hinein. Da stieß sein Fuß an einen Gegenstand, der der Berührung nachgab und doch liegen blieb — —

So jäh schoß Schröder das Blut in das kranke Herz, daß er nach Atem schnappen mußte. Und dann schlugen ihm die Zähne in Frost und Schauder aufeinander, als komme ihm der Lebensborn gefroren in die Adern zurück. — — —

Es dauerte geraume Zeit, ehe Schröder um Hilfe zu rufen vermochte. Seine heisere Stimme wurde erst vernehmbar, als die Musik schwieg und der Tanz aussetzte. Und dann rannten alle in die Scheune — ein Licht, das man vom Schwippboden heruntergerissen, zeigte etwas Gräßliches — Annlies lag mit gespaltenem Schädel, mit zerschmetterten Gliedern auf dem Estrich. Und während Schröder Töne ausstieß, die an das Brüllen eines Stiers erinnerten, Lieschen sich kreischend auf die Wase warf und Jorje abseits stand, schaudernd, unfähig, das Furchtbare zu fassen, erhob sich ein Zischeln und Raunen.

„Das ha' ich me glich gedoacht" — „das mutte joa so kumme" — „das kunne me joa gewisse" — „das hätt's gedonn, wiel's den Jorje nit krejen hätt."

Aus Heimat und Fremde.

Ernennung. Prinz Friedrich Karl von Hessen wurde zum Oberst und Kommandeur des 1. Kurhessischen Infanterieregiments Nr. 81 in Frankfurt a. M. ernannt, bei dem er seit dem 1. Juli 1899 steht.

Pensionierung. Am 31. März trat der Eisenbahndirektionspräsident Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ulrich in den Ruhestand, nachdem er 13 Jahre hindurch an der Spitze der Kgl. Eisenbahndirektion Kassel gestanden hatte. In diesem kurzen Zeitraum hat sich das Eisenbahnnetz unseres Direktionsbezirks zugunsten der wirtschaftlichen Verhältnisse Hessens um 224,60 Kilometer erweitert. Eine durchgreifende Erweiterung erfuhren auch die Bahnhofsanlagen des Direktionsbezirks, der Umbau des Kasseler Bahnhofs nahm allein drei Jahre in Anspruch. Somit wird denn die Erinnerung an die Verdienste Ulrichs eine langdauernde sein.

Seinen 70. Geburtstag beging der zu Kassel geborene Professor der Physik Dr. Ernst Gerland, der seit 20 Jahren an der Clausthaler Bergakademie wirkt, nachdem er zuvor als Dozent an der Universität Leyden und als Lehrer an der höheren Gewerbeschule in Kassel tätig gewesen war. Die Studierenden der Kgl. Bergakademie brachten ihm einen Fackelzug dar, dem sich ein zwangloses Zusammensein anreihte.

Hessischer Geschichtsverein. Am Nachmittag des 19. März fand unter außerordentlich zahlreicher Teilnahme eine Besichtigung der Kasseler Brüderkirche durch die Mitglieder des Hessischen Geschichtsvereins statt. Die Wahl der Redner war eine sehr glückliche. Zunächst sprach Superintendent Wissemann-Hofgeismar in der bei ihm gewohnten anschaulichen und fesselnden Weise über die Geschichte dieses Gotteshauses der ältesten Gemeinde Kassels; er wies die beiden wichtigen Ströme nach, die bei der Entstehung dieser Kirche in Betracht kamen, indem er, überall das wesentliche unterstreichend, ein Bild gab von der Entwickelung der Stadt Kassel und weiter von der Entwickelung des Karmeliter-Ordens, dem Kassel die Brüderkirche, als die ehemalige Klosterkirche vom Berge Karmel, verdankt (1376). Am Schlusse dieses eindrucksvollen Vortrages wies Redner noch auf die ausgestellten Taufgeräte und Abendmahlsgefäße hin; eine der Kannen wurde z. B. gestiftet von der Gattin des Hofrentmeisters Johann Konrad Rumpel, Amalie Elisabeth, des Regierungsrats d'Orville Tochter, die später mit dem Kanzler Goddaeus vermählt war, dem sie auch das schöne jetzt Schlafkesche Haus in der Wildemannsgasse zubrachte; zwei andere Kannen stiftete der Handelsherr Lindeloh. Zum Schluß wies Redner auf eine Handzeichnung Adolf Menzels hin, die dieser Ende der 40 er Jahre hier in Kassel anfertigte und die den Blick auf Brüderkirche und Marställerplatz darstellt. Der zweite Redner, Landbauinspektor Dr. phil. et ing. Holtmeyer stellte zunächst eine Vergleichung an zwischen der Brüderkirche und der im Vorjahre vom Verein besichtigten Martinskirche. Bei St. Martin haben wir einen gewaltigen Bau, der sich überall herrschaftlich präsentiert, dessen Hauptfront an einem großen freien Platz liegt, hier aber einen völlig eingebauten verhältnismäßig kleinen Bau, der zu keiner Zeit zu irgend welcher Wirkung gelangt ist; dort die Kirche einer reich aufblühenden Stadtgemeinde, hier das bescheidene schlichte Bethaus von Bettelmönchen. Redner schilderte dann eingehend die Rolle, die die Karmeliter, in deren Reihen niemals eigentliche Architekten waren, in der Bau- und Kulturgeschichte einnahmen, ging dabei kurz auf die Baugeschichte der älteren Orden überhaupt ein und konstruierte den Gegensatz zwischen der Architektur der älteren Kongregationen und der der Karmeliter, um dann zur Erklärung der Brüderkirche überzugehen, die eine zweifache Bestimmung hatte; sie war einmal das Gotteshaus der Karmeliter und sodann das Bethaus der Laiengemeinde. In geistvoller Weise suchte er das Bild der ursprünglichen Kirche zu rekonstruieren und machte auf zahlreiche architektonische Einzelheiten (Tympanon, Sakramentnische usw.) als auf geringe, aber interessante Denkmäler einer entschwundenen Kultur aufmerksam. Auch diesem Redner sprach der Vorsitzende den wohlverdienten Dank des Vereins aus. Eine Besichtigung im einzelnen schloß sich an. Die in der ungeheizten Kirche herrschende Kälte zwang leider zahlreiche Zuhörer, auf einen Teil der Vorträge zu verzichten. In Zukunft würde sich bei entsprechender Jahreszeit eine Heizung der zu besichtigenden Kirche sehr empfehlen.

Die Monatsversammlung des Vereins für hessische Volkskunde fand am 25. März statt. Der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner, wies zunächst auf die Bildung von Arbeitsausschüssen hin, die die einzelnen Zweige der hessischen Volkskunde erforschen sollen, und legte darauf die von Lehrer Usbeck herausgegebene umfassende Chronik von Niederzwehren vor. Danach hielt Dr. Lange den angekündigten Vortrag über die wissenschaftliche Erforschung der Volkstrachten. Eine rationelle

Trachtenkunde als Zweig der historischen Wissenschaft steckt noch in den Anfängen, da nur wenige ihre Ziele richtig erkannt haben. Über die Entstehung der Bauerntrachten ist zunächst festzuhalten, daß sie eine aus älterer Zeit bewahrte Ummodelung der allgemeinen Tracht darstellen. Die wichtigsten Gesichtspunkte für Ziel, Zweck und Methode der Trachtenforschung sind: 1. den Zusammenhang mit der alten Modetracht aufzusuchen und 2. die Entwickelung festzustellen, die die einzelnen Stücke durchgemacht haben. Im Mittelalter war die Mode stabiler als heutzutage. Erst mit dem 16. Jahrhundert setzt ein schnellerer Wechsel ein, seitdem haben wir Volkstrachten, weil das Volk dieser Entwicklung nicht folgen konnte und hinter der Zeitmode zurückblieb. Der archaische Charakter der Volkstracht spiegelt uns also eine untergegangene Welt, und ein sonntäglicher Kirchgang auf dem Lande zum Beispiel vergegenwärtigt uns ein Stück altväterlichen Lebens. Eine wichtige Vorarbeit ist die genaue Bestimmung der heutigen Tracht, wobei vor Mystifikation ländlicher Spaßvögel zu warnen ist, wofür ergötzliche Beispiele angeführt wurden. Zur Wiedergabe im Bilde reicht die Photographie nicht aus, weil die Farben fehlen; eine farbige Reproduktion mit genauer Angabe der Einzelheiten ist unentbehrlich, wie sie in dem vortrefflichen hessischen Trachtenbuche von Justi und in den Trachtenkarten von Ubbelohde gegeben ist. Auch die Sammlung mundartlicher Bezeichnungen von Trachtenstücken ist nötig. Zu beachten ist auch der Wechsel der Farben nach Gelegenheit und Standesunterschied, allen Motiven ist dabei nachzuspüren. Den Schluß würde eine Übersichtskarte bilden. Ist so der Rohstoff bewältigt, muß der Zusammenhang mit der Kostümgeschichte hergestellt, Herkunft und Alter der einzelnen Kostümstücke bestimmt werden. Originalquellen für diesen Teil der Untersuchung sind die Chroniken, Städteordungen, Reisebeschreibungen, Gemälde, Kupferstiche, Bildwerke &c. vom 16. Jahrhundert an, ein unentbehrlicher Führer hierzu der „Katalog der Freiherrlich v. d. Lipperheidischen Sammlung für Kostümwissenschaft“, die Frucht einer langjährigen Arbeit. Als Leitsätze wurden hierfür aufgestellt, daß die Trachten 1. kein einheitliches Ganzes, 2. nicht unverändert seien, wofür mannigfache lehrreiche Beispiele ans dem Marburger Hinterland, dem Bückeburgischen, Münsterländischen und von anderen ausgeprägten Bauerntrachten angeführt wurden. Von großem Interesse sind auch die oft auffallend schroffen Trachtengrenzen, die man meist fälschlich auf ethnographische Verhältnisse zurückgeführt hat, während sie gewöhnlich, wie auch die Mundarten, mit politischen Grenzen zusammenfallen. Auch die konfessionellen Verschiedenheiten sind oft nur scheinbar. So erklärt sich der Trachtenunterschied der katholischen und protestantischen Dörfer um Amöneburg durch die verschiedene Zugehörigkeit zu Kurmainz und zu Hessen. Zum Schlusse besprach der Vortragende das Schwinden der Trachten, das sich teils in ihrer völligen Ablegung durch die jüngere Generation, teils in einem allmählichen Übergange durch Weglassen einzelner Stücke &c. äußert. Nach einer kurzen Besprechung dieses volkskundlich besonders interessanten Gegenstandes sprach Kantor Horwitz über die judenschaftlichen Landtage in der ehemaligen Grafschaft Hessen. Die Juden Hessens bildeten ehemals eine Gemeinde, und die Oberhäupter der Familien mußten sich daher im 17. und 18. Jahrhundert alle Jahre zu einem Landtage versammeln, um dort eigene Angelegenheiten und ihre Beziehungen zur Regierung zu regeln. Solche Landtage fanden 1690—1806 zur Zeit der Roggenernte unter dem Vorsitz landesherrlicher Kommissare meist in Spangenberg, aber auch in Gudensberg, Melsungen, Borken statt und dauerten 21—25 Tage. Hauptgegenstände der Tagung waren die Steuerfestsetzungen, daneben religiöse und soziale Fragen. Die Steuern bestanden besonders in dem Schutzgeld, das Unbemittelten von den Fürsten oft erlassen wurde, dem Einzugs-, Kraut- und Lot- (= Pulver und Blei)geld und anderen Abgaben. Diese Ausführungen beleuchteten ein bisher wenig bekanntes Gebiet der Landesgeschichte und erregten großes Interesse. Zum Schlusse gab Dr. Brunner auf eine an ihn ergangene Anfrage Auskunft über das hessische Postwesen und den Kampf der hessischen Landesfürsten mit der kaiserlichen Postverwaltung der Grafen von Thurn und Taxis. Danach hatte Hessen sehr früh eine eigene Post, die auf die Anregung eines Hildesheimer Bürgers Rüdger Hinüber 1641 ins Leben trat und zuerst Kassel mit Bremen, dann auch mit Frankfurt in Verbindung setzte. Nachdem dies Unternehmen durch die Umtriebe der kaiserlichen Postverwaltung im Keime erstickt war, lebte es später nach einer energischen Verwahrung des Landgrafen gegen Eingriffe in seine Rechte wieder auf. Die Urkunden darüber sind leider 1807 durch einen gewissenlosen Beamten Jérômes in Kassel vernichtet worden, nur in Frankfurt haben sich manche Schriftstücke hierüber erhalten. 1808 wurde die hessische Post, der vielfach Lob gezollt wird, durch den Fürstprimas von Frankfurt aufgehoben.

Dr. F.

Marburger Hochschulnachrichten. Prof. D. Johannes Weiß wurde unter Ernennung zum Geh. Kirchenrat an Stelle Prof. D. Adolf Deißmanns zum ordentlichen Professor in der Heidelberger theologischen Fakultät ernannt.

Über das Schicksal des Kasseler Friedrichsplatzes schreibt der „Kasseler Stadtanzeiger“: „Die Halbierung des Friedrichsplatzes durch die in Angriff genomme Fahrstraße vom Steinweg nach der Frankfurterstraße soll, wie wir hören, dadurch noch schärfer zum Ausdruck kommen, daß der östliche Teil von der neuen Straße bis zum neuen Königl. Theater mit Anlagen versehen werden soll. Sollte sich die Meldung bestätigen, so würde unseres Erachtens der gerade in seiner großen Flächenwirkung begründete, imponierende Eindruck des Friedrichsplatzes eine bedauerliche Einbuße erleiden. Wir erhalten dann einen erheblich verkleinerten Friedrichsplatz und einen dahinterliegenden Theaterplatz. Der Lastverkehr quer über den Platz soll über die neue Straße geleitet werden, während für Equipagen und Droschken die Fahrstraße längs des neuen Königl. Theaters frei bleibt.“

Der hessische Städtetag wird seine diesjährige Hauptversammlung Mitte Juni in Wanfried abhalten.

Aus Biedenkopf. Die Domänenverwaltung hat dem Geschichtsverein zu Biedenkopf im alten Schloß die erforderlichen Räume zur Errichtung eines Heimatmuseums für den Kreis Biedenkopf zur Verfügung gestellt. Es soll dort neben zahlreichen Altertümern namentlich eine reiche Auswahl der Volkstrachten des Hinterlandes zusammengebracht werden.

Die blinden Hessen im „Ausland“. Die Zeitschrift „Hannoverland“ teilt in ihrem Märzheft folgenden Bastlösereim aus dem Amte Polle mit:

Zipe Zipe Zape,
Woll 'ne Piepen maken,
Kamm en blinnen Hessen
Mit 'n stumpen Meste,
Sneit Hut Haare af,
Oll's wat er uppe satt.
Ri, ra, rutsch —
Da was de Piepe futsch.

Im niederhessischen Touristenverein hielt Superintendent Wissemann den letzten Vortrag des Winters und zwar über die Sagen der Ritterburgen im Kreise Hofgeismar und erntete damit den stürmischen Beifall der zahlreichen Zuhörer.

Nach 25 Jahren. Am 14. März feierten die Abiturienten des Kasseler Friedrichsgymnasiums vom Jahre 1883 im Hotel Royal ein Wiedersehen. Von den 22 Abiturienten waren 14 anwesend, drei waren inzwischen verstorben. Fürst Friedrich von Waldeck-Pyrmont war am Erscheinen verhindert.

Aus Gelnhausen. Der Kaiser hat zur Beschaffung einer neuen Glocke für die Marienkirche zu Gelnhausen ein Geschenk von 5500 Mark bewilligt.

Todesfälle. Am 7. März verschied zu Wanfried nach kurzem Leiden im 74. Lebensjahr der emer. Pfarrer und Kreisschulinspektor Georg Bippart, in dessen Familie sich das Pfarramt dieser Gemeinde 123 Jahre durch drei Generationen fortgeerbt hat.

Eine Notiz des im Pfarrarchiv befindlichen interessanten Tagebuchs eines Kantor Daniel lautet: „Am 5. Oktober 1783, am 16. Sonntag nach Trin., hat unser nunmehriger Herr Pfarrer Bippart seine Antrittspredigt in über alle Maßen rührenden und erbaulichen Ausdrücken zu jedermanns Verwunderung gehalten. Gott unterstütze den lieben Seelsorger bei allen seinen Amtsverrichtungen und verlängere seine Jahre bis zu dem spätesten Alter menschlicher Tage.“ Das Konventsprotokoll der Pfarreiklasse Eschwege, zu dem die Pfarrstelle Wanfried gehörte, berichtet über den i. J. 1785 zu Grebendorf gehaltenen Konvent, daß als neues Mitglied der Pfarrer Bippart zu Wanfried von dem Vorsitzenden in lateinischer Rede begrüßt und seinerseits ebenfalls fließend in lateinischer Sprache und in den verbindlichsten Ausdrücken sich der Gewogenheit seiner Vorgesetzten und der Liebe seiner Amtsbrüder empfahl und durch Handschlag das Gelöbnis ablegte, sich den Statuten des Konvents gemäß zu betragen. Es war ein Kreis von Geistlichen, deren Tüchtigkeit und Bildungssinn heute unterschätzt wird, aber mit Unrecht, da bei den Konventsverhandlungen nicht nur eine besondere Konventspredigt Gegenstand der Kritik von seiten der Amtsbrüder war, sondern auch ein Sermon in lateinischer Sprache, den bei jedem der jährlichen Klassenkonvente ein Mitglied in lateinischer Sprache zu halten hatte, wie auch die Konventsverhandlungen zum großen Teil in lateinischer Sprache geführt wurden. Nach den mir vorliegenden Protokollen behandeln die Themata in jener Zeit meist Unterscheidungslehren zwischen katholischer und evangelischer Kirche, auch zwischen reformierter und lutherischer Kirche.

Auch die Lebenshaltung des Pfarrstandes in damaliger Zeit scheint nicht so ärmlich gewesen zu sein, als man heute vielleicht annimmt. Auf dem Konvent zu Niddawitzhausen i. J. 1792 wurde einstimmig beschlossen, daß die Konvents-Mahlzeit künftig sparsamer eingerichtet und nicht mehr gegeben werden sollte als Suppe, zweierlei Gemüse und Fleisch, zweierlei Braten, zweierlei ordinäre Küchen und für jeden gegenwärtigen Prediger eine Flasche Rheinwein, wofür der hospes von jedem

Prediger 16 Albus empfangen sollte. Wer außer diesem bestimmten Essen etwas Mehreres gebe, solle für jede mehrere Speise in 5 Taler Strafe zum Besten der Witwenkasse verfallen.

Es war eine Gemeinschaft von Predigern, die neben mancher ehrwürdigen Erscheinung auch die weniger ehrwürdige aber umsomehr originellere Gestalt Streibeleins, des biederen Pfarrherrn von Rambach, enthielt. Von den unzähligen Anekdoten, die über ihn umhergehen, wurden einige bereits im „Hessenland" (1889, Seite 195 u. 225) mitgeteilt.

Auch der ehrwürdige Ahnherr unserer Pfarrfamilie Vippart konnte mancherlei aus den traurigen Zeiten der Fremdherrschaft berichten. Der Code Napoléon verlangte die Einführung von Standesämtern, und so führte er den Titel: Prediger und Beamter des Zivilstands in dem Kanton Wanfried, Departement des Harzes, Königreich Westfalen. Noch kurz vor dem Sturz Napoleons am 3. und 4. Mai 1813 hatte der Pfarrer Vippart die traurige Amtspflicht, zwei Bürger von Wanfried, namens Gottsleben und den erst 19jährigen Stadtschreiber Hofmann, die wegen Begünstigung eines Überfalls eines preußischen Korps auf eine in Wanfried liegende westfälische Gendarmerieabteilung zum Tod durch Erschießen verurteilt waren, auf ihrem letzten Gang zu begleiten und mit geistlichem Trost zu stärken. Sowohl im Kirchenbuch als auch in den standesamtlichen Registern finden sich darüber ausführliche Berichte. Als Kantor Daniel die obenerwähnte Notiz in sein Tagebuch schrieb, ahnte er nicht, daß sein Wunsch nicht nur bei dem ehrwürdigen Ahnherrn in Erfüllung gehen würde, sondern daß noch zwei Generationen dieses Geschlechts dort sitzen und und mit den Schicksalen des Städchens und ihrer Bewohner auf das innigste verwachsen würden, was nur dadurch möglich war, daß Sohn und Enkel als Rektoren der Stadtschule und Gehülfen im Pfarramt ihre Laufbahn begannen und nach dem Tode des Vaters in die erledigte Stelle einrückten. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß in jenen 123 Jahren aus dem Pfarrhaus von Wanfried nicht ein einziges Meldungsgesuch um eine andere Stelle ausgegangen ist.

So wuchs denn der Entschlafene, geboren am 18. März 1837, in der gesunden Luft eines ländlichen Pfarrhauses auf, bei dem die stattlichen Scheuern und Ställe das bescheidene Wohnhaus überragten, und die Bewirtschaftung von etwa 60 Acker Land und das Halten von 4 Pferden und 7 Stück Rindvieh auch bei bescheidenem Gehalt den Grundstock zu der Wohlhabenheit legte, die sich bei der Verschwägerung und Verwandtschaft mit einem großen Teil der Einwohner durch Erbschaften in einer für Pfarrhäuser seltenen Weise hob. Nach der Gymnasialzeit in Hersfeld und Mühlhausen bezog er die Landesuniversität zu Marburg, wo er als Mitglied des Korps Teutonia den Studiengenossen als schneidiger Student und allzeitig fröhlicher Kamerad in schönster Erinnerung steht, aber auch die ernste Arbeit nicht vernachlässigte. Es war die Zeit, in der die Gegensätze zwischen Vilmar und Henke zu scharfem Ausdruck kamen, bei dem Vippart für letzteren Partei ergriff. Nach bestandener Prüfung im Jahre 1862 wurde er Rektor und Gehülfe seines Vaters und nach dessen im Jahre 1876 erfolgten Tod, Inhaber der Pfarrstelle, und hat somit seinem Heimatort seine ungeteilte Kraft und volle Liebe gewidmet. Bedenkt man, daß er lange Zeit infolge der Renitenz außer seinem eignen großen Kirchspiel noch die große Nachbargemeinde Frieda zu versehen, und wöchentlich etwa 25—30 Schulstunden meist in fremden Sprachen zu geben hatte, so läßt das auf eine gewaltige Arbeitskraft und gänzlichen Mangel von Nerven schließen. Als er sich einst auf einer Filialfahrt durch den Bruch einer Achse einen schweren Armbruch zugezogen hatte, hielt er erst noch einen Gottesdienst, ehe er die Hülfe eines Arztes aufsuchte. Erst im vorgerückten Alter, er zählte 43 Jahre, begründete er seinen eignen Hausstand. Natürlich konnte die Erkorene nur ein Wanfrieder Kind sein, die Tochter des Gutsbesitzers Gebhardt, mit der er, wenn sie auch volle 20 Jahre jünger war, doch im innigsten Eheglück lebte, das nach fünfjährigem Zusammenleben der Tod löste. Zwei Kinder waren ihm aus dieser Ehe geblieben, ein Sohn und eine Tochter. Hätte dieser einzige Sohn anstatt der Jurisprudenz den Stand seines Vaters erwählt, so wäre er vielleicht jetzt der Nachfolger seines Vaters geworden.

In den letzten 10 Jahren bekleidete Vippart das beschwerliche Amt eines Kreisschulinspektors, das er auch nach seiner Emeritierung beibehalten und bis zu seinem Tod mit hingebender Pflichttreue geführt hat.

Weit und breit war Vippart als der hervorragendste Kanzelredner bekannt. Noch größer aber war seine Begabung auf dem Gebiet der humorvollen Gelegenheitsrede, bei der sein schlagfertiger Witz und seine derbe Volkstümlichkeit die größten Triumphe feierte. Noch jahrzehntelang erzählte man in der Umgegend Beispiele seiner zündenden Reden, die er bei jeder möglichen Gelegenheit, bei Einweihung einer Brücke, der Eisenbahn, bei Jubiläen und Familienfesten hielt.

Wenn ein altes Anstandsbuch rät, bei irgend welchem peinlichen Zwischenfall in einer Gesellschaft einfach ein volles Rotweinglas über die reine Tischdecke oder das Seidenkleid seiner Nachbarin zu schütten, um den Vorfall in Vergessenheit zu bringen,

so war dies immerhin gewagte Mittel in Anwesenheit von Bippart nicht nötig, er brauchte nur ans Glas zu schlagen, dann entstand lautlose Stille, die sich, wenn die Schleußen seiner Beredsamkeit sich öffneten, bald in schallende Heiterkeit auflöste, der sich auch der mürrischste Sauertopf nicht entziehen konnte. Ein allzeit fröhliches Naturell, Bescheidenheit und herzliche Teilnahme an Freud und Leid seiner Gemeindeglieder, machten ihn zum Liebling von jung und alt, von hoch und niedrig. Eine gewisse Genialität und Gleichgültigkeit gegen äußere Formen vervollständigen das Bild des Mannes, der so wie er war, als eine scharfumrissene und charaktervolle Gestalt sich in der Erinnerung aller, die ihn kannten, festsetzte.

Im seelsorgerlichen Verkehr mit seinen Gemeindegliedern war er derb und volkstümlich. Es fehlte dabei nicht an komischen Erlebnissen. Als er einst eine Kindesmörderin im Gefängnis besuchte, wollte er ihr Gewissen durch die Frage rege machen, ob sie auch bete. Als sie erwiderte, daß sie das jeden Morgen tue, und er sie weiter inquirierte, welches Gebet sie diesen Morgen gebetet habe, erhielt er die überraschende Antwort: „Wie fröhlich bin ich aufgewacht". Unter dem Pfarramt des Entschlafenen wurde im Jahre 1888 die herrliche dreischiffige gotische Hallenkirche vollendet, ein Meisterwerk von Baurat Rüppel zu Kassel, einem Schüler von Ungewitter, dem bekannten Erneuerer der Gotik, Mitte des vorigen Jahrhunderts, einem Wanfrieder Kind.

Es kann nicht verwundern, daß sich am 10. März vor der in der Kirche aufgebahrten Leiche eine ungeheuere Trauerversammlung zusammendrängte, der der Vorstand der Pfarrklasse, Superintendent Wagner, auf Grund von I. Kor. 4, 19 in dem Entschlafenen ein Bild der hervorragenden amtlichen und persönlichen Eigenschaften zeichnete. Auf dem Friedhof widmete der Amtsnachfolger, Pfarrer Siebert, mit dem der Entschlafene in treuer Freundschaft gelebt, ihm einen Nachruf, und glaubt hierdurch noch der Pflicht der Dankbarkeit gegen den entschlafenen Freund zu genügen, wenn er dessen Lebensbild in der Erinnerung derer, die ihn kannten und schätzten, lebendig erhält. Pfr. Siebert-Wanfried.

Am 14. März verschied zu Kassel der Kgl. Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Lothar Volz. Er hat 47 Jahre der Justiz angehört und war seit 32 Jahren in Kassel und zwar beim vormaligen Kreisgericht, beim Landgericht und während dreier Jahre beim Oberlandesgericht tätig. In den letzten 18 Jahren widmete er seine Dienste ununterbrochen dem Landgericht, bei dem er das älteste Mitglied und der erfahrenste Kenner des heimischen Rechts geworden war. Lothar Volz wurde geboren am 29. November 1836 zu Meerholz, als Sohn des Gräflich Ysenburgschen Rechnungsrates J. Volz. Er besuchte das Gymnasium in Hanau, studierte in Marburg und Berlin, wurde bereits 1864 Gerichtsassessor, 1870 Amtsrichter zu Naumburg i. H., 1876 Kreisrichter und im selben Jahre Kreisgerichtsrat in Kassel, 1879 Landgerichtsrat, 1887 Oberlandesgerichtsrat und erhielt 1903 das Patent als Geh. Justizrat. Mit ihm ist ein echter Hesse dahingegangen, der als Jurist einen hervorragenden Gerechtigkeitssinn und selbstlose Hingabe an seinem Beruf betätigte.

Am 19. März starb zu Stuttgart im Alter von 94 Jahren der berühmte Philosoph Eduard Zeller. Er war der letzte lebende Schüler Hegels. Von Haus aus Theologe — er gehörte der Tübinger Schule unter Baur und Strauß an — ging er nach einem Streit an der Marburger Universität 1849 zur Philosophie über. Dorthin war er in eben diesem Jahre vom kurhessischen Märzministerium berufen worden, das ihn auf den Protest der hessischen Geistlichkeit hin in die philosophische Fakultät übertreten ließ, der er bis zum Jahre 1862 angehörte. Er wirkte dann in Heidelberg und Berlin, bis er 1894 in seine württembergische Heimat übersiedelte. In Berlin gehörte er dem engeren Kreis von Gelehrten und Künstlern an, die die Kaiserin Friedrich um sich versammelt hatte. Seine zahlreichen Schüler werden sich gern seiner durch Klarheit und Eindringlichkeit ausgezeichneten Vorlesungen erinnern.

Der letzte Offizier des ehemaligen landgräflich hessen-homburgischen Kontingents Oberleutnant a. D. Karl von Landgraf ist, wie der „Frankf. Gen.-Anz." meldet, am 24. März zu Homburg v. d. H. gestorben. Der Verstorbene war in der Rheinpfalz geboren. 1859 trat er als Fähnrich bei den Hessen-Homburgern ein und wurde kurz darauf zum Leutnant befördert. Im Jahre 1864 vermählte er sich mit der Tochter des Majors Freiherrn Franz von Buseck und Altenbuseck, des letzten Kommandeurs der 333 Mann (330 Mann Fußvolk und 3 Artilleristen) zählenden hessen-homburgischen Armee. Als Hessen-Homburg im Jahre 1866 preußisch wurde, trat Landgraf in preußische Dienste beim Infanterieregiment Nr. 19 in Mainz. Im Jahre 1870 wurde er zur Bewachung Napoleons III. nach Wilhelmshöhe kommandiert. Nach dem Kriege nahm er seinen Abschied und lebte seitdem in Homburg. In Jägerkreisen war von Landgraf eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Er war ein sicherer Schütze und weidgerechter Jäger, Eigenschaften, die ihm in jungen Jahren die Sympathien des letzten Landgrafen von Hessen-Homburg, Ferdinand, eintrugen. Gar oft ging er mit dem Fürsten, dem Major v. Buseck und dem landgräflichen Leibjäger Konrad Geßner auf die Birsch. Viele er-

gößliche Szenen und Gespräche, die bei derlei Gelegenheiten zwischen der „Dorchlaaft“ und dem „Kunnrod“, der durchaus kein Höfling war und seinem Herrn gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, sich abspielten, wußte der Verstorbene zu erzählen. Ein Stück Alt-Homburger Erinnerungen sinkt mit ihm ins Grab.

Literarische Ausgrabung. Am 25. März ging im Stadttheater zu Hanau das beinahe 250 Jahre alte, lange vergessene prächtige Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ von Andreas Gryphius (1660) in Szene, das von dem hessischen Dichter Karl Engelhard aus dem altschlesischen Dialekt in neueres Schriftdeutsch übetragen (Verlag Singer, Straßburg, Preis 1 M.) und für die heutige Bühne bearbeitet wurde. Die Vorstellung, die dem altertümlichen Stil entsprechend von Direktor Steffter inszeniert war, übte mit ihren schönen Bühnenbildern, die an holländische Meister erinnerten, einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer aus, besonders das Szenenbild der Gerichtsverhandlung im letzten Akt. — Der Aufführung ging ein von Karl Engelhard gedichteter Prolog voraus der, in launigem Hans-Sachs-Stil geschrieben, zeigte, wie er zu der schönen Ausgrabung gekommen. Herr Krack trug ihn vor dem Vorhang im Kostüm der „Lustigen Person“ meisterhaft vor. Die Aufführung bewies, daß das alte Werk noch viel Gewalt und Leben in sich hegt und daß ihm von dem köstlichen Humor herzhaften Bauernlachens nichts verloren ging. Karl Engelhard hat es verstanden, das bäuerliche Idiom troß der Übersetzung beizubehalten. Bearbeiter, Direktor sowie Darsteller, die mit großer Liebe bei dem schwierigen Werk waren, wurden wiederholt gerufen und ernteten den lebhaftesten Beifall.

Hessische Bücherschau.

Lühmann, Dr. Johann. Johann Balthasar Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. von Prof. Dr. E. Elster. Nr. 4.) VI., 103 S. 8⁰. Marburg (N. G. Elwert) 1907.
Preis brosch. M. 2,—.

Der große Didaktiker und Satyriker Joh. Balth. Schupp gehört uns Hessen in mehrfacher Hinsicht, wenn er auch die fruchtbarsten Jahre seines Lebens fern von Hessen verbrachte. Als Sohn eines Gießer Ratsherrn 1610 geboren, studierte er hauptsächlich in Marburg, wo er auch 1632 Stipendiatenmajor und 1635 Professor der Eloquenz und Historia wurde. Zehn Jahre später trat er in die Dienste des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach, der ihn nicht nur als Hofprediger, sondern auch als Diplomaten verwandte und ihn zu seinem Bevollmächtigten bei den Münsterischen Friedensverhandlungen machte. Nach Abschluß des Westfälischen Friedens hielt Schupp dann zu Münster im Auftrag der Schweden die Friedenspredigt, die gewaltiges Aufsehen erregte und mit die Veranlassung war, daß der volkstümliche Kanzelprediger vom Hamburger Rat als Pfarrer an die dortige Jakobikirche berufen wurde. Hier lebte und wirkte er bis an sein Ende, 26. Oktober 1661. Wie nachhaltig die Wirksamkeit dieses protestantischen Abraham a Santa Clara in der Hamburger Gegend war, beweist der Umstand, daß seine Erbauungsschriften noch jetzt bei den Vierländer Bauern im Gebrauch sein sollen. — Lühmanns Buch, offenbar eine Doktordissertation, bietet eine gedrängte Darstellung von Schupps Leben bis zu seiner Berufung nach Hamburg. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in einer fleißig ausgearbeiteten Bibliographie der älteren lateinischen Schriften Schupps nebst einer Vergleichung derselben mit dem Ideeninhalt der späteren deutschen Schriften. Zahlreiche überflüssige Anmerkungen und Exkurse, die besser im Texte verarbeitet wären, stören in der Lektüre der fleißigen aber nicht sehr praktisch angelegten Schrift.
P. L.

Ernst Koch-Denkstein.

In diesem Jahre werden hundert Jahre seit der Geburt, 50 Jahre seit dem Tode unseres hessischen Landsmannes Ernst Koch verflossen sein, des Dichters jenes unvergänglichen „Prinz Rosa-Stramin“, den wir so gern als das Prunkstück unserer hessischen Literatur bezeichnen und der durch Reclam längst Gemeingut der deutschen Nation geworden ist.

Am 3. Juni 1808 zu Singlis in Niederhessen geboren, besuchte Ernst Koch unser Kasseler Lyceum und kehrte auch, nachdem er seine Studien in Marburg und Göttingen beendet hatte, noch wiederholt zu mehrjährigem Aufenthalt nach Kassel zurück, das ihm zur zweiten Heimat wurde. So konnte Franz Dingelstedt einst sagen: „Kassel hat eigentlich nur einen einzigen Dichter geboren, . . . das ist Ernst Koch.“ Hier in Kassel verlebte er die schönste, aber auch schmerzvollste Zeit seines Lebens, hier dichtete er seinen „Prinz Rosa“, den er an einem „goldenen heiligen singenden Frühlingsmorgen“ in einer Laube unseres alten Felsenkellers zu schreiben begann, während sein Blick auf der Aue mit ihrem prächtigen Baumgruppen und im Hintergrund auf unserer schönen Wilhelmshöhe ruhte mit dem stolzen Schloß und der Löwenburg, die ihn, halb versteckt und bescheiden, wie „eine an den Busen von Wilhelmshöhe gesteckte, verwelkte Blume liebender Erinnerung anmutete“. Hierher nach Kassel trieb ihn das Hessenheimweh immer wieder zurück, mochte er sich nun nach jenen furchtbaren Strapazen in der Fremdenlegion nach der bergenden Ruhe des Vaterhauses oder noch kurz vor seinem Tode nach einem Zusammensein mit seinen Kasseler Freunden sehnen.

Es sind manigfache Beziehungen, die unserer Vaterstadt, aus der im April des Jahres 1834 der „Prinz Rosa-Stramin“ zum erstenmal in die Welt hinausging, mit dem Namen Ernst Kochs verknüpfen, und es ziemt sich wohl, am 100jährigen Geburtstag dieses hessischen Dichters diesen Beziehungen grade hier in Kassel einen würdigen Ausdruck zu geben. Kein prunkendes Denkmal muß es

sein, das daran erinnert, daß hier Ernst Koch einst lebte und litt, wohl aber soll ein ragender Stein mit schlichter Inschrift nahe der Stätte, wo einst der „wunderbare Prinz in hessischem Gewande“ geboren wurde, die kommenden Geschlechter an einen hessischen Dichter erinnern, der bis zum letzten Atemzug wie selten einer an seiner Heimat hing und durch dessen Werke so unverkennbar die Luft seiner hessischen Heimat weht.

Die „Freie Feder“, Vereinigung Kasseler Schriftsteller und Literaturfreunde, beschloß die Verwirklichung dieses Zieles in die Hand zu nehmen, und der Magistrat der Residenzstadt Kassel hat bereits in höchst dankenswertem Entgegenkommen die Genehmigung zur Aufstellung eines Gedenksteines auf einem noch näher festzustellenden Platz im Murhardschen Teil des Weinbergparkes erteilt. Die „Freie Feder“ wendet sich nun an ihre Kasseler Mitbürger und hessischen Landsleute mit der Bitte, ihr bei Aufbringung der nicht unerheblichen Mittel behilflich zu sein. Sie geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es sicherlich viele Hessen und Verehrer Ernst Kochs als Ehrenpflicht betrachten werden, zu dieser dem Gedächtnis des Dichters dargebrachten Huldigung durch eine, wenn auch geringe, Gabe beizutragen. Diese Gaben werden entgegengenommen von der Redaktion des Kass. Allg. Ztg., des Kass. Tageblatts, des Kass. Stadtanzeigers, sowie der Zeitschrift „Hessenland“ und von den Unterzeichneten.

Der Vorstand des Kasseler Schriftstellervereins „Freie Feder“:

Max Müller, Chefredakteur, gr. Rosenstraße 14. Paul Heidelbach, Redakteur, Wolfsschlucht 1. R. Weber, Redakteur, Spohrstraße 11. Dr. med. F. Blumenfeld, Querallee 34. Konrad Lampmann, Schriftsteller, Wilhemshöher Alle 288.

Personalien.

Verliehen: dem Geh. Regierungsrat Seyberth zu Hanau, früher Landrat des Kreises Biedenkopf, anläßlich seines 90. Geburtstages der Kronenorden 2. Kl.; dem Landgerichtsdirektor Hellbach zu Hanau der Charakter als Geh. Justizrat; dem Rechnungsrat Dietzel zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; Kanzleirat Loock und Frau Gymnasialdirektor Dr. Heldmann zu Rinteln die Südwestafrikadenkmünze aus Stahl.

Ernannt: Fürst Wolfgang zu Ysenburg und Büdingen zum Ehrenritter des Johanniter-Ordens; Geh. Oberregierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Martini zum Präsidenten der kgl. Eisenbahndirektion Kassel; Landgerichtsdirektor Dr. Meyer zu Kassel zum Senatspräsidenten bei dem Oberlandesgericht in Düsseldorf; Landgerichtsrat Dr. Köhler zu Kassel zum Landgerichtsdirektor in Saarbrücken; Landgerichtsrat Staude zu Bonn zum Landgerichtsdirektor in Kassel; Landgerichtsrat Winneberger zu Hanau zum Amtsgerichtsrat in Altkirch; Regierungsassessor Dr. Daniels zum Landrat des Kreises Biedenkopf; Bergassessor Wigand zu Homberg zum Kgl. Berginspektor bei dem Berg-Revieramt in Hannover; Rechnungsrat Woringer zu Kassel zum Rechnungsdirektor der Oberzolldirektion daselbst; Herr Henkel zu Kassel zum Assistenten am Kupferstichkabinett des Reichsmuseums in Amsterdam; Regierungsbauführer Hasse aus Kassel zum Regierungsbaumeister; wiss. Hilfslehrer am Gymnasium zu Marburg Dr. Best zum Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Wiesbaden; die Referendare Dr. Fraeb, Koch und Suntheim zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Riedesel Freiherr zu Eisenbach und Michaelis zu Referendaren.

Überwiesen: Regierungsrat Goedecke zu Kassel der kgl. Regierung in Bromberg; Regierungsassessor Dr. Kuvenberg zu Oppeln der kgl. Regierung in Kassel; Regierungsassessor Dr. Wiechert dem Landrate des Kreises Gelnhausen zur Hülfeleistung in den landrätlichen Geschäften.

Verlobt: Rittergutspächter Adolf Badenhausen in Freudenthal bei Witzenhausen mit Fräulein Elli Apel in Hämelerwald bei Hannover (März 1908).

Geboren: ein Sohn: Oberarzt Dr. Schürmann und Frau Cäcilie, geb. Kehr (Merxhausen, 11. März); Pfarrer Martin Naumann und Frau Adelheid, geb. Schwerdtmann (Dreihausen, 22. März); Bank-Oberinspektor Nowack und Frau Ella, geb. Höhne (Kassel, 23. März); Aug. Lohmann und Frau Luise, geb. Schmitt (Kassel, 27. März).

Gestorben: Sängerin Frau Eberlein, geb. Hucke aus Marburg (Chicago); Ingenieur Richard Volz (Kassel, 13. März); Frau Apotheker Mathilde Kocke, geb. Hoener (Darmstadt, 13. März); Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Lothar Volz, 72 Jahre alt (Kassel, 14. März); Stadtältester Rentner Jean Habermann, 70 Jahre alt (Schlüchtern, 15. März); Kaufmann Heinrich Möller (Marburg, 16. März); Maurermeister Georg Hammann, 78 Jahre alt (Kassel, 16. März); Kgl. Oberbahnassistent Otto Rösecke (Kirchhain, 17. März); Kgl. Oberstleutnant a. D. Karl Freiherr von Knobelsdorff, 68 Jahre alt (Marburg, 17. März); Rittergutspächter und Amtsvorsteher Wilhelm Reccius aus Wahlhausen (Göttingen, 18. März); Stadtverordneter Fabrikant Adolf Heyn, 47 Jahre alt (Kassel, 19. März); Christian Habich, 78 Jahre alt (Veckerhagen, 19. März); Rentner Karl Adam, 69 Jahre alt (Breslau, 19. März); Ihre Erlaucht Gräfin Amalie zu Ysenburg-Büdingen-Philippseich, älteste Stiftsdame und Dechantin des Freiadeligen Stiftes Wallenstein, 77 Jahre alt (Fulda, 20. März); Kaufmann Wilhelm Ströhmann, 52 Jahre alt (Kassel, 20. März); Rittmeister a. D. Adolf Biermann (Hohenhonnef a. Rh., 21. März); Schuldirektor Karl Eugen Heinrich, 72 Jahre alt (Kassel, März); Frau Elise Kleine, Witwe des Oberstabsarzts, 78 Jahre alt (Hanau, 22. März); Frau Kreislandmesser Weber, 95 Jahre alt (Eschwege, 22. März); Stadtverordnetenvorsteher Rentier Georg Krafft (Melsungen, 23. März); Frau Emma Deichmann, geb. Goeßmann, Witwe des Hauptmanns, 71 Jahre alt (Fulda, 24. März); Stadtverordnetenvorsteher Fabrikant August Kolbe (Witzenhausen, 25. März); Frau Elise Laudenbach, geb. Koppen, Witwe des vormals kurfürstl. Kriminalgerichts-Assessors, 80 Jahre alt (Wiesbaden, 26. März); verw. Frau Helene von Buttlar, geb. Freiin von Berlepsch (Kassel, 28. März); Frau Emilie Philippsohn, geb. Feist, 91 Jahre alt (Kassel, 28. März).

Briefkasten.

G. W. in Stockstadt. Umfangreichere Gedichte können wir vorläufig wegen Raummangels nicht aufnehmen, da noch verschiedene des Druckes harren.

W. in Homberg. Der Aufsatz ist angenommen.

M. H. in Stockholm. Die von Ihnen gekaufte schwedische Übersetzung von Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ ist eine rechtmäßige. Frdl. Gruß.

A. H. in Philadelphia. Wir sind gern bereit, unsern Abonnenten, die Ihr von O. Ubbelohde gezeichnetes Ex libris tauschen möchten, Ihre genaue Adresse anzugeben.

H. in Marburg. Der Aufsatz ist bereits gesetzt, mußte aber für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

A. S. in Gelsenkirchen. Wird erledigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XXII. Jahrgang. Kassel, 18. April 1908.

Palmkätzchen.

Palmkätzchen, samt'ne, frische,
Auf meinem Sonntagstische,
In eurem herben Duft!

Der Knospen sanftes Künden
Will uns den Frühling künden,
Er steigt aus seiner Gruft.

Der sendet euch als Boten;
Aus Stengeln, braun und roten,
Kamt schüchtern ihr herfür.

Ihr weichen, grauen Palmen,
Ihr singt uns Osterpsalmen —
Das Fest steht vor der Tür!

Rinteln. **Helene Brehm.**

Der Lenz.

Er streckt die Sonnenarme aus
Und fängt ein Bündel Lieder ein:
Das summt und singt im Frühlingshaus,
Das wogt und webt und strömt hinaus
Und klingt bis in das Herz hinein.

Drin dehnt es sich und sehnt es sich:
„Hab' Dank, viellieber Musikant!"
Der lacht: „Glaubst du, es ist für dich?
Du schläfst ja noch so winterlich! —
Steh' auf und gib mir deine Hand!" —

„Gedulde dich ein Weilchen fein;
Gleich bin ich munter, — eins — zwei — drei!
Schon pochte leis der Sonnenschein
Und sagte, als ich rief: Herein,
Daß drauß' der Frühling sei." — —

Wie ist das alte Herz verjüngt,
Als gäb' es keinen Winterschnee!
Und jede Saite summt und singt, —
Lenzmusikus den Taktstock schwingt, —
Kling — ling — didldum — juchhe!

München. **Gustav Adolf Müller.**

König Lenz.

Was blitzt aus den Bergen? Was flutet durchs Feld?
Wer hißte die Fahnen am blauen Gezelt?
Fanfarengeschmetter, horch, horch! — Und zu zwei'n
Lichtstrahlende Heere in flammenden Reih'n!
Von Blumenkindern wimmelt's voraus:
Schneeglöcklein und Veilchen, Strauß an Strauß!
Nun drängt sich's im Tore mit Wonnegewalt,
Und ein Singen hebt an herzinniglich:
„O Lenz, du König, wir grüßen dich!"

Kassel. **Heinrich Bertelmann.**



Das althessische Dorf, sein Wohnhausbau und seine Inneneinrichtung.

Von Architekt Rudolf Eberth.

Wer die Welt schon mit offenen Augen durchwandert und Gelegenheit gehabt hat, Vergleiche anzustellen zwischen den Dörfern verschiedener Gegenden unseres Vaterlandes, der wird gefunden haben, daß gerade die hessischen Dörfer an reizvoll malerischem Aussehn in Deutschland mit die erste Stelle einnehmen. Wir finden gottlob immer noch in ganz Hessen schöne Landschafts- und Dorfbilder. Unsere hessischen Dörfer, von Bäumen umgeben, aus denen die roten Dächer und weißen Giebel sich malerisch herausheben, bieten in ihrer Mannigfaltigkeit ein erfreulich unterhaltendes Bild, besonders wenn die Schatten der Nacht sich ausbreiten und gelbe, rote und zuletzt violette Wolkenstreifen bankweise vergoldet am Himmel stehen.

Die schmucken, reizvollen Fachwerkhäuser sind es, die die anziehenden Dorfbilder entstehen lassen. So bietet uns Reichensachsen eines der interessantesten Dorfbilder, wie überhaupt noch viele andere Orte in Hessen derartige schöne Wirkungen aufzuweisen haben. Hessen ist auch von jeher durch seine Holzbauten berühmt. Kein Wunder ist es, daß bei dem großen Waldreichtum (zwei Drittel des Bodens etwa sind mit Wald bedeckt) die Holzarchitektur sich besonders entwickelte und zur Blüte gelangte.

In Hessen haben wir das fränkische Gehöft im Werra- und Fuldatal, in der Schwalm und in der Gegend von Marburg, das sächsische Gehöft im Kreise Wolfhagen und Hofgeismar. Wir finden bei eingehender Betrachtung eine Fülle von Abwechselung in den meistens weitausgedehnten Dörfern mit ihren Baulichkeiten, wie Scheunen, Ställen, Brunnenhäuschen, Toren und wirklich gewachsenen Gartenzäunen. Fast jedes Haus steht im abgeschlossenen Raum und bildet so mit diesem ein Gehöft. Von der Straße aus gelangt man durch ein Tor und daneben durch die Mannpforte auf den Hof. Rechts oder links von diesen Eingängen steht meistens auf niedrigen Grundmauern das zweistöckige Wohnhaus, das einen Giebel der Straße zuwendet. Durch die in der Längsseite befindliche Haustür kommt man zunächst auf den mit Sandsteinplatten belegten Hausehren. Ehemals war die Tür oben rundbogig und bestand aus einer Unter- und Obertür, die unabhängig voneinander geöffnet oder geschlossen werden konnten. Durch die der Haustür gegenüberliegende Tür kommt man zur Küche und rechts und links von dieser Tür zu den Wohnstuben mit angrenzenden Schlafstuben. Die größte, nach vorn gelegen, ist für den Hausherrn mit seinen Hausgenossen bestimmt, das kleine für die alten Leute, für die Auszügler. Das Obergeschoß enthält dieselbe Anordnung, doch dienen diese Räume zur Aufbewahrung von Obst und Getreide. Auch stehen hier Schränke, Laden und Besuchsbett. Im rechten Winkel zum Wohnhaus steht die Scheune, nach hinten den Hof abschließend, so daß ihr Tor dem Hoftor gegenüberliegt. Hinter der Scheune liegt der Gemüse- und Obstgarten und inmitten des Hofraumes die Dungstätte. Dem Wohnhaus gegenüber liegen die Stallgebäude, meist nur für Kleinvieh bestimmt, während die Stallungen für Pferde und Kühe meistens im unteren Geschoß der Scheune liegen. Die Stellung der Gebäude ist so eingerichtet, daß der Bauer von dem Fenster seiner Wohnstube die Vorgänge auf seinem Hofe leicht beobachten kann.

Einheitlich ist der Fachwerkbau mit schön geordnetem, auch zum Teil geschnitztem Balkenwerk, überstehenden Stockwerken und steilen Dächern. Die mit Kalk übertünchten weißen Gefache und dunkeln Balken wirken lebhaft in Verbindung mit dem Grün der Bäume und Gärten. Auch sind die Giebel mit Sinnsprüchen verziert, die bei einem neuen Anstrich ehemals regelmäßig erneuert wurden. Zum Beispiel:

Frischer Mut, gesunder Leib,
Viel altes Geld, ein junges Weib
Und Gottes Huld und Glück dabei,
Sag' einer mir, was besser sei.

oder:

Ich habe Kreuz und Leiden,
Das schreib' ich hier mit Kreiden,
Wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wische meinen Reim hier ab.

oder:

Frömmigkeit laß gefallen dir,
Viel mehr denn Gold, das glaub' du mir.
Wenn Gold und Gut sich von dir scheid't,
So weich doch nie der Frömmigkeit.

oder:

Von Mißgunst und Neid
Ist niemand befreit;
Hab' ich aber Gottes Segen,
Ist mir an niemand nichts gelegen.

Die Grundform des Fachwerks bildet in Hessen der nie fehlende sog. wilde Mann. Er setzt sich zusammen aus einem senkrechten Balken, oben

„dreiecksförmigen", unten Seiten-Streben, zwischen beiden ein wagerechter Balken. Vorzugsweise wird diese Verbindung an den Ecken angewandt, deren Eckpfosten vielfach durch Schnitzereien (Köpfe) oder säulenartig ausgebildet sind.

Wer würde sich nun an diesen schönen Bauernhäusern, die aus dem 18. Jahrhundert oder aus früherer Zeit stammen, nicht erfreuen! Erstaunen muß man über die Fülle lehrreicher Motive, über die die ländlichen Baumeister verfügten, die aber viel zu wenig gewürdigt werden. Ein stattlicher Giebel, ein leicht verzierter Überhang, eine mehr oder weniger reich ausgeführte Haustür, das sind die einfachen Schmuckelemente, die in verschiedenartigster Zusammenstellung am einzelnen Hause auftreten und die in ihrem Zusammenwirken den Straßen einen malerischen Ausdruck verleihen.

Das äußere Bild eines Dorfes, ehedem entstanden durch Lostrennen einzelner Gebiete aus der Dorfflur, wird durch das Verhältnis, in dem die einzelnen Gehöfte zueinander stehen, bestimmt. Diese hessischen Dörfer, mit schützenden Bäumen und leuchtenden Blumen in den Gärten, bieten uns Bilder der einheitlichen Bauhandwerkskunst, die wir in unsern Städten, in den teuersten Villenvierteln, vergebens suchen. Angepaßt hat sich diese Bauweise der Eigenart der Landschaft sowie den klimatischen Verhältnissen und hat Jahrhunderte gedauert. Auch die Besitzständigkeit des Hofes und seine Vererbung innerhalb der Familie machten es dem Landmann möglich, die nötigen Mittel zu seiner Verschönerung zu bringen. Jeder Hof bildete so eine abgeschlossene Wirtschaftswelt für sich.

Es läßt sich nun die Tatsache nicht ableugnen, daß die alten, schönen Fachwerkhäuser immer mehr schwinden. Man stellt nämlich zwischen jene alten steife und ungegliederte Gebäude mit ganz ärmlichem Holzwerk, flachen Dächern und ganz glatten Wänden. Unzweifelhaft kann man mit den dünnen Stielen, die heute verwendet werden, die wuchtige Wirkung jener alten Bauten nicht erreichen. Trotzdem aber können die alten Motive vorbildlich sein in der Art der Anordnung, die Färbung usw. kann als Muster dienen. Die Fachwerkbauten, die man heutzutage auf dem Lande entstehen sieht, sind trotz der vielen schönen Beispiele ringsumher von einer abschreckenden Nüchternheit. Ein Dorfzimmermeister sagte mir: „Das ist nicht mehr modern, das ist alte Mode." Bei ihm ist modern: dünne, dunkelbraunrot angestrichene Stiele, und die Gefache etwas heller. In jedem Dorfe kann man derartige Gebäude sehen. Schön ist anders! Auch wurden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz nüchterne und langweilige, allen Schmuckes entbehrende Steinbauten aufgeführt, und in letzter Zeit hat man sogar bei Ausbesserungen von schadschaften Wänden an Unterstockwerken diese durch rohes Ziegelmauerwerk ersetzt, ohne danach zu fragen, ob das Neue mit dem übrigen Bau im Einklang steht. Und heute kann man auf dem Lande sehen, wie die alten Fachwerkhäuser mit einer Kalkkruste, sog. Spritzenbewurf, überzogen werden. Sollte man denn annehmen, daß auch aller Sinn für das Schöne verloren gegangen ist? Man stellt sich einem Geldprotzen gleich, dem das Bild eines Ritters oder Ratsherrn aus dem 16. Jahrhundert an seiner Wand zu altmodig erscheint und der dem abhelfen will, indem er die alte Tracht mit der Darstellung eines Frackrocks und eines Zylinderhuts überpinseln läßt.

(Schluß folgt.)

Das Korps Hassia in Marburg.

Berichtigungen und Nachträge zu dem Aufsatze in Nr. 2—4. Von Landgerichtsrat Heer in Marburg.

Im Januar 1810 erhob sich ein heftiger Streit zwischen Hessen und Rheinländern einerseits und Westfalen andererseits, infolge dessen die Hessen den Westfalen 87 Forderungen zugehen ließen. Schließlich verhängten die Hessen am 24. Januar den Verruf über die Westfalen, weil diese mehrfach dem Komment zuwider gehandelt hätten. Darüber schritt der Prorektor ein, und deshalb löste sich die Hassia, um sich zu sichern, auf. Am 21. Februar 1810 geschah bereits die Rekonstituierung, aber am 28. Mai 1810 erfolgte wegen bevorstehender Untersuchung eine neue Auflösung, diesmal, wie es im Protokoll heißt, nicht eine provisorische wie vorher, sondern eine gänzliche. Über die Erneuerung findet sich nichts im Protokoll, dieses beginnt erst wieder am 3. November 1810.

Ein Kartell mit den Göttinger Hessen ist im Winter 1810—11 nach dem Protokollbuch nicht geschlossen, vielmehr wurde ein solches am 3. Januar 1811 abgelehnt, weil die Göttinger nicht genügend aufgetan seien. Von einer Auflösung im Januar oder Februar 1811 sagt das Protokoll nichts, dagegen heißt es am 7. März 1811: Wir lösten uns vorsichtig auf, damit jeder den Eid, er sei in

keiner Landsmannschaft, mit gutem Gewissen schwören könne. Am 8. März wurde wegen der eingeleiteten Untersuchung noch einmal die Auflösung beschlossen. Die Mitglieder gaben sich aber das Ehrenwort, „den Komment zu halten". Ein wahrhaft jesuitischer Kniff, den die Verfolgungswut der Behörden entschuldigen mag, denn letzteres hieß nichts anderes, als daß die Mitglieder an der Landsmannschaft festhielten. Ohne daß eine förmliche Erneuerung der Verbindung protokolliert wäre, beginnt das Protokoll am 19. Mai 1811 wieder damit, daß Erhebung der monatlichen Abgaben beschlossen wird. Mit dem 31. Oktober 1811 schließt das Protokollbuch: Der Kanzler Leist hat (dem Professor) Robert Untersuchung gegen die Landsmannschaften aufgetragen. Dehalb wird die Verbindung bis zu besseren Zeiten aufgelöst, da man vor Robert Manschetten hat.

Der Auszug der Studentenschaft nach Gladenbach am 12. Mai 1811 war durch folgenden Vorfall veranlaßt. Einige Studenten waren in Weidenhausen von Bürgern mißhandelt worden. Am 11. Mai rückte deshalb eine große Schar bewaffneter Studenten aus, um in Weidenhausen Rache zu üben. Sie fand aber die Lahnbrücke von einer militärischen Patrouille besetzt, die die Studenten mit der Waffe zurücktrieb. Diese belästigten nun mehrere harmlose Bürger. Der dabei wohl nicht ganz unschuldige Rheinländer Stein wurde deshalb von einem Gendarmen festgenommen und aufs Schloß geschleppt, wo er mit Zigeunern und Landstreichern in einen Raum gesperrt wurde. Als die Beschwerden der Studenten trotz der Unterstützung des Prorektors von der Polizei nicht beachtet wurden, zog fast die gesamte Studentenschaft aus. Erst nachdem Stein aus der Haft entlassen war und der Präfekt das Verhalten der Polizei gemißbilligt hatte, erfolgte am 14. Mai der Rückzug zur Freude der schwer geängstigten Bürgerschaft. Sämtlichen Teilnehmern, auch den Anführern, war Straflosigkeit zugesichert, und es steht deshalb zu bezweifeln, daß v. Phuhl wegen des Auszugs ins Karzer gesteckt worden ist.*) Eine, jedoch in einigen Punkten unrichtige Darstellung des Auszugs findet sich bei Müller, Marburg unter Westfälischer Herrschaft S. 8 ff.**) Obige Angaben stützen sich auf die im Staatsarchiv vorhandenen Untersuchungsakten und die Berichte des Prorektors vom 13. und 15. Mai 1811.

Der Generalkommers am 5. Februar 1815 war keine Erinnerungsfeier an den ersten Gladenbacher Auszug. Nach den Akten des Geheimen Rats in Kassel und den Deputationsprotokollen der Universität hat es damit folgende Bewandtnis. Auf Ansuchen des Prorektors erließ am 1. Februar 1815 die Polizei ein Verbot an die Bürger, den Studenten besondere Zimmer zu Gelagen einzuräumen. In dieser Verordnung sprach sich die Polizei zugleich abfällig über das Betragen der Studenten aus, die bei und nach ihren Gelagen allerhand Mißbräuche und Unfug trieben. Darüber und über das von der Universität an die Studenten erlassene Verbot aller Biergelage erbittert, zog der größte Teil der Studenten am 5. Februar 1815 wiederum unter Führung des Rheinländerseniors Müller nach Gladenbach. Diesmal ließ sich die Universitätsbehörde nicht schrecken, sie eröffnete den am 6. Februar mit ihr verhandelnden Deputierten der 3 Landsmannschaften, daß alle Studenten, die nicht binnen 48 Stunden zurückkehrten, von der Universität entfernt werden würden; für den Fall rechtzeitiger Rückkehr sollten nur die Rädelsführer bestraft werden. Bereits am 7. Februar abends kehrte darauf die Mehrzahl der Studenten in aller Stille zurück. Müller wurde relegiert, 19 andere, die fern blieben, mit dem consilium abeundi belegt.

Die Darstellung der Stiftung der Marburger Burschenschaft, durch die das Leben der Landsmannschaften und der Hassia im besonderen selbstverständlich stark beeinflußt wurde, bedarf einer Richtigstellung in den verschiedensten Punkten.

Die Teutonia, die am 3. Dezember 1816 formell konstituiert wurde, wurde keineswegs von Renoncen gestiftet. Unter den 74 Leuten, die am genannten Tage zusammentraten, waren freilich Renoncen, d. h. solche, die von den Landsmannschaften noch nicht in ihre engere Verbindung rezipiert waren. Aber die wirklichen Stifter waren ausnahmslos keine Renoncen, sondern ehemalige wirkliche Mitglieder der Hessen und der Rheinländer, wogegen ehemalige Westfalen sich nicht beteiligt zu haben scheinen. Bereits früher war ein geheimer Verein, ursprünglich fast nur aus solchen entstanden, die als Freiwillige am Feldzuge teilgenommen hatten. Dieser Verein, der seine Stiftung auf den Spätherbst 1814 zurückführte, nannte sich „Deutscher Bruderbund" und hatte Ausbildung zu tüchtigen Staatsbürgern, Beförderung des allgemeinen Wohles des deutschen Vaterlandes, Wahrung seiner Freiheit, Förderung seiner Einheit, die auch Einheit der Religion erfordere, zum Zwecke. Die Bundesangehörigen blieben, wie die Stammbücher ergeben, fast sämtlich zunächst Mitglieder der Landsmannschaften. Erst etwa im Juli 1816 traten auf Anregung von Jena und Halle hin die Bestrebungen, eine wirkliche Burschenschaft zu stiften, offen hervor. An diesen beteiligten sich an Nichtmitgliedern jenes Bundes in hervor-

*) Im Juni 1811 wurde er freilich mit Karzer bestraft, weil er einen Voltigeurleutnant für satisfaktionsfähig erklärt hatte.

**) Auch in den soeben erschienenen „Marburger Studenten-Erinnerungen" desselben Verfassers.

ragender Weise der als Professor in Halle verstorbene Hermann Hupfeld (Strieder-Justi, Bd. 19, S. 281) und sein Bruder Gustav, beide früher Mitglieder, ersterer sogar Subsenior der Hassia, ferner Dethard Wilhelm Uckermann, früher Göttinger, dann kurze Zeit Marburger Hesse. Ihnen hatten sich einige Studenten als Mitläufer angeschlossen, die von den Landsmannschaften nichts hatten wissen wollen und deshalb von diesen, die von jedem ihrem Kanton zugehörigen Studenten, auch wenn er weder Mitglied war, noch sich sonst ihnen angeschlossen hatte, Beiträge erpreßten, aufs ärgste bedrängt waren. Diese Teutonia war eine richtige Burschenschaft und nannte sich selbst „die allgemeine deutsche Burschenschaft". Alles dies ergibt sich aus dem Bericht XIX zum Hauptbericht der Zentral-Untersuchungskommission, aus den im Marburger Archive noch vorhandenen Untersuchungsakten gegen den Bruderbund und den dabei liegenden Akten der Universität über die Teutonia.

Auch der frühere Hesse Karl Bernhardi gehörte einige Tage der Teutonia an, trat dann aber zu den Hessen zurück. Er war darauf Mitstifter der sogenannten Antiteutonia, am 6. September 1817, nicht 6. Februar, wie ich früher selbst nach einer Stammbuchnotiz angenommen habe, indem ich die Angabe 6. 7br. infolge undeutlicher Schreibung für 6. Febr. las. Diese Antiteutonia nannte sich in Wirklichkeit Germania, ihre Mitglieder nannten sich „deutsche Brüder", ihr Wahlspruch war: „Ehre, Freiheit, Vaterland", ihr sog. Zirkel zeigt die Initialen der drei Landsmannschaften mit v. c. f. verschlungen, wobei zu bemerken ist, daß diese drei Buchstaben damals noch stets „vivat circulus fratrum . . . ." zu lesen sind, nicht vivat, crescat floreat. Innerhalb der so gebildeten Gegenburschenschaft blieb den einzelnen Landsmannschaften ihr Bestand gewahrt, aber neben dem sich immer mehr geltend machenden Einheitsgedanken war der Umstand für diesen Zusammenschluß maßgebend, daß eine förmliche Erneuerung der Landsmannschaften als solcher ausgeschlossen schien. Alle Studenten hatten ihr Ehrenwort abgeben müssen, keiner Verbindung beizutreten, und als Ende Juli 1817 die landsmannschaftlichen Farben bei dem Komitat des abziehenden Seniors der Westfalen wieder offen auftraten, war eine neue Untersuchung die Folge. Bei den Exzessen in Schönstadt waren die Teutonen ganz unbeteiligt, vielmehr waren es lediglich Landsmannschafter, namentlich Hessen, die bei einem Komitat dort das Chausseehaus stürmten und dabei arge Verwüstungen anrichteten. Teutonen und Germanen, darunter auch ehemalige Hessen, nahmen dann am Wartburgfest teil. War dadurch unter die bisher heftig hadernden Parteien der Geist der Versöhnlichkeit getreten, so führte der gemeinsame Kampf beider gegen Übergriffe der Universitätsbehörde beim Reformationsfeste zur völligen Einigung und weiterhin zur Stiftung einer neuen Germania am 13. Januar 1818. Die Landsmannschaften waren seit dem 10. November 1817 vollständig aufgehoben, es gab seitdem nur eine Burschenschaft, in der die neue Germania, anfangs aus nur etwa 30 Mitgliedern, und zwar meist solchen bestehend, die bisher der landsmannschaftlichen Partei angehört hatten, eine Art engere Verbindung bildete, die sich allmählich erweitern sollte. Davon, daß innerhalb dieser Germania die Landsmannschaften als eine Art Kränzchen zusammengehalten hätten, findet sich keine Spur. Die noch ferner vorkommenden Zirkel der Landsmannschaften, oft mit dem Zusatz „fuimus Troes" oder mit danebengesetztem Burschenschaftszirkel beweisen nur die frühere Zugehörigkeit der Schreiber zu den Landsmannschaften. Daß Bernhardi später wieder Hesse geworden sei, ist unrichtig.

Die im November 1818 erneuerte Hassia mußte sich nach einer im Nachlasse August Vilmars gefundenen „Geschichte der Marburger Burschenschaft von ihrem Entstehen bis zum Ende des Jahres 1820" Ende des Winterhalbjahres 1818/19 wieder auflösen. Nach derselben Quelle konnten die Hassia und Guestphalia, die sich im Herbst 1819 nach Auflösung der Germania wieder aufgetan hatten, sich im Sommer 1820 nicht halten. Sie wandten sich an die burschenschaftliche Partei, um mit dieser eine Art Burschenschaft zu bilden, in der sie aber ihre Sonderorganisation behalten wollten. Nach den Untersuchungsakten gegen die Burschenschaft wurde damals auch ein gemeinsamer Ausschuß beider Parteien zur Regelung der Verhältnisse der Studentenschaft gewählt, aber die Ausführung des Planes scheiterte an der Furcht vor dem Einschreiten der Behörden.

Erst am 19. Januar 1821 tat sich nach dem Stammbuch von Georg Hübner die Hassia mit 13 Mitgliedern wieder auf. Nach einem Pfeifenkopfe aus 1830 konstituierte die Hassia sich unmittelbar nach der Erneuerung am 19. Juni 1822 wiederum neu am 28. Juli 1822, schwerlich ist aber damals, wie in der Geschichte des Korps Teutonia angenommen wird, der Farbenwechsel vollzogen. Im Stammbuche Hübners finden sich aus August und September 1822 noch zahlreiche Einträge von Hessen, darunter sechs mit der Farbenangabe schwarz-grün-rot, die Farben grün-rot-weiß werden darin nirgends genannt, ebenso wenig der 28. Juli 1822 als Rekonstitutionstag, wohl aber wird erwähnt, daß an diesem Tage ein Ball stattfand, vermutlich zur Feier des Geburtstages des

Kurfürsten. Der Zeitpunkt des Farbenwechsels wird danach doch wohl erst in das Jahr 1824 zu setzen sein, jedenfalls ist ein früherer Zeitpunkt nicht nachgewiesen. Nach der in 1830 erfolgten Auflösung erfolgte die Erneuerung der Hassia erst am 8. November 1831. Von einer „Suspension" des Korps durch die Universitätsbehörde als Strafe für Verfehlungen in 1835/36 kann keine Rede sein. Die Korps waren und blieben verboten, mußten sich freilich gerade damals sehr im Verborgenen halten, bestanden aber fort. Bei der Trennung der Markomannia im November 1837 löste sich die Hassia auf, wurde aber am 27. Mai 1838 von einigen früheren Mitgliedern in Verbindung mit solchen der Anfang 1838 aufgelösten Guestphalia und eines ganz kurze Zeit bestehenden Korps Rhenania erneuert.

Als später die Februar 1843 gestiftete Markomannia sich Hassia nannte, wurde sie von den Teutonen und Hessen-Nassauern nicht als Korps anerkannt und bildete nun eine Zeitlang einen S. C. mit den Westfalen, bis diese sich im März 1844 auflösten. Die Hassia geriet nun vollständig in das Fahrwasser des dem „sozialen und politischen Fortschritt" huldigenden sog. studentischen Progresses, obwohl sie an der unbedingten Satisfaktion festhielt. Das war der Grund, weshalb sie, nachdem sie im November 1844 dem S. C. wieder beigetreten war, im Januar 1846 von dem neuen S. C., den die beiden anderen Korps nach ihrem Austritt aus der 1845 errichteten Allgemeinen Studentenschaft bildeten, ausgeschlossen blieb. Im Winter 1846/47 löste die Hassia sich endgiltig auf. Der größte Teil ihrer Mitglieder schloß sich völlig an die Progressisten an, und ein Teil von diesen beteiligte sich dann im August 1847 an der Stiftung der Progreßverbindung (nicht Landsmannschaft) Franconia.

Vom Kasseler Hoftheater.

Auf der Bühne des Hoftheaters kam in diesen Tagen ein Kasseler Autor zu Wort. Nicht mit einem epochemachenden Werk, das der deutschen Dramatik neue Wege wiese, nicht mit einem Stück, das Anspruch darauf machte, voll Ruhmes auf die Nachwelt zu kommen. Ein Schwank ward gegeben, dreiaktig, „Durch den Alkoven" von August Lohmann. Hat die Bühne überhaupt ihre eigne Optik und Akustik, so ist das für die Gattung Schwank besonders der Fall. In ihm gelten auch die Gesetze der Wahrscheinlichkeit nichts, und alle feststehenden Regeln der Natur sind aufgehoben. Man will lachen und ist, um das zu erreichen, zuzugeben bereit, daß zweimal zwei sieben ist, daß alle Menschen ohne Ausnahme geistig etwas defekt, alle jungen Mädchen naiv verliebt, alle Jünglinge entweder Trottel oder Siegfriednaturen sind. Und in diesem Schwankwunderlande, in dem die Menschen nach den ungeschriebenen Regeln lustiger Widersinnigkeit handeln, spielt auch das Stück Lohmanns. Es führt nicht gerade Figuren von erstaunlicher Originalität vor. Der zerstreute Professor, der bramarbasierende Schauspieler, der schüchterne Musiker, das komische Faktotum gehören zu dem eisernen Inventar des Schwankes. Aber mit ein paar guten Einfällen, einigen hübschen Situationsscherzen, einer starken Dosis humorvoller Bonhomie werden die Personen durcheinandergewürfelt und zu den Verlobungen veranlaßt, die ja auf der Bühne den Gipfel des Lebensglücks darstellen. Das Publikum unterhielt sich vortrefflich und rief den Autor mehrfach an die Rampe. Die Regie — Herr Jürgensen — hatte ihres Amtes mit Sorgfalt und Verständnis gewaltet. Herr Pickert ließ seinem prächtigen Humor freien Lauf und gab das Faktotum mit wirksamster Komik, Herr Jürgensen war ein charakteristischer Theaterdirektor voll zündender Verve, Herr Steinecke ein liebenswürdiger, zerstreuter Professor. Die Damen Groa, Hartmann, Stiewe boten ebenfalls erfreuliche Leistungen, nur Herr Rudolf war allzu schablonenhaft und hätte seiner Rolle weit mehr Wirkung verschaffen können.

Es ist erfreulich, daß die Theaterleitung einen heimischen Autor hat zu Wort kommen lassen. Vielleicht öffnet sie auch ernsteren Versuchen Kasseler Dichter die Pforten der Hofbühne. Des Dankes darf sie versichert sein.

Die Rührigkeit der Leitung kann überhaupt nicht verkannt werden. Eine Neueinstudierung beschränkt sich heute nicht auf die Anordnung, daß ein Möbel seinen Platz gegen früher ändere, daß die Darsteller von links statt von rechts auftreten. Das Wiedererscheinen eines früher gegebenen Stücks ist eine durchgreifende Neudurcharbeitung. Shakespeares „Kaufmann von Venedig" gab dafür einen weiteren Beleg. Die Grundstimmung des Stückes war eine viel heiterere geworden, die Regie hatte sich bemüht, durch helle Farben, durch Maskenzauber, durch Betonung des komischen Elementes die Eigenschaft des Dramas als heitere Komödie zu unterstreichen. Zweifellos im Sinne des Dichters. Und nicht nur er, auch seine Zeitgenossen hatten im „Kaufmann von Venedig" keinen einzigen tragischen Zug entdeckt, und Shylocks Schicksal war ein komischer Einschlag mehr im lustigen Spiel. Uns Modernen fällt eine solche Auffassung allerdings schwer. Wenn dem großen Briten Bassanio und Porzia allein den Mittelpunkt des Dramas bildeten, Shylock aber nur eine Episode war, so ist uns diese Figur aus der Enge dieser Bezirkung herausgewachsen. Und wir vermögen in des mittelalterlichen Juden rachsüchtigem Tun und seinem schließlichen Geschick keine heitere Grundstimmung zu entdecken. Zwischen der frohgemuten Laune, die sich in Anordnung und Vorführung aller einzelnen Szenen aussprach, und dem Kampf Shylocks um Befriedigung seines Hasses liegt daher für uns ein Widerspruch, der uns manches als stillos empfinden läßt. Doch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß all die Szenen, die dem Shylockhandel fern liegen, an Lebendigkeit, an Eindringlichkeit, an Wirkung wesentlich gewonnen haben. Man konnte sich wirklich in das Venedig versetzt glauben, dessen Leichtlebigkeit und Lebensfreude durch Jahrhunderte sprichwörtlich war, wo des Karnevals Maskentreiben das ganze Jahr hindurch fast ohne Unterbrechung herrschte und froher Leichtsinn das Szepter führte. In dieser Umgebung scheint der Kaufmann glaublich, der ohne jedes Bedenken ein Pfund seines Fleisches verpfändet, scheint Porzias Übermut

und Nerissas Schalkhaftigkeit am Platze. Hier darf sich die Tochter ohne Bedenken aus des Vaters Haus in die Arme des Liebhabers stürzen und die Gerichtsverhandlung in travestierten Formen als Mummenschanz sich abspielen. Und so wissen wir der Regie Dank, daß sie uns den „Kaufmann" so gezeigt. Sie hatte die Maskenszenen prächtig arrangiert, farbige Bilder geschaffen, Porzias Palast prächtig, ihren Garten stimmungsvoll hergerichtet, sie hatte die Kästchenszene mit übermütigem Humor ausgestattet und der Gerichtsverhandlung eindringlichen Pomp verliehen. Der laute Dank, den ihr das Publikum zollte, war wohlverdient. Herr Friedrich spielte den Antonio ritterlich, herzlich, großzügig. Den Shylock gaben die Herren Stiewe und Jürgensen abwechselnd. Ersterer bot eine durchaus korrekte Leistung, der nur schadete, daß man sie mit der des Herrn Jürgensen vergleichen konnte. Dieser schuf eine bedeutende, tief ergreifende Figur, die weit über Niedrig-Menschliches hinauswuchs. Der aus den ihm widerfahrenen Kränkungen erwachsene Haß Shylocks hatte etwas Dämonisches, seine Rachsucht brach mit elementarer Gewalt, gigantisch hervor, ja dieser Shylock gemahnte an des berühmten Rechtslehrers Jhering Auffassung, wonach, „wenn er verfolgt von bitterm Hohn, geknickt, gebrochen, mit schlotternden Knien dahinwankt, es nicht der Jude Shylock ist, der von dannen schleicht, sondern die typische Figur des Juden im Mittelalter, der vergebens nach Recht schrie". Fürwahr, eine Kunstleistung, die sich den allerbesten Schöpfungen des Künstlers an die Seite stellte. Frau Bayrhammer gab der Porzia muntere Laune, schalkhafte Liebenswürdigkeit, sonnige Klugheit. Frl. Stiewe war eine muntere, liebenswürdige Nerissa. Der Lanzelot Gobbo des Frl. Groa setzte wieder das komische Talent der Dame in hellstes Licht. Ihre Ursprünglichkeit und Frische, ihr kecker Übermut, ihre muntere Laune verhalfen der Episode zu einem bedeutenden Erfolg. Zuweilen wollte es allerdings scheinen, als ob des Guten etwas zu viel getan würde. Der Bassanio des Herrn Bohnée war eine sympathische Figur voll Feuer und Leben, Herr Pickert spielte den alten Gobbo mit wirksamem Humor, der Prinz von Marokko des Herrn Keßler und der von Arragon des Herrn Warbeck waren prächtige Figuren von starker Wirkung.

Von den Gastspielen, die dem Publikum geboten wurden, sei nur das von Frau Charlotte Wiehé erwähnt, da es einer Kunstart die Pforten des Theaters öffnete, die ihr sonst verschlossen sind. Die Kleinkunst, die sonst nur auf dem Kabarettpodium oder in eigenen Veranstaltungen sich zeigen kann, war damit hoftheaterfähig geworden. Allerdings wohl nur auf einen Abend. Denn trotz der großen Kunst des Gastes merkte man unschwer, daß diese Darbietung hier deplaziert war. Frau Wiehé entzückte durch die Grazie und Anmut ihres Wesens, durch die scharf pointierte Art ihres Vortrags, durch ihre vollendete Charakterisierungskunst. Darauf aber, daß sie uns zum Schluß eine von ihrem Gatten geschaffene Pantomime vorführte, hätte das Publikum gern verzichtet. Das grausige Sujet und seine Ausarbeitung sollte durch eine Entkleidungsszene offenbar schmackhafter gemacht werden. Dieser pikante Einschlag aber verfehlte seinen Zweck und damit war das Schicksal des Mimodramas erledigt. Das seltsame Experiment wird wohl keine Wiederholung finden.

Hermann Blumenthal.

Ostersonne.

Eine stille Geschichte von Mary Holmquist.

Herr Ferdinand Petersen zog die Gardinen an seinem Fenster zusammen, zündete die Petroleumlampe mit dem grünen Schirm darauf an und trug sie zu der geöffneten Schreibplatte des altmodischen Sekretärs. Dort stellte er sie hin und ließ sich dann vor dem umfangreichen Möbel nieder.

An diesem grämlichen Januarabend, der mit Sturm und kaltem Regen dahersauste, statt freundlich klares Frostwetter zu bringen, wollte der einsame Mann sich mit seiner Lieblingsbeschäftigung erfreuen. Er entnahm einer der vielen kleinen Schubladen ein rot beklebtes Kästchen und zählte. Zählte Gold- und Silberstücke in Reihen auf der Platte auf und breitete zuletzt mit behutsam-zärtlicher Bewegung einen Hundertmarkschein vor sich aus.

In die Augen des Mannes trat ein glückliches Leuchten, die unfreundlichen, vertrockneten Züge lösten sich zu einem träumenden Lächeln. Als ob er jubeln und jauchzen könne, sah Herr Petersen überhaupt nicht aus, aber so recht glücklich, freudevoll schaute er jetzt um sich. „Fast zweihundert wieder", murmelte er vor sich hin. „Die sind bald voll. Dann bringe ich's auf die Kasse. Bis April habe ich's dann zusammen."

Der ältliche Mann, der seit Jahrzehnten in gewissenhafter Pflichterfüllung seinen bescheidenen Posten als Buchhalter ausfüllte, der viermal täglich, zur Minute pünktlich, denselben Weg zwischen Aschenbergs Fabrik und seiner kleinen Wohnung hin und her wanderte, — er ist kein Geiziger, — kein Geldmensch! Aber — er hat eine Passion. Ja, eine große, phantastische Idee erfüllt seit langen Jahren das Sonntagskämmerlein in seinem sonst so nüchternen Hirn. Dieser Idee, diesem Lieblingswunsch, der alle einsichtsvollen Gegengründe des Büreaukratenverstandes überwucherte und erstickte, ihm widmete der Mann alles, was ein Menschenherz an höhenfreudigem Fühlen, begeisterter Hingabe seinen Göttern zu opfern vermag. Die Krönung von Herrn Petersens schlichtem Alltagsdasein sollte die Verwirklichung seines Wunsches sein, einmal Ostern in Rom zu verleben.

Ostern in Rom! Ein Wort, eine Vorstellung, die ihn mit sehnsüchtiger Unrast, bebendem Schauer erfüllte, seit er als Jüngling die flammende Schilderung eines Poeten vernommen, der von der Herrlichkeit des Südens erfüllt war. Da hatte er sich an Bildern und Berichten begeistert, bis sich der verzehrende Wunsch fest in seine Seele eingenistet

hatte, einmal mit eigenen Augen, eigenen Sinnen die Märchenstimmung, die Schönheitswunder dort zu genießen. Und als sich im Laufe der Jahre durch peinlichste Sparsamkeit und Enthaltsamkeit Silber in Gold, Gold in einige blaue Scheinchen verwandelte in der geliebten roten Schachtel, da kam mit dem Anwachsen des Schatzes eine stille, verhaltene Freude über ihn. Nun hoffte er! Letztes Jahr hatte er seinen Urlaub von acht Tagen ausgeschlagen mit der Bitte, ihm in diesem Frühling dafür vierzehn Tage zu bewilligen. Er hatte nach einer alten Grammatik für sich allein Italienisch gelernt, ohne sich über den Umfang des Erfolges seiner Studien im klaren zu sein, hatte sich Reisehandbücher geliehen und durchstudiert, so daß er sich schon in Gedanken mit untrüglicher Sicherheit in den Straßen Roms bewegte, und im Traum hätte er den Standpunkt einer jeden Statue, jeden Altares im Petersdom angeben können.

Nun wurde es also wahr! — Diese Ostern! Wenn er sich ganz langsam, deutlich sagte: „Diese Ostern verlebst du in Rom“, so durchzuckte es ihn wie ein jäher Schrecken, und ganz heiß flutete dann die Freude über ihn hin.

Frauen waren Herrn Ferdinand Petersen außer einer Frühlingsliebe in jungen Jahren innerlich nicht nahe getreten. Er suchte sie nicht und hatte auch keine Eigenschaften, die ihm weibliche Herzen ohne sein Wollen hätten zufliegen lassen. Er hatte auch, ohne sich einer besonderen Zuneigung bewußt zu werden, Mariechen, die Tochter seiner Wirtin, heranwachsen sehen, die ihn bei seinem Einzug hier im Hause als kleines Schulmädchen knixend begrüßt hatte, dann zu einer lieblichen, warmherzigen Jungfrau aufgeblüht war. Sie war nun schon seit etwa zwei Jahren an einen fleißigen Gatten verheiratet hier in der kleinen Stadt.

Als heute Abend Frau Kollmann mit dem Tee kam, den Petersen zu seinen Butterbroten zu trinken pflegte, fragte er mit gutmütiger Freundlichkeit nach dem jungen Paar, da die besorgte Mutter in der letzten Zeit öfters ihr bekümmertes Herz bei ihm erleichtert hatte, indem sie von dem leidenden Zustand berichtete, in dem sich Mariechen seit einigen Wochen befand.

Sie war seit der Geburt ihres kleinen Mädchens blaß und schwach geblieben, und die Ihren hatten mit Besorgnis die junge Frau beobachtet, die mit rührender Willenskraft all ihren häuslichen Verpflichtungen nachzukommen versuchte und dabei immer zarter wurde, immer müdere Bewegungen hatte.

„Ach, Herr Petersen,“ seufzte die rundliche Frau mit kummervollem Blick der guten Augen, „es wird und wird nicht besser. Im Gegenteil! Und der August, mein Schwiegersohn, möcht' alles für sie tun, und kann doch nicht. Morgen will er noch mal mit dem Doktor sprechen. Ach mein Mariechen! Es möchte so gerne gesund und vergnügt sein und den August und das Kindchen herzen und pflegen!“

Mit guten Wünschen und Vertröstungen versuchte Ferdinand Petersen die Frau zu beruhigen und vertiefte sich nach ihrem Fortgang in seinen geliebten „Führer durch Rom“. Der war zwar aus dem Jahre 1860, aber das „ewige Rom“ würde wohl noch unverändert sein, und moderne, neue Stadtteile, die etwa seitdem entstanden waren, zogen ihn nicht an.

Einige Wochen später, als schon Frühlingsdüfte leise wie ein Hauch durch die Weite schwebten und die Herzen sich schon freudig dem kommenden Erblühen entgegen dehnten, hatten Ferdinand Petersens Ersparnisse die Summe erreicht, die ihm die Pforten des Südens erschließen sollten. Auch ein kleines Köfferchen war angeschafft und Frau Kollmann verständigt worden, daß ihr Mieter in einigen Wochen auf vierzehn Tage verreisen werde. Über das Wohin hatte er sich nicht ausgesprochen. Die Frau hatte auch nicht gefragt, denn sie war erfüllt von Angst und Unruhe wegen Mariechen.

„Herr Petersen, der Doktor hat gesagt, es ist die Lunge! Großer Gott, Herr Petersen, mein Kind! Was soll ich nun anfangen! Der August ist ganz verändert. Die Angst frißt an ihm, er hat ja 's Mariechen so lieb! Der Doktor sagt, jetzt könne man noch helfen, es wäre noch im Anfangen, wenn sie jetzt weg käme eine Weile, in warme Luft, in den Süden, wie der Doktor sagt, dann wär' sie übers Jahr gesund. Und wenn nicht, — — — !! Gott, wie sollen wir denn das aber möglich machen! Und wenn sie nicht — nicht fortkommt, — dann — vergeht sie vor unsern Augen, Herr Petersen! Der August hat gleich den Doktor gefragt wegen der Kosten, da hat der gesagt, nun, ein paar hundert Mark! Ein paar hundert Mark, wenn wir niemanden hätten, der sie dort bei sich aufnähme. Wir haben ja doch keinen Menschen, der so was tät', und der August hat keine Eltern und Geschwister! Und in der Fabrik verdient er grade so viel, daß sie ohne Schulden leben können, sparen haben sie noch nichts können. Ich weiß nicht ein noch aus, Herr Petersen!“

Zwischen Ferdinand Petersens Reisevorbereitungen klangen in den folgenden Tagen immer die Nachrichten über das Befinden der jungen Frau und die fast verzweifelte Sorge der Mutter.

Und einmal, als er nach Hause kam, saß in Frau Kollmanns Küche, an der er vorüber mußte, ein blasser Mann, der bei seinem Anblick aufsprang, um den langjährigen Mieter seiner Schwiegermutter zu begrüßen. Bei dessen Frage nach der jungen Frau

preßten die Finger des Werkmeisters so heftig Petersens Hand, als ob der Mann den ganzen Schmerz über seine Machtlosigkeit, all die Angst um sein Weib in den umklammernden Händedruck legte. Die klugen, dunklen Augen blickten fast finster in Weh, als er sagte: „Sie wissen ja wohl durch die Mutter, wie es bei uns steht, Herr Petersen. Und ich muß zusehn und kann nicht helfen! Das halt' ich nicht aus! Ich hab' sie so lieb, hab' sie so nötig zum Leben! Sie ist so gut, so, wie wohl eine Mutter ist, ich weiß das ja nicht, hab' meine nicht gekannt. Ich und die kleine Anni brauchen sie! Sie soll gesund werden! Sonst — — —"

Eine solche Trostlosigkeit und entschlossene Verzweiflung sprach aus dem Wesen des Mannes, daß Petersen erschüttert dachte: der bleibt nicht zurück, wenn ihm die Frau genommen wird!

Im Laufe der Zeit schritten die Reisevorbereitungen Herrn Petersens immer weiter fort, doch klangen in seine Pläne oft die wehen Worte der Menschen, die sich in Sorge um ein geliebtes Wesen verzehrten, und über die Blätter der Karten und Fahrpläne sah er im Geiste angstvolle Augen blicken, lächelte in rührender Hülflosigkeit ein blasses Gesichtchen, dessen rote Lippen sich so freudig und durstig dem Leben entgegen öffneten. Ferdinand Petersen wies die Schattengestalten und Töne unwillig von sich. Gott, wenn er allen Kranken helfen sollte! Wenn jeder das täte, dann hätte schließlich keiner was! Er wollte doch auch etwas vom Leben haben, es hatte ihm wahrlich nicht viel geboten. Um ihn bangte niemand oder freute sich mit ihm. Wenn er jetzt etwa auf der Reise verunglückte, gäbe das nirgends eine schmerzliche Lücke! Um ihn würde sich keines Menschen Herz in Jammer und Gram winden! Um ihn nicht! — Also wollte er wenigstens für sich allein ein Stückchen Lebensgenuß erhaschen, und in Freude der Erfüllung seines Lebenswunsches entgegengehen. Er hörte schon im Geiste die Glockentöne von Sankt Peter, sah sich im südlichen Sonnenlicht beseligt wandern, jede Minute mit allen Sinnen auskostend.

Heute hatte Frau Kollmann nach dem Tag der Abreise gefragt, da sie dann gleich den Tapezierer bestellen wollte, um sein Zimmer herrichten zu lassen, damit es hübsch in Ordnung sei, wenn er wiederkäme! — Wenn er wiederkam! Daran hatte er noch garnicht gedacht! Nie an das Nachher gedacht. Dann war ja alles ebenso, nur — — —

Er hatte Frau Kollmann bedeutet, er würde ihr den Tag noch sagen und war dann ganz gegen seine Gewohnheit im Dunkeln abends spazieren gegangen. Durch stille Straßen. Ja, — wenn er wiederkam! Wieder nach wie vor ins Geschäft ging, dann war für ihn alles vorbei. Dann hatte er kein Streben mehr, nur Erinnerung! Und um ihn her? — Mariechen?! —

Mariechen würde noch elend sein! Langsam, langsam elender werden, bis — —!

Nein, nein, vielleicht könnte man ihr irgendwie helfen? Gute Kost oder —. Aber der Arzt hatte gesagt, jetzt eine Zeitlang in ein südliches Klima, dann käme sie gesund zurück, zu langem, schönen Leben mit den Ihren!

Auf der finstern, einsamen Straße schüttelte Ferdinand Petersen unwillig den Kopf über sich selbst. Nur nicht sentimental werden! Nicht sich die herrliche Osterfahrt um eine Fremde trüben lassen. — Fremde? — Das liebe, freundliche Dingelchen mit dem klaren, klugen Blick war ihm doch keine Fremde. Sie hatte zu seinem Dasein gehört, ohne daß er sich dessen recht bewußt geworden war. Und die Liebe, die er zwischen ihr und August Bender hatte aufblühen sehen, hatte ihn nicht verwundert oder enttäuscht. Aber wenn er jetzt ganz ehrlich sein wollte, hatte ihm die Art des Mannes neulich einen tiefen Eindruck gemacht. Ihn beschämt? Seinen Neid erregt? Der grübelnde Mann schüttelte noch einmal die lästigen Gedanken von sich ab. Es war doch nicht seine Frau!

Ja, wenn er reich wäre, wie gerne hätte er den Beiden ihr Glück gerettet, die junge Frau sich Genesung trinken lassen in warmer Sonne. Aber so, — er hatte nichts als die fünfhundert Mark für die Reise —, seine Reise! Sein Ostern in Rom! Hatte er nicht genug entbehrt und gespart dafür?

Er reckte die Arme in Vorfreude. Er fühlte sich so stark, so kräftig, ja, er war noch stark und gesund.

In Gesundheit genießend wollte er wenige Tage am Orte seiner Sehnsucht weilen, und dann? Aber eine andere könnte sich Leben, das leise entgleitende Leben, wieder erkaufen, wenn sie in heilender Wärme sein dürfte, ganz still, seligstill!

Und ein Mann brauchte nicht die verzehrende Angst mit sich herumzutragen, daß ihm sein Liebstes von der Seite gerissen wird, ohne daß er es wehren kann. Eine Mutter würde nicht trauern müssen, ein Kindchen die kleinen Händchen nicht ins Leere zu strecken brauchen, wenn—. Sollte er das alles sonst mit ansehen?
— — — — — — — — — — — — —

„Wann fahren sie denn, Herr Petersen?

„Ich bleibe wahrscheinlich hier, Frau Kollmann. Vielleicht reise ich später im Jahr."

Nach einigem Verwundern gab sich die Wirtin zufrieden. — Und dann ging Herr Petersen Tag für Tag ins Büreau.

Am Ostersonntag hielt Mariechen Bender in freudezitternden Händen ein Paketchen, das ein Bote gebracht hatte. Ein großer Veilchenstrauß war darin und in einem hübschen Schächtelchen

fünf sorgfältig zusammengelegte, blaue Scheine. Dabei ein Zettel: „Zu glücklicher Genesung."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ferdinand Petersen machte am Ostersonntag einen Spaziergang um die kleine Stadt. Und sonderbar, wenn er daran dachte, daß jetzt brausendes Glockensummen die jubelnde Botschaft über Roms Zinnen fluten ließ, daß im Petersdom sich Weihrauchschleier und Sonnenstrahlen um die segnende Gestalt des Hüters der Kirche und die geneigten Häupter der Andächtigen in flimmernden Fäden spönnen, und daß auch er, er jetzt dort sein könnte, dann empfand er nicht das heftige Sehnsuchtsweh danach, das ihn so oft gequält hatte. Sonderbar, er litt nicht, und hatte doch nun keinen Lebenswunsch mehr! Er schaute sich die kleinen Knöspchen an den Bäumen und Hecken an, blickte nach den Wolken und atmete tief die herbe, klare Luft des nordischen Vorfrühlings ein.

Er ging in heller Ostersonne!

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Lager der alliierten Armee bei Waltersbrück im Jahre 1760. Eine Schadenaufstellung auf einem kleinen Zettel, der sich unter Kriegsakten des siebenjährigen Kriegs gefunden hat, gibt Kunde von einem Lager auf dem Biegeberge zwischen Waltersbrück und Zimmersrode. Es heißt darauf: „Durch das Lager auf dem Beigeberge (jetzt Biegeberg) sind die Wiesen hinter der Räthin Hof zu 10 Mädern, die Bornwiesen zu 10 Mädern, zwei Schwalmwiesen usw. fouragirt worden. Zu denen Laufbrücken 25 Stück Eichendielen ein Zoll dick und 14 Schuh lang, thut 10 Thaler und 30 Albus. NB. Dieses ist dem Major Bauer*) den 5te Juli 1760 übergeben worden." Jedenfalls sind diese Brücken wie die übrigen bei „Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen 1757—63" **) erwähnten über die Schwalm geschlagen worden, während der Stellung, welche die Armee Herzog Ferdinands an der Schwalm, damals gegen den Herzog von Broglio eingenommen und zwar zur Deckung seiner rechten Flanke gegen den Feind. Die Truppen im Lager auf dem frei gelegnen Biegeberge aber bestanden aus englischen Regimentern unter Lord Griffin. Am 8. Juli traten die Alliierten einen Vormarsch nach der Edder an, womit unser Lager geräumt wurde. Bemerkenswert erscheint noch, daß die betreffende Schadenspezifikation von einem Beamten (Michaux) des Generals Eitel v. und z. Gilsa aufgestellt ist und daß sich nach dem gleichzeitigen Briefe einer Dame die englischen Grenadiere auf dem Gutshofe sehr anständig betrugen, wenn sie mit der Bitte „um etwas Milch" aus ihrem Lager kamen.

F. v. und z. G.

*) Bekannter Generalstabsoffizier unter Ferdinand von Braunschweig. — **) Zweiter Band S. 467.

Das Katzenklavier des Landgrafen Karl von Hessen. Über ein angebliches „Katzenklavier" des Landgrafen Karl berichtete die „Frankfurter Zeitung": „Wenn der Erfindungen Papins gedacht wird, so dürften auch jene seines Protektors, des Landgrafen Karl von Hessen (1677—1730), eine kurze Erwähnung verdienen. Diesen Fürsten hatte die gütige Mutter Natur mit einer hervorragenden Begabung für die Mechanik bedacht. „Seine Liebden, der Landgraf", schreibt Leibnitz einem fürstlichen Korrespondenten, „ist nicht nur von einer schönen Wißbegier beseelt. Serenissimus besitzt auch viel Einsicht und Kenntnisse, was noch viel mehr wert ist . . ." Diese Kenntnisse benutzte der Landgraf, um selber Erfindungen zu machen. Er studierte am Problem des Perpetuum mobile herum, konstruierte einen Fahrstuhl, der beinahe wie der moderne „Lift" durch komprimierte Luft mehrere Stockwerke hoch gehoben werden konnte, beschäftigte sich mit der Rekonstruktion der Musikinstrumente der Alten, vereinigte in seiner Kunstkammer neben einer Menge von Kuriositäten eine kostbare Sammlung wissenschaftlicher Präzisionsinstrumente und verlor bei all' diesen Beschäftigungen den Humor nicht allerdings eine sonderbare Art von Humor, wie man aus seiner höchsteigenen Erfindung des Katzenklaviers ersehen kann. Dieses Musikinstrument bestand aus einem länglichen Kasten, der eine Anzahl von Abteilungen enthielt, — einige Historiker sprechen von vierzehn — jede mit einer Katze besetzt, deren Schwanz durch ein Loch ins Freie hervorragte. Drückte man auf die Tasten der Klaviatur, so wurden dadurch Hebel mit scharfen Spitzen in Bewegung gesetzt, die einen höchst unangenehmen Druck auf den jeweilig getroffenen Katzenschwanz ausübten. Da nun die verschiedenen Abteilungen des Klavierkastens mit Katzen und Katern verschiedener Lebensalter und Stimmittel besetzt waren, so konnte man bei richtiger Handhabung des Instrumentes ganz merkwürdige Effekte erzielen, von der artigsten Tonleiter im sanften Katzenadagio bis zur wildesten Fuge im Katzenfortissimo." Nun wissen wir's. Natürlich war's wieder ein Landgraf von Hessen. Leider hat der betreffende Historiker die verbürgten Quellen für seine Erzählung, die einmal wieder typisch ist, verschwiegen. Sie findet sich u. a. in Vehses „Geschichte der deutschen Höfe" Bd. 27, S. 128, und schon deshalb ist sie „historisch".

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der letzten Wintersitzung des Geschichtsvereins zu Marburg am 28. März sprach Archivrat Dr. F. Küch über den Lettner in der Marburger Elisabethkirche, der eine große Anzahl von Bildernischen enthält; bei der Ausfüllung der Nischen hatte der Bildhauer, der nach den Ermittelungen Küchs etwa in den Jahren 1314—1339 wirkte und aus Westfalen stammte, die Idee, eine Darstellung des Weltgerichts zu geben. Die untere Bilderreihe direkt über dem Altar wird drei alttestamentliche Szenen enthalten haben.

Fuldaer Geschichtsverein. In der letzten Versammlung des Vereins am 1. April trug der Vorsitzende Oberbürgermeister Dr. Antoni den Jahresbericht vor, dem zu entnehmen ist, daß der Verein im Laufe des Berichtsjahres sehr gute Fortschritte gemacht hat. Die Zahl der Mitglieder ist auf 120 und die Zahl der mit dem Verein in Schriftenaustausch stehenden Vereine auf 75 gestiegen. Die Vereinsbibliothek zählt zurzeit mehr als 800 Bände. Die Anregung des Vorsitzenden einen Lesesaal zu errichten ist auf relativ günstigen Boden gefallen, die Flurnamenforschung hat im Namen des Vereins Professor Dr. Haas-Fulda in Angriff genommen. — Sodann behandelte in 1½ stündigem meisterhaften Vortrage Professor Marxhausen-Fulda das Thema: „Die Wappen an den Bauwerken Fuldas." Es ist hier nicht der Raum den Vortrag auch nur auszugsweise wiederzugeben, es sei nur betont, daß Redner es verstand, stumme und doch laut redende Zeugen aus Fuldas großer Vergangenheit den sehr zahlreich erschienenen und aufmerksamen Zuhörern aufs interessanteste vorzuführen. In dem sorgfältig gegliederten Vortrage waren 3 Gruppen zu unterscheiden: Landeswappen (der Fuldaer Fürstäbte und Fürstbischöfe), Stadtwappen und die Familienwappen der adeligen Geschlechter.

Hochschulnachrichten. Marburg: Wie in der medizinischen und juristischen Fakultät, können nunmehr auch nach einer allgemein erteilten ministeriellen Genehmigung in der philosophischen Fakultät Frauen zur Promotion zugelassen werden.

Seinen 80. Geburtstag beging in Kassel Franz Schulze, der am 28. Juni 1895 als van Bett Abschied von der Bühne nahm, nachdem er 33 Jahre hindurch als erster Bariton und Baßbuffo in fast unverwüstlicher Kraft am Kasseler Hoftheater gewirkt hatte.

Das 70. Lebensjahr vollendete am 13. April in seiner Vaterstadt Kassel Generalmajor z. D. Wilhelm v. Specht, der im Juni 1856 aus dem Kadettenkorps in das hessische Jägerbataillon eintrat und im Mai 1894 als Kommandeur der 17. Infanterie-Brigade in Glogau seinen Abschied nahm.

Die Elisabethkirche zu Marburg erhielt vor einigen Tagen eine schon seit 1861 geplante neue und kunstvolle Kanzel im Wert von 25000 Mark.

Seltene Auszeichnung. Den Volksschullehrer Joseph Vonderau, Hauptlehrer an der Domschule zu Fulda und Konservator des städtischen Museums, ernannte der Kultusminister auf Grund hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der Altertumskunde zum Professor. Vonderau machte sich besonders verdient um die Entdeckung und Freilegung der Pfahlbauten und Hockergräber sowie der Ringwälle in der Umgebung Fuldas.

Münzfunde. In Niederurff fand ein Einwohner auf seinem Acker ein Gefäß mit alten hessischen Silbermünzen. — Beim Abbruch des Breidenbachschem Hauses in Gelnhausen fand sich ein alter Topf mit 23 Gold- und 209 größeren Silbermünzen aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts.

Todesfall. Am 4. April starb zu Frankfurt a. M., wo er am 24. April 1824 als Sohn eines praktischen Arztes geboren wurde und wo er seit einer Reihe von Jahren im Ruhestand lebte, Hofkapellmeister Karl Reiß, der fast ein Vierteljahrhundert dem Kasseler Hoftheater angehört hatte. Als im Jahre 1856 der zweite Kapellmeister der Kasseler Oper und Spohrs bedeutendster Schüler — Jean Bott — Kassel verließ, wurde Karl Reiß vom Mainzer Theater aus an dessen Stelle berufen. Spohr selbst äußerte sich sehr anerkennend über ihn (vgl. Spohrs Selbstbiographie II. S. 377). Schon im folgenden Jahr trat Spohr, nachdem er 35 Jahre lang die Kasseler Oper geleitet hatte, in den Ruhestand und Karl Reiß wurde sein Nachfolger. Bennecke rühmt in seiner Geschichte des Hoftheaters die außerordentlich günstige Zusammenstellung von Gesangskräften, die sich unter Reiß neben einem ebenbürtigen Orchester damals in Kassel befand. Aus den unter ihm zur ersten Aufführung gebrachten Opern seien hervorgehoben Wagners „Lohengrin" und „Rienzi", Verdis „Ernani", „Rigoletto" und „Aida", Meyerbeers „Afrikanerin", Brülls „Goldenes Kreuz".

Seine eigene Oper „Otto der Schütz“ wurde 1861 am Geburtstag des Kurfürsten zum ersten Mal in Kassel aufgeführt. 1880 wurde Reiß durch Differenzen mit der Theaterleitung veranlaßt, seine Stellung in Kassel mit der gleichen am Königlichen Theater in Wiesbaden zu vertauschen, wo er nach mehrjähriger Wirksamkeit in den Ruhestand trat. Sein Nachfolger in Kassel wurde Wilhelm Treiber, nach dessen Tode 1899 der seitherige Musikdirektor Dr. Franz Beier zum Kapellmeister ernannt wurde. Reiß war in zweiter Ehe mit einer Schwester der Romanschriftstellerin Sophie Junghans vermählt.

Hessische Bücherschau.

Bibliographie der schönen Literatur Hessens. Zusammengestellt von Alexander Burger. Erster Teil: enthaltend die im Großherzogtum Hessen geborenen belletristischen Schriftsteller. Nieder-Ingelheim 1908. Selbstverlag des Verfassers. 85 Seiten. Preis brosch. 1,60 M. Bei direktem Bezug portofr. Liefg.

Eine sehr verdienstvolle Arbeit, für die in erster Linie die Bibliothekare Dank wissen werden, aber auch alle diejenigen, die oft in der Lage sind, sich die Werke eines Schriftstellers mühsam zusammensuchen zu müssen. Sie bildet den ersten Teil einer vollständigen hessischen Bibliographie und bringt die Liste der im Gebiet des jetzigen Großherzogtums geborenen belletristischen Schriftsteller. Wir sind überrascht, manchen Schriftsteller, den wir in ganz anderen Landen lokalisiert wußten, hier anzutreffen. Aber die Sache stimmt, der betreffende wurde im Großherzogtum Hessen geboren, und dieses Verdienst genügte, um ihn hier einzureihen, ganz gleichgültig, ob er noch im Säuglingsalter nach Oberschlesien oder Madagaskar verschlagen wurde. Ein anderer, dessen Windeln in Spreewasser gewaschen wurden, der sich aber seit der Klippschule drei Menschenalter hindurch im Großherzogtum, wo ihm überhaupt erst Apollo der Lieder süßen Mund verlieh, im „Singen und Sagen“ betätigte, wird vergeblich um Aufnahme in diese Bibliographie flehen — was alle poetae nasciturі beizeiten beherzigen mögen! Darin liegt meines Erachtens eine Schwäche des Buches. Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß er, um seine Arbeit nicht ins Unermeßliche wachsen zu sehen, von diesem Grundplan um keinen Zoll breit abgewichen sei. Mochte es doch getrost ein dickleibiges Buch werden, wir hätten's doch so gut gebrauchen können! An sich ist nichts daran gelegen, ob ein paar Schriftstellern mehr oder weniger Existenz und Produktivität quittiert wird, aber die Gebrauchsfähigkeit des Buches wäre bedeutend gesteigert worden. Diese Lücke ist aber auch das einzige, worüber mit dem Verfasser zu rechten wäre. Eine weitere Beschränkung, die er sich dadurch auferlegte, daß er nur solche Autoren aufnahm, die schöngeistige Werke in Buchform herausgaben, ist durchaus zu billigen. Denn das Vergehen, einmal in irgend einer Zeitung ein Gedicht zum Preise des Frühlings angebracht zu haben, ist so harmloser Natur, daß es nicht einmal im Strafgesetzbuch vorgesehen ist, verdient also nicht, für alle Zeiten an den Pranger gestellt zu werden.

Stichproben zeigen, daß die Bibliographie wohl so gut wie lückenlos ist. Von Holzamer sind beispielsweise 14, von Alfred Bock 16, von Lichtenberg 21, von Otto Müller 28, von Oeser 29, von Ernst Eckstein sogar 91 Werke, fast durchweg mit dem Erscheinungsjahr, aufgeführt. Man wird das so sehr brauchbare Bändchen nicht mehr vom Schreibtisch fortlegen. Vielleicht entschließt sich Alexander Burger, übrigens einer der besten Kenner der hessischen Literatur, doch noch, in den folgenden Bändchen die gesteckten Schranken umzuwerfen; um ein größeres Publikum zu interessieren, möchte ich den Weg der Subskription vorschlagen. Unsere Leser aber möchte ich bitten, den Verfasser — namentlich durch Hinweis auf weniger bekannte und vergriffene Werke der hessischen Literatur — bei seiner mühevollen Arbeit zu unterstützen. H'bach.

Wigand, Kurt. Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Berlin-Leipzig 1907. 136 S.

Unkultur! Etwas Alarmierendes liegt in dem lapidaren Titel dieses seltsamen Buches. Unser Landsmann Wigand windet ihn um einen kleinen Strauß temperamentvoller Essays, in denen er uns ein Negativ spezifisch deutscher Eigenarten und Sitten zeigt. Also: deutsche Unarten und Unsitten sind es vielmehr, die er hier einmal gehörig unter die Lupe nimmt. In kraftvoller Luthersprache übt er an den verschiedenartigsten Erscheinungen unserer nationalen Kultur im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit rückhaltslose Kritik, und seine energische Stimme schwillt zu lauten Schimpfakkorden an, wenn er auf besonders Schlechtes und Unerfreuliches zu sprechen kommt. Jedoch Wigand hat die Maßstäbe für diese Kritik am Deutschtum nicht etwa irgend einer schönen aber blassen Theorie entnommen, die im warmen Zimmer ersonnen ward; er hat vielmehr das reiche, bunte Leben vieler Kulturländer auf sich wirken und durch seine ausgeprägte Persönlichkeit hindurchfluten lassen. Ungestört von jenem verwirrenden Wust zahlreicher Vorurteile, die der Tatsachenkreis der eigenen Umwelt dem Durchschnittsmenschen auferlegt, ist er ungetrübten Blickes durch die Welt geschritten. Besonders zwei Faktoren seiner Persönlichkeit, ein gesundes Freiheitsgefühl und eine gewisse geistige Toleranz, haben mitgewirkt, ihm für andere Nationen und deren Kulturgetriebe ein ausgezeichnetes Verständnis zu verschaffen. Überall hat er beobachtet und verglichen. Und Wigand weiß scharf zu sehen und mit sicherem Griff die guten Seiten zu erfassen, die fortschreitenden Nationen einer gewissen Höhe der Kultur eignen. Gerade diese guten Eigenschaften zeichnet er in deutlichen Linien auf, um sie allem Rückständigen und Fehlerhaften seiner lieben Landsleute entgegenhalten zu können. Mit Freuden wird zwar kein Deutscher vernehmen, wieviel selbst im Unterbau unseres kulturellen Lebens noch im Argen und Ärgsten liegt. Doch der triviale Einwurf, daß jungaufstrebenden Kulturnationen der Charakter des Parvenühaften, Unausgeglichenen einmal anhaften müsse, vermag selbstverständlich ebensowenig eine objektive Analyse wie eine gerechte Selbstkritik zu bannen. So erkennt Wigand zahlreiche recht ungünstige Rasseeigenschaften und (teilweise!) daraus resultierende Gepflogenheiten, vorab in der äußeren Kultur und in der Geselligkeit, die einer Nation vom Range der Deutschen keineswegs zur Zierde gereichen. Gewisse Formlosigkeiten, vor allem im Umgang, geschwollene Großmannssucht, falsche Unterwürfigkeit, zur lächerlichen Fratze verzerrter Individualismus, steifleinenes Mandarinentum und andere Dinge

müssen die harte Geißel scharfer Satyre, wie die geschmeidige Gerte witzigen Spottes unbarmherzig fühlen. Daß der Verfasser bei dem engen Zusammenhang all der von ihm behandelten Fragen auch kleinere Streifzüge auf den Gebieten des Bildungs- und Erziehungswesen unternimmt, ist nur selbstverständlich; nicht wenige Leser werden hier manches gute und famose Wort zu finden wissen. — Die Nation, die Wigand wenigstens in der äußeren Lebensführung für die dem Deutschen vorbildlichste hält, ist die englische, die ihm als die männlichste der Kulturnationen erscheint. Zur Vorsicht sei für unsere Pedanten gleich bemerkt, daß dem Verfasser nichts ferner liegt, als die Absicht, „Engländerei" zu treiben. Wir „Wilden" sind ihm doch „bessere" Menschen. Er weiß sehr wohl die Spreu vom Weizen zu scheiden und hebt nur die englischen Eigenschaften und Zustände hervor, die ihm für uns Deutsche der Nachahmung wert erscheinen. Einseitig, allzu einseitig ist hoffentlich seine Charakteristik des Wienertums ausgefallen. Der Wiener mit seiner Sentimentalität, seiner weibischen Rührseligkeit oder ausschweifenden Sinnlichkeit ist ihm eine typische Decadenceerscheinung; das stark Feminine, das sich beim Franzosen aus der Eigentümlichkeit der Rasse erkläre, müsse beim Österreicher als Merkmal der Entartung betrachtet werden. — Zweifellos wird Wigands Buch, das den Götzenbildern aller Philister so rücksichtslos zu Leibe geht, auch genug Feinde finden. Daß diese Leute des Verfassers im besten Sinne patriotische Absichten verkennen, bedarf kaum der Erwähnung. Hoffentlich denkt Wigand pessimistisch genug, über die Rodomontaden dieser Leute zu lächeln. Christian Burger.

Usbeck, K. Chronik von Niederzwehren. Ereignisse und Bilder von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Niederzwehren. Selbstverlag des Verfassers. 185 Seiten.

Chronik der Altstädter Gemeinde zu Kassel Von Ernst Wolff, Pfarrer. Kassel 1907. 77 Seiten.

Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr der Residenzstadt Kassel. Festschrift zur Abschiedsfeier am 9. November 1907. Von Heinrich Schäfer, Kommandant der Kasseler Freiwilligen Feuerwehr und Stadtverordneter. 70 Seiten.

In seiner „Chronik von Niederzwehren" legt uns Konrad Usbeck das Ergebnis eines immensen Fleißes vor. Er hat alles zusammengesucht, was dieser schon im 13. Jahrhundert urkundlich angedeutete Ort seit den ältesten Zeiten bis in die unmittelbare Gegenwart hinein Denkwürdiges erlebt hat. Dabei weiß er nicht nur das bereits vorhandene Material geschickt zu verwerten, sondern bringt auch recht viel Neues. Nachdem die Zeiten des dreißig- und des siebenjährigen Krieges gestreift sind, werden in eingehender Weise die beiden letzten Jahrhunderte behandelt; wir hören von der Errichtung der Bürgergarde, vom Septemberaufruhr, von den Verfassungskämpfen, dem Cholerajahr, den Ereignissen von 1866 und 1870, der Wassersnot in 1889 und der Kaiserparade in 1891; der Entwickelung von Kirche und Schule sind besondere Abschnitte gewidmet, ebenso den politischen und den Verkehrsverhältnissen, den im Ort bestehenden Vereinen usw. Zuweilen ist sogar des guten zu viel getan, so etwa bei den Inhaltsangaben der Festreden bei Stiftungsfesten des Kriegervereins usw., die doch schwerlich chronikalischen Wert haben. Das Buch ist mit einer ganzen Anzahl von Bildnissen geschmückt. Besonders wertvoll sind darunter die nach Zeichnungen von Knackfuß hergestellten Reproduktionen der schönen, dem 15. Jahrhundert angehörenden und 1889 entdeckten Wandgemälde der Kirche, über die hier zum ersten Male interessante Mitteilungen gemacht werden. Auch über die Niederzwehrener Märchenfrau und deren Familie bringt Usbeck eingehende Details. In dem mitgeteilten Stammbaum muß das Geburtsjahr der Frau Viehmann 1755, nicht 1775 heißen, wie ja auch aus anderen Stellen des Buches hervorgeht. Der Inhalt der umfangreichen Chronik läßt sich hier nur andeuten. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß der Verfasser für seine opferwillige und große Mühe dadurch belohnt wird, daß seine Chronik namentlich von seinen Gemeindegliedern viel gelesen wird. Weiter wäre zu hoffen, daß dieses Unternehmen an vielen anderen Orten Nachahmung fände; denn mit Recht setzt Usbeck seinem Buche den Ausspruch unseres großen Landsmanns Jakob Grimm voran: „Wer seine Heimat liebt, muß sie auch verstehen: wer sie aber verstehen will, muß überall in ihre Geschichte zu dringen suchen." Solche Ortsgeschichten aber sind in erster Linie dazu geeignet, im Leser geschichtlichen Sinn und Liebe zur Heimat zu wecken.

Den gleichen Wunsch möchte man auch der wie das Usbecksche Buch in gemeinverständlicher Darstellung gehaltenen „Chronik der Altstädter Gemeinde zu Kassel", geschrieben von ihrem derzeitigen ersten Pfarrer, mitgeben, die recht hübsch ausgestattet ist und durchweg vorzügliche Illustrationen bringt, darunter die Bildnisse von acht Geistlichen der Brüderkirche. In einem Einleitungskapitel erfahren wir Baugeschichte und Schicksale der Kirche und der zugehörigen Pfarrhäuser. Diesem folgt der bedeutungsvollste Abschnitt des Buches, der eine Aufzählung und z. T. recht eingehende Biographie der ersten und zweiten Pfarrer der Altstädter Gemeinde seit 1538 bis zur Gegenwart bringt. Hier hätten wir allerdings statt der gewissenhaften Aufzählung der Deszendenten lieber eine möglichst genaue Aufstellung der geistigen Sprößlinge gesehen. Von C. C. Fürer z. B. finden wir nur ein Werk, von Johannes Crocius, Israel usw. überhaupt keine Literatur verzeichnet. Der dritte Abschnitt berichtet über die Vereine, der vierte über Einrichtungen der Gemeinde, während ein Schlußkapitel die „Heiligen Gefäße der Gemeinde" beschreibt mit genauer Angabe der Inschriften und Stifter. Möge auch dieses Werkchen seinen Zweck erfüllen und Nachahmer finden.

Als sich im November vorigen Jahres die freiwillige Feuerwehr zu Kassel auflöste, nachdem sie 47 Jahre hindurch aufs innigste mit dem öffentlichen Leben der Stadt verwachsen gewesen war, war es ein guter Gedanke, ihre Entwickelung und Tätigkeit noch einmal in historischer Darstellung zusammenzufassen, den Mitgliedern zur wehmütigen aber auch stolzen Erinnerung, den späteren Geschlechtern zum Vorbild eines löblich betätigten Bürgersinns. War doch die freiwillige Feuerwehr, die sich vorwiegend aus dem gewerblichen Mittelstand rekrutierte, zunächst zum Schutze des bedrohten Lebens und Eigentums der Mitbürger begründet worden und hat durch die Art ihrer Ausbildung und ihres Zusammenwirkens außerordentlich viel zur Erhaltung eines gesunden und selbstbewußten Bürgertums beigetragen. War sie ursprünglich fast die einzige Hilfe in Feuersgefahr, so blieb sie auch später noch im Verein mit der Bürgerfeuerwehr, und schließlich als stets bereite Hilfstruppe der Berufsfeuerwehr ihrem Panier: „Einer für alle, alle für einen" getreu. Darum hat ihre Tätigkeit auch die chronikalische Darstellung verdient, die ihr in knapper, anschaulicher Weise durch ihren letzten Kommandanten, den Stadtverordneten Heinrich Schäfer, zuteil geworden ist. Nachdem Schäfer

die Feuerlöscheinrichtungen, wie sie vor 1860 namentlich auf Grund des Gesetzes vom 24. Februar 1818 in Kassel bestanden, vorgeführt hat, schildert er die Entstehung und Entwickelung der freiwilligen Feuerwehr, wobei er hier und da die Erinnerung an bemerkenswerte Brände und für die Wehr bedeutsame Ereignisse auffrischt, und zeigt schließlich die Ursachen, die eine Auflösung der Feuerwehr herbeiführten Zu bedauern ist nur, daß das typographisch hervorragend ausgestattete verdienstvolle Werkchen nicht im Buchhandel zu haben ist, um so Gemeingut einer größeren Menge von Lesern zu werden. H'bach.

Gubalke, Lotte. Eva Englis. Novelle. Berlin (Albert Goldschmidt) 1907. Preis 75 Pfg.

— —, Das Testament des Fräulein von Rotenkirchen und andere Novellen. Leipzig (Philipp Reclams Univ.-Bibl.) Preis 20 Pfg.

Lotte Gubalkes Stärke liegt in der Darstellung der weiblichen Psyche; ihre Frauen sind scharf gezeichnet, deren seelische Regungen und Konflikte mit viel Sorgfalt und Liebe dargestellt; die männlichen Charaktere zeigen eine wesentlich einfachere, zuweilen gröbere Linienführung. Die in den genannten Bändchen veröffentlichten vier Erzählungen habe ich etwa vor einem Jahr gelesen — die Besprechung kommt erheblich verspätet, der Herr Schriftleiter möge gütigst verzeihen — und doch stehen die einzelnen weiblichen Personen noch plastisch und scharf umrissen in meinem Gedächtnis. In Eva Englis treten uns die einfachen, mehr instinktiven Züge eines naiven, trotz allem unschuldigen aber rassigen Landkindes entgegen, dessen Zeichnung dadurch einen eigenartigen Reiz bekommt, daß die Dichterin der Macht des Blutes und der Vererbung einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Charakters einräumt. Mir fiel dabei der Heysesche Vers ein: „Das Blut beherrscht uns allesamt, was man auch mag von Bildung munkeln. Wer von einer Katze stammt, läßt's Mausen nicht im Dunkeln." Über dem ganzen liegt eine von Anfang an gut durchgeführte, gewitterschwüle, unheildrohende Stimmung. Die beiden feindlichen Brüder haben etwas Raubtierartiges.

Sorgfältig abgewogen, auch in jedem nebensächlichen Zuge bis ins kleinste präzis durchgearbeitet ist die Titelerzählung in dem Reclambändchen: Das Testament des Fräulein von Rotenkirchen. Sie behandelt darin ein eigenartiges Problem. Das tugendstolze Fräulein hat in seliger Jugendzeit bei dem Duft von Tannengrün und Lindenblüte ein Liebesverhältnis mit einem exilierten polnischen Edelmann unterhalten, das nicht ohne Folgen geblieben ist. Sie verleugnet das Kind vor der Welt, nimmt es aber später als Dienstmädchen zu sich ins Haus. Als ihr Kind sich mit einem biedern Plebejer verloben will, der zu dem noch Liborius Bemenedt heißt, bäumt sich das adlige Blut der Mutter bezw. Herrin auf und es kommt zum Konflikt. Sie kann sich nicht entschließen das Kind anzuerkennen und geht „an ihrem lahmen Herzen zugrunde", wie Theodor Ibell — eine vorzüglich gelungene Figur — sich ausdrückt.

„Justinens Pflichten" enthalten die anspruchslose Lebensgeschichte der Tochter eines Arztes; das etwas viel seufzende Fräulein kann sich aus tiefem Pflichtgefühl heraus nicht entschließen, ihr Anrecht auf Jugend und Glück geltend zu machen.

Die letzte Erzählung: „Julchen Eichler" erfreut durch die frische Lebensauffassung einfacher kerngesunder Landkinder. Lotze.

Läffer, Louis. Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart im Zusammenhang dargestellt. Salzungen (L. Scheermessers Hofbuchhandlung). Preis 1,80 M.

Das vorliegende Schriftchen enthält eine Zusammenstellung aller poetischen und prosaischen Veröffentlichungen, die sich — wenn auch nur im kleinsten Umfange — mit dem deutschen Bauerntum und Bauernleben befassen In der Reichhaltigkeit liegt der Vorzug des mit viel Fleiß zusammengetragenen Buches. Selbstverständlich konnte der Verfasser nur die markantesten Erscheinungen durch eine ausführlichere Behandlung hervorheben. Der Leser wird nicht mit jedem gefällten Urteil übereinstimmen; trotzdem sei es jedem aufs beste empfohlen, der auf diesem Gebiete einen zuverlässigen Wegweiser sucht. Lotze.

Stätten der Kultur. Band 2. Frankfurt a. M. Von Paul Ferdinand Schmidt. Buchschmuck von L. Pollitzer. 150 Seiten. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig. In biegsamen Kaliko 3 M., in dunklem Ganzlederband mit Goldpressung 5 M.

Im Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig, der sich in der kurzen Zeit seines Bestehens durch die hervorragende typographische Ausstattung seiner Verlagswerke bereits einen Namen im deutschen Buchhandel gemacht hat, erscheint etwa seit Jahresfrist eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter Städtemonographieen, die dem Freund der Geschichte und alter Kultur ein Führer sein wollen, der „weder einseitig kunstgeschichtlich angelegt, noch trocken referierend zusammengeschrieben, den wahren Geist interpretiert, aus dem die Geschichte dieser Stätten geboren ist". Bis jetzt sind vier Bände erschienen, Berlin (Wolfgang von Oettingen), Bremen (Karl Schaefer), Rothenburg ob der Tauber (Hermann Uhde-Bernays) und Frankfurt a. M., in dem Paul Ferdinand Schmidt die alte Kaiserstadt, eine der typischsten Städte in der deutschen Vergangenheit, monographisch behandelt hat. Eine künstlerische Ergänzung edelster Art fand der Text durch den Buchschmuck L. Pollitzers; außerdem wurden ihm noch 20 ganzseitige Tafeln beigegeben, die vorwiegend eine Reihe hochinteressanter Kupfer wiedergeben. Paul Ferdinand Schmidt hat seinen Stoff in mehrere Kapitel gegliedert, die, in sich abgerundet, sich doch zu einem harmonischen Ganzen vereinigen und so ein treues Spiegelbild sowohl des stark ausgeprägten künstlerischen Charakters Frankfurts als seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit ergeben. Im Eingangskapitel verfolgen wir das Wachstum der werdenden Reichsstadt aus dem Inselzustand über die Erweiterung der „Kaufmannsstadt", der Altstadt hinaus bis zur Gründung der Neustadt. Im zweiten Abschnitt erleben wir die Stadtkämpfe mit, in denen Sifried zum Paradies eine so verhängnisvolle Rolle spielt, und sehen, wie sich im Rat ein Geschlechterregiment entwickelt, das zum Schaden der städtischen Entwickelung sehr oft den Anschluß an die Zeitentwickelung verpaßte und unter schwerwiegenden Folgen bis zum 18. Jahrhundert andauerte. Ein überaus fesselndes Stückchen Kulturgeschichte bietet das Kapitel „Frankfurts Leben und Kultur im 15. Jahrhundert"; man erinnere sich nur, welche Rolle Jahrhunderte hindurch Messe, Kaiserwahl, Reichstag und die Feste der Zünfte in Frankfurt gespielt haben! Daß den Frankfurter Juden und ihrem Ghetto ein besonderer Abschnitt gewidmet werden mußte, ist selbstverständlich. Auch über die Senckenbergischen Händel werden wir in anschaulichster Weise orientiert. Nachdem dann Goethes

Verhältnis zu seiner Vaterstadt gewürdigt und die damalige Gesellschaft in Frankfurt charakterisiert ist, wendet sich der Verfasser der Darstellung der Franzosenzeit zu, um dann den Einfluß der Biedermeierzeit festzustellen, der sich namentlich auf architektonischem Gebiet äußert. Ein „Epilog" nimmt in teilweise sehr scharfer und vernichtender Kritik Stellung zu der gegenwärtigen Ausgestaltung des Frankfurter Städtebildes und den sich dort offenbarenden künstlerischen Bestrebungen. Kurz, Paul Ferdinand Schmidt erweist sich als gründlicher Kenner der Geschichte, wie der baulichen Entwickelung Frankfurts und hat uns in diesem Band ein Werk vorgelegt, das man füglich als „die" moderne Monographie der alten Kaiserstadt bezeichnen kann. Die buchtechnische Ausstattung ist eine geradezu hervorragende und verdient noch besondere Hervorhebung.

H'bach.

Auch eine Literaturgeschichte. Zwei Betrachtungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1907.

Daß das „Freiwerden" von Büchern auch seine Schattenseiten haben kann, hat die Vilmarsche Literaturgeschichte erleben müssen. Es war der ausdrückliche Wunsch des alten Vilmar, daß die letzte von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner Literaturgeschichte auch für die späteren Ausgaben maßgebend sein solle. Diesem Wunsche war Adolf Stern in pietätvoller Weise nachgekommen. Weihnachten 1906 pries der Berliner Lokal-Anzeiger seinen Lesern als Zeitungsprämie eine neue Literaturgeschichte an, die mit 370 Illustrationen gebunden zu einem Taler zu haben war. Seitdem wird dieser „neue Vilmar" zu demselben beispiellosen Preis von den Warenhäusern vertrieben. Daran wäre nichts auszusetzen. Aber das alte Vilmarsche Werk ist von seinem neuen Herausgeber, einem Professor Macke in Siegburg, in tendenziöser Weise speziell für die katholische Welt „umgearbeitet" worden, was natürlich dem Käufer nicht gleich entgegengeschrieen wird; und was das bei einem Mann, der so einseitig protestantisch war wie Vilmar, bedeutet, kann man sich vorstellen. Deshalb hat der Elwertsche Verlag, der noch kürzlich eine Jubiläumsausgabe seines Vilmar herausgab, zu einem Akte berechtigter Notwehr gegriffen. Er hat zwei Aufsätze zusammengestellt, die sich — unabhängig von ihm — mit dem Mackeschen Machwerk befassen. Der erste dieser Aufsätze, „Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen", stammt von Karl Reuschel und erschien im „Eckart". Reuschel weist im einzelnen nach, daß die neue Bearbeitung eine Verbalhornung der schlimmsten Art ist, die an Pietätlosigkeit ihres Gleichen sucht und außerdem von Fehlern wimmelt. Die „entschieden katholische" Richtung des Bearbeiters brachte es mit sich, daß er zahlreiche Stellen aus dem Buch des protestantischen Vilmar unterdrückt und auf der anderen Seite dementsprechende Zusätze macht. Reuschel kommt zu dem Ergebnis, man gebe, wenn man für 3 M. diesen Warenhaus-Vilmar erstehe, gerade 3 M. zu viel aus. Der zweite Aufsatz: „Wie man Literaturgeschichte schreibt und Inferiorität züchtet", rührt von dem bekannten katholischen Schriftsteller Heinrich Falkenberg her, ist also vor dem Verdacht der Voreingenommenheit gegen Werke streng katholischer Herkunft sicher. Auch Falkenberg verwahrt sich aufs allerentschiedenste gegen dieses „minderwertige, unwissenschaftliche", von „Schülerphrasen und trivialen Reflexionen im schlechtesten Stil" wimmelnde Machwerk. „Seit Menschengedenken ist etwas Ähnliches kaum herausgegeben worden." Die von Falkenberg mitgeteilten Proben sind in der Tat himmelschreiend.

Unsere Redaktion hatte sich, als diese neue Bearbeitung erschien, in begreiflicher Neugier ein Rezensionsexemplar erbeten, blieb aber aus gleichfalls begreiflichen Gründen unbedient. Inzwischen hat dieser neue Vilmar auch in Hessen Eingang und nach der stets zugkräftigen Devise „billig und schlecht" auch guten Absatz gefunden. In einer Kasseler Buchhandlung wurde der gesamte Vorrat im Handumdrehen ausverkauft. Wir halten es für eine Pflicht des Anstandes sowohl Vilmar als dessen Verleger gegenüber, diesem üblen Gewächs, wo immer es sich unter dem Deckblatt „Vilmar" bei uns breit machen sollte, energisch entgegenzutreten und alle Kauflustigen über seinen wahren inneren Wert aufzuklären. Die frappanten Übereinstimmungen in der Illustrierung mit Könneckes Bilderatlas werden noch eine gerichtliche Aufklärung finden.

H'bach.

Selbstanzeige.

Was mäh so hin un widder bassierd äs. Kasseläner Verzählungen vun Karle Klambert. Hrsg. von Paul Heidelbach. Zweite Auflage. Kassel 1907. 105 S. Preis geb. 1,50 M.

Uff Karle Klamberts Geborzdag. Kasseläner Verzählungen von Paul Heidelbach. Kassel (Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung) 1908. 170 Seiten. Preis 1,50 M., geb. 2,— M.

Band I. Inhalt: Us der Juchend. — Wie mäh im Zologischen Gahrden waren. — Wie mäh Besuch us Berlin hodden. — Wie de Ahlen sungen. — Minne Stammdischwebde. — Hôtel Tscharnke. — Wie mäh Kohlen krichden.

Band II. Inhalt: Wie se alle acheldden. — Wie's Willemchem Klambert gemohld wurre. — Wie zwei Kinstdler bieh der Debbenmeyern uff Loschieh wohnten. — Dem Malchen Knebbel finn erschder und letzder Miedsmann. — Dem Schorsche Piffert finne Bruddfahrd. — Dem Kaddinka Kimmel finne silwerne Hochzibdsreise. — Wie der Seckerbahr Lämmert in de Pilze gungk. — Wie der Vergulder Adam noh Spangenberg machde. — Dem Gobdlieb Kiehlewind finn Koffert. — Wie de Uhlobden mit ähren Lieschen in der Gahrdenbau-Usstellunge war. — Wie der Christian Rebdig den Kenig vun Engelland nit gesehn hodde. — Wie der Vergulder Adam moh widder noh Spangenberg machde. — De Geschichde vum Ballwutz Debbenmeyer finn neien Zelinner. — Wie se alle heimen gungen.

Aus dem Vorwort des ersten Bandes: „Wer die Alpen nicht vergessen kann, wenn er auf den bescheidenen Höhen des Habichtswaldes steht, der werfe dies Büchlein getrost an die Wand. Es will nichts, als den Freunden altkasseler Dialektes eine ergötzliche Stunde bereiten."

Wie ich selbst diese Schnurren bewertet wissen möchte, habe ich im Nekrolog auf Heinrich Jonas („Hessenland" 1906 Seite 22), den trefflichsten Kenner des Kasseler Dialektes, gesagt.

H'bach.

Schwalm, J. H. Der Kreis Ziegenhain. Ein Heimatsbuch für Schule und Haus. 72 S. Marburg i. H. (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1908. Preis brosch. 80 Pfg.

Diese Heimatkunde des Kreises Ziegenhain stellt einen Sonderabdruck aus der zweiten Hälfte des ersten Bandes der von Heßler herausgegebenen „Hessischen Landes- und Volkskunde" dar und enthält sämtliche dort enthaltenen Abbildungen. Fortgelassen ist nur, und zwar aus tech-

nischen Gründen, der kleine Abschnitt aus der Siebertschen Chronik, dagegen hat das Buch verschiedene Erweiterungen erfahren; namentlich sind die „Geschichten und Sagen" auf Seite 28—40 neu hinzugekommen. Der Versuch, so einen Einzelabschnitt eines umfangreichen und kostspieligen Werkes auch einem größeren Leserkreis zugänglich und namentlich auch dem Unterricht in der Heimatkunde dienstbar zu machen, ist recht nachahmenswert. H'bach.

Eingegangen:

Quartalsblätter des Histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen. N. F. 2—4. Vierteljahrsheft 1907.

Hessischer Gartenfreund. Monatsschrift. Hrsg. vom Verein zur Förderung des Garten-, Obst- und Weinbaues im Regierungsbezirk Kassel. Schriftleitung A. Wittmütz. Verlag M. Eisenhardt, Kassel. 1. Jahrgang, Nr. 1. Bezugspreis jährlich 1 M.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins der Stadt Alsfeld. Zweite Reihe. Nr. 1.

Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, redigiert von D. Dr. W. Diehl und D. Dr. W. Köhler. III. Bd. 3. Heft. Darmstadt 1907.

Schatzgräbers Taschenbücher. Barthli der Korber. Von Jeremias Gotthelf. Hrsg. vom Dürerbunde. Verlag G. König, Berlin NO. 43. Nr. 6. 95 S. Preis 20 Pfg.

Personalien.

Verliehen: den Ärzten Dr. Mense und Dr. v. Wild zu Kassel der Charakter als Sanitätsrat; dem Domänenpächter Schwarz zu Baiersröderhof der Charakter als Kgl. Oberamtmann; dem Stadtbaumeister Broeg zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Wertheim zu Volkmarsen der Adler der Inhaber des kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Realgymnasiallehrer Erdmann zu Kassel, dem Kaufmann Jung zu Hanau, dem Klostergutspächter Nöll zu Merxhausen, dem Werkmeister Spanner zu Fechenheim, dem Hauptmann d. L. Schimpf zu Marburg, dem Gymnasiallehrer, Professor Dr. Wackermann zu Hanau, dem Amtsgerichtssekretär Nielebock zu Kassel, dem Amtsrichter Dr. jur. Lucas, bisher zu Langenselbold, dem Fabrikbesitzer Heraeus zu Hanau, dem Oberst z. D. Feldt zu Kassel, der Frau Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Steinmetz zu Marburg, der Frau Geheime Kommerzienrat Henschel zu Kassel, der Frau Gräfin zu Ysenburg-Philippseich zu Fulda und der Frau Oberin Dora Röthe zu Kassel die Südwestafrika-Denkmünze aus Stahl.

Ernannt: Landesökonomierat Führer zum Geh. Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium für Landwirtschaft rc.; Amtsrichter Stamm zu Borken zum Konsistorialrat in Kassel; Regierungsrat Winkel zu Kassel zum stellvertr. Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung; Strafanstalts-Oberinspektor Grawe zu Ziegenhain zum Strafanstaltsdirektor in Siegburg; Strafanstaltsinspektor v. Natzmer zu Wartenburg zum Strafanstaltsvorsteher in Ziegenhain; Hilfspfarrer Ide zu Bebra zum Pfarrer in Kleinalmerode; die Referendare Dr. Fenner und Dr. Schaaf zu Kassel zu Gerichtsassessoren; Regierungssekretär Langefeld aus Kassel zum Geh. Rechnungsrevisor bei der Kgl. Oberrechnungskammer in Potsdam.

Versetzt: Regierungsrat Knaack von Posen nach Kassel; Amtsgerichtsrat Steinhauß von Eschwege nach Kassel; Amtsrichter Horst von Ziegenhain nach Zierenberg; Katasterinspektor, Steuerrat Zimmermann von Aurich nach Kassel; die Archivare Dr. Rosenfeld an das Staatsarchiv in Marburg und Dr. Musebeck vom Staatsarchiv in Marburg an das Geheime Staatsarchiv in Berlin; Gerichtsassessor v. Dehn-Rotfelser zu Kassel in den Bezirk des Oberlandesgerichts Breslau; Gerichtsassessor Dr. Fräb von Hanau an das Amtsgericht zu Schlüchtern; Bauinspektor Kleimenhagen von Kassel nach Harburg.

In den **Ruhestand** tritt: Theaterkassierer Wichard in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Brauereibesitzer Georg Kropf und Frau Thea, geb. Christ (Kassel, 13. April); — eine Tochter: Hauptmann Kleinhans und Frau Lulu, geb. Maurer (Kassel, 3. April); Kgl. Kammermusiker Ernst Keller und Frau Käte, geb. Latz (Kassel, 10. April); Bez.-Direktor A. Baupel und Frau Elisabeth, geb. Kaletsch (Kassel, 11. April).

Gestorben: Frau Margarete Pfeiffer, 86 Jahre alt, Schauspielerin und Gattin des berühmten Schauspielers Alexander Pfeiffer (La Crosse, Wis., 10. März); Dr. J. F. Cook, 64 Jahre alt (Salem, Ore.); Frau Apotheker Anna Greineisen, geb. Meurer (Pittsburg, Pa.); Frau Pastor Adelheid Sippel, 64 Jahre alt (Milwaukee, Wis.); Kaufmann Eduard Gerland, 65 Jahre alt (Kassel, 30. März); Diakonisse Sophie Hünersdorf (Kassel, 31. März); Kgl. Forstmeister a. D. Wilhelm Euler, 79 Jahre alt (Kassel, 31. März); Oberlehrer Professor Adolf Dietrich (Kassel, 1. April); Frau Agnes von und zu Gilsa, geb. Freiin von Cramer Kassel, 1. April); Kaufmann Friedrich Wilhelm Hamel, 64 Jahre alt (Kassel, 1. April); Frau Pfarrer Johanna Koch, geb. Coester, 37 Jahre alt (Ermschwerd, 2. April); Hofkapellmeister a. D. Karl Reiß (Frankfurt a. M., 4. April); Hauptlehrer Christian Weber (Fulda, 5. April); Kgl. Amtsgerichtsrat Julius Wachsmuth, 59 Jahre alt (Marburg, 6. April); Frau Josephine Weckesser, geb. Mohr, 63 Jahre alt (Kassel, 6. April); Fabrikant Ludwig Limbert, 66 Jahre alt (Hanau, 8. April); Frau Charlotte Schlüter, geb. Kropp, 76 Jahre alt (Rinteln, 10. April); Frau Katharina Schäfer, geb. Schöffer, 71 Jahre alt (Gelnhausen, 10. April); Geh. Baurat a. D. Otto Hinüber, 78 Jahre alt (Kassel, 10. April); verw Frau Elise Römer, geb. Umbach, 51 Jahre alt (Kassel, 10. April); Lehrer a. D. Wilhelm Friedrich Bachmann, 73 Jahre alt (Kassel, 11. April); Frau Dr. Else Mangler, geb. Heck, 27 Jahre alt (Marburg, 12. April).

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen bis jetzt ein: Beim Verlag des „Hessenland": Herr Pr.-St.-Sekr. B. in Kassel 0,50 M. Frau Geh. Komm.-R. H. in Kassel 25 M. — Bei Redakteur Heidelbach: Frl. R. in Kassel 1 M. Herr G. Gl. in Kassel 5 M. Oberlandgerichtsrat M. in Wilhelmshöhe 2 M. Zusammen **33,50 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XXII. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1908.

Zur hessischen Dialektforschung.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

„Nichts ist törichter, nichts verrät mehr den Mangel wahrer Bildung als das Verachten unserer Mundarten.“ (August Schleicher.)

Nach langen Jahren des Stillstandes auf dem Gebiete der hessischen Mundartenforschung scheint jetzt eine Zeit reger Betätigung emporzublühen. Trotzdem von hier Männer der Wissenschaft ausgegangen sind, deren Namen heute einen wertvollen Klang für die deutsche Dialektwissenschaft haben — ich nenne nur Jakob Grimm, Vilmar, Weigand, Crecelius, Pfister — trotzdem einige Jahrzehnte später hier auf hessischem Boden das monumentalste Werk der deutschen Dialektkunde, Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, in Angriff genommen wurde, der später einmal und teilweise jetzt schon eine sehr wichtige Grundlage für genauere Aufnahme der deutschen Stammesmundarten bilden kann, trotz dieser belebenden Faktoren haben sich bei uns in Hessen nur verhältnismäßig sehr wenige Forscher die Anregungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft zunutze gemacht.

Erst mit der Jahrhundertwende fängt es mählich an, besser damit bei uns zu werden, und „neues Leben blüht aus den Ruinen“. In erster Linie ist hier die im Jahre 1901 gegründete hessische Vereinigung für Volkskunde zu nennen, in deren trefflich geleitetem Organ „Hessische Blätter für Volkskunde“ auch zuweilen Dialektarbeiten zur Veröffentlichung gelangen. Auch der vor zwei Jahren in Kassel begründete Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung ist hier zu erwähnen, der nach der Aussage seines Vorsitzenden in der letzten Jahresversammlung den Beweis seiner Lebensfähigkeit erbracht hat. Zu bedauern bleibt nur, daß dieser Verein jetzt mehr und mehr sein Interesse der hessischen Volks- und Landeskunde zuwendet, obwohl hier erst jüngst durch das Erscheinen von Heßlers Landes- und Volkskunde eine reiche Ernte stattgefunden hat und unter Dach und Fach gebracht worden ist, im übrigen aber ein Zusammengehen mit der hessischen Vereinigung für Volkskunde erstrebenswert wäre, die für später in ihr Programm auch die Sammlung volkskundlichen Materials in Kurhessen aufgenommen hat. Von den sieben Aufgaben, die sich der Kasseler Verein auf dem Gebiete der Mundartenerforschung gestellt hat,*) — unter denen wir als zurzeit

*) Vgl. Zeitschr. d. Allg. d. Sprachvereins, Jahrg. 20, Nr. 11, Sp. 349.

wichtigste die Sammlung eines hessischen Idiotikons bzw. von Spezialidiotiken ansehen — ist bis jetzt verhältnismäßig wenig geleistet worden, was wohl in der Geringfügigkeit der Mittel begründet ist. Immerhin wäre die Aufstellung und Aussendung von Fragebogen und Einziehung von Sprachproben auf lautlicher Grundlage schon jetzt dringend erwünscht, da bei längerem Zögern viel altes Sprachgut verloren geht. Daß hierzu die Mithilfe der Regierung und hessischen Volksschullehrer und eine Besprechung des in Betracht kommenden mundartlichen Lautbestandes in phonetischen Elementarkursen*) durch einen namhaften Phonetiker notwendig ist, liegt auf der Hand. Kenntnis der Lautschrift würde in gleichem Maße auch die Vorbedingung für das Gelingen eines allen Ansprüchen gerecht werdenden Idiotikons bilden. Da aber bei vielen dialektkundigen Laien eine fast unüberwindliche Scheu vor den phonetischen „Hieroglyphen" besteht, so würde durch eine methodisch-praktische Unterweisung bei vielen diese Furcht genommen werden und mehr Freudigkeit für das Aufzeichnen mundartlicher Beobachtungen geweckt werden, ganz abgesehen von den sonstigen unleugbaren Vorteilen einer die lautlichen Schattierungen der Mundart getreu wiedergebenden Lautschrift (Schärfung des Gehörs usw.).

Weniger dringend sind unseres Erachtens zurzeit drei andere vom Verein angegebene Aufgaben:

1. Die Aufzeichnung der Ortsnamen unter möglichster Heranziehung archivalischer Quellen.
2. Die Festlegung der Grenzen der einzelnen Mundarten und Untermundarten.
3. Die Erforschung der hessischen Mundarten sowohl in bezug auf ihren Lautstand als ihre grammatische Bildung.

Zu 1. ist zu bemerken, daß dieselbe Aufgabe bereits von der historischen Kommission für Hessen begonnen worden ist, zurzeit allerdings durch den Wegzug des Geh. Archivrats Reimer ins Stocken gekommen ist. Soweit hierbei die mundartliche Seite der Arbeit in Betracht kommt — Aufzeichnung sämtlicher Orts- und Flurnamen in mundartlicher Gestalt — fällt sie mit der Sammlung eines hessischen Idiotikons zusammen. Punkt 2 und 3 bedürfen insofern weniger dringend der gemeinsamen Arbeit eines Vereins, weil hier ein einzelner auf wissenschaftlicher Grundlage und unter sachkundiger Anleitung tüchtiges zu leisten vermag, und weil, je enger hier das Ziel gesteckt wird, um so sicherer eine wirklich korrekte lautphysiologische Bestimmung des Dialektgebietes gelingt. Besonders gilt dies für Punkt 2, weil hier durch den Wenkerschen Sprachatlas die nötigste Vorarbeit schon geleistet ist.

Die Begründung einer exakten Lautphysiologie durch Gelehrte wie unsern Landsmann Sievers, durch Vietor, Bremer u. a. im Verein mit den Anregungen des deutschen Sprachatlasses haben heute einen völligen Umschwung in der methodischen Bearbeitung unserer Dialekte hervorgerufen. Das zeigt sich ganz deutlich durch einen flüchtigen Blick auf zwei jüngst erschienene Beiträge zur hessischen Dialektforschung*) im Vergleich zu zwei älteren Arbeiten.**)

Den beiden letzterwähnten fehlt noch jede Spur von phonetischer Darstellung. Während Leidolf wenigstens vom Mittelhochdeutschen ausgeht und oft auf den Nachbardialekt der Wetterau hinübergreift, macht Salzmann keinen Versuch, von der älteren Stufe ausgehend zusammenzufassen und gibt die Formenlehre sogar ohne jede historische Entwicklung. Die Unkenntnis der Lautphysiologie veranlaßt ihn, stimmlose lenes mit p t k wiederzugeben, so daß b d g bei ihm überhaupt nicht vorkommen usw.

Um so erfreulicher wirken die beiden erstgenannten Abhandlungen auf den Kenner hessischer Mundarten. Abgesehen von der sehr gelungenen methodischen Behandlung, haben die beiden Dissertationen ein erhöhtes Interesse für uns durch die Eigenart des Dialektgebietes. Atzenhain, ein etwa 6 Kilometer von dem oberhessischen Städtchen Grünberg gelegenes Dorf von 500 Einwohnern, liegt an der äußersten südwestlichen Grenze des Kreises Alsfeld. Trotz des lebhaften Verkehrs, trotz der Nähe von Stadt und Eisenbahn behauptet sich die Atzenhainer Mundart siegreich neben der Schriftsprache und hebt sich scharf von ihr ab. Die Mundarten der benachbarten Dörfer stimmen ziemlich mit dem Sprachtypus der Ortschaft Atzenhain überein. Dagegen weicht der Lautstand der Grünberger Mundart nicht unerheblich von dem der Atzenhainer ab. So liest der Grünberger seine Dsaidung, der Atzenhainer Bauer sein

*) Ein solcher Kursus fand z. B. vom 21. bis 25. Oktober 1905 unter Leitung des Professors Bremer aus Halle in Hermannstadt zwecks Aufnahme der siebenbürgischen Dorfmundarten statt. An dem Kurse nahmen 25 Gymnasial- und Volksschullehrer und -Lehrerinnen teil, gewiß ein erfreuliches Zeichen für das Interesse, das man dort diesen Studien entgegenbringt.

*) Otto Knauß: Vergleichung des vokalischen Lautstandes in den Mundarten von Atzenhain und Grünberg. Gießener Diss. (Darmstadt 1906). 8°. 88 S. — Ferner Ludwig Schaefer: Die Schlierbacher Mundart. Beiträge zur hess. Dialektforschung. Hallenser Diss. (Halle 1907.) 8°. 66 S.

**) Joh. Salzmann: Die Hersfelder Mundart. Marburg 1888. — Ferner Jul. Leidolf: Die Naunheimer Mundart. Jenaer Diss. (Darmstadt 1891).

Blååd oder Blädche, der Grünberger geht in die Schuul, der Atzenhainer in die Schoul, jenen unterrichtet ein Leerər, diesen ein Schoulmeesdər*) usw. Welches die Gründe für das Abweichen der Grünberger Mundart in vielen Punkten lautlicher Art sind, wird nicht hinreichend untersucht, da die schriftsprachlichen Einwirkungen und die Verkehrseinflüsse sicher nicht die alleinigen Ursachen sind. Hier hätte nachgewiesen werden müssen, ob ältere Faktoren, geschichtliche, kirchenpolitische, Verschiedenheit der Trachten und der Kreisgrenze mit im Spiele gewesen sind. Die Benutzung von archivalischen Schriftstücken hätte vielleicht Aufschlüsse über das ungefähre Alter mancher lautlichen Nuancen gegeben. Die Darstellung beschränkt sich leider nur auf die heutige Mundart. Auch ist zu bedauern, daß die lautliche Untersuchung nicht, wie Wegener in seiner Anleitung zur deutschen Dialektforschung**) mit Recht fordert, vom Germanischen bzw. vom Althochdeutschen ausgeht, sondern unter häufiger Berücksichtigung mitteldeutscher Formen vom Mittelhochdeutschen. Dafür hat allerdings die Abhandlung eine Reihe von Vorzügen, die den meisten anderen Arbeiten abgehen. Dazu gehört in erster Linie die gediegene Darstellung der phonetischen Laute, besonders die genaue Beobachtung der Akzentverhältnisse und die Angaben der Betonungsnuancen in den verschiedenen Satzformen (Behauptungssatz, Frage-, Befehl-, Wunschsatz) nach den Affekten. Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß der Verfasser bei der Auswahl von Beispielen stets Wörter bevorzugt hat, die im Hochdeutschen wenig oder gar nicht bekannt sind, und auch die sprachlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen älteren und jüngeren Leuten am Schluß herausgehoben hat. Da die Dialekte bei steter Beeinflussung durch die Sprache des höheren Kulturlebens (Kirche, Schule, Militär usw.) einem fortschreitenden Verwandlungsprozeß ausgesetzt sind, sind diese Angaben von ganz besonderem Werte. So verdient der Autor, der Oberlehrer in Gießen ist, unsern warmen Dank für seine tüchtige Arbeit. Wir wünschen ihm, daß er in seinem Amte die Muße zur Fortsetzung seiner Studien finden möge.

Auch das Dorf Schlierbach, das sich Ludwig Schaefer aus Büdingen zum Gegenstand seiner Dissertation erkoren hat, liegt an der äußersten Grenze eines Kreises, des Kreises Biedenkopf oder gemeinhin des hessischen Hinterlandes. Es gehört zum Kirchspiel Hartenrod und liegt etwa 11 bis 12 Kilometer westlich von Gladenbach auf Herborn zu, mitten in den Bergen, etwa 1 Kilometer von der Bahnstation der Linie Marburg-Herborn entfernt. Der Verkehr zieht sich hauptsächlich nach den beiden Städten Dillenburg und Herborn hin, obwohl die politische Zugehörigkeit auf einen Zusammenhang mit Biedenkopf, Gladenbach und Marburg hinweist. Der Verkehr nach der Kreishauptstadt Biedenkopf wird durch eine Naturgrenze gehemmt, längere Höhenzüge, die dem Fuhrwerksverkehr und sonstigem Geschäftsverkehr hinderlich sind. Der Dialekt bildet einen Teil der Grenzmundarten des Oberhessischen und Westerwäldisch-Nassauischen und gehört zum nördlichsten Nasalierungsgebiet des Hessischen. Während man sonst gern die Zugehörigkeit einer Gruppe von Dorfschaften zu einem größeren Mundartenkomplex von natürlichen Grenzen, nicht bloß Gebirgen, sondern auch Flüssen, oft schon Bächen, oder von politischen und kirchlichen Grenzen, oder jetzt gefallenen Territorialgrenzen (Gaugrenzen ꝛc.) abhängig macht, versucht Schaefer eine Scheidung von Dialektgruppen nach den noch erhaltenen Trachten des hessischen Hinterlandes, die nach seiner Ansicht mit der alten politischen und Gerichtseinteilung eng zusammenhängen.

Die Abhandlung Schaefers macht durch das Zurückgehen auf das Westgermanische einen wissenschaftlicheren Eindruck, mehr aber noch dadurch, daß er jeder Lauterscheinung auf den Grund geht und — auf phonetischem Wege — eine Erklärung für die Wandlungsprozesse sucht, die ihm in den meisten Fällen auch gelingt. Dagegen ist zu bedauern, daß in der phonetischen Einleitung ein Kapitel über den dynamischen und musikalischen Akzent fehlt. Hoffentlich holt der Verfasser diesen wichtigen Teil später nach. Sollte er nicht musikalisch sein, so läßt sich eine Darstellung mit Hilfe eines musikkundigen Lehrers ermöglichen. Auch auf ältere Lautuntersuchungen an der Hand von Archivalien wird nicht eingegangen. Der Verfasser beschränkt sich hier auf die gedruckten Quellen, wie „Leben der heiligen Elisabeth", Crecelius' oberhessisches Wörterbuch usw. Da uns der Autor aber für später außer einem allgemeinen Wörterbuch der Dialekte des hessischen Hinterlandes (eine von einem allein schwer zu bewältigende Aufgabe) eine Darstellung der Lautlehre und Grammatik des Gesamtgebietes verspricht, so wird er ohne historische Darlegung der Verhältnisse schwerlich zum Ziele kommen können.

---

*) Im übrigen Hessen ist unseres Wissens auch Leerər auf dem Dorf im Gebrauch, aber nur in der Anrede, während er sonst stets als Schoulmeesdər bezeichnet wird. Städtern gegenüber pflegt ein höflicher Bauer auch hier lieber Leerər zu sagen. Ganz ähnlich steht es mit Parr und Pennər für den Pfarrer, bzw. Fraå Parr und Pennərsche für die Pfarrersfrau.

**) Zeitschrift f. d. Phil. 11, 450 ff.

Die Schlierbacher Mundart hat bis heute ihre Spracheigenheiten rein erhalten*), trotz mannigfacher Faktoren — eine Bahn von Wallau nach Oberscheld durch das Perf- und Scheldetal ist in Aussicht genommen —, die zerstörend wirken. Deshalb ist die Arbeit des Verfassers doppelt verdienstvoll, weil er sich eine Gegend ausgewählt hat, deren Mundart mit der Zeit ihren Charakter stark verwischt haben wird. Er bietet uns in vorliegender Abhandlung erst einen Teil der großen Aufgabe, die er sich zum Ziel gesetzt hat, die Vokale in hochtonigen Silben, Diphthonge und Umlautserscheinungen, doch wird ein zweiter Teil, den Konsonantismus umfassend, 1909 in der Zeitschrift für deutsche Mundarten erscheinen, dem hoffentlich bald ein dritter Teil, die Formenlehre, folgen wird. Wenn er dann noch weitere versprochene Teile, zu denen wir auch eine Wortbildungslehre, Syntax, Namenkunde (Familiennamen, Ortsnamen, Flurnamen) rechnen möchten, liefern wird — fast eine Lebensaufgabe, wenn sie gründlich angefaßt wird —, so kann Verfasser des lebhaftesten Dankes und Interesses aller Dialektfreunde sicher sein.

Möchten diese beiden höchst verdienstvollen Abhandlungen recht viele zur Nacheiferung auf dem bislang noch so wenig bebauten Boden der hessischen Mundartenforschung anspornen!

*) Zu erwähnen sind die merkwürdigen Analogiebildungen beim Verbum, ein bis jetzt noch nicht bekannter Umlaut und interessante Überreste im Wortschatz.

Zeitgenössische hessische Schriftsteller.

Von Alexander Burger.

IV. Helene Christaller.

Die Frauen sind als ausübende Schriftstellerinnen in der hessischen Literatur nur in geringer Anzahl vertreten. Aber diese Wenigen haben sich von der Schablone meist frei gehalten, sind ihre eigenen Wege gegangen und verfielen nicht der konventionellen Frauen- und Familienblattschriftstellerei. Ich erinnere nur an Luise von Gall, an Luise Büchner, an die Preuschen usw. Mag ihr Dichten und Trachten uns angenehm berühren oder uns abstoßen — *anerkennen muß man*, daß sie neue Pfade in ihren Werken betraten; Wege, die zu dem Ziele führten, das ihnen in künstlerischer, sozialer oder religiöser Hinsicht als das erstrebenswerte erschien. Auch Helene Christaller, die jüngste unter den lebenden hessischen Schriftstellerinnen, gehört hierher. Zwar in ihrem ersten Werke der Novellensammlung „Frauen“ (1903)*) schien sie noch in konventionellen Formen stecken zu bleiben, wenn auch hie und da das Aufleuchten eines neuen Gedankens, einer neuen Form nicht zu verkennen war. Aber welch gewaltiger Unterschied zwischen diesen kurzen Skizzen und Novellen und dem nächstfolgenden Werke „Magda, Geschichte einer Seele“ (1905)! Mit einem Schlage war die Form und der Inhalt gefunden, die es ermöglichten „sich selbst“ zu werden, die Gedanken auszusprechen, die in einem lebten und kämpften — kurz die persönliche Note, die allein das dichterische Werk über die nachempfundene Dutzendware erhebt, war gefunden.

*) Die Werke Helene Christallers erschienen im Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. B., mit Ausnahme von „Meine Waldhäuser“, welches Buch bei Salzer, Heilbronn, herauskam.

Helene Christaller wurde am 31. Januar 1872 als Tochter des Rechtsanwaltes Friedrich Heyer in Darmstadt geboren und wollte eigentlich zuerst Malerin werden, da sich in ihr eine große Liebe zur Natur mit technischem Können und Verständnis paarten. Mit 18 Jahren folgte sie ihrem Gatten Erdmann Christaller als Gattin in das Pfarrhaus zu Berneck, dann nach Ottenhausen. Als ihr Gatte, der ein allzufreies Buch über kirchliche Verhältnisse geschrieben hatte, genötigt war sein Pfarramt zu verlassen, zogen sie nach Jugenheim a. d. B., wo sie jetzt noch wohnen. Vier Kinder, die Frau Christaller nicht nur körperlich sondern auch geistig erzogen hatte, hat sie doch ihren ältesten Buben bis zur Untertertia eines Gymnasiums fast ganz allein vorbereitet, umgeben sie in ihrem stillen Poetenwinkel an der Bergstraße. Ein reger geistiger Verkehr, den die Dichter und Künstler der Bergstraße (Knodt, Greiner Karrillon usw.) miteinander führen, hält die Verbindung mit der „Welt“ aufrecht und sorgt für die geistige Anregung und Erfrischung, die zum geistigen Arbeiten vonnöten ist.

Schriftstellerisch ist Helene Christaller mit ihrer schon genannten Novellensammlung „Frauen“ zuerst hervorgetreten. Acht Jahre war sie damals schon verheiratet und hatte, wie sie in einer Selbstbiographie schrieb, diese Jahre „dem ländlichen Haushalte, Garten, Hühnerzucht und Erziehung meiner vier Kinder, die rasch nacheinander geboren wurden,“ gewidmet. Auf einmal kam die Lust zum Fabulieren wieder über sie und aus Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften entstand das genannte Buch. Ich glaube gerne, daß es großen Anklang fand und heute fast ganz vergriffen ist. Es

ist eben ein Buch, das durchaus nicht schlecht ist, das sich aber auch wenig von ähnlicher Literatur unterscheidet. Gewiß, es ist ein tiefes Eindringen in die Frauenseele bemerkbar; mit Liebe und Wärme werden die Personen, unter denen immer wieder die Pfarrfrau an erster Stelle steht, geschildert. So läßt uns das Buch nicht kalt, sondern nimmt uns mit in seinen Gedankenbann. Aber ich sage es offen, wenn Frau Christaller nur dieses Werk geschaffen hätte und ihm nicht die „Magda" gefolgt wäre, dann wäre dieser Aufsatz ungeschrieben geblieben. Denn erst in der „Magda" entwickelt sich das Talent, das ein gütiges Geschick Helene Christaller mit auf den Lebensweg gegeben hat, zu voller Blüte: die Kunst psychologischer Darstellung der Frauenseele, das Vermögen der konzentrierten Schilderung und das Aufnehmen des Problems, das auch das bis jetzt letzte Werk ihrer Feder „Wer aber nicht hat..." (1906) beherrscht, des religösen.*) So ist Helene Christaller die Dichterin der deutschen Pfarrfrau geworden. Sie selbst war Pfarrfrau gewesen und sie hatte die Stellung, die ihr hierdurch zugewiesen wurde, liebgewonnen. Aber sie hatte auch Gelegenheit gehabt in manches Frauengemüt Einblick zu tun, nicht nur derer, die zu ihr kamen, um sich Rat zu holen, auch der anderen Pfarrfrauen, die man auf den Pfarrkränzchen und im geselligen Verkehr kennen lernte. Und obwohl es in „Magda" die Frau eines Oberamtmannes ist, die die Heldin der Erzählung darstellt — neben ihr steht doch die stille, sympathische Gestalt der Dekanin, die wie ein guter Geist Wacht hält über ihre Freunde. Große, äußere Geschehnisse werden in der „Magda" nicht erzählt. Es ist die Geschichte einer skeptisch veranlagten Frau, die den großen Kampf um eine religiöse Anschauung auskämpft. Von der Kirche und ihrem offiziellem Treiben hat sich „Magda" innerlich losgelöst, aber das Leben ohne den Inhalt, den eine festgegründete religiöse Anschauung, ein festes Verhältnis zu Gott, geben, genügt ihr nicht. So sucht und sucht sie. Sie fühlt sich abgestoßen von der Heuchelei der Menschen, die um sie herum ihre Kirchlichkeit zur Schau tragen — und doch nur in den Gottesdienst gehen, um ihr neues Kleid zu zeigen. Nein — das ist kein Lebensinhalt und Lebensgrund und kann auch keinen geben. „Wie schön müßte es aber sein, wenn alle diese Menschen [die sich in der Kirche versammelt hatten] von e i n e m machtvollen, begeisternden Gedanken ergriffen wären, nicht diese Ergriffenheit nur heuchelten." Statt dessen nur Versuche ergriffen und andächtig zu erscheinen und sich bemerkbar zu machen, damit jeder sieht, was für ein frommer und guter Mensch man sei. So stellt sich bei „Magda" als logische Folgerung die Spottlust ein. Sie gilt für emanzipiert, weil sie nicht zurückhält mit ihren Gedanken und sich zu lachen macht, über das was lächerlich ist. So spottet sie über den Gott, den die Menschen auf den Lippen trugen, aber nicht im Herzen — und „sehnte sich krank nach diesem Gott, sie liebte diesen Gott, an den sie doch nicht glaubte, und sie sah keine Rettung, keinen Ausweg." Denn alles was sie sah um sich herum, das war alles mehr dazu angetan, ihren Glauben zu nehmen als zu stärken. Mit den Worten „dem Volk muß die Religon erhalten werden" konnte sie sich nicht befreunden, denn wenn man das Wort „Volk" betont und damit sich selbst aus dieser Gemeinschaft ausschließt, so ist das Heuchelei. Das war also der Glaube ihres Gatten und ihrer Umgebung. Und was sie in der Natur sah. Sollte wirklich die Raupe, in die die Schlupfwespe ihre Eier gelegt hat, und die sich krümmt, als die jungen Wespen ausschlüpfen, sollte die wirklich der Zeuge einer in der Natur herrschenden „Liebe" sein? „Es waren schwere Kämpfe, die das gequälte Herz in völliger Einsamkeit ausfocht, und sie ließen Spuren zurück, die nie mehr vergingen. — Sinnlos ist das Leben, dachte sie oft, ich glaube dieses Rätsel hat gar keine Lösung." „Es hat eine," erwiderte ihr einmal die Frau des Dekans: „die Lösung ist Gott."

In dieses sich seelisch aufreibende Leben tritt nun auch der äußere Konflikt durch das Auftreten des jungen Stadtpfarrers Haller. In ihm ist eine der sympathischsten Gestalten im Buche geschildert. Ein für seinen Beruf begeisterter Mann, der in echter, kindlicher Frömmigkeit die Wege geht, die Christus' Lehren ihm gewiesen. Kein Mucker und Kopfhänger, sondern ein Mann voll von Idealen, der glücklich ist, weil er eine Weltanschauung hat, die ihn nirgends im Stiche läßt. Selbst da nicht, wo aus dem täglichen Verkehr mit „Magda" sich die Liebe entwickelt. Wie mit Donnertönen erschallt das Christuswort vor ihm: „Wer nur ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen." Und in seinem reinen Herzen sieht er nur eine Lösung des inneren Zwiespaltes: zu fliehen. Er geht zur Mission und läßt sich nach dem fernen Indien schicken. Und „Magda" geht ihrer Wege weiter — sie sehnt sich nach dem fernen Freunde und sucht in ihrer Verzweiflung selbst bei der Heilsarmee nach dem Wesen, das ihrem wunden Herzen zum Führer dienen könnte. Es ist eines der am besten geschilderten Abschnitte im Buche: der Abend in der Versammlung der Heilsarmee mit der Mischung von echter Frömmigkeit und Theatralik, die ihren Veranstaltungen eigentümlich

*) Dieser Aufsatz ist bereits März 1907 geschrieben. Unterdessen ist ein neuer Roman „Gottfried Erdmann und seine Frau" erschienen.

ist. Da bringt eine lange Krankheit und die Rekonvaleszenz die Erlösung auch für ihr Gemüt. Wie Schuppen fällt es von ihren Augen. Ja, es muß eine Macht da sein, die uns durchs Leben führt und leitet, und „diese Hand hatte sie nicht losgelassen und würde sie auch in Zukunft nicht fahren lassen.“ Einen Beweis für das Dasein Gottes brauchte sie nicht, der war jetzt in ihr. Das ist kein Gott, den man in prunkvollen Domen anbeten mußte; er war der Zweck und das Ziel ihres Lebens.

In unseren Tagen, in denen immer lauter der Ruf und das Sehnen nach einer Weltanschauung erschallt und deutsche Wissenschaft den Weg zu religiösem Neuland zu zeigen strebt, sind Bücher wie Helene Christallers „Magda“ wichtige Mithelfer im Streite. Man merkt es aus dem Buche heraus, daß eine Frau das Wort ergreift, die begeistert ist von dem Rufe, der jetzt die Welt durchtönt. Man fühlt es, daß es ihr ernst ist um das Problem, an dem schon so viele gescheitert sind. Sie sieht das Leben für schal an, das keinen Grund hat in einer gefesteten religiösen Überzeugung. Mögen sich die Wege zwischen offiziellem Christentum und dem Gott, der im Herzen des Menschen wohnen soll, für den man keinen ontologischen oder kosmologischen oder physiko-theologischen Beweis braucht, auch scheiden — wie sich die Wege trennten zwischen Magda und Haller — sie führen, oder sollten führen, zu dem Ziele, das uns Ruhe, Glück und Zufriedenheit gewährt.

Über die Tendenz des Buches werden die Ansichten wohl auseinandergehen. Die Positiven werden es ablehnen, weil es ihnen zu frei erscheint, diejenigen, die sich vormachen, sie glaubten an garnichts mehr, werden ihren Spott über die „Kompromißwirtschaft“, die sich für sie in dem Buche kundgibt, bereit haben. Wie steht es nun aber mit der künstlerischen Seite? Denn nicht deshalb wurde es hier besprochen, weil es eine Tendenz hat, sondern weil es ein kleines Kunstwerk ist. Ein Tendenzwerk im üblen Sinne des Wortes verzichtet auf künstlerische Darstellung. Ihm ist eben der Gedanke, den es ins Volk bringen will, die Hauptsache. Das künstlerisch ausgedachte Werk kann eine Tendenz haben und bleibt dabei doch in erster Linie ein ästhetisch zu bewertendes Werk. Hierher gehört nun auch „Magda“. Es überrascht uns an dem Werke vor allen Dingen die feine psychologische Darstellung, die nicht in der abstrakten Form unserer Modernen erfolgt, sondern die sich scheinbar von selbst dem Gange der Erzählung anschmiegt. Da werden die tiefsten Probleme mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit behandelt, daß man erstaunt vor dieser Kunst des Anschaulichmachens; und wie köstlich sind neben den beiden Hauptpersonen die Nebengestalten geschildert. Die mütterliche Dekanin, der streberhafte Oberamtmann, die Teilnehmer am Pfarrkränzchen usw. usw., das sind alles Gestalten, die man leben sieht und die man trotz ihrer Fehler und Schwächen lieb gewinnt, weil sie mit künstlerischer Schlichtheit gezeichnet sind.

An die „Magda“ schließt sich als bis jetzt letztes größeres Werk die Novelle „Wer aber nicht hat . .“ (1906) an. Dies soll ein tendenzloses Buch sein. Verfasserin will zeigen, wie ein Mensch, der nicht die sittliche Reife zu seinem Berufe hat, dem die Willenskraft fehlt, die übernommenen Pflichten entweder durchzuführen, oder, wenn Beruf und Überlegung in Konflikt kommen, den Beruf aufzugeben, zugrunde gehen muß. Der Held, ein junger Pfarrer, hat das nicht, was zu seinem Berufe vonnöten ist: sittliche Reife und Kraft und Pflichtgefühl. So gerät er bald in Konflikt zwischen seinen Ansichten und den Erfordernissen, die das Amt an ihn stellt, und endet durch Selbstmord. Das Buch will den Menschen als solchen schildern; den schwachen Charakter, der zufällig Pfarrer wurde, während er ebensogut etwas anderes hätte werden können. Es führt uns, wie angedeutet, wieder mitten hinein in die Pfarrkreise, zu denen diesmal Angehörige der äußeren Mission treten. In religiöser Hinsicht hat das Buch keine Tendenz, wenn es auch von vielen Seiten, namentlich liberalen, als eine Abkehr von den in der „Magda“ geäußerten Gedanken empfunden werden mag. Eine sittliche Tendenz aber hat es, und die will beweisen, daß das Jesus-Wort: „Wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat“ wohl ein hartes Wort ist, aber seine Bedeutung für das sittliche und religiöse Leben auch heute noch hat.

Zwischen „Magda“ und dem letzten Werke erschien ein Bändchen kürzerer Erzählungen „Meine Waldhäuser“ (1906). In den kleinen Geschichten kommt vor allem der feine, manchmal auch derbe Humor, über den Helene Christaller verfügt, zur Geltung. Auch in diesen Skizzen aus einem Schwarzwalddorfe sind die Geistlichen meist die Hauptträger der Erzählung. Daneben wandert ein ganzes Heer mehr oder minder sonderbarer Gestalten, wie nur das Dorf sie aufweist. Alles gesehen mit dem rasch aufnehmenden und in die Tiefe gehenden Blick, der die Werke Helene Christallers auszeichnet. Von einer gesunden Realistik getragen, bodenständig bis aufs I-Tüpfelchen, sind diese kleinen Erzählungen hübsche Proben echter Heimatkunst.

Wenn wir alles in allem die Werke Frau Christallers überblicken, so sehen wir im Mittelpunkt das reife Buch „Magda“ stehen — drum herum die drei Schriften, die an sich nicht minderwertig sind — uns aber doch mehr sein sollen, nämlich ein Versprechen für die Zukunft. Hoffen wir, daß

sich aus dem Quartett bald ein Quintett entwickelt und daß das fünfte Kind der Muse unserer Dichterin ein würdiges Gegenstück zur „Magda" sei. Unsere Zeit kann schriftstellernde Frauen brauchen, die ihr Ideal nicht im Verneinen und Herunterreißen des Bestehenden sehen, sondern die auf dem Bestehenden fußend ihre Kraft und ihren Willen reformatorischem Wirken zur Verfügung stellen.

Das althessische Dorf, sein Wohnhausbau und seine Inneneinrichtung.

Von Architekt Rudolf Eberth.

(Schluß.)

Die Entstellung unserer Dörfer und schönen Landschaften dauert heute noch fort. Mancher Kunst- und Volksfreund legt sich die Frage vor, was wohl die eigentliche Ursache dieser bedauerlichen Entstellung sein mag. Einmal ist der Grund darin zu suchen, daß Unberufene vor wie nach das Bauhandwerk auf dem Lande ausüben. Ein anderer Grund ist der, daß manchem Handwerksmeister auf dem Lande die Grundbegriffe baukünstlerischen Geschmackes fehlen. Der Sinn für das Schöne und Gute muß geweckt werden. Sparsam und zweckmäßig zu bauen will geübt sein. Der Hauptgrund ist nun der, daß die Bauenden auf dem Lande, Bauern, Bau- und Fabrikarbeiter, billig bauen wollen. Die Bauherrn in der Stadt fügen sich vollständig dem Geschmacke des denkenden Architekten, während jene ein kleines Honorar für eine gute Arbeit scheuen.

Für einen schönen, reizvollen Fachwerkbau spricht auch der Umstand, daß er national deutsch ist, während der Steinbau romanisch und etwas Fremdes ist. Er ist den Deutschen erst bekannt geworden, als sie sich mit der römischen Kultur berührten; erst von den Römern haben wir die technischen Ausdrücke für das Mauern übernommen. Die Mauer murus, der Ziegel tegula, der Kalk calx, der Mörtel mortarium usw. Hier sei noch folgendes über die Haltbarkeit des Fachwerkbaues gesagt. Es muß vor allen Dingen beim Fachwerkbau gutes Holz verwendet werden, wozu namentlich ein wiederholter Anstrich des Holzes genügt. Auf die Art werden sich auch beim Fachwerkbau noch nach sehr langer Zeit keine schadhaften Stellen zeigen. Die schlechten Erfahrungen, die in neuerer Zeit mit Fachwerkbauten gemacht wurden, sind auf zu schlechtes oder schwaches Holz und mangelhafte Verarbeitung zurückzuführen. Gewöhnlich soll die Fuge neben dem Holze, durch Austrocknen der Hölzer oder schlechte Ausmauerung hervorgerufen, durch den Putz verschlossen werden. Von einem solchen Hause kann man sich freilich auf die Dauer nicht viel versprechen. Man achte darauf, daß gut getrocknetes Holz — sogenanntes Kernholz — zur Verwendung gelange. Besonders sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß das Einmauern von Balkenköpfen unbedingt vermieden werden muß. Wind und Wetter vermögen einem freiliegenden Balkenkopf nicht so zuzusetzen, als dies die durch Einmauerung bewirkte völlige Luftabsperrung zur Folge hat.

Sehr häufig sieht man bei ländlichen Bauten, daß das Fachwerk des Obergeschosses hinter der massiven Mauer des Erdgeschosses zurücktritt. Hierdurch müssen Verputz, Mauer und die auf diese aufgelagerte Schwelle trotz einer etwaigen Isolierung durch das herabfließende Regenwasser notleiden und die Feuchtigkeit kann eindringen. Hierzu kommt noch, daß der auf dem Absatz angesammelte Schmutz wie Staub und Ruß mitgeschwemmt wird und bald ein recht häßliches Aussehen verursacht. Nur durch ein Überstehen des Obergeschosses, nicht durch dessen Zurücktreten lassen sich die Übelstände beseitigen.

Wenn man in späterer Zeit einmal darüber Abrechnung hält, was im vergangenen Jahrhundert Gutes und Nützliches geleistet worden ist, so wird man unserer Zeit gutschreiben, daß man angefangen hat, das in Kunst und Architektur übernommene Erbe der Vorfahren unserer deutschen Bauern zu schützen. Einstmals beurteilte man bäuerliche Bauart und bäuerlichen Hausfleiß gering. Heute ist dies zum Glück ein überwundener Standpunkt, und wohl wissen wir den reichen Schatz an bäuerlicher Bauart zu schätzen, den wir auch vor weiterem Verfall hüten und pflegen wollen.

Sehen wir uns einmal in einer Bauernstube etwas näher um. Der häßliche Geschmack hat seinen Weg nämlich auch hier in die innere Einrichtung gefunden. Stellen wir die innere Einrichtung eines alten Bauernhauses der eines neuen gegenüber, so finden wir, daß jenes mit seinen geräumigen Zimmern durchaus behaglich und gemütlich ist. Wohn- und angrenzendes Schlafzimmer liegen nach der Vorderfront. Die auf den Fenster- und Blumenbrettern stehenden Blumen mit ihrer erquickenden Farbenfreudigkeit beleben

nach innen wie außen. Rings an den Fenstern entlang zieht sich die breite Bank, der sich an der Ecke der große Tisch anreiht. Wandbretter, die den Eck- und Zwischenraum der Fenster ausfüllen, tragen Gebet- und Gesangbücher.

Diese alten Gegenstände von schöner und solider Arbeit passen nicht in das neuerbaute Haus, in die neue Einrichtung, so klagt der Bauherr. Und so werden diese Möbelstücke, die ehedem als Meisterwerke galten und in früheren Zeiten auf dem Ehrenplatze im Hause gestanden hatten, verbannt. Auch verkauft der Bauer seine Sachen leider häufig gegen wenig Geld. Wer tiefer in die Geheimnisse eines Hauses eindringt, findet wohl eine schöne, geschnitzte oder bemalte Truhe als Futterkiste in einer Stallecke, muß sehen, wie ein wundervolles eichenes Uhrgehäuse mit vielfachem Ölfarbenanstrich überkleistert ist oder findet behagliche, alte Lehnstühle in einer Rumpelkammer friedlich vereint. Von hier werden die Gegenstände mit der Bezeichnung „altes Gerümpel" verschleudert und durch weniger schönen, dabei nicht einmal billigen Möbelfabrikplunder ersetzt, der hier, wie leider auch sonst überall, dem Land- und Stadtbewohner als ein Zeichen von größerer Wohlhabenheit erscheint. Kritiklos staunt der Dorfbewohner das an, was aus der Stadt kommt, und in Arbeiterkreisen und sogar dem „Mittelstand" der Städter befindet man sich mit wenigen Ausnahmen auf keiner höheren Geschmacksstufe.

Somit werden die praktischen, stimmungsvollen Gegenstände immer mehr durch den modernen Plunder ersetzt, und an den nicht nachzuahmenden Reizen altertümlicher Echtheit und Behaglichkeit, die sich mit aller Kunst in der modernen Einrichtung nicht erzielen lassen, kann man sich immer weniger erfreuen.

Drei Gruppen können wir bilden: Erzeugnis der Stadt, des Dorfhandwerkers und des eigenen, ländlichen Hausfleißes. Letztere Gruppe war früher die größte. Jeder arbeitete für seinen eigenen Bedarf. Es war dies die Zeit der eigentlichen Volkskunst. Das Haus nebst den Möbeln zimmerte man selbst, man schnitzte und formte, flocht und webte. Seit dem Mittelalter wurde dies anders; die Dorfhandwerker mehrten sich, dazu kam das städtische Gerät, das sich der Landbevölkerung auf den Märkten darbot. Immerhin blieb bis ins neunzehnte Jahrhundert eine Menge von Gegenständen für den bäuerlichen Hausfleiß übrig. Von da ab aber erlischt der Hausfleiß, es findet eine immer größere Annäherung des Dorfes an die Stadt statt. Heute scheint es fast, als ob der bäuerliche Hausfleiß ganz erloschen sei. Bei genauerer Betrachtung finden wir jedoch noch Überreste ehemaliger Bauernkunst, nämlich außerhalb des Hauses: Feldbrunnen, Stege und Brücken, Quell-, Hof- und Garteneinfassungen, Lauben, Gartenmöbel und Gartenanlagen, innerhalb des Hauses: Stühle, Bänke, Uhrkasten, Körbe, Kinderspielzeug, wie Wagen und Schlitten.

Möchte doch der Grundsatz zur Geltung kommen, daß das Alte eine Lehre gibt. Vergleiche möge man anstellen zwischen den alten und neuen Häusern in bezug auf Schönheit und Wetterbeständigkeit. So wenig auch der Städter seine Vorbilder zum Bauen in den Dörfern sucht, so wenig eignet sich das Dorf für schablonenhafte Nachahmung städtischer Baugrundsätze, die Errungenschaften der Neuzeit müssen verbunden werden mit dem erprobten Alten. Gilt doch dieser Grundsatz gleicherweise für Stadt und Dorf. Unsere Bauernkunst, die schon sehr alt ist, sie hat ein anderes Schicksal verdient als unterzugehen. Die Freude an der Heimat, an der Arbeit der Vorfahren muß geweckt werden, ehe das eigentümliche Leben der Bauernhäuser mit seinem eigenartigen Hausrat vollends zugrunde geht.

Der neue Schulmeister.

Ein Bild aus dem hessischen Dorfleben von Heinrich Naumann.

Ganz Dulach war in Aufregung und Spannung. Im April war der „alte Schulmeister" begraben worden, der über 40 Jahre Glück und Leid mit den Dulacher Bauersleuten getragen hatte. Fast alle Einwohner nannte er „Du", und war gar ein „leidlicher, gemeiner Mann" — wie die Bachlene sagte.

Und nun sollte der „neue Schulmeister" die Schulstelle in Dulach übernehmen. Das Schulhaus war „frisch geweißt" worden und die Bachlene hatte sämtliche Zimmer, Gang, Treppen und Hausflur bis über die Treppe und den Vorplatz hinunter gesäubert und „aufgenommen" und wartete nun mit Sehnsucht auf den jungen Herrn. Die Bachlene war nebenbei Botenfrau, ging wöchentlich zweimal in die Stadt und brachte auch die Briefe vom Bürgermeister Bastian auf das Kreisamt.

Ihre Beziehungen zu einigen „besseren" Familien in der Stadt, ihre Stellung als Waschfrau im Schulhaus und Dienerin des Bürgermeisters verliehen ihr ein besonderes Ansehen in Dulach. Sie wußte mehr wie die Frauen des Dorfes, wußte

auch schon „Bescheid“ über den „neuen Schulmeister“. Ein Schreiber auf dem Kreisamt war „irgendwo dahinten her“, wo der „neue Schulmeister“ zu Hause war. Den Schreiber hatte die Bachlene „ausgeforscht“ und dabei in Erfahrung gebracht, daß der neue Schulmeister ein „grundgescheiter, junger Mensch war“ und auch noch nicht „gefreit“ habe.

Noch „nicht gefreit“ — das dünkte der Bachlene das Allerwichtigste bei der ganzen Sache.

„Denkt euch, noch nicht gefreit, meiner Sechse, sagt's aber nicht weiter“, hatte die Bachlene der Rollbäuerin im Vertrauen ins Ohr gesagt. Die Rollbäuerin aber hatte eine heiratsfähige Tochter, die nicht „für diese Welt“ war, sondern für eine „Schulmeistersche“ wie geschaffen schien.

„Noch nicht gefreit“ — hatte sie auch Bastians Bärbchen, dem schmucken Bürgermeisters-Töchterchen, hinter der Küchentüre zugeflüstert; „daß es aber sonst niemand gewahr wird“, hatte sie geheimnisvoll hinzugesetzt.

Bald wußte es das ganze Dorf, und Bärbchen, Gretchen und Dortchen gingen schon tagelang nicht „ungeschnäzt“ und ohne die „Sonntagsnachmittagsschürze vor“ über die Dorfgasse, — „denn“, dachte jedes, „der erste Eindruck ist der beste.“

Am 1. Juli sollte der „neue Schulmeister“ die Schule beginnen, am 30. Juni mußte er in Dulach ankommen.

Der Bürgermeister Bastian hatte schon wiederholt durch die große Hornbrille nach dem Querbalken über der Stubentüre gesehen, ob's auch mit dem Datum stimmte. Über der Stubentüre war des Bürgermeisters Kalender. Vorne stand die Jahreszahl, mit Ölfarbe gemalt, und stand so das ganze Jahr. Die Anfangsbuchstaben der Wochentage waren ebenfalls gemalt und standen schon vom Großvater her. Monat und Datum waren mit Kreide geschrieben und wurden jeden Monat und jede Woche erneuert.

Hier das Bild vom Kalender des Bürgermeisters Bastian an dem Tage, als der „neue Schulmeister“ ankam:

1840	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.	
Juni Juli	27.	28.	29.	30.	1.	2.	3.	2. Sonntag nach Trinitatis

Auch Bärbchen hatte schon den ganzen Tag die Sonntagsschürze vor und die mit schwarzen Spitzen besetzte Sonntagsschneppekappe auf dem glattgeschnäzten blonden Kopfe. Wie oft es schon von der Haustüre aus die Dorfstraße hinuntergeschaut hatte, war gegen Nachmittag nicht mehr festzustellen. Der Schusterfritz, Bastians Nachbar, der über die mit Pech beklebte Brille direkt zu Bastians Haustüre hineingucken konnte, hatte es gesehn und der Schusterlene gesagt. Was die Schusterlene wußte, war in einer Stunde Dorfgespräch. Wollte jemand eine Neuigkeit rasch verbreitet haben, dann brauchte er sie nur der Schusterlene zu erzählen, mußte aber mit ernstem Blick und erhobenem Finger dabei sagen: „Daß es aber niemand gewahr wird, es muß Geheimnis bleiben.“ Die Schusterlene hatte dann immer Angst, sie wäre die Letzte, durch die das Geheimnis „rauskäme“, und rannte spornstreichs zur Bachlene, um unter dem Siegel der Verschwiegenheit „Hörst Du, mein Gott, daß ja nichts rauskommt, ich hab's heilig und teuer versprechen müssen“ die Sache in Fluß zu bringen.

So war auch wirklich noch keine Stunde „rum“, da schauten schon Rollbauers Gretchen und Erlhofs Dortchen voll Ingrimm und Neid nach Bastians Bärbchen hinüber.

„Gebt acht, das Bärbchen läßt sich's was kosten, das hat mein Lebtag noch nichts Gescheutes arbeiten wollen, dem soll der neue Schulmeister schon in der Nase stecken“, hat die Schusterlene zur Bachlene gesagt.

„Das glaub' ich schon,“ hat die Bachlene zur Rollbäuern gesagt, „aber das steht auf wilden Blättern, denn mit dem Gretchen da kann sich das Bärbchen nicht messen, und einige Tausend Gulden sind auch was wert, und die neuen Schulmeister gucken auch aufs Geld, glaubt's nur.“

Das Bärbchen hat allerdings den „Vorsprung“, dachte Erlhofs Dortchen, denen muß er ins Haus, weil's Bürgermeistersch sind, Himmel ja, noch zwei Stimmen fehlten, dann wäre voriges Jahr mein Vater Bürgermeister geworden — und er kam jetzt in unser Haus.

Mittlerweile war es 6 Uhr geworden.

Der Bürgermeister schaute zum wievieltenmale über die Hornbrille nach dem Datum.

„Das weiß der Teufel nicht,“ brummte er, „wo der Mensch nur bleibt, morgen soll die Schule anfangen und übermorgen ist Kirschensonntag.“

Während diese Stimmung im Dorfe hin und her wogte und die Kinder schon zehnmal vom Südausgang nach dem Nordausgang des Dorfes gerannt waren und das einemal einen Handwerksburschen, das andermal den Sally Löwenstein mit seinem Warenbündel abgeholt hatten, war der „neue Schulmeister“ Ludwig Feldmann oben am Runberg aus dem Walde getreten und hatte Dulach mit seiner schönen Umgebung lange und sinnend betrachtet. Dieses Dörflein im sonnigen Tal sollte seine neue Heimat werden. Was werde ich hier finden? Wie werden die Leute sein? Wie lange werde ich hier wohnen? Diese Fragen bestürmten das Herz des

stattlichen Jünglings mit dem mädchenhaften Gesicht, umrahmt von blonden Locken, die fast bis auf die Schultern hernieder hingen.

Die dunkle Schirmmütze hielt er in der linken Hand, mit der rechten wischte er sich den Schweiß von der Stirne, das Ränzel und der Krückstock lagen neben ihm in der Heide.

„Die Leute in Dulach", so hatte der Herr Metropolitan in Oberwessel heute Mittag dem jungen Schulmann gesagt, „wollen an ihrem Schulmeister etwas haben. Sie müssen da freundlich gegen die Leute sein! Der ‚alte Herr' hat die Leute sehr verwöhnt, er lebte mit ihnen zusammen wie ihresgleichen. Nur bei dem Bürgermeister da hat die Sache einen Haken. Er ist sehr ehrgeizig und spielt gerne den ‚Staatsbeamten'. Sie müssen da das Richtige herausfinden; die Leute sind sonst nett."

„Die Leute sind nett, der Bürgermeister ist ehrgeizig", murmelte Ludwig Feldmann vor sich hin, als er am Runberg stand und auf Dulach, das nach Oberwessel eingepfarrt ist, niederschaute.

Der junge Schulmann wurde in seinen Gedanken gestört, Sally Löwenstein kam den holprigen Bergpfad herauf.

„Ist das Dulach?" fragte Feldmann den freundlich grüßenden Sally.

„Ja, mein Herr, wie Sie sage, ist das Dulach, und mit Verlaub z' frage, sein Se wohl d' naie Herr Schulmaister, der hait soll komme nach Dulach?" entgegnete Sally Löwenstein und lüftete nochmals die alte buntkarierte Schirmmütze.

„Gewiß, der bin ich, und können Sie mir wohl sagen, welches drunten das Schulhaus ist?" fragte Feldmann weiter.

„Mit Vergnüge, mein Herr, werde ich zeige das Schulhaus, sehns dort, wo das naie rote Ziegeldach ist, das is dem Rollbauer seine naie Scheuer, die größte in ganz Dulach, un grad dort d'rnebe wo is der große Nußbaum und dahinter der helle Giebel, das is das Schulhaus, nor ä fäines Haus, ä proppres Haus, Prima von alle Schulhaiser in der Gegend. Un wisse Se, main Herr, bin ich doch im Schulhaus ä bekannter Mann gewese beim alte Herr Schulmeister, wo war ä feiner Mann, ä nobeler Mann, un hat gekauft von Sally Löwenstein die wollene Jacke und Buckskinhose, weil er hat gewußt, daß er wird beliefert ehrlich und reell."

„Da sind Sie wohl sehr bekannt in Dulach?" fragte Feldmann lächelnd.

„Na, ob ich bin bekannt in Dulach, wo doch schon war mein Vatter der Isedor Löwenstein alles bei die Bauern, wo Se könne frage nach dem Isedor, Gott hab ihn selig, und nach dem Sally, wo hat das Geschäft, ä ehrlich Geschäft, ä reell Geschäft vom Vatter seit swanzig Jahr, un kann Ihne sage, bei Gott, Se bekomme ä faine Stell, ä Primastell, wo ich Ihne kann gratuliere, weil Se habe gehabt Glück, ä massig Glück."

Ludwig Feldmann lächelte über die Redseligkeit des Sally Löwenstein, sagte „Danke schön!", nahm sein Ränzlein auf und schritt den Pfad hinunter.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Niederhessischer Abend. Der Zweigverein des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" zu Frankfurt a. M. wird am 6. Mai einen „Niederhessischen Abend" veranstalten. Professor Dr. Bethge wird einen Vortrag über Land, Volk und Sprache Niederhessens halten. Sodann liest Wilhelm Speck-Berlin seinen „Joggeli" vor, während Paul Heidelbach-Kassel Proben der Kasseler Mundart vorführt. Zu Anfang, Ende und zwischen diesen drei Programmteilen sollen Volkslieder aus Johann Lewalters Sammlung, teils als Mädchenchöre (acht Lieder zwei und dreistimmig), teils von einer Sängerin allein vorgetragen werden.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der Privatdozent Lic. W. Heitmüller in Göttingen, der einen Ruf an Stelle des nach Heidelberg übergesiedelten Professors der neutestamentlichen Exegese Weiß erhielt, hat den Ruf angenommen.

Für die künstlerische Ausschmückung der Eingangshalle des neuen Rathauses sind soeben die Arbeiten vergeben worden und zwar erfreulicherweise an einheimische Maler. Es kommen sechs Wandgemälde in Betracht, bei denen Motive von Alt-Kassel gegeben sind. Es malen Professor Holzapfel: „Stadtbild, vom Forst aus gesehen" und „Blick von der Schönen Aussicht", Hans Meyer: „Renthof" und „Alte Mühle an der Fulda", Th. Matthei: „Spohrplatz" und „Altmarkt". Akademiedirektor Prof. Kolitz wird die Friesgemälde im Sitzungssaal der Stadtverordneten ausführen. Das Deckengemälde im Festsaal soll bekanntlich das Werk eines Münchener Künstlers werden.

Todesfälle. Am 19. April ist in Bremen der Landgerichtsdirektor a. D., Geheime Justizrat Albert Roesler aus dem Leben geschieden. Ein

treuer Sohn unseres Hessenlandes, an dem sein Herz mit warmer Liebe hing, ist mit ihm dahingegangen. Am 29. August 1840 geboren, studierte Roesler anfänglich Theologie, wandte sich aber nach kurzer Zeit der Rechtswissenschaft zu und hörte Kollegien in Göttingen und Marburg. Nachdem er seine Vorbereitungszeit als Referendar bei den Kasseler Gerichten absolviert hatte, trat er im Jahre 1870 nach mit „gut“ bestandenem Assessorexamen als Hilfsarbeiter in das Justizministerium in Berlin über. Der Wunsch, seine Braut heimzuführen und einen eigenen Herd zu gründen, bewog ihn, eine Kreisrichterstelle in Bochum anzunehmen, wo er längere Jahre tätig war. Von dort wurde er nach Hattingen und später nach Oeynhausen versetzt und 1886 als Landrichter nach Kassel berufen. Hier in seiner Heimat hat er bis 1893 gewirkt. Als Landgerichtsdirektor an das Kriminalgericht nach Berlin versetzt, wurde er als Leiter und Vorsitzender in einer Reihe von Sensationsprozessen (Leckert-Lützow-, Tausch-, Friedberg-Prozeß usw.) auch in weiteren Kreisen bekannt. Vom Jahre 1897 an war Roesler auch stellvertretendes Mitglied des Disziplinarhofes für die Schutzgebiete, sowie Mitglied der Kommission für die Neuorganisation der Berliner Kriminalpolizei. In den letzten Jahren seiner Berliner Amtstätigkeit war er mit der Wahrnehmung der Präsidialgeschäfte in Strafsachen beauftragt. Der Tod seiner von ihm innig geliebten Frau, sowie die Heirat seiner einzigen Tochter, die als Gattin des Richters Dr. Wilckens in Bremen lebt, bewogen ihn 1905, aus dem Justizdienst zu scheiden und seinen Wohnsitz in Bremen zu nehmen. Hier hat er die letzten Jahre verbracht und die Wahrheit des Horazschen Wortes: „nihil ab omni parte beatum“ abermals erfahren. Er sollte seine Muße nicht lange genießen. Schon seit einiger Zeit leidend, wurde er am Morgen des ersten Ostertages durch eine Blinddarmentzündung dahingerafft. Den noch Lebenden unter seinen Alters- und Studiengenossen wird sein Bild als das eines mannhaft-fröhlichen Studenten und Korpsburschen (Roesler gehörte in Marburg dem Korps „Teutonia“, in Göttingen der „Hannovera“ an) unvergeßlich sein. Sein Wesen war von einer Ursprünglichkeit, einer Frische und Wärme, einem Schwung, dem sich niemand entziehen konnte. Sein Witz und seine ihn nie verlassende Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit besiegten alles. Aber es hieße gering von ihm denken, wollte man seine hervorstechendsten Eigenschaften, sein goldenes Herz, seine Uneigennützigkeit und opferfreudige Großmut unerwähnt lassen. Nun, da er, dem alles Lob verhaßt war, zur Ruhe gegangen ist, darf es gesagt werden. In der stürmenden Zeit seiner Jugend hat er enthusiastische Freundschaft, in seinen Mannesjahren und seinem Alter ungeteilte Liebe und Verehrung genossen. Tief durchdrungen von der Hoheit des Richterberufes hat er in seiner langen Laufbahn als Strafrichter als sein höchstes Ziel die Wahrheit gesucht. Er, der in seinem Beruf die dunklen Seiten des Menschenherzens kennen lernte, glaubte im Innersten noch an die unzerstörbare Herrlichkeit der Menschennatur. Gütig und menschenfreundlich auch gegen die Enterbten des Lebens scheute er keine Mühe, die Wahrheit an das Licht zu bringen, denn er wußte, wie nahe der Irrtum oft bei der Wahrheit liegt. Ein echter Sohn unseres Hessenlandes in seinem stolzen Unabhängigkeitsgefühl, hat er nie nach äußeren Ehren gestrebt — er wollte ein gerechter Richter sein, weiter nichts. Nun ist er heimgegangen, heiter und gefaßt dem Ende entgegensehend — so wie die Alten starben. An der Seite seiner Frau, in heimatlicher Erde, wurde, wie er bestimmt hatte, seine Asche beigesetzt.

Am 22. April verstarb plötzlich Superintendent Wagner zu Eschwege, nachdem er noch am Karfreitag gepredigt hatte. Wagner wurde am 16. Dezember 1851 zu Oberkaufungen geboren, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld und studierte in Marburg Theologie. Er war nacheinander in Dillich, Waßmuthshausen und Verna als Pfarrer tätig und wurde dann als Nachfolger Wolffs 1904 zum Superintendenten in Eschwege gewählt, als der er zugleich die erste Pfarrstelle an der Altstädter Gemeinde innehatte.

Der 100jährige Geburtstag Napoleons III. frischte manche Erinnerung an Frankreichs letzten Kaiser auf, auch bei uns in Hessen, wo sich die letzte Phase seines politischen Lebens abspielte. Am 3. September 1870, nach der Schlacht bei Sedan, wurde Napoleon von dem „großen Leichenfeld, auf dem Frankreichs Herrlichkeit verblutet war“, als Kriegsgefangener nach Schloß Wilhelmshöhe abgeführt. So wurde, wie sich der Kasseler Volkswitz ausdrückte, „Wilhelms Höhe“ zu „Napoleons Erniedrigung“. Am 5. September, abends ½11 Uhr, kam der Kaiser im Extrazug von Gießen aus, begleitet von den gleichfalls kriegsgefangenen Generälen Douay und Lebrun, auf Station Wilhelmshöhe an, wo ihn die obersten Zivil- und Militärbehörden in großer Uniform erwarteten. Eine Kompagnie Infanterie war als Ehrenwache aufgestellt, während ein Detachement des 2. hessischen Husarenregiments Nr. 14 das — aber nur spärlich anwesende — Publikum zurückhalten sollte. Napoleon fuhr in verdeckter Chaise, der ein Husarenoffizier vorausritt, zum Schloß hinauf, in elf weiteren Wagen saß das Gefolge. Nach 6½monatlicher Gefangenschaft siedelte der Kaiser nach Chislehurst über. Auch

bei der Abreise wurden ihm die einem Monarchen zukommenden Ehren erwiesen; zwei Kompagnien 83er bildeten Spalier, General Graf Monts, der Gouverneur von Kassel, geleitete ihn bis zur belgischen Grenze. Eine eingehende Schilderung des Wilhelmshöher Aufenthalts Napoleons III. wird Paul Heidelbachs „Geschichte der Wilhelmshöhe" bringen.

Mit seinem Kaiser saß auch der General Bazaine in Kassel in längerer Gefangenschaft. Hier wurde ihm von seiner Gattin, einer Mexikanerin, eine Tochter geboren. Sie wurde auch hier — wenn auch über französischer Erde — getauft. Die Kaiserin Eugenie war Patin. Der Name des französischen Generals, der wohl nicht ganz mit Recht ein Opfer des rasenden Sturmes der Volksmeinung war, der nach dem unglücklichen Ausgang des aufs leichtfertigste heraufbeschworenen 1870er Krieges in Frankreich tobte, zur Degradation und zum Tode verurteilt, dann zu zwanzigjähriger Haft auf der Insel St. Marguerite begnadigt wurde, ist ob dieses Mißgeschicks, dann wegen seiner mit Hülfe der Gattin bewerkstelligten Flucht und seines einsamen Todes in der Verbannung in etwas mit dem Zauber der Romantik umwoben. Die Erinnerung an die genannte Tochter wurde kürzlich in den Zeitungen geweckt, da — fälschlich, wie sich bald herausstellte — berichtet wurde, es sei auf einem deutschen Dampfer ein Überfall auf sie verübt worden.

Eingegangen:

Hessische Blätter für Volkskunde. Hrsg. im Auftrage der hess. Vereinigung f. Volkskunde von K. Helm und H. Hepding. Band VII. Heft 1. Leipzig (Verlag von B. G. Teubner) 1908.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen d. Vereinigung zur Förderung der Kunst in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Hrsg. von Dr. D. Greiner. Jugenheim a. d. B. Jahrgang I, Heft 5/6; Jahrg. II, Heft 1/2.

Birt, Theodor. Ernste Gedichte. Marburg (N. G. Elwertsche Universitätsbuchhandlung) 1908.

Artiges und Unartiges. Gedichte des Beatus Rhenanus. Hrsg. von Th. Birt. Marburg (N. G. Elwertsche Universitätsbuchhandlung) 1908.

Henkel, Dr. Adolf. Die Saline Sooden a. d. W. unter den Landgrafen Philipp dem Großmütigen und Wilhelm IV. Kassel 1908. (Sonderabdruck aus der Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde. Bd. 41.)

Noack, Friedrich. Deutsches Leben in Rom. 1700—1900. 462 Seiten. Stuttgart und Berlin (J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) 1907. Preis 6 M.

Wohnung und Hausrat. Beispiele neuzeitlicher Wohnräume und ihrer Ausstattung. Mit einleitendem Text von Dr. Hermann Warlich. München (F. Bruckmann A.-G.) 1908.

Personalien.

Verliehen: dem Oberregierungsrat Wißmann zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungsrat Koehler zu Kassel, dem Oberlandmesser Lippert zu Marburg, dem Dr.-Ing. Schmidt zu Kassel-Wilhelmshöhe und dem Oberbürgermeister Troje zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Regierungs- und Gewerbeschulrat Kunz zu Kassel der Titel Geheimer Regierungsrat.

Ernannt: die Regierungsassessoren Grüneisen und Goldschmidt zu Kassel zu Regierungsräten; die Archivassistenten Dr. Grotefend und Dr. Knetsch zu Archivaren bei dem Staatsarchiv in Marburg; Landmesser Hoefer zu Kassel zum Abteilungsvorsteher im geodätisch-technischen Büreau der Generalkommission; Kreisbauinspektor Fritsch zu Hersfeld zum Landbauinspektor in Erfurt; Regierungsbaumeister Müller zu Fulda zum Kreisbauinspektor in Hersfeld.

Versetzt: Regierungsrat Schmidmann von Köslin nach Hanau; Amtsrichter Dr. Pape von Hilders als Landrichter nach Hanau; Bauinspektor Bode von Berlin als Landbauinspektor nach Hanau; die Amtsgerichtssekretäre Keppler zu Oberaula an das Amtsgericht in Ziegenhain und Kramer zu Ziegenhain an das Landgericht in Kassel; Oberlandmesser Kummer zu Kassel als Vorsteher des gemeinschaftlichen Landmesserbüreaus nach Homberg; Postrat Gutzke von Oppeln nach Kassel; Postinspektor Colonius von Wolfenbüttel als Vize-Postdirektor nach Kassel; Postinspektor Dornbusch von Kassel nach Dortmund.

Beurlaubt: Regierungsrat Dr. Fechner vom 1. April 1908 bis 31. März 1910 zur probeweisen Übernahme der Stelle eines Syndikus bei der Pommerschen Ansiedelungsgesellschaft in Stettin.

Zugeteilt: Regierungsassessor v. Trott zu Solz aus Kassel dem Landrat des Kreises Oststernberg.

Geboren: ein Sohn: Oberleutnant W. Caspari und Frau Herta, geb. Reinhold (Berlin, 19. April); Pfarrer Georg Blendin und Frau Lina, geb. Meles (Oberkalbach, 21. April); Lehrer Rübsam und Frau Emilie, geb. Schäfer (Kassel-R., 21. April); Buchdruckereibesitzer Fritz Förster und Frau Mina, geb. Reichard (Kassel, 30. April); — eine Tochter: Georg Gerland und Frau Martha, geb. Robert (Kassel, 24. April); Redakteur Richard Weber und Frau Helene, geb. Monhaupt (Kassel, 29. April).

Gestorben: Apotheker Gustav Mannel, 80 Jahre alt (Rochester, N. Y., 3. April); Apotheker Karl Wüst, bekannter Achtundvierziger und Freund von Karl Schurz, 82 Jahre alt (Brooklyn, N. Y., 5. April); Pfarrer Jakob Honecker (Cleveland, O., 6. April); Witwe des Pastors August Sippel, geb. Saul (Milwaukee, 12. April); Maurer- und Steinhauermeister Georg Rennert, 56 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 17. April); Amtsgerichtssekretär Georg Ulm, 56 Jahre alt (Fulda, 18. April); Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Albert Roesler, 68 Jahre alt (Bremen, 19. April); Rechnungsrat a. D. Ludwig Machelett, 78 Jahre alt (Kassel, 19. April); Privatmann Theodor Bierhaus, 74 Jahre alt (Fulda, 20. April); Privatmann Heinrich Giebe, 73 Jahre alt (Grebenstein, 20. April); Kgl. Oberbahnmeister Otto Möller, 50 Jahre alt (Kassel, 21. April); Superintendent Wagner (Eschwege, 22. April); Oberlandesgerichtspräsident a. D., Kanzler im Königreich Preußen, Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses Dr. Ludwig von Holleben, Exz., 93 Jahre alt (Kassel, 24. April); Kgl. Eisenbahn-Werkführer Wilhelm Hesse (Kassel, 22. April); Kgl. Forstmeister a. D. Emil Cornelius, 77 Jahre alt (Kassel, 25. April); Lehrerin a. D. Dorothea Hellwig, 77 Jahre alt (Marburg, 26. April); verw. Frau Katharina von Buttlar, geb. von Hatten, 59 Jahre alt (Wildungen, 26. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XXII. Jahrgang. Kassel, 18. Mai 1908.

Wieder füllt die Welt mit seinem Glanz der Mai.

Es liegt die ganze Welt im Frühlingssonnenschein,
Durchsichtig ist die Luft, so weit, so hell und rein,
Hoch kann man bis zum dunkelblauen Äther sehn,
Vor dem gen Westen blendendweiße Wolken gehn.
Und alles grünt, und alles glänzt im Sonnenlicht,
Und alles zeigt des Frühlings lächelndes Gesicht,
Soweit man schauen kann im breiten Wiesental,
Als schien die Sonne heut' zum allerersten mal.

Da fällt ein dunkler Wolkenschatten auf den Grund,
Und trübe wird es gleich, als wär's zur Abendstund.
Vorbei der Glanz. Die Luft, noch eben warm und lind,
Wird plötzlich rauh, man fühlt von Osten kommt der Wind.
Von schwarzen Wolken ist die Sonne ganz verdeckt —
Der Lenz war da, nun hat er wieder sich versteckt,
Er lacht nur fern, ganz fern noch auf dem Bergeszug. —
Da naht ein Vöglein mir in schlankem Bogenflug!

Sei mir gegrüßt! Wenn du kommst, ist der Frühling da!
Die Schwalbe fliegt vorbei, die erste, die ich sah. —
Was macht die Wolke, Menschenherz, dich nur verzagt,
Glaub' an den Frühling doch! wenn es die Schwalbe wagt.
Und wird der Himmel trüb' nnd dunkel noch einmal,
Er bleibt nicht so, zu stark ist ja der Sonnenstrahl.
Die Schwalbe kam — Die schwarze Wolke zieht vorbei —
Und wieder füllt die Welt mit seinem Glanz der Mai!

Kassel-Bettenhausen. **Georg Schwiening.**

Der Mai äs do.

Wo bäsde dann nur geblewwen,
Mailiftchen, du ahles, du?
Host widder de Hänne gerewwen
Vor Källe noch immerzu?

So froge ich nu schunn Wochen
Und gucke zum Walde ninn,
Ne Knospe schunn honn ich gerochen,
Widd also — kanns de nit finn.

Äs awer d's Blimchen ärscht uffen
Un hippet minn Herz' so, so:
Dann bräng minnem Schatze ich's nuffen
Un gake: der Mai äs do!

Kassel. **Karl Preser.**

Der Lenz zieht ins Land.

Der Lenz zieht ins Land!
Ganz leise tropft's von den Bäumen,
So lind und warm. — —
Die Erde hat, wie die jüngste Maid,
Übergeworfen ein Festgewand
Aus hell-lichtem Grün.
Am Busen ihr schneeige Glöckchen blühn,
Von goldenen Krokus ein Gürtelband
Schürzt ihr das Kleid.
Grau-samtene Kätzchen trägt sie im Haar,
Schlaftrunkene Veilchen hält sie im Arm,
Die eben erwacht aus duftigen Träumen.—
Hoch im Geäst der stahlblaue Star
Flötet mit Lockton sein Hochzeitslied.
Und leise zieht, ganz leise zieht
Der Lenz ins Land.

Rinteln. **Helene Brehm.**

Matthäus Merian-Frankfurt a. M. und Konrad Buno aus Frankenberg in Kurhessen.

Mitgeteilt von Rektor Schenk-Frankenberg.

Veranlaßt durch die Betrachtung der Merianischen Hessischen Städtebilder, namentlich auch durch das Merianische Stadtbild von Frankenberg, suchte ich mir eine klare Vorstellung über die Art und Weise der Entstehung dieser alten Topographien zu verschaffen und fand bei meinem Suchen und weiteren Forschen merkwürdigerweise neben Merian auch den Namen eines Frankenberger Kindes, Konrad Buno. Dies veranlaßte mich, nun noch eingehender mich mit der Merianischen Topographie zu beschäftigen. Da aber die Entstehung dieser Bilder höchst interessant ist, teile ich den Lesern dieses Blattes darüber nachfolgendes mit.

Bei dem regen Interesse, das die Kunst- und Baudenkmäler der Heimat heute fast aller Orten in Deutschland finden und bei der emsigen Tätigkeit, die ihrer Veröffentlichung jetzt fast überall gewidmet wird, drängt sich unwillkürlich ein Vergleich zwischen dem Einst und Jetzt auf, der uns die Frage nahelegt, wie in früherer Zeit derartige Werke entstanden sind. Allerdings ist es lange her, daß ein allgemeines Werk der Art geschaffen wurde, es sind bereits zwei und ein halbes Jahrhundert. Merians Topographie von Deutschland erschien in den Jahren 1642 bis 1654 in zwölf Foliobänden. Während jetzt in der Regel die Beschreibungen der Städte und Orte mit ihren Denkmälern von den Landesregierungen oder von gelehrten Gesellschaften durch Vereinigung zahlreicher Kräfte besorgt werden, ist die Arbeit damals zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, als anfangs die Kriegsfurie noch tobte und das Land noch lange aus tausend und abertausend Wunden blutete, im wesentlichen von einem (bzw. zwei Männern) unternommen und von seinen Söhnen fortgesetzt worden. Kann auch das damalige Werk vor den Anforderungen, die wir jetzt an solche Aufgaben stellen, nicht Stich halten, so ist es, im ganzen betrachtet, doch eine höchst achtenswerte Leistung, die uns Bewunderung abnötigt. Merians Topographie, die zumal durch ihren Bilderschmuck von bleibendem geschichtlichen Werte ist, erfreut sich noch immer auch in weiteren Kreisen hoher Achtung. Das beweisen schon die in den letzten Jahrzehnten ungemein gestiegenen Preise der einzelnen Bände des Werkes. So kostet Merian M., Topographia Hassiae (1641) c. 1700 Fol. = 72 Mark.

Es ist sicher nicht ohne Interesse, den Lebensgang dieses bedeutenden Topographen Matthäus Merian kennen zu lernen. Er stammt aus einer alten Patrizierfamilie der Stadt Basel, wo er am 25. September 1593 geboren wurde. Da er schon früher lebhaften Kunstsinn zeigte, wurde er, 16 Jahre alt, bei dem Maler und Stecher Dietrich Meyer zu Zürich in die Lehre gegeben. Dann bildete er sich in verschiedenen Orten in Frankreich und Deutschland weiter aus; 1618 heiratete er die Tochter des Kupferstechers und Buchhändlers Johann Theodor de Bry in Frankfurt a. M., dessen Buch- und Kupferstichhandlung er 1624 übernahm. Er entfaltete hier als Künstler sowohl als auch insbesondere als Kupferstecher wie als Buchhändler eine sehr ausgebreitete Tätigkeit und wußte sich und seinem Geschäft großes Ansehen zu erwerben. Er starb im Bade Schwalbach am 19. Juni 1650 und hinterließ 10 Kinder, von denen zwei Söhne, Matthäus der Jüngere und Kaspar, sich ebenfalls der Kunst widmeten und das Geschäft des Vaters fortführten. Von allen den vielen Werken aber, die unter Merians Namen ausgingen, hat diesem keines größeren Ruf, zumal bei der Nachwelt, verschafft, als die schon erwähnte Topographie.

Von früh verwandte Merian die Kunst seines Stiftes und Stichels mit Vorliebe auf landschaftliche Darstellungen, auf Städtebilder, auf Wiedergabe von Burgen und malerisch gelegenen Ortschaften. Als er in Frankfurt a. M. sein selbstständiges Geschäft fest begründet hatte, machte er sich an die Herausgabe seiner Topographie. Zuerst, 1642, erschien die Beschreibung seines Heimatlandes, der Schweiz, der dann jedes Jahr ein neuer Band folgte. 1643 kam Schwaben heraus, 1644 Elsaß und Bayern, 1645 die Pfalz am Rhein, 1646 Mainz, Köln und Hessen, 1647 Westfalen, 1648 Franken, 1649 Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol, 1650 Obersachsen, Böhmen, Mähren und Schlesien. Es ist dies der letzte Band, dessen Vollendung Matthäus Merian, der Ältere, noch erleben sollte. Doch war, wie wir bald sehen werden, auch die Bearbeitung weiterer Bände von ihm schon eingeleitet. In der Herausgabe trat jedoch zunächst ein kleiner Stillstand ein. 1651 erschien kein Band. 1652 kam dann Brandenburg mit Pommern, Preußen und Livland heraus, 1653 Niedersachsen und im folgenden Jahre getrennt davon die Fürstentümer Braunschweig und Lüneburg. Dies ist der letzte Band, der deutsche Reichsgebiete behandelt, und hierbei

war der Frankenberger Kupferstecher, Topograph Konrad Buno, hauptsächlich beteiligt. — Von weiteren Bänden folgten dann noch 1655 Niederdeutschland und Burgund, 1655/56 in 13 Teilen Gallien, darauf nach langer Unterbrechung 1681 eine Beschreibung der Stadt Rom, und zuletzt 1688 eine Topographie von Italien.

Wie ist nun dies gewaltige Werk entstanden? Natürlich konnte ein so umfangreiches Werk nicht die Arbeit eines einzelnen, auch sonst noch viel beschäftigten Mannes sein. Es ist bekannt oder auch wohl von vornherein sicher anzunehmen, daß Merian sich, so viel er konnte, nach fremder Hilfe umschaute. Er ließ an die Räte der verschiedenen Ortschaften Schreiben ergehen, in denen er um Einsendung von geschichtlichen Nachrichten, von Abbildungen und Plänen bat. Selbstverständlich wird er dabei nicht überall freundliches Entgegenkommen gefunden haben. Er mußte daher Schüler und Gesellen aussenden, die die nötigen Zeichnungen anfertigten, oder er griff auf alte Zeichnungen zurück, die er neu bearbeitet dem Publikum vorführte. Bei der Bearbeitung des Textes trat ihm Martin Zeiler in Ulm hilfreich zur Seite. Dieser war lange Zeit (1612—1630) als Hofmeister mit jungen Herren in der Welt umhergezogen und hatte so gute Gelegenheit gehabt, historische, geographische und topographische Kenntnisse aus eigner Anschauung zu sammeln. Als er, des Wanderns müde, sich 1630 in Ulm, seiner zweiten Heimat*), niedergelassen hatte, beschäftigte er sich neben der Oberaufsicht des Gymnasiums und der Inspektion der deutschen Schulen, die ihm anvertraut war, hauptsächlich mit der Herausgabe von Reisebeschreibungen und anderen geographischen und topographischen Werken, deren er eine große Anzahl fertigstellte. Er war für Merians Unternehmen der richtige Mann, und so ist denn der Text zu fast allen Merianschen Topographien aus seiner Feder geflossen. Erst am 6. Oktober 1661 ist er gestorben.

Merians wie Zeilers Vorbereitungen zu der Herausgabe einer „Niedersächsischen Topographie" scheinen im Jahre 1649 ihren Anfang genommen zu haben. Ursprünglich war die Absicht, ganz Niedersachsen mit Einschluß der drei Braunschweig-Lüneburgischen Fürstentümer nach dem Vorbilde der früheren Teile in einem Bande zu erledigen. Erst allmählich entschloß man sich, die letzteren auszuscheiden. So ist es gekommen, daß dieser Braunschweig-Lüneburgische Teil in dem großen Werke eine ganz besondere Stellung einnimmt. Er erhält bei weitem mehr Kupfertafeln als die früheren und geht weit mehr auf Einzelheiten, insbesondere auf die fürstlichen Besitzungen, ein, als dies sonst der Fall ist. Die Anlage und Ausführung des Werkes ist sicher vom Fürsten beeinflußt, die Anregung aber kam von Seiten Merians und Zeilers, die ihr großes Werk durch die Aufnahme Niedersachsens zu einem Abschluß bringen wollten. Schon im Jahre 1649 muß sich Zeiler von den niedersächsischen Städten Lüneburg und Wolfenbüttel Nachrichten ausgebeten haben. Auch an die Fürsten wandte sich spätestens 1649 der alte Matthäus Merian mit dem Ersuchen, ihm Zeichnungen der hervorragenden Plätze ihrer Gebiete, die sich zur Aufnahme in der Topographie eigneten, zustellen zu wollen. Darnach hat einer dieser Herrn, August von Wolfenbüttel, Merian geantwortet, er habe keinen geeigneten Mann, der die gewünschten Zeichnungen ausführen könne, man möge von Frankfurt zu dem Zwecke jemand schicken. Hierzu hatte sich Merian anfangs außerstande erklärt, jetzt aber empfahl er dem Herzog einen alten Soldaten, Georg Andreas Böckler, der, des Kriegsdienstes müde, als Ingenieur in mathematischen und geographischen Künsten trefflich erfahren, zu solcher Arbeit vortrefflich geeignet und nicht weniger geneigt sei, sie zu übernehmen, um dadurch in fürstliche Zivildienste zu kommen. Allein daran war dem Herzog offenbar nichts gelegen. Wie den Vorteil, so sollte auch das Risiko des Unternehmens die Buchhandlung tragen. In diesem Sinne schrieb auch am 16. März 1650 der Cellische Statthalter Friedrich Schenk v. Winterstädt. Kurz, die Arbeit wurde zuerst im Fürstentum Lüneburg in Angriff genommen. Zu ihrer Ausführung wurde der Kupferstecher Konrad Buno, gebürtig aus Frankenberg in Hessen*), gewonnen, der gegen das Jahr 1640 nach Braunschweig gekommen, Chalcographus des Herzogs August geworden war und 1649 in Wolfenbüttel ein selbständiges Geschäft errichtet hatte. Hier starb er am 22. Mai 1671.

(Schluß folgt.)

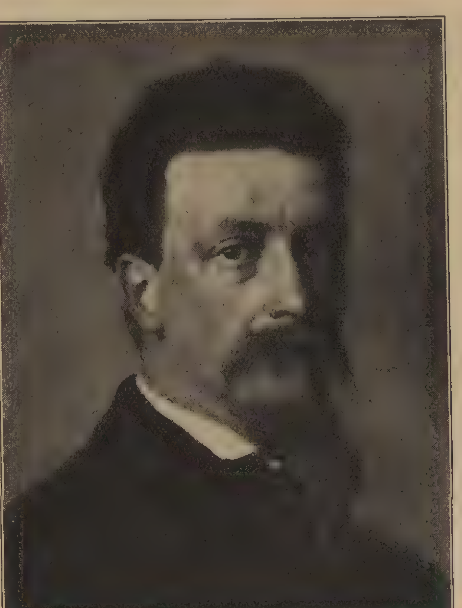
*) Geboren war er am 17. April 1589 in Räuthen bei Murau.

*) Kupferstecher Konrad Buno, Bruder des Rektors Johannes Buno zu Lüneburg und Sohn des Ratsverwandten Ludwig Buno und dessen Frau Elisabeth, Tochter des Pfarrers Hellfreich zu Münden. Im Jahre 1643 wurde ihm von dem gelehrten Herzog August ein Zimmer im fürstlichen Schloß angewiesen; 1649 begründete er ein eigenes Geschäft, indem er, wie viele andere Kupferstecher, eine Verlagsbuchhandlung und einen offenen Buchladen, den ersten in Wolfenbüttel, verband. Im selben Jahr verheiratete er sich mit Agnes Anna Wichmann, Tochter des Bürgermeisters Henning Wichmann in Wolfenbüttel. 1665 wird er Mitglied des Rats geworden sein, und als er am 22. 5. 1671 starb, wird er auch Staatskämmerer genannt. Seine Witwe überlebte ihn bis zum Jahre 1691. (P. Zimmermann in der Allg. D. Biogr.).

Georg Cornicelius, ein hessischer Maler.

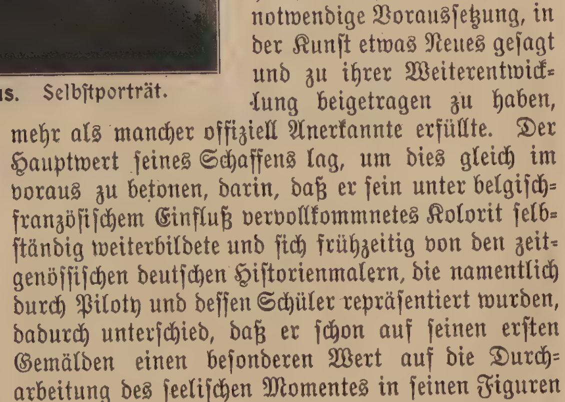
Von Paul Heidelbach.

Als man im Jahre 1906 zu Berlin eine Jahrhundert-Ausstellung eröffnete, die das von den Daten 1775 und 1785 begrenzte Jahrhundert deutscher Kunst vorführte, gab es Überraschungen auf Überraschungen. Hatte doch in dieser Spanne Zeit in Deutschland der natürliche Mittelpunkt gefehlt, nach dem alle Talente gravitierten. Entweder blieben die Maler an der Scholle kleben und stagnierten in einer mehr oder weniger fremden Umgebung, indem sie dem Geschmack des Publikums Konzessionen machten, oder aber sie zogen in die Akademiestädte, in denen man, jedem gesunden Fortschritt feindlich, in schablonenhafter Ausbildung ein Künstlerproletariat großzog, mochten auch wenige große Künstler, wie etwa Chodowiecki, Menzel und Krüger in Berlin, sich unabhängig von der Akademie entwickeln. Bei diesem vorherrschenden Einfluß der deutschen Akademien mußte das Bild der deutschen Kunst ein unvollkommenes bleiben, es fehlte ihm der lebensvollste Teil der künstlerischen Produktion. Eben dieses Bild zu vervollständigen, sollte Ziel und Aufgabe der Jahrhundert-Ausstellung werden. „Die Werke all jener Bescheidenen und Vergessenen," schrieb damals Hugo von Tschudi, „die Werke aus der aufrechten Jugendzeit jener, die später im Kampf um die Kunst und Zunft verdarben, und jener Stärkeren, die sich mühsam wieder auf sich selbst besannen, um die wenigen Großen, die erhobenen Hauptes ihrem Ziele zustrebten, zu sammeln, schien eine wichtige Aufgabe von nationaler Bedeutung. Man durfte so hoffen, eine Vorstellung der gesunden Kräfte zu haben, die unter günstigeren Bedingungen der deutschen Kunst wohl zu einer glänzenden Wirkung verholfen haben würden, deren stille und redliche Arbeit aber doch nicht ohne Anteil an dem Erfolg der Auserwählten war." Und als man dann in mehr als sechzig Städten des Reiches und der Nachbarländer die Schlösser, die Museen und den Privatbesitz durchforscht hatte, und das Ergebnis dieser gewaltigen Arbeit in den vom deutschen Kaiser zur Verfügung gestellten Räumen der Kgl. Nationalgalerie und weiter in vier Sälen des Neuen Berliner Museums ausstellte, da erkannte man staunend, wie viele längst bekannte Künstler man bis dahin ganz einseitig beurteilt hatte, weil manche Seite ihres künstlerischen Schaffens bisher im Verborgenen geblieben war, und auch, wie viele tüchtige Talente man nun erst, z. T. lange nach ihrem Tode, neu entdecken mußte. Alle diese bislang z. T. unzugänglichen Werke haben uns außerdem im Zusammenhang gezeigt, daß die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs einen Niedergang in der Malerei bedeutete.



Georg Cornicelius. Selbstporträt.

Auch Georg Cornicelius gehörte zu denen, die nicht durch die Akademie zu grunde gegangen, aber trotz ihrer Selbständigkeit und ihrem großen Können nicht recht eigentlich an die Oberfläche der allgemeinen Anerkennung gelangt waren, und noch im Oktober 1905 konnte Karl Siebert im Vorwort zu seiner in jeder Hinsicht verdienstvollen Monographie über Cornicelius*) auf die auffallende Tatsache hinweisen, daß Cornicelius in der deutschen Kunstgeschichte immer noch nicht den ihm gebührenden Platz gefunden habe, obwohl er die hierfür notwendige Voraussetzung, in der Kunst etwas Neues gesagt und zu ihrer Weiterentwicklung beigetragen zu haben, mehr als mancher offiziell Anerkannte erfüllte. Der Hauptwert seines Schaffens lag, um dies gleich im voraus zu betonen, darin, daß er sein unter belgisch-französischem Einfluß vervollkommnetes Kolorit selbständig weiterbildete und sich frühzeitig von den zeitgenössischen deutschen Historienmalern, die namentlich durch Piloty und dessen Schüler repräsentiert wurden, dadurch unterschied, daß er schon auf seinen ersten Gemälden einen besonderen Wert auf die Durcharbeitung des seelischen Momentes in seinen Figuren



---

*) Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 63. Georg Cornicelius, sein Leben und seine Werke, von Dr. med. et phil. Karl Siebert. Mit 30 Tafeln. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) 1905. Preis 10.— Mk. (Wir konnten erst jetzt auf dieses Werk hinweisen, da wir zwei Jahre hindurch vergeblich auf die uns von anderer Seite zugesagte Besprechung warteten.)

legte und die Kostümtreue, ohne sie grade außer acht zu lassen, mehr an zweiter Stelle betonte.

Berücksichtigt man das außerordentlich spärliche Quellenmaterial über Cornicelius, der selbst über sein künstlerisches Ringen keinerlei Aufzeichnungen hinterließ, und ferner den Umstand, daß ein verhältnismäßig nicht geringer Teil seiner Werke wenn nicht ganz verschollen, so doch nur noch schwer zugänglich war, so erhält man einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen Karl Siebert nicht nur bei der Aufstellung einer fast lückenlosen Chronologie der imstande war, seine Fähigkeiten als Porzellanmaler praktisch zu verwerten. Er vermählte sich 1814 mit Antoinette Wigand, der Tochter eines badischen Schultheißen, die ihm als drittes Kind am 28. August 1825 Georg Karl Franz Cornicelius gebar, der sich gleichfalls schon frühe in künstlerischer Betätigung versuchte. Im zehnten Jahre seines Kunststudiums auf der Hanauer Akademie unter dem von Bonn nach Hanau berufenen Maler Theodor Pelissier (1794—1863) malte er das Bildnis des Turnvaters Jahn, der sich in eben



Konrad von Marburg. Gemälde von G. Cornicelius.

Werke als auch bei der mit unermüdlichem Fleiß verfaßten Biographie dieses Meisters zu kämpfen hatte, der sich in stiller Zurückgezogenheit zeitlebens den Blicken weiterer Kreise zu entziehen wußte.

Die Familie Cornicelius stammt aus Weimar. Von dort wanderte der 1787 geborene Bürger und Riemermeister Friedrich Cornicelius nach Hanau, wo er sich niederließ und, zwanzig Jahre alt, bei dem Maler und Kupferstecher Konrad Westermayr*), einem Schützling Goethes, der 1806 zur Leitung der 1772 begründeten Zeichenakademie von Weimar nach seiner Vaterstadt Hanau berufen worden war, Unterricht im Zeichnen und Malen nahm, bis er

*) Vgl. W. Grotefend in der A. D. B. Band 42, S. 189 f.

diesem Jahr, 1848, während des deutschen Turntages in Hanau aufhielt und Cornicelius einige Sitzungen gewährte. Dieses Bild, das irgendwo versteckt sein muß und das letzte ist, das von Jahn existiert, ist durch die bekannte Schertlesche Steinzeichnung recht verbreitet worden und findet sich u. a. auch in der 1906 erschienenen Festschrift zum 28. Mittelrhein. Turnfest zu Hanau reproduziert. Aus derselben Zeit stammt auch das Porträt des phantastisch kostümierten Anführers der Hanauer Freischaren, Karl Röttelberg, das gleichfalls durch eine Lithographie Schertles viel verbreitet wurde. Da ein fernerer Aufenthalt auf der Hanauer Zeichenakademie für den Dreiundzwanzigjährigen zwecklos war, begab er sich zunächst mit seinem Studien-

genossen und Hanauer Landsmann Friedrich Karl Hausmann, auch einem jener Künstler, denen erst die Jahrhundertausstellung recht eigentlich die verdiente Anerkennung brachte, nach Antwerpen, für dessen Wahl namentlich Gallait's „Abdankung Kaiser Karls V." bestimmend gewesen war, ein Bild, das damals bei seiner Rundreise durch Deutschland durch seine Farbengebung und seinen kühnen Naturalismus auf die jungen Künstler einen tiefgehenden Eindruck machte; stand doch in den vierziger Jahren unter dem Einfluß der Nazarener der Karton, das Vorwiegen der Zeichnung gegenüber der Farbe, in beherrschender Blüte. Während seines einjährigen Aufenthaltes in Antwerpen, das ihm, dem Binnenländer, schon als Hafenstadt, noch mehr aber als die Stadt einer großen künstlerischen Vergangenheit manche neuen künstlerischen Eindrücke bot, erwarb sich Cornicelius bei aller Anerkennung der Meister seine künstlerische Selbständigkeit, die er bis an sein Ende bewahrte. Als er 1849 wieder in seiner Vaterstadt eintraf, malte er eine Anzahl Porträts seiner Mitbürger; auch entstand in dieser Zeit sein erstes selbständiges Historienbild „Gretchen vor dem Gnadenbilde", das aber verschollen ist und gleich anderen Stücken, nur noch an der Hand einer Farbenskizze rekonstruiert werden kann. Im Juni 1851 reiste er mit seinem Freund, dem in Schlüchtern (1810) geborenen Maler Weigand, nach Dresden, wo er ganz im Banne der Venetianer stand. Auffallend war sein geringes Verständnis für die landschaftliche Schönheit der Dresdener Umgebung.*)

Jesus vom Satan versucht. Gemälde von G. Cornicelius.

In diese Zeit fallen seine Vorstudien zu dem Bild „Luther die Thesen anschlagend". (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg.) Ein Versuch, ihn dauernd für Dresden zu gewinnen, scheiterte an seiner Heimatliebe. Nach Hanau zurückgekehrt, schuf er sein Ölbild „Jesus und die Samariterin am Jakabsbrunnen", das 1852 auf der Londoner Gemälde = Ausstellung großen Beifall fand und für 25 000 Gulden vom Kgl. Kunstverein angekauft wurde. Auch dieses Bild ist heute verschollen. Vom Jahre 1852 an entstand eine ganze Reihe von Akten; Cornicelius begnügte sich dabei nicht damit, die äußeren Formen und die physiologischen Funktionen der Muskeln am lebenden Menschen zu studieren, sondern fertigte auch unter Leitung der ihm befreundeten Assistenzärzte des Hanauer Landkrankenhauses eine Reihe von Muskel- und Gelenkpräparaten an, soweit sie dem Künstler Studienmaterial bieten konnten. Die Wintermonate 1852/53 brachte er mit seinen Hanauer Freunden, den Brüdern Spangenberg und Hausmann, in Paris zu, wo Couture und Delaroche eine Menge junger Künstler anzogen; zur Kolonie der deutschen Maler gehörten damals u. a. Anselm Feuerbach, R. Henneberg und W. Lindenschmit. Cornicelius' Anlehnung an Delaroche zeigt sein „Cromwell an der Leiche Karls I."; ihm kam es aber weniger auf eine richtige Wiedergabe der Kostüme, als auf die seelischen Vorgänge an. Mitte Februar 1853 kehrte er wieder nach Hanau zurück, wo er im roten Saale des Hanauer Stadttheaters sein umfangreichstes Bild, „Maria Stuart vor der Hinrichtung", schuf, das sich jetzt in englischem Besitz befindet.

*) Vgl. Karl Siebert, G. Cornicelius als Landschaftsmaler, „Hessenland" 1904, Nr. 1 und 2.

(Schluß folgt.)

Vom Kasseler Hoftheater.

Die älteste römische Geschichte liest sich vielfach, als habe sie sich in dieser Form nur deshalb abgespielt, damit recht viele Schulbeispiele für alle möglichen männlichen Tugenden entständen. Krieg und Frieden, innere und äußere Fehden, Teuerung und Staatsverbrechen, — alles scheint nur deshalb vorgekommen, um einzelnen Personen weithin leuchtende Gelegenheit zur Erweisung von Tapferkeit, Opfermut, Selbstverleugnung, Vaterlandsliebe zu geben und künftigen Geschlechtern in den Schulen als nachahmenswerte Muster vorgeführt zu werden. Nur schade, so epigrammatisch, so moralisch vorbedacht wickeln in Wirklichkeit die Geschehnisse sich nicht ab. Und längst hat die kritische Wissenschaft ihre Sonde an all die herrlichen, von Livius uns überlieferten Taten gelegt. Daß vieles dabei sich als „Treppenwitz der Weltgeschichte" entpuppt hat und manch ragender Held aus den Bezirken der Geschichte in das Nebelreich der Sage sank, ist natürlich Auch die Erzählung von Coriolans Geschicken wird stark angezweifelt, und für viele Forscher ist bereits aus der bewegenden historischen Begebenheit ein sentimentales Märchen geworden. Shakespeare hat mit Meisterhand den Stoff aufgegriffen. Er hat ihn straff und einheitlich behandelt und durchgeführt, ganz im Gegensatz zu seinen meisten übrigen historischen Dramen, die ein mehr oder minder regelloses Aneinanderreihen turbulenter Szenen und Haupt- und Staatsaktionen bieten. Dennoch wäre es kein großer Verlust gewesen, wäre die Neueinstudierung des „Coriolan" unterblieben. Der Erfolg lohnt hier kaum die große Mühe. Nicht das sei dem Dichter vorgeworfen, daß sich sein historischer Sinn in diesem Römerdrama schlecht bewährt, daß er die Zeit und was sie bewegt verkennt, und daß sich die Stellung der Patrizier und die Strebungen der Plebejer in seinem Kopfe seltsam malen. Auch die tiefe Verachtung des Volkes, die fast in jedem Satze aufdringlich hervortritt, sei, da sie bei Shakespeare auch an anderen Orten sich zeigt, nicht allzu tragisch genommen. Er ist der einzige nicht unter den führenden Geistern, die sich ein Phantom erst schaffen, um es zu bekämpfen. Aber diese aristokratische Parteilichkeit drückt der sorgsamen Zeichnung der einzelnen Personen allzu deutlich ihren Stempel auf. Sie alle erscheinen als Statisten, um des Coriolanus Meinung von der Vortrefflichkeit der Patrizier laut zu unterstützen. Allzu laut. Denn wenn unsere Bewunderung vor allem der Stimmkraft der Römer und der Volsker gilt, in zweiter Linie weihen wir sie der Widerstandsfähigkeit unserer Ohren. Wenn die Mauern Coriolis nicht fester gewesen wären, als die Jerichos, es hätte eines Sturmes auf sie nicht bedurft; daß sie dem Hall der Römerstimmen widerstanden, ist eine Leistung. Alle Figuren, die der Dichter nicht als Chorus oder als Folie für seinen Helden braucht, sind stiefmütterlich behandelt. Des Coriolanus Frau — ein farbloser Schemen, der Volskerführer Aufidius — ein schwankender Charakter, bald edeldenkend, bald niedrigster Gesinnung. Das Publikum fühlt allzu deutlich, daß Licht und Schatten zu parteiisch verteilt sind und daß, wenn hier die Szene zum Tribunal wird, dies Tribunal wegen Befangenheit der Zeugen nicht gerecht zu urteilen vermag . . . .

Eindrucksvoll war das Stück von Herrn Hertzer inszeniert. Die vor langen Jahren von Schülern der Akademie gemalten Dekorationen waren von großer künstlerischer Wirkung. Die zahlreichen Massenszenen waren mit Geschick und hingebender Sorgfalt arrangiert. Wenn der Kampf vor den Toren Coriolis nicht furchtbar, sondern erheiternd wirkte, so liegt das an der Unzulänglichkeit der Bühne überhaupt, solche Nahkämpfe darzustellen. Das Leben auf dem Forum und im Senat war voll regsamster Lebendigkeit und Frische. Überall machte sich künstlerische Einsicht und fleißigste Anordnung geltend. Wenn nach der Eroberung der Volskerstadt ihre Einwohner auf den Mauern erscheinen, ist man erfreut, aber auch einigermaßen überrascht, an ihrem sorgfältigen Anzug und ihrem frischen Aussehen zu erkennen, wie rücksichtsvoll die siegenden Römer den Herrn und Damen Coriolis gegenüber sich benommen haben. So fürnehm traten sie in ähnlichen Fällen nicht auf . . .

Herr Bohnée gab dem Coriolan selbstbewußten Hochmut, Tapferkeit, heldische Züge. Er machte ihn uns so sympathisch wie irgend möglich, eine markige, energische Römerfigur. Frl. Scholz sprach und spielte die Volumnia mit überzeugender Kraft. Selbst, wo ihr Patriotismus vom Dichter über das Maß des Nötigen und menschlich Erklärlichen hinaus geschraubt wird, konnte man ihr glauben. Das Tribunenpaar der Herren Hellbach und Stiewe zeigte ein Paar prächtige, charakteristische Typen, Herr Friedrich war ein eindrucksvoller Konsul. Der Menenius des Herrn Jürgensen ließ wieder einmal erkennen, mit welcher künstlerischen Hingebung der Darsteller sich in alle seine Aufgaben vertieft und wie er aus jeder Figur, die er zu verkörpern hat, eine scharf umrissene Individualität zu machen versteht. Der alte skeptische, von Bewunderung für seinen Helden erfüllte Aristokrat war eine vollendete Kunstleistung . . .

Wenn der römische Feldherr gezwungen sein Vaterland verläßt, um zu verbrennen, was er angebetet hat, um anzubeten, was er verbrannte, so weiß er und so wissen wir, warum. Weshalb aber Nora koriolanisch sich gebärdet, ihr Heim und alles verläßt, was sie liebt, wird nicht ganz so klar. Und immer wieder regt sich in uns das Staunen, daß man Ibsen, diesen Mystiker und Romantiker als Idealisten hat feiern können. Was Nora gegen Gesetz und Recht vorbringt, erweist sich, genau betrachtet, als gehaltlose Phrase, und wenn man sie als Vorkämpferin für Frauenrechte und Frauenemanzipation ansieht, so hält auch das ruhiger Überlegung nicht stand. Denn nicht der Befreiung von drückenden Ausnahmegesetzen und törichten Vorurteilen gilt ihr Kampf; wie die Ibsenschen Frauen fast alle, will sie von jedem Zwange frei sein, Rechte haben ohne Pflichten und vor allem ein Recht: das „sich frei auszuleben". Und deshalb weht in die beklemmende Atmosphäre des Stückes kein Hauch der Erhebung und der Befreiung, — trotz der großen Kunst, mit der die Fäden geschürzt sind, und die die Handlung in rasendem Tempo unter striktester Beobachtung der drei aristotelischen Einheiten sich vor uns abrollen läßt, trotz einiger lieblicher und tief ergreifender Szenen, wie des Erscheinens der Kinder und der Unterredung mit dem Rückenmärker Rank. Frau Bayrhammer fand in der Verkörperung der Titelheldin Gelegenheit, einen schönen Beweis ihrer reichen Begabung zu bieten. Sie fand für das „Singvögelchen" sowohl, wie für die tief bedrängte Frau, für die enttäuschte, sich zur „Freiheit" durchringende Gattin überzeugende Töne und schuf ein Bild von ergreifender und herzbewegender Kraft. Von den übrigen Künstlern seien der wirklichkeitstreue Helmer des Herrn Bohnée, der markante Rank des Herrn Hellbach, der scharf gezeichnete Sachwalter des Herrn Jürgensen rühmend hervorgehoben. Die Vorstellung (Regie: Herr Jürgensen) war auf den richtigen Ton gestimmt und ging sorgsam gefeilt und ausgeglichen von statten.

Längst hat sich die Operette Bürgerrecht auf der Hofbühne erkämpft. Jetzt scheint man auch lustige Frivolität und Pikanterie nicht mehr perhorreszieren zu wollen.

Denn an beiden fehlt es nicht in der einzigen Novität der Berichtsperiode, dem Oskar Straußschen „Walzertraum“. Oder ist die gesungene Zweideutigkeit kurfähig, nicht aber die gesprochene? Das übermütige, fröhliche Werk erregte in prächtiger Inszenierung und wirksamstem Arrangement — Herr Bartram führte die Regie — den lebhaftesten Beifall. Aus der großen Zahl der Mitwirkenden seien Herr Pickert, der den Serenissimus mit feiner Komik und zahlreichen wirksamen Nuancen ausstattete und Stürme von Heiterkeit auslöste, Frau Porst, die als Dirigentin durch ihr fesches, flottes Spiel und ihre schönen Stimmittel entzückte, sowie der lebensfrohe Niki des Herrn Warbeck und der Muntschi des Herrn Eberle besonders genannt. Herr Dr. Zulauf leitete die Aufführung mit Hingebung und feinsinnigem Verständnis.

H. Blumenthal.

Der neue Schulmeister.

Ein Bild aus dem hessischen Dorfleben von Heinrich Naumann.

(Fortsetzung.)

Der alte Ortsdiener läutete gerade das Abendglöckchen in der kleinen Kapelle, die noch nicht hoch ist wie des Rollbauern neue Scheuer, als so Ludwig Feldmann unten die Dorfstraße betrat. Es war ihm feierlich zu Mute, als er unter dem melodischen Geläute des Dorfglöckleins in die neue Heimat einschritt. Mit hellen, klaren Augen musterte er die Häuser und Höfe, sah einzelne Männer auf den Höfen, die die Mützen zwischen den Händen hielten und unterm „Feierabendläuten“ ein kurzes Gebet sprachen. Das dünkte ihm ein gutes Zeichen, und Feldmann dachte an seine Eltern zu Hause, die auch unterm Abendläuten beteten.

Das rote Ziegeldach von Rollbauers Scheuer, den Nußbaum und den hellen Giebel hatte er sich gemerkt und schritt die Dorfstraße entlang wie einer, der des Weges schon oft gekommen ist.

Daß er auf dem richtigen Wege war, wußte er auch ohne das, denn die Schulkinder liefen direkt nach dem Nußbaum hin, um dort aus dem Hinterhalt den „neuen Schulmeister“ zum erstenmal ins Schulhaus eintreten zu sehen.

Die Bachlene, des Schulhauses Nachbarsche, stand schon seit einer Stunde vor der Türe ihres kleinen Häuschens und hielt den Schulhausschlüssel in der Hand unter der Schürze.

„Er kommt, er kommt“, hatten die Schuljungen gerufen, Bachlene strich die Kappenbändel nochmal glatt, schneuzte sich erst nochmal in den umgewendeten Schürzenzipfel und ging dem Erwarteten einige Schritte entgegen.

Ludwig Feldmann sagte freundlich „Guten Abend!“ und fragte, ob hier das Schulhaus sei.

„Ach mein, du lieber Gott ja, guten Abend auch,“ erwiderte die Bachlene, „ich wußte es ja, der Schreiber auf dem Kreisamt dahinten heraus, wo Ihr her seid, hat mir's gesagt, akkurat wie Ihr ausseht, und ich hätte Euch unter hundert heraus gekannt, ja, Herr jemersch, wenn man Menschenkenntnis hat. Und ich hab' auch den Schlüssel vom Schulhaus und habe reingemacht und aufgenommen, weil ich das alles schon bei dem alten Schulmeister, Gott getröst'n in der Ewigkeit, er war gar ein braver Mann, gemacht habe und ihm auch immer den Haushalt besorgt. Ach, jemersch ja, wie die gute Schulmeistersche gestorben war und die Kinder hatten fortgefreit, da war der alte Mann ganz allein. Ach ja, wie hat er mir so leid getan, ich war noch bei ihm in die Schule gegangen, und weiß noch, wie er die Christine aus dem Grünhof in Oberwessel freite. Herr jemersch ja, wie doch die Zeit rumgeht, wenn man alt wird.“

Unter diesem Geplauder der geschwätzigen Bachlene hatte Ludwig Feldmann das Schulhaus erreicht und war in die leeren Räume eingetreten.

Die Bachlene zeigte und sagte ihm unter mächtigem Wortschwall in den Stuben, wie „alte Schulmeistersch“ die Sachen stehen hatten, wo die Schulmeistersche gestorben war, wo der alte Mann „auf dem Stroh gelegen“, und wie viel bei der „großen Leich“ von allen Leuten geweint worden war.

Ludwig Feldmanns Möbel sollten erst andern Tags ankommen, für heute Abend wollte er in der „Krone“ schlafen.

„Herr jemersch, nein,“ fuhr die Bachlene bei dieser Bemerkung des „neuen Schulmeistersch“ dazwischen. „Das dürft Ihr nicht tun, denn Bürgermeistersch haben sich ganz danach gericht und würden ganz verdrießlich werden, wenn der junge Herr ins Wirtshaus ging, wo die Handwerksburschen und Handelsleute über Nacht bleiben.“

„Ich möchte aber niemand Umstände machen“, entgegnete lächelnd Ludwig Feldmann.

„Jemersch ja, und das sind Umständ“, fuhr die Bachlene fort. „Die Bastians haben den schönen Platz, und das Bärbchen hat die gute Stube in der Reih, daß ein Professor da schlafen kann; nein, nein, das sind keine Umständ, der Schreiber auf'm Kreisamt hat mir's gesagt, daß Ihr Möbel morgen erst kommt, und Bastians haben sich danach gericht, ich gehe gleich mit in Bürgermeistersch, und essen müßt Ihr auch dort, ich weiß, sonst wird der Bürgermeister gar verdrießlich sein, er hat so seine Ansichten, und der Kreisrat hält große Stücke auf ihn, ich weiß, ja jemersch, was habe ich schon Briefe

auf das Kreisamt gebracht, der Bürgermeister kann schreiben wie ein Advokat."

Auf dem Wege zum Bürgermeister führte die Bachlene den neuen Schulmeister an Rollbauers Hof vorüber, rief den alten Rollbauer zur Begrüßung herbei und nickte dem Gretchen, das verlegen „ums Eckband der Haustüre" guckte, freundlich zu.

„Die alte Bachhexe", sagte Erlhofs Dortchen ärgerlich, als ihr jüngerer Bruder kam und erzählte, daß er den neuen Schulmeister gesehen und daß die Bachlene ihn an Rollbauers Haus vorbeigeführt, dem Gretchen zugenickt, während der Schulmeister dem Rollbauer freundlich die Hand gegeben habe, und der Schulmeister bei Bürgermeistersch essen und schlafen sollte.

„Das weiß der Teufel nicht", hatte der Bürgermeister schon wieder gebrummt, als endlich die Bachlene mit Ludwig Feldmann den sandbestreuten Hausflur in Bastians Haus betrat. Bärbchen hatte vor Schreck einen Teller zerbrochen, einen von den „Rosentellern", die die alte Schulmeistersche Bärbchens Mutter einst zur Hochzeit geschenkt hatte. Es war ein halbes Dutzend und wurde nur bei festlichen Gelegenheiten gebraucht. Da, nun war einer entzwei, und Bärbchens Mutter sah ein großes Unglück in diesem Zeichen.

Als die Bachlene ihren Schutzbefohlenen dem Herrn Bürgermeister glücklich ausgeliefert hatte, kam sie sofort in die Küche, wo Bärbchen mit Tränen in den Augen den zerbrochenen Teller in zitternden Händen hielt und der Mutter Strafpredigt über sich ergehen ließ.

„Ach, jemersch ja, das ist gar kein böses Zeichen, bleiben gelassen, ‚Scherben bedeuten Glück' sagte immer die alte Schulmeistersche, die Euch die Teller geschenkt hat, ach jemersch ja, ich weiß noch wie heute, ich habe die Teller aus der Stadt mitgebracht, es war das einzige Muster, das der Porzellan-Schirmer im Laden hatte, sie kosteten anderthalb Gulden; ach Gott ja, die Christine war gar eine brave Schulmeistersche, wir waren wie Geschwister. Na, wenn Gott will, kriegen wir wieder brave Leute ins Schulhaus, denn bei Euch gesagt, der neue Schulmeister ist eine Seele von Mensch, die Lieblichkeit selber, Herr jemersch ja, was man all erleben muß." So plauderte die Bachlene in Bürgermeistersch Küche, und Bärbchen vergaß den zerbrochenen Teller mitsamt der Strafpredigt.

Eine Stunde später wußte Rollbauers Gretchen schon das Schicksal mit dem zerbrochenen Teller und gelobte sich hoch und teuer, vorsichtiger zu sein, wenn der neue Schulmeister mal bei ihnen essen würde, was bald geschehen sollte — wie die Bachlene in Aussicht stellte —, da er noch garnichts zu „reißen und zu beißen habe".

Am 1. Juli 1840 vormittags 7 Uhr haben die beiden obersten Schuljungen das Glöcklein „zur Schule" geläutet, der Herr Metropolitan aus Oberwessel ist gekommen und hat dem neuen Schulmeister Ludwig Feldmann die Schule zu Dulach übertragen.

„Der is gut, der is gut" — haben die Schulkinder nachmittags zu Hause jubelnd verkündet — „er hat Spaß mit uns gemacht und uns nach allen Leuten gefragt, die im Dorfe wohnen".

Jeden Tag aber, wenn die Schule aus war, dann hatte die Bachlene alle Hände voll zu tun, um dem „lieblichen neuen Schulmeister" die Stube in Ordnung zu machen. Herr jemersch ja — und dabei mußte sie das ganze Dorf „rumrücken", und nebenbei „ausforschen", wie Er „gesinnt" war. Bastians, Rollbauers und Erlhofers Leute wußten denn auch nach wenig Tagen schon, daß der neue Schulmeister der beste und gescheiteste Mensch von der Welt sei und daß die Bachlene schon manchen Blick in sein gutes Herz getan hatte und er ihr auch alles „offenbarte". „Herr jemersch, ja — und er hat schon gefragt wie alt das Bärbchen ist" — erzählte die Bachlene schmunzelnd der Bürgermeistersche, die über den zerbrochenen Rosenteller in „schwere Bedenken" gekommen war. „Ja, ja, ich habs 'm abgeguckt, wie er heute Nachmittag hier am Hof vorbei ging, hat er immer nach den Fenstern geguckt" — sagte sie zur Rollbäuerin und zum Gretchen, als sie abends Kartoffeln und Sauermilch mitessen mußte.

„Herr jemersch, was kann m'r denn davon sagen, er guckt sich weder nach Bürgermeistersch noch nach Rollbauersch um, heute Mittag fragte er sogar, ob der Erlhofsjunge — der sein bester Schüler ist — noch größere Geschwister habe" — flüsterte die Bachlene Erlhofs Dortchen ins Ohr, als es ihr die Butter für die Stadt abwog.

Ludwig Feldmann versah den Schuldienst mit großer Gewissenhaftigkeit. Schon nach den ersten Tagen merkten die Schüler, daß es ein „junger" Mann war und „viel verlangte in den Büchern". Beim alten Schulmeister ging's viel „bijano" sagte der Schusterfritz, jetzt „pfeift's" anders, ich merk's an meinem Kaspar, 's ist ein ganz anderer Geist in die „Malefiz" gefahren. Nur bei der Bachlene wollte der „andre Geist" nicht verfangen. „M'r meint grad, he wär aus Holz geschnitzt und hätte kein warmes Herz im Leib, Herr jemersch ja, m'r ist doch auch jung gewesen", brummte sie vor sich hin, als sie nach Tag und Wochen es immer noch nicht fertig herausgebracht hatte, ob er nach dem Bärbchen oder Gretchen, oder meintswegen auch nach dem Dortchen hinguckte. „Herr jemersch ja, er hat sich zu viel in die Bücher gegeben, nix wie

Bücher, möcht nur wissen, was er da all für Geschichten liest" — erzählte die Bachlene der Bürgermeistersche — „und dann möchte ich — Herr jemersch ja — m'r darf's nicht aussprechen — beinah an Hexerei glauben. Jeden Nachmittag geht er hinten am Bach hinunter, dann den Rain hinauf in den Runwald, und wenn er abends kommt, hat er beide Hände voll Gekräu (Kräuter). Das Gekräu legt er all in die Bücher, daß es welk wird. Kein Mensch wird drauß gescheit, wenn 'r nicht bald wird wie die Menschen, dann weiß ich nicht, was es noch geben soll. Ich sag's aber immer, die Bücher, die Bücher, die haben schon vielen Menschen den Kopf verrückt; der alte Schulmeister war auch ein gescheiter Mann, aber in die Bücher ging er nicht".

Für die Bachlene war es ein großes Herzeleid, daß ihr der neue Schulmeister ein ungelöstes Rätsel blieb. Wohl hatte sie's fertig gebracht, daß er wie bei Bürgermeistersch, so auch bei Rollbauers und im Erlhof einmal zu Abend gegessen hatte. Aber trotz Gretchens Vorsichtigkeit beim Geschirrauftragen, und trotz Dortchens überglücklichem, allzulautem Lachen war Ludwig Feldmann nicht wieder zu bewegen gewesen, von der Freigiebigkeit der Dulacher Bauern einen vorteilhaften Gebrauch zu machen.

In den ersten Jahren seines Wirkens in Dulach ist von Seiten der Bachlene kein Mittel unversucht geblieben, Ludwig Feldmann „aus den Büchern" zu bringen und einen richtigen Menschen mit einem Herz im Leibe aus ihm zu machen.

Doch bald erklärte sie, an ihrer Kunst verzweifelnd: „Herr jemersch ja, an dem ist Hopfen und Malz verloren, der ist kein Mensch und gibt kein Mensch, 's ist nur schade für das schöne, große Schulhaus, wo er alle Stühle mit Bücher besetzt hat, tote Bücher statt lebendiger Kinder, 's ist 'n wahres Elend in dem leeren Haus mit so'm verdrehten Menschen, der kein Herz hat."

Während die Dulacher Mütter und Töchter unter der bewährten Beihilfe der Bachlene und zeitweilig auch der Schusterlene, die ebenfalls mit scharfen Augen des Schulmeistersch Gänge beobachtete, sich die Köpfe über den Menschen ohne Herz zerbrachen, werfen wir einen kurzen Blick in das Leben dieses Mannes. Wohl hat er keinem Dulacher einen Einblick in sein Innenleben gestattet und der Bachlene ihre Ausforschungen nur mit leisem, fast wehmütigem Lächeln beantwortet, ihr aber nichts offenbart, doch der Schreiber dahinten heraus, wo Ludwig Feldmann her war, hat einem Freunde einige Mitteilungen gemacht, die aber den Dulachern nicht zu Ohren gekommen sind.

Ludwig Feldmann hatte ein warmes Herz im Leibe und schaute hoffnungsfreudig in die Zukunft hinaus. Die Vorbereitungszeit war zu Ende, eine Versehung in der Nähe seiner Heimat machte ihn zum fertigen Schulmann. Mit Lorchen war er seit Jahren ein Herz und eine Seele, ihre glückstrahlenden Augen leuchteten in sein Leben hinein, wie die Frühlingssonne in das junge Saatenfeld. In Dulach sollten diese glückverheißenden Saaten zur köstlichen Ernte ausreifen. Niemand hat den Jammer dieser tiefen, verschlossenen Natur gesehen, als jener furchtbare Schlag darein fuhr, ein eisiger, vernichtender Hagelschlag in die hoffnungsreiche Lebensernte. Wäre Lorchen gestorben, er hätte heiße Tränen an ihrem Grabe geweint, er hätte sehnsuchtsvoll die Hände zum Himmel erhoben, er hätte lebenslang ihr Bild im Herzen getragen und sich an ihrer „Liebe bis in den Tod" erquickt und aufgerichtet. Er hätte auch das Vertrauen zu den Mitschwestern Lorchens nicht verloren.

Aber dieser Schmerz, sein Lorchen durch Untreue zu verlieren, an einen leichtfertigen Menschen, einen Gaukler zu verlieren — das ist ein Stich ins Herz des treuen, vertrauensvollen jungen Schulmannes gewesen, der den innersten Lebensnerv getroffen hat.

Mit dem Vertrauen zu Lorchen hat Ludwig Feldmann das Vertrauen zu allen Mädchen gewaltsam aus dem Herzen gerissen, hat die Zähne zusammen gebissen, hat geweint die Nacht hindurch — und ist ein stiller, zurückgezogener, verschlossener, ein „Mensch ohne Herz" geworden.

Auch dem Herrn Bürgermeister sein „Das weiß der Teufel nicht" brachte Ludwig Feldmann nicht aus dem Gleise. Vom Kreisrat befragt, sagte der Herr Bürgermeister: „M'r sind ganz und gar mit dem Manne zufrieden, die Kinder lernen nochmal so viel wie früher und eine höllische Zucht hat 'r auch unter der Bande, aber ‚das weiß der Teufel nicht' er spricht nur den Leuten ‚guten Tag' und ‚ja' und ‚nein' und weiter nichts. In Gesellschaften geht er gar nicht, ich glaub, er ist halb menschenscheu".

„Na," fragte der Kreisrat, „wie verbringt er denn die freie Zeit?"

„Das weiß der Teufel nicht" — entgegnete der Bürgermeister — „er geht immer denselben Weg am Bach hintenunter den Rain hinauf, durch den Runwald. Wenn ihm jemand begegnet, dann biegt er aus ins Gestrüpp. Abends kommt er dann den Wiesenpfad zurück und hat beide Hände voll Blätter, Gras und ‚Gekräuterzeug'. Das weiß der Teufel nicht, was er all mit dem ‚Geblüms' macht, die Kinder sagen, er trocknet's in den Büchern."

„Ach so" — lachte der Kreisrat — „er treibt Botanik. Das ist sehr schön, das freut mich und hör ich viel lieber, wie wenn er in Gesellschaften ging und allen Dorfschwatz mitmachte."

Botanik — das böhmische Wort wollte dem Bürgermeister garnicht in den Schädel hineinpassen.

„Ja mit Verlaub, Herr Kreisrat," fragte der Bürgermeister, „was soll denn da noch drauß werden, bis jetzt hat er nichts getrieben, hintenrum aber könnte ja — wie Sie vorhin sagten — was heraus kommen, das sich für einen Schulmeister nicht schickt. Verstehen, Herr Kreisrat, dann sollte man ihm doch einen Wink geben, ehe es zu spät ist."

„Aber, Herr Bürgermeister, ich verstehe Sie nicht," entgegnete der Kreisrat schmunzelnd, „Sie glauben doch nicht, daß Botanik etwas Gefährliches sei?"

„Na, wie m'rsch nimmt, wenns nur hintenrum nicht zur Braucherei wird" — näselte der Bürgermeister halblaut dazwischen.

„Wie denn zur Braucherei wird?" fragte der Kreisrat erstaunt.

„Ja sehens, Herr Kreisrat," fuhr der Bürgermeister mit wichtiger Miene fort, „da war der Balzer aus dem Kurtshof, der gab sich auch in die Bücher und ins Gekräu, und dann fing er die Braucherei an und kochte Salbe und Tropfen für Gicht und den Nachtbrand und die Mundfäule und verloschte seinen ganzen Hof durch die Hexerei."

Der Kreisrat lachte laut auf und sagte: „Nein, Herr Bürgermeister, da seid unbesorgt, die Botanik hat mit der Hexerei garnichts zu tun, das ist nur eine Wissenschaft, versteht Ihr, die Pflanzenkunde auf Deutsch, und das ist sehr gut, wenn ein junger Schullehrer sich in diesem Kapitel der Naturgeschichte weiterbildet. Da laßt nur den jungen Mann ganz unbehelligt und traut ihm keine Hexerei zu."

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Ehrenerklärung aus dem 15. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert war es in Hessen nichts Seltenes, daß öffentliche Ehrenerklärungen vor den Stadtgerichten abgegeben und in den Ratsprotokollen oder den Stadtbüchern verzeichnet wurden. Sie unterscheiden sich von denjenigen, die man heutzutage hin und wieder in öffentlichen Blättern gedruckt findet, dadurch, daß ein längerer Atem nötig ist, um sie zu lesen, darin aber stimmen sie meist mit jenen überein, daß die anstößigen Äußerungen nicht wiedergegeben, sondern nur im allgemeinen als solche bezeichnet werden. Eine Ehrenerklärung, die insofern von Interesse ist, als die Beleidigung gegen eine Stadtgemeinde gerichtet war, ist im Hofgeismarer Stadtbuch vom Jahre 1425 erhalten.

„Zu wissen. Nachdem jegen den durchleuchtigen undt hochgebornen, unsern gnädigen Fürsten und Herren Landtgraven Wilhelmen zu Hessen u. s. w. Bürgermeister, Rath undt ganze Gemeinde zu Hoffgeismar über Hansen Gilbrechten, Burgern alhier zu Cassel, gantz beschwerlichen sich erclagt haben von deswegen, das er, Gilbrecht, etzliche Schelt- und Schmehwort über sie, die ganze Stadt, alhier zu Cassel an offenem Marckte ausgegossen haben solte, Derowegen s. f. Gn. diesse Sache vor Stadthalter, Cantzler undt Rethe anhero uff die Cantzley zu Verhör undt Handtlunge genediglich gewiesen, auch dero von Geismar angegebene Zeugen zu verhoren undt Erkundigung von ihnen eintzunehmen bevolen, undt dann in derselben Handtlunge Hans Gilbrecht angetzeigt, das er sich der zugemessenen Iniurien, Schelt- undt Schmehewort nicht zu erinnern wisse undt sich darbeneben dahin ercleret, obgleich etwas, wie ihme zugemessen wirdet, verlaufen sein mochte, das doch solchs nicht aus bedachtem Gemüt oder einigem bösen Vorsatz, sondern allein aus Trunckenheit undt hitzigem Gemüt unbedechtlich ihme entfahren sein müsse undt das ihme sonstet leidt sein solte, Burgermeister, Rath undt Gemeinde noch irgendt jemandt zu Hoffgeismar zu iniurijren oder zu schmehen, wie er sie dann noch irgend jemandt daselbst nicht zu iniurijren oder zu schmehen wuste, auch die von gemeiner Stadt wegen Abgesandten flelich gepeten, das sie ihme solche Wort, da ihme deren etwas unbedechtlich trunckener Weise undt im Zorn entfahren weren, aus christlicher Liebe undt um Gottes willen vertzeihen wolten.

Das demnach Stadthalter, Cantzler undt Rethe diesse des Gilbrechts Antzeige undt Ercleerunge denen von Hoffgeismar zu ihren Ehren genugsamb sein geachtet undt diese Sache ex officio undt von amptswegen uffgehoben, auch alle undt idene geclagt, doch dem Beclagten unbewuste Wort, wie obstehet, cassiret haben, cassiren undt heben die auf in undt mit Craft diesses Brieves also undt derogestalt, das sie wedder Klagenden von Hoffgeismar noch beclagtem Gilbrechten oder den Ihren an ihren habenden undt herprachten Ehren schmuzlich, verkleinerlich undt nachteilig sein noch jemandt einem oder dem andern Teil solches in Ungutem uffzurucken oder vorzuwerfen haben soll, wie dann die Abgesandten gemeiner Stadt Hoffgeismar ihme Gilbrechten, christlichen vertzeihen undt ihnen derhalben aus fernerem Verdacht lassen wollen. Doch soll unserm gnädigen Fürsten undt Herrn die Strafe gegen mehrgedachten Gilbrechten hirmit unbegeben sein.

Als auch die von Hoffgeismar in dieser Sachen Uncosten uffwenden müssen, so soll undt will er, Gilbrecht, ihnen zu Erstattung derselben sieben Thaler refundiren undt itzo alspalt erlegen.

In Urkunth ist dieser Vertrag dem begerenden Theil, sich darnach wisse zu richten, under hochgedachten unsern gn. F. undt H. zu Endt uffgetruckten fürstlichen Secret-Insigele mitgetheilt worden. Datum et Actum Cassel den 11. Maij Anno C 75" (1575).

F. P.

Armand-Strubberg. Sowohl in der „Allgemeinen deutschen Biographie" als auch im Konversationslexikon finden wir als den Geburtstag unseres unter seinem Pseudonym Armand weithin bekannten Landsmannes Strubberg den 18. Mai 1808 angegeben. Brümmers Dichterlexikon vermerkt überhaupt kein Datum. Dagegen teilt C. H. Hill in Nr. 3 seiner „Heimstatt" mit, daß der Grabstein, den sich der sonderliche alte Herr bis auf das Datum des Todestages schon bei Lebzeiten meißeln ließ, den 18. März 1806 als Geburtstag angibt. Strubberg wird es wohl am besten gewußt haben, und eine Nachprüfung im Kirchenbuch dürfte diese auffallende Differenz auch bald klären. Wie dem aber auch sei, im Jahre 1806 hat niemand des Toten gedacht, und Strubberg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den gelesensten Schriftstellern gehörte, verdient schon um seiner Persönlichkeit willen nicht, der Vergessenheit anheimzufallen, wenn auch seine Erzählungen von ihrem ethnographischen Gehalt abgesehen, als Unterhaltungslektüre nicht zu den höchsten Leistungen der Literatur gezählt werden dürfen. Da sowohl Wilhelm Bennecke als auch Jeannette Bramer bereits eingehend im „Hessenland" ihre persönlichen Erinnerungen an Armand wiedergegeben haben, seien hier nur im Anschluß an die auf Otfrid Mylius fußenden Mitteilungen in der „Allgem. deutschen Biographie" einige Daten aus seinem Leben aufgeführt.

Friedrich August Strubberg, in Kassel als Sohn eines reichen Großfabrikanten geboren, kam 1822, zum Kaufmann bestimmt, in ein großes Handelshaus zu Bremen. In Liebeshändel verwickelt, verwundete er 1826 seinen Gegner lebensgefährlich im Duell und schiffte sich nach Amerika ein, kam aber 1829 in die Heimat zurück. Gegen Ende der 30er Jahre ging er wieder über den Ozean. Sein Verlöbnis mit einer Amerikanerin führte abermals zu einem Duell, in dem er seinen Nebenbuhler tötete; er flüchtete nach den Südstaaten, wo er sich nach zweijährigem Studium in West-Texas als Mediziner niederließ. Nachdem er dann noch längere Zeit als Kolonialdirektor des „Deutschen Fürstenvereins in Texas" gewirkt und die Städte Neubraunfels und Friedrichsburg im Indianergebiet gegründet hatte, beteiligte er sich am Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko; in Arkansas, wo Cholera, Pocken und Sumpffieber grassierten, machte er sich seßhaft und betätigte sich in erfolgreichstem Maße als Arzt. Im Begriff, eine reiche Sklavenbesitzerin zu heiraten, zwang ihn sein durch den Stich eines giftigen Insektes gefährdetes Auge, die namhaftesten Spezialisten Europas aufzusuchen. Die Entwickelung der Verhältnisse nach dem Bürgerkrieg und der Tod seiner Braut veranlaßten ihn, in Kassel bei seiner Schwester zu bleiben, wo er hinreichend Zeit fand, seine Schriftstellerei in erheblicherem Umfang zu betreiben. Seine zumeist in der „Kölnischen Zeitung" erscheinenden Erzählungen fanden ungeheuren Anklang. Bis Ende 1868 hatte er gegen 50 Bände Romane und Jugendschriften verfaßt. In Kassel traf er auch unvermutet mit seiner Bremer Jugendgeliebten zusammen; die mit ihr geschlossene Ehe wurde jedoch schon bald durch den Tod seiner in Wahnsinn verfallenen Frau getrennt. Gleichfalls schädigend auf seine Gesundheit wirkte seine Tätigkeit für den Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippstal-Barchfeld, den er in seinen Ansprüchen an das kurfürstliche Fideikommißvermögen gegen den preußischen Fiskus vertrat. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Gelnhausen, wohin er nach dem Tode seiner Schwester übergesiedelt war und wo er am 3. April 1889 starb. Wer seine — auch im Äußeren — durch und durch originelle Persönlichkeit kennen lernen will, sei auf die erwähnten Aufsätze im „Hessenland" (1889 und 1899) verwiesen.

Lili Braun und Diana v. Pappenheim. In ihrem im Erscheinen begriffenen Buch „Im Schatten des Titanen" bemüht sich Lili Braun, die Tochter des Generals v. Kretzschmar, frühere Gattin des bekannten Ethikers Professors Georg von Gizycki und in zweiter Ehe mit dem sozialdemokratischen Schriftsteller Heinrich Braun vermählt, ihre Abstammung von Jérôme nachzuweisen. Ihre Großmutter Jenny, die später den Gutsbesitzer Werner von Gustädt heiratete, sei 1811 einem Liebesverhältnis zwischen Jérôme und der Palastdame der Königin, der Gräfin Diana v. Pappenheim, geb. v. Freundstein, entsprossen. Wir werden auf das Buch nach dessen Erscheinen noch eingehender zurückkommen.

Ralph Heathcote. Lange Jahre nach dem Tode Ralph Heathcotes fand seine Enkelin, die Gräfin Louise von der Groeben, in dessen Schreibtisch ein versiegeltes Paket, das in verblaßter Tinte die Aufschrift trug: „Briefe, zu verschiedenen Perioden meines

Lebens an meine geliebte Mutter geschrieben; gefunden bei ihrem Heimgang am 2. November 1830". Diese Briefe erschienen vor kurzem unter dem Titel: „Ralph Heathcote. Letters of a young Diplomatist and Soldier during the time of Napoleon, giving an account of the dispute between the Emperor and the Elector of Hesse. By Countess Günther Groeben. With numerous illustrations. London, John Lane. 1907." Unser Landsmann, Professor Dr. Julius Rodenberg, widmet dem Buche in der „Deutschen Rundschau", 34. Jahrg. Heft 2 eine längere Betrachtung, der die folgenden Daten entnommen sind. Ralph Heathcote war der Abkömmling einer sehr alten englischen Familie. Sein Vater war außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister König Georgs III. von Großbritannien und Irland an dem kurfürstlichen Hofe von Bonn und beglaubigt an dem landgräflichen von Kassel. Als er 1801 starb, siedelte seine Witwe nach Kassel über, wo sie in der dortigen Gesellschaft viele Freunde traf Ralph studierte im nahen Göttingen und wurde dann Legationssekretär bei dem Nachfolger seines Vaters auf dem hessischen Gesandtschaftsposten, Mr. Brook Taylor. Zu Beginn des Jahres 1806 — kurz nach der Schlacht von Austerlitz — empfing Taylor vom hessischen Minister die Mitteilung, es sei wünschenswert, daß er das Territorium des Kurstaates verlasse. Für Ralph Heathcote bedeutete dies den Abschluß seiner diplomatischen Karriere, die er in der Heimat seiner Ahnen mit der militärischen vertauschte. Er trat als Kornett bei dem in Schottland garnisonierenden Regiment Königs-Dragoner ein und folgte nun sieben Jahre lang den britischen Fahnen im Kampf gegen Napoleon. Schon bald avancierte er zum Adjutanten des Höchstkommandierenden, Lord Cathcart, womit der Rang eines Kapitäns verbunden war. 1815 kehrte er als englischer Offizier auf Halbsold nach Kassel zurück, wo ihm die geliebte Mutter noch fünfzehn Jahre lang erhalten blieb und ihn eine durch die seltsamste Verkettung der Umstände herbeigeführte Heirat bald für immer fesselte. „In Kassel waren zahlreiche Pensionsansprüche der Offiziere und Mannschaften, die in der englisch-deutschen Legion gedient hatten, zu erledigen, und da zur Zeit noch kein britischer Gesandter wieder am kurfürstlichen Hofe beglaubigt war, ward Ralph Heathcote mit diesem Geschäfte betraut. Da erschien eines Tages ein liebliches, junges Mädchen bei ihm, die im Auftrage ihrer Mutter, der verwitweten Frau v. Trott zu Solz, ein Gesuch überreichen sollte. Einem der ältesten hessischen Adelsgeschlechter angehörig, hatte sie vor langen Jahren ihren Gemahl auf dem Felde der Ehre verloren und war seitdem auf die lebenslängliche Pension angewiesen, die König Georg III. ihr dafür bewilligt, daß Kapitän v. Trott, der ein hessisches Bataillon befehligte, in der unglücklichen Schlacht von Tourcoin (1794) mit Preisgabe des eigenen Lebens den Bruder des Königs, den Herzog von York, gerettet hatte. Dieses Gnadengehalt war während der sieben Jahre der Fremdherrschaft nicht ausgezahlt worden; und jetzt kam Louise v. Trott zu Ralph Heathcote, ihn um seine Vermittelung zu bitten. In den Worten ihrer Enkelin hatte Louise nichts zu bieten als „ihre unerfahrene Jugend, ihre Schönheit, ihren alten Namen und ihren holdseligen Charakter". Aber ist das nicht genug, um einen Mann zu beglücken? Und also lebte Ralph Heathcote noch bis zum Jahre 1854: „ein stattlicher, alter Herr in einem schwarzen Rock und mit hohem Hut", wie die Frau Gräfin von der Groeben sich ihres Großvaters entsinnt. Mit treuer Liebe an der Heimat hängend, hat sie uns in diesem englisch geschriebenen Buche doch so viel Vaterländisches, so viel aus eigener Erinnerung und Familientradition gegeben, daß wir wohl sagen dürfen: in dem fremden Gewande schlägt ein deutsches, ein hessisches Herz!"

Gedenktag. Vor 250 Jahren verstarb auf dem Steinhof vor Lemgo Johannes Gisenius, der erste Theologieprofessor der Universität Rinteln. Geboren 1577 in dem jetzt hannoverschen Flecken Dissen, wurde Gisenius nach fünfjähriger Lehrtätigkeit in Wittenberg 1610 Rektor der Lemgoer Schule, 1615 Theologieprofessor und kam 1619 in gleicher Eigenschaft nach Gießen, folgte aber 1621 einem Ruf an die damals neu errichtete Universität Rinteln, wo er während des dreißigjährigen Krieges schwer zu leiden hatte und wiederholt mit Gefängnisstrafe belegt wurde. Bei Wiederherstellung der mehrere Jahre zersprengt gewesenen Universität Rinteln 1641 erhielt er neue Bestätigung in seinen akademischen Würden, ließ sich aber, als 1650 unionistische Anhänger von Calixt aus Helmstädt nach Rinteln gekommen waren, mit denen er sich nicht vereinbaren konnte, 1652 verabschieden. Gisenius, der eine Reihe Schriften philosophischen, theologischen und polemischen Inhaltes hinterließ, verstarb am 1. Mai 1658 auf seinem Landgut, dem Steinhof vor Lemgo, wohin er zwei Jahre zuvor übergesiedelt war. (Nach einem Aufsatz in Nummer 110 der „Schaumburger Zeitung".)

Aus Heimat und Fremde.

Naturdenkmalschutz. Auf Anordnung des Oberpräsidenten fand am 11. Mai im Ständehaus zu Kassel eine Sitzung statt, in der über die Bildung eines Bezirksvereins für den Regierungsbezirk Kassel beraten werden sollte. Es war ein glücklicher Gedanke, zu dieser Sitzung auch die Abgeordneten des kurz vorher eröffneten Kommunal-Landtages zu laden. Nach einer einleitenden Ansprache des Oberpräsidenten Hengstenberg über den Zweck der Sitzung hielt der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege, Professor Dr. Conwentz-Danzig einen durch wirksame Lichtbilder veranschaulichten Vortrag, in dem er namentlich zahlreiche Beispiele dafür gab, in welchem Grade bereits andere Staaten den Schutz der Naturdenkmäler in weitestem Umfang erreicht hätten; England z. B. habe bereits viele Millionen für diese Zwecke ausgegeben. Auch in Deutschland sei schon von den verschiedensten Korporationen und Verwaltungen manches geschehen, und es komme nun darauf an, diese Einzelbestrebungen zu verbinden und zu organisieren. Nach Schluß des Vortrages wurde in der vom Oberpräsidenten vorgeschlagenen Weise ein Komitee gebildet, das seine Tätigkeit über den ganzen Regierungsbezirk Kassel und später wahrscheinlich auch über das Fürstentum Waldeck erstrecken soll. Das unter Vorsitz des Regierungspräsidenten Grafen v. Bernstorff stehende Bezirkskomitee hat die Aufgabe: 1. die vorhandenen besonders charakteristischen Gebilde der heimatlichen Natur zu ermitteln, zu erforschen und dauernd zu beobachten; 2. geeignete Maßnahmen zur Erhaltung der Naturdenkmäler zu erwägen; 3. zur Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler anzuregen und Ratschläge bei Aufbringung etwa erforderlicher Mittel zu erteilen. Da jedoch, wie gleichzeitig mitgeteilt wurde, materielle Mittel nicht vorhanden sind, so wird das im übrigen sehr zu begrüßende Komitee leider oft genug versagen müssen. Und das ist mit Rücksicht darauf, daß gerade bei uns in Hessen auf dem Gebiete des Naturdenkmalschutzes in den letzten Jahrzehnten sehr viel gesündigt wurde, lebhaft zu bedauern.

Hessischer Städtetag. Auf dem diesjährigen Hessischen Städtetag, der vom 25. bis 27. Juni in Wanfried stattfindet, wird das Gesetz vom 15. Juni 1907 gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden den Hauptverhandlungsgegenstand bilden.

Steinhöfergrab. Sobald die vom Oberhofmarschallamt eingeholte Genehmigung erteilt ist, wird mit der Aufrichtung des vom hessischen Geschichtsverein durch Sammlungen ermöglichten Denksteins auf dem bis jetzt schmucklos und ohne Kennzeichen daliegenden Grabe Steinhöfers zu Wilhelmshöhe begonnen werden. Der etwa 2½ Meter hohe Naturfelsen wird auf einfacher Tafel den Namen des Wilhelmshöher „Wassergottes“, sowie die sein Leben begrenzenden Jahreszahlen tragen. Voraussichtlich wird man, um einen wirksamen Abschluß im Hintergrund zu erzielen, einige immergrüne Gewächse anpflanzen. Die auf dem Grabe stehende Pyramideneiche, die von zwei, gerade jetzt in schönster Blüte stehenden Kirschbäumen flankiert wird, ist, wie es scheint, leider im Absterben begriffen.

Schloß Spangenberg. Der Besuch des zur Kgl. Forstlehrlingsschule umgewandelten Schlosses Spangenberg ist von jetzt ab nur Mittwochs und Sonnabends, sowie an Sonn- und Festtagen von ½1 bis 7 Uhr gegen Eintrittskarten zu 10 und 5 Pfennig gestattet. Schulen erhalten nach eingeholter Genehmigung der Anstaltsleitung freien Eintritt. Die alte Wache vor dem Schloß ist zum Wirtschaftsbetrieb eingerichtet worden.

Schloß Bieberstein. Das in der Vorderrhön gelegene Schloß Bieberstein, in dem sich seit 1903 ein Landerziehungsheim befand, ist am 1. Mai ein Raub der Flammen geworden. Das ursprüngliche Schloß war 1150 vom Abt Marquard zum Schutz gegen die Milseburger Raubritter erbaut worden und blieb meist im Besitz der Fuldaer Fürstäbte. Adalbertus von Schleifras ließ dann 1711 bis 1713 durch den Dombaumeister Dientzenhöfer ein neues Schloß erbauen, das dem bischöflichen Hof als Sommerfrische diente. Es wurde dann Amtssitz, bis das Amt nach Fulda verlegt wurde, und blieb seitdem leer; 1872 kam es für 30000 Mark in Privatbesitz und wurde, neu hergerichtet, 1903 von Dr. Lietz für 120000 Mark angekauft, der aus ihm sein drittes Landerziehungsheim schuf.

Hochschulnachrichten. Marburg: In Heidelberg erlag im Alter von 42 Jahren der Ordinarius für klassische Philologie und Religionsgeschichte an der dortigen Universität, Dr. Albrecht Dieterich, einem Schlaganfall, den er im Kolleg erlitt. Dieterich hatte sich 1891 in Marburg habilitiert, war 1895 zum außerordentlichen Professor und Direktor des philologischen Seminars ernannt und 1897 als Ordinarius nach Gießen berufen worden, von wo er 1903 nach Heidelberg kam. — Der erwartete 2000. Student wird in diesem Sommersemester ausbleiben; vielmehr ist die

Frequenz gegen diejenige des vorigen Sommersemesters etwas zurückgeblieben. Gießen: Der außerordentliche Professor Dr. Wilhelm Horn wurde zum ordentlichen Professor für englische Sprache, der außeretatsmäßige ordentliche Professor Dr. Friedrich Schwally zum ordentlichen Professor für die semitischen Sprachen ernannt. — Die Stadtverordnetenversammlung bewilligte aus Anlaß der demnächstigen Errichtung von Universitäts-Ohren- und Hautkliniken 100 000 Mark für Universitätszwecke.

Niederhessischer Abend. Der am 6. Mai zu Frankfurt a. M. vom dortigen Zweigverein des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" veranstaltete „Niederhessische Abend" hatte den schönen Saal der Loge Karl am Mozartplatz bis auf den letzten Platz gefüllt. Unser Landsmann Professor Dr. Oskar Bethge-Eschersheim hielt einen gediegenen und formvollendeten einleitenden Vortrag über „Hessisches Land und Volk", der bei aller Poesie und Heimatliebe, mit der er durchtränkt war, eine gediegene Charakteristik der Hessen und eine eingehende, wissenschaftlich fundierte Schilderung des von ihnen bewohnten Landes enthielt. Darauf las Wilhelm Speck-Berlin seinen unsern Lesern bereits bekannten „Joggeli" vor, dessen feiner Stimmungsgehalt einen sichtlichen Eindruck auf die Zuhörer machte und starken Beifall fand. Zum Schluß brachte Paul Heidelbach-Kassel einige Proben des Kasseler Dialektes, und zwar zwei Gedichte unseres besten Kasseler Dialektdichters, des viel zu früh verstorbenen Heinrich Jonas („O Mensch, dhu dinne Augen uff" und „Der gerewwene Bechfist"), sowie eine eigene Prosaerzählung, „Wie mäh Kohlen krichchden". Daß unser sonst so verpönter Kasseler Dialekt den Frankfurtern, die ihrem Dialektdichter Stoltze mitten in der freien Reichsstadt ein Denkmal errichtet haben, merklich zu gefallen schien, mochte wohl darin seinen Grund haben, daß sich unter den Zuhörern mancher Hesse und „Kasseläner" befand, wie sich wenigstens bei dem an die Vorträge anschließenden fröhlichen Beisammensein herausstellte. Gewissermaßen einen Rahmen zu den einzelnen Darbietungen bot eine reiche Auswahl aus den in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelten „Deutschen Volksliedern" unseres Johann Lewalter. Vier dieser Lieder („Ich hab mir eines gewählet", „Wer Freundschaft mit mir halten will", „Des Nachts bei hellem Mondenschimmer", „An einem Ort da wär ich gern, hat mich ein Bürschlein lieb") brachte Frau Dr. Thilde Dohse-Frankfurt mit ihrer wohlklingenden Stimme zu außerordentlich wirksamer Geltung, während die Seminaristinnen der Frankfurter Elisabethschule unter der sicheren Leitung des Herrn Karl Süß sechs weitere Lieder aus der Lewalterschen Sammlung, darunter die „Reise nach Jütland" und das prächtige „Was soll ich in der Fremde tun? In der Heimat ists so schön" sangen. Man merkte es den jungen Frankfurterinnen an, mit welcher Lust und Liebe sie bei der Sache waren, und es läßt sich in der Tat kaum etwas Lieblicheres denken, als diese von frischen Mädchenstimmen mehrstimmig gesungenen hessischen Volkslieder, die denn auch den verdienten Beifall fanden. Daß dieser „Niederhessische Abend" in Frankfurt so schön verlief, ist in erster Linie das Verdienst des außerordentlich regen Vorsitzenden des dortigen „Deutschen Sprachvereins", unseres Kasseler Landsmannes Professor Dr. Sprengel, dem auch an dieser Stelle warmer Dank für seine Bemühungen gebührt, auch außerhalb der alten rot-weißen Grenzpfähle Sinn für das hessische Lied und für hessische Eigenart zu wecken.

Kunstversteigerung. Am 26., 27., 29. und 30. Mai wird durch den Hoflieferanten Max Cramer in der Gewerbehalle zu Kassel eine Sammlung griechischer Altertümer südrussischen Fundorts aus dem Besitz A. Vogells-Karlsruhe versteigert werden, wie sie mit ihrem sowohl wissenschaftlich wie künstlerisch so reichen und ausgezeichneten Material aus dem Gebiete der antiken Kleinkunst seit langem nicht auf den Markt gekommen ist. Die Hauptstärke dieser Sammlung, die Vogell während seiner langjährigen kaufmännischen Tätigkeit in Nikolajeff zusammenbrachte, liegt auf dem Gebiete der — namentlich hellenistischen — Keramik und des Glases. Der vom kgl. Museumsdirektor Dr. Boehlau verfaßte und mit einem Vorwort versehene Katalog enthält 1364 Nummern und umfaßt die Abteilungen Tongefäße und Terrakotten, Gläser, Knochen, Holz, Alabaster, Gips, Stein, Gold, Silber, Blei, Bronze und Eisen. Vierzehn Lichtdrucktafeln in Folio mit zahlreichen Abbildungen, die eine rasche Orientierung ermöglichen sollen, geben einen Begriff von der wunderbaren Schönheit der meisten Stücke. Der Zutritt zur Versteigerung sowie die Besichtigung der vom 23.—25. Mai stattfindenden Ausstellung ist nur den mit Katalogen versehenen Personen gestattet.

Todesfall. In Karlsruhe starb der Dozent für Architektur an der dortigen Hochschule, Professor Dr. Ing. honoris causa Joh. Karl Schäfer im Alter von 64 Jahren. Schäfer, ein geborener Kasseler (* 18. Januar 1844) besuchte die polytechnische Schule seiner Vaterstadt und war ein Schüler Ungewitters. Er wirkte in Kassel als Baumeister und

Lehrer der Baukunst als Nachfolger Ungewitters seit 1867, ging 1870 als Universitätsbaumeister nach Marburg, dann nach Berlin, wo er an der dortigen Hochschule 1878 Privatdozent, 1884 Professor der mittelalterlichen Baukunst wurde. 1894 wurde er als Oberbaurat und Professor nach Karlsruhe berufen. Schäfer war auch schriftstellerisch auf dem Gebiete der Architektur tätig. Zu seinen Schülern gehören u. a. der frühere Konservator für die Provinz Sachsen, Baurat Rehorst in Köln, und sein Landsmann, der im letzten Winter zu Halle verstorbene Landbauinspektor Jllert. Von Bauten Schäfers seien hier genannt die sog. „Weinkirche" in Kassel, das Universitätsgebäude und das Botanische Institut in Marburg, das Schloß zu Holzhausen bei Kirchhain und der Equitable-Palast an der Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße in Berlin. Zu den von ihm ausgeführten Restaurationsarbeiten mittelalterlicher Bauten gehören namentlich diejenigen am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses, die seinerzeit einen lebhaften öffentlichen Meinungsaustausch hervorriefen. Schäfer hat für die Datierung und Entwickelungsgeschichte unserer mittelalterlichen Kunst, besonders der Baukunst, ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt. Stets trat er für die Polychromie in der bildenden Kunst ein, deren Vorhandensein durch das ganze Mittelalter hindurch er nachwies. Er leitete 1884—88 das Zentralblatt der Bauverwaltung und die Zeitschrift für Bauwesen, 1902 erschien seine Denkschrift über die Wiederherstellung des Meißener Domes; ferner seien von seinen Schriften genannt: Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance (1881), Holzarchitektur Deutschlands (1884 f.), Die Bauhütte (1883—86), Bauornamente der romanischen und gotischen Zeit (1889), Die mustergültigen Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland (1892 f.).

Der Sängerin Luise Eberlein-Hucke, die am 15. März zu Chicago verstarb, widmet Elisabeth Mentzel-Frankfurt einen längeren Nachruf, dem wir nach den zu Neuyork erscheinenden „Hessischen Blättern" folgende Daten entnehmen. Luise Eberlein-Hucke entstammt dem Marburger Bürgerstande; ihr Vater war Instrumentenmacher. Zuerst gab ihr Musikdirektor Deichert, von ihrer Stimme entzückt, Unterricht im Klavierspiel und Gesang. Dann wurde sie in Frankfurt ausgebildet und alsbald an das Hoftheater in Mannheim und das Stadttheater in Breslau engagiert. Etwa vierundzwanzigjährig, kam sie an die Münchener Hofoper und wurde unter Ludwig II. königlich bayerische Hofopernsängerin. Ende der siebziger Jahre verließ sie die Bühne, um sich mit einem Jugendfreund, dem Apotheker Friedrich Eberlein in Chicago, einem geborenen Marburger, zu verheiraten. Seit mehr als zehn Jahren schwer leidend, kam sie alljährlich mit ihrem Mann nach Deutschland, um namentlich in der Taunusluft Genesung zu suchen.

Personalien.

Verliehen: dem Theaterkassierer Wichard zu Kassel aus Anlaß seines Übertritts in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Regierungsbaumeister Beck zum Landesbauinspektor in Rotenburg a. F.; Hilfspfarrer Otto zu Harleshausen zum Pfarrer daselbst; der Hilfspfarrer Münch an St. Martin zu Kassel zum Pfarrer in Rengshausen; Referendar Friedrich zu Fulda zum Assessor.

Beauftragt: Regierungsrat von Rumohr zu Kassel mit der Wahrnehmung der Geschäfte des landesherrlichen Kommissars bei dem Vorsteheramt der Israeliten.

Übertragen: dem Generalleutnant z. D. von Bornstedt die Geschäfte des Brunnendirektors zu Bad Nenndorf für die Monate Mai bis September 1908.

Geboren: eine Tochter: Seminarlehrer Pfarrer G. Schüler und Frau Paula, geb. v. Lengerke (Dillenburg, 5. Mai); Rektor Jakobi und Frau (Kassel, 13. Mai).

Gestorben: Gattin des Oberregierungsrats Dr. jur. Firnhaber, Marie, geb. von und zu Loewenstein, 57 Jahre alt (St. Johann-Saar, 29. April); Kammermusiker a. D. Heinrich Zipf, 70 Jahre alt (Kassel, 29. April); Oberpostkassenbuchhalter Rechnungsrat Wilhelm Passow (Kassel, 30. April); Kaufmann Hermann Heinrich Wagener (Kassel, 1. Mai); Geh. Baurat a. D. Richard Eduard Queisner, 78 Jahre alt (Kassel, 2. Mai); Privatmann Georg Stück (Kassel, 2. Mai); Geh. Oberbaurat K. Schäfer (Karlsruhe, Mai); Frl. Charlotte Fischer, 75 Jahre alt (Rinteln, 4. Mai); verw. Frau Pfarrer Schember, geb. Rohde, 85 Jahre alt (Frankenberg, 6. Mai); Fabrikdirektor Gustav Werner, 55 Jahre alt (Kassel, 7. Mai); Kgl. Landmesser a. D. Karl John, 67 Jahre alt (Kassel, 8. Mai); Generalmajor z. D. Konrad Schor, 80 Jahre alt (Kiel, 9. Mai); verw Frau Luise von Kietzell, geb. Thon (Erxleben, 9. Mai); verw. Frau Amtsgerichtsrat Hahn, geb. Hille, 77 Jahre alt (Hanau, 10. Mai); Privatmann Martin Scherb, 66 Jahre alt (Kassel, 11. Mai); Hauptlehrer a. D. Friedrich Sieke (Mengeringhausen, 11. Mai).

Briefkasten.

E. in Wilhelmshöhe. Leider nicht zu verwenden.

Th. E. in Swinemünde. Wir hatten den Verlag an Sie gewiesen. Herzlichen Gruß.

H. B. in Kassel. Dank und Gruß. Sie werden das Gewünschte inzwischen gefunden haben.

E. H. in Kesselstadt. In einer der nächsten Nummern. Freundliche Grüße.

A. B. in Wilmersdorf. Wird gebracht werden. Ergebensten Gruß.

T. B. in Marburg. Sie erhalten brieflich Antwort.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Herr Dr. G. Frhr. Sch. z. Sch. in Darmstadt 6 M. Herr Schulr. Dr. R., Wien 5 M. Herr Sen.-Pr. Dr. C., Celle 5 M. Zusammen bis jetzt **49,50 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XXII. Jahrgang. Kassel, 2. Juni 1908.

Prinz Rosa-Stramin.

Horch, eine Laute im Hessenwalde! —
Von sonniger, wonniger Jugendzeit,
Von Liebesleid
Klingt es über die Halde.
Ein liederfroher, frommer Mund
Tut die heiligen Flurgeheimnisse kund:
„O du funkelnder, göttlich geschmückter Hag,
O du sonnenseliger Maientag!
Ich höre mein Herz vor Sehnsucht klopfen,
Ich fühle im Auge den warmen Tropfen.
Glocken künden den Frieden laut, —
Ich grüße dich, grüße dich, meine Braut!
Ihr singenden Gärten, ihr duftigen Höh'n,
O du hessische Heimat, wie bist du so schön!" —
Derweil ihn hüllten die Wolken ein,
Sang er von Licht und Sonnenschein.
Was niedrig, verborgen, was klein und gering,
Sein Liedergeranke blühend umfing.
Was am Wege verstaubt' in der Tage Lauf,
Eine strahlende Krone setzt' er ihm auf.
Der Sänger, sage, kennst du ihn,
Prinz Rosa Stramin? —
Nun weit schon durch den deutschen Wald
Wundersam seine Laute erschallt.
Wer sie vernommen,
Steht verwundert, lauscht beklommen
Und hemmt den Schritt,
Und die Seele tönt mit
Sehnsuchtdurchglüht. — —
So lang über Lenzbach der Frühling blüht,
So lang noch segnet das Fuldaland
Der Abend mit seiner sanften Hand,
So lange noch schlägt ein hessisches Herz,
Wird deines Sanges Lust und Schmerz
Fortklingen traut
Wie Heimatglockenlaut.

Kassel. **Heinrich Bertelmann.**

Ernst Kochs Stellung in der Literatur seiner Zeit.

Wenn wir Ernst Kochs unsterbliches Hauptwerk auf seine literaturgeschichtliche Herkunft hin prüfen, sehen wir uns zunächst auf das „Junge Deutschland" verwiesen. In der Tat teilt der „Prinz Rosa Stramin", so originell er ist, nicht wenige Züge mit den Werken jener Autoren, deren Gruppenname ja im gleichen Jahr entstand, in dem auch der wunderbare Prinz in die Welt der

gedruckten Bücher eintrat, ein Prinz allerdings unter fast lauter literarischen Demokraten, vornehm und exklusiv und in rätselhaftem Gewande einherschreitend. Im Jahre 1834 erschienen die energischen „Ästhetischen Feldzüge" von Ludolf Wienbarg, die zum unschuldigen und in dieser Hinsicht jedenfalls ganz unbewußten Taufpaten jener literarischen Richtung wurden, zu denen vor allem Börne, Heine, Gutzkow, Laube, Kühne und Mundt, etwas später auch unser hessischer Dingelstedt gehörten. Das nächstfolgende Jahr war es, das zwar die originellsten und unverfrorensten Erzeugnisse wenigstens der jüngeren unter diesen Autoren hervorbrachte (Gutzkows wirklich genialen, wenn auch konfusen „Nero" sowie seine exaltiert alberne „Wally, die Zweiflerin", Kühnes ideenreiche „Quarantäne im Irrenhause" und Mundts geistvolle, wenn auch tendenziös anstößige „Madonna"), das aber auch durch den bekannten Bundestagsbeschluß diesen starken jungen Deutschen, die Grillparzer nicht übel „deutsche Jungen" nennt, zunächst erst einmal den Mund stopfte. Im nämlichen Jahr erschien auch der erste Jahrgang der wichtigsten Zeitschrift jener Periode, August Lewalds „Europa", eins der gediegensten und am reichsten ausgestatteten Journale, die in Deutschland je zu Tage getreten sind, worin, wieder ein Jahr später, 1836, die erste öffentliche Lobpreisung Ernst Kochs zu lesen war, die ihm bei seiner Heimkehr, nach furchtbaren Schicksalen, im Herbst 1837 zu einem so wohltuenden Willkommengruß werden sollte. Dingelstedt hatte in einer Reihe interessanter und geschickter, aber sonst meist sehr lieblos gehaltener Artikel mit dem Titel „Bilder aus Hessen-Kassel" auf Ernst Koch hingewiesen als auf den einzigen Dichter, den „Hessen aus Versehen geboren" (er nennt ihn „Emil" Koch, offenbar in Reminiszenz an Kochs erstes Pseudonym). Nicht vollzählig aber ist die Tabelle der Namen jener tonangebenden Literaten der dreißiger Jahre, wenn wir, wie jetzt meist geschieht, den geistreichsten aller damaligen deutschen Schriftsteller zu nennen unterlassen, den eleganten und graziösen Alexander von Sternberg, dessen erster (außer dem Titel freilich gerade noch nicht bedeutender) Roman „Die Zerrissenen" (1832) der Periode in ähnlicher Weise ihren Namen gab wie die etwas spätere Hauptschrift Wienbargs. (Sternbergs Glanzleistungen übrigens: „Diana", „Tutu" und „Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts" fallen in die vierziger Jahre.) Und wie Ernst Koch auch von den übrigen Eigenschaften des jungen Deutschlands seinen Teil bekommen hat, so ist es ja gerade der verhängnisvolle Zug der „Zerrissenheit", der sein inneres und äußeres Leben ganz besonders kennzeichnet, zu seinem und zu unserm Schmerz.

Dieser Zug der Zerrissenheit charakterisiert die Schriften schon formell. Was darunter eine Bedeutung erlangt hat (soweit es zum „jungen Deutschland" als solchem gehört), ist nicht über das Skizzenhafte, absichtlich Fragmentarische, hinausgekommen. Die Brief- und Tagebuchform herrscht vor; die Reiseskizze vor allem. Heine in seinen „Reisebildern", dem schon, viel früher, Kerner in den „Reiseschatten" vorangegangen war und Immermann im „Reisejournal", Laube in den „Reisenovellen" folgte (um nur die wichtigsten zu nennen), hatte die für die Zeit typische Form vorbildlich festgestellt, eine Form, die ja auch Börne für sein Hauptwerk, „Briefe aus Paris", wählte.

Dem Skizzenhaften der Gestaltung im allgemeinen entsprach der saloppe Ausdruck im einzelnen. Damals zuerst ist die Sprache der Literaten „schnodderig" geworden. Man wollte keinen Unterschied mehr zwischen Schriftsprache und Verkehrssprache gelten lassen, und heute noch zeigen sich die unheilvollen Konsequenzen dieser Verwilderung, sogar in sonst ernsten wissenschaftlichen Schriften. (Statt Bankerott machen liest man jetzt „verkrachen", statt leihen „pumpen" usw.) Die jungen Deutschen oder hier besser „deutschen Jungen" waren à tout prix burschikos. Man lebte in einer literarischen Bierstimmung, wie z. T. auch heute noch, und so altklug das Gerede auch war, der Ausdruck blieb immer jungenhaft und man kam nicht aus den Flegeljahren heraus. Man war immer zwanzig Jahre alt.

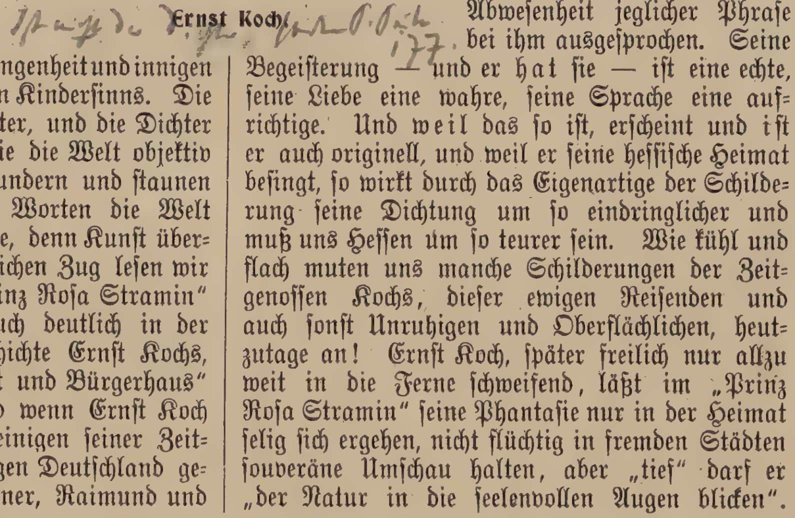
Damit hing wieder die Frivolität der Gesinnung, die Keckheit des Absprechens, der verwegene Mangel an Ernst zusammen. Im Reisewagen oder beim Frühstück wurden nebenbei politische und religiöse Fragen definitiv abgetan. Die ernstesten Dinge wurden vom Witz beim Kragen genommen und lachend abgekanzelt. Tiefe Probleme wurden gelöst, wie man ein Kartenspiel abmacht, oder wie Alexander den gordischen Knoten löste, und knotenhaft war die ganze Geschichte. Dogmen verwandelten sich in Epigramme, und schwerwiegende Gesetze der Sittlichkeit in zynische Aperçus. (Die Emanzipation des Fleisches ist ja ein Lieblingsthema der Zeit.)

Mit allen diesen Zügen ist unleugbar auch ein Teil der Charakteristik, jedenfalls der zeitlichen Beeinflussung Ernst Kochs gegeben; aber doch nur eben ein Teil: Das Skizzenhafte der Form des „Prinz Rosa Stramin" springt in die Augen, nicht weniger das keck Unmittelbare des Ausdrucks, das mutwillig Scherzhafte der Stimmung.

Aber schon diese letzte Eigenschaft zeigt bei Ernst Koch eine ganz bestimmte, nicht nur individuelle, Nuancierung. Welcher unter allen den genannten Autoren wäre denn ein **Humorist** gewesen, und ein so echter? Witzig genug waren ja die Heine und Konsorten, an Geist waren sie auch nicht zu kurz gekommen; aber ihr Witziges war auch zu oft nur ein Giftiges, ihre Satire war haltlos, ihr Ziel unwürdig. Mit Geist, aber ohne Begeisterung kämpften sie, vor allem ohne Gemüt, und **was** sie bekämpften, waren vielfach die edelsten Güter der Menschheit. Denn Heine z. B. geht ja nicht etwa gegen eine bestimmte **Form** des Sittlichen, des Religiösen vor, sondern gegen das Sittliche, das Religiöse überhaupt. Dieser Mangel an Gemüt und Gesinnung läßt keinen jener Autoren des jungen Deutschlands humoristisch erscheinen, mit der einzigen Ausnahme allenfalls von Ludwig Börne, der auch sonst nur uneigentlich zur Gruppe gehört.



Ernst Koch



Wie aber Ernst Koch seinen Charakter wesentlich gerade in der Form des Humoristischen zeigt, so offenbart er in einer anderen Eigenschaft einen noch deutlicheren Unterschied gegen seine literarischen Zeitgenossen, und das ist der tief **kindliche** Zug seines Wesens. Sind die *jungen Deutschen zwar nicht* deutsch, aber jungenhaft, keck bis zum Frechen, ungeniert bis zum Anstößigen, so erscheint Ernst Koch dagegen wahrhaft deutsch und wahrhaft jung oder jugendlich im schönsten Sinne des Wortes, in der taufrischen Unbefangenheit und innigen Empfänglichkeit seines gläubigen Kindersinns. Die Kinder sind die geborenen Dichter, und die Dichter sind die ewigen Kinder, weil sie die Welt objektiv betrachten können, weil sie bewundern und staunen können, weil sie mit anderen Worten die Welt mit **Liebe** ansehen, denn Poesie, denn Kunst überhaupt **ist** Liebe. Diesen kindlichen Zug lesen wir nicht nur leicht aus dem „Prinz Rosa Stramin“ heraus, wir gewahren ihn auch deutlich in der Erzählung der Verlobungsgeschichte Ernst Kochs, wie sie uns das Buch „Palast und Bürgerhaus“ so anschaulich vermittelt. Und wenn Ernst Koch als Humorist, wenigstens in einigen seiner Zeitgenossen, die **nicht** zum Jungen Deutschland gehören, Rivalen hat, wie in Kerner, Raimund und dem etwas späteren Bogumil Goltz (Alban Stolz ist dagegen wieder nur witzig, eine Art Mittel zwischen Heine und Schopenhauer), so findet er in seiner urliebenswürdigen Kindlichkeit schlechterdings keinen seinesgleichen, soweit jene Dezennien, die dreißiger und vierziger Jahre, in Betracht kommen.

Und damit hängt eine weitere Tugend bei Ernst Koch zusammen: die **Wahrheit**, die Redlichkeit der Gesinnung. Gesinnung und Wahrheit entsprechen sich unausbleiblich. Und wie war es denn in dieser Hinsicht mit den jungen Deutschen bestellt? Ihr Hauptlyriker ist Georg Herwegh. Kann es eine abgeschmacktere Phrase geben, als wenn ein Dichter im Gedicht auffordert, das Dichten sein zu lassen? „Laßt, o laßt das Verseschweißen“ singt Herwegh ebenso logisch wie praktisch. Also Verse gegen das Versemachen! Ein brillantes homöopathisches Mittel! Und wie sehr diese und andere Redensarten der rabiaten Freiheitsapostel eben nur Phrase waren, hat ja z. B. Herwegh durch die Tat später komisch genug bewiesen. Nicht immer freilich leuchtet das Phrasenhafte so ohne Weiteres ein wie bei dem obigen Vers, aber nachweisen läßt sich dies lügnerische Element auch bei andern radikalen Jungdeutschen in *hinlänglicher Menge.* Wenn aber zugegeben wird und werden muß, daß Ernst Koch ein kindlicher Mensch war, so ist damit von vornherein die Abwesenheit jeglicher Phrase bei ihm ausgesprochen. Seine Begeisterung — und er **hat** sie — ist eine echte, seine Liebe eine wahre, seine Sprache eine aufrichtige. Und **weil** das so ist, erscheint und **ist** er auch originell, und weil er seine hessische Heimat besingt, so wirkt durch das Eigenartige der Schilderung seine Dichtung um so eindringlicher und muß uns Hessen um so teurer sein. Wie kühl und flach muten uns manche Schilderungen der Zeitgenossen Kochs, dieser ewigen Reisenden und auch sonst Unruhigen und Oberflächlichen, heutzutage an! Ernst Koch, später freilich nur allzu weit in die Ferne schweifend, läßt im „Prinz Rosa Stramin“ seine Phantasie nur in der Heimat selig sich ergehen, nicht flüchtig in fremden Städten souveräne Umschau halten, aber „tief“ darf er „der Natur in die seelenvollen Augen blicken“.

Die mit glänzenden Farben spielende Einleitung, der Morgen auf dem Felsenkeller, diese prachtvolle Jubelouverture des Ganzen, ist in ihrer Art so schön wie der erste Monolog im „Faust“, daß man schon gar nichts weiter möchte und immer stehen bleiben und sich in dies leuchtende Panorama vertiefen. Die Felsenkeller selbst sind uns genommen, aber ihre Aussicht bleibt uns ewig festgehalten, denn ein Dichter hat sie uns beschrieben. Und wie Ernst Koch sein Buch mit so innig liebevollen Tönen zum Preis seiner Henriette beginnt und beschließt, so dürfen wir, an seinem hundertjährigen Geburtstag des teueren, so glücklichen und so unglücklichen Dichters dankbar gedenken und werden es hoffentlich immer sagen: „Prinz Rosa Stramin, wir lieben Dich, und Du bist schön wie die Sonne im Aufgang!“

Hans Altmüller.

Zwei ungedruckte Gedichte Ernst Kochs.

(Handschriftlich auf der Landesbibliothek zu Kassel.)

Zueignung.

Ich fühlt' in mir ein jugendliches Streben,
Und Ideale schwellten meine Brust,
Sie riefen mich hinaus ins wilde Leben,
Ich folgte, meiner Kräfte mir bewußt,
Da ward ich festgezaubert von Entzücken,
Und vor dir stand ich mit gesenkten Blicken.

Da trieb es mich, die Saiten anzuschlagen,
Ich that's, mit schüchterner, verzagter Hand,
Auf Fittigen der Phantasie getragen,
Entschwebt' ich in ein schönes Wunderland.
Und was ich sang mit freudigem Erbeben,
Ich sang es dir, du hast es mir gegeben.

Es klang in meiner Harfe leisen Tönen
Die Sehnsucht, die das Leben nimmer stillt,
Im Kreis der Kunst, der Anmuth und des Schönen
Erblickt ich ewig nur dein theures Bild.
Im Purpurlichte, gleich Auroras Wangen,
War mir ein freundlich Leben aufgegangen.

Was ist des Dichters süßestes Belohnen?
Vom Mädchenaug' ein liebevoller Blick.
All seine Palmen gibt er, seine Kronen
Dem Ruhme für den süßen Lohn zurück.
Und würd' auch mir ein Kranz für meine Lieder,
Ich legt' ihn kühn zu deinen Füßen nieder!

G.*) 31. 7. 1827.

*) Göttingen.

Mein Asyl.

Vom Leben kalt zurückgewiesen,
Verlaßen und verkannt,
Eil' ich zu deinen Paradiesen,
Glücksel'ges Dichterland.

Zu deinen Himmeln laß mich fliehen,
O heiliges Asyl,
Zu deinen leisen Melodien,
Mein gold'nes Saitenspiel!

Schwebt all' ihr seligen Gebilde
Der Phantasie hervor,
Taucht sanft, wie Abendsonnen milde
In meiner Seel' empor.

Gebt mir zurück, o meine Lieder,
Was mir die Welt geraubt,
Ach, was ich hoffte, gebt mir wieder,
Und was ich einst geglaubt!

Mein treuer Glaube hat gelogen,
Mein Hoffen ist dahin,
Vom Leben schmerzlich hart betrogen
Mein kindlich frommer Sinn.

Nichts ist dem Herzen, nichts geblieben
Von Glück und Himmelslust,
Als nur sein Dichten und sein Lieben
In treuer Jünglingsbrust.

Drum steigt empor aus euren Tiefen
Mit Friedensharmonien,
Die Geister meiner Liebe riefen
Euch, selige Phantasien!

M.*) 21. 3. 1828.

*) Marburg.

Ernst Kochs „Vigilien“.

Den Sommer des Jahres 1830 brachte Ernst Koch, nachdem er im Vorjahre zu Marburg als Dr. juris promoviert hatte, in Berlin zu, um sich dort als Privatdozent zu habilitieren. Die politischen Ereignisse riefen ihn jedoch nach Kassel zurück, wo er als Obergerichts-Referendar in den Staatsdienst trat und unter dem Namen Leonhard Emil Huber in den zum „Verfassungsfreund“ gehörigen „Wöchentlichen Unterhaltungen“ in der Zeit vom 26. November 1831 bis 14. April 1832 sechs „Vigilien“ veröffentlichte, die mit feiner Satire und frischem Humor die damaligen politischen Zu-

stände streiften. Die „Vigilien", von denen zwei später z. T. in den „Prinz Rosa Stramin" übergingen, erregten Aufsehen, alle Welt sprach von dem unbekannten Dichter, den dann Dr. Karl Bernhardi in einer Mansardenstube entdeckte und dem Publikum vorstellte. „Der arme Rechtskandidat", schreibt Karl Altmüller, „wußte gar nicht wie ihm geschah, als er aus seinem Mansardenkäfig, in dem er, ein friedlicher Stubensänger, dem Himmel nahe gesessen hatte, auf den Markt der Öffentlichkeit gezogen und in den Tageslöwen verwandelt wurde." Die hier wiedergegebene 6. Vigilie, mit der Koch seine publizistische Tätigkeit abschloß, erschien in den „Wöchentl. Unterhaltungen" vom 14. April 1832.

Sechste Vigilie.

Von Leonhard Emil Huber.

Ein Vigilienschreiber hat allerhand Gedanken. Einer seiner vernünftigsten ist der an den letzten, nicht von Weber, sondern von ihm selbst; — ich meine den Gedanken, daß er nächstertages abfahren kann auf dem Leichenwagen. Überhaupt weiß ich nicht, warum ein Kandidat nicht, wie der russische Kaiser, eine suprema voluntas, oder wie ein russischer Bauer, ein ultimum judicium haben soll. Ich lasse mir den Hals darauf abschneiden, daß der geehrte Leser schon weiß, was ich vorhabe, denn er braucht gar nicht intim mit den Pandekten zu sein, sondern nur einmal flüchtig in den Schweppe oder in die zwanglosen Kollegienhefte geguckt zu haben, so hat ers heraus, daß der Kandidat sein Testament in Form Rechtens anjetzo zu machen gedenkt.

Sieben Zeugen gehören zu einem Privat-Testamente. Ich wills übrigens nicht verantworten, sondern der Professor Göschen hats gesagt, und ich hab es schwarz auf weiß von ihm. Sie müssen aber keine unberufenen Zeugen, sondern höfliche sein, und sich nötigen lassen, d. h. sie müssen *ordentlich rogiert werden. Wohlan denn, ich rogiere dich* hiermit solemniter, glänzendes Siebengestirn am Himmel; und damit auch die Vorschrift, daß die Zeugen den Testator sehen, in Erfüllung gehe, setze ich mich ans Fenster. Unmöglich kann ein Unterschleif passieren. Schauet nun freundlich auf Hubertus herab, ihr lieblichen Plejaden, und bezeugt mir die Wehmut, mit welcher der Kandidat in das euxinische Meer des Tintenfasses taucht, um die Todesgedanken herauszuholen.

Erstlich setze ich hiermit meinen Freund Cyriakus Calmus der mir noch immer nicht geantwortet hat, zum Universalerben ein, und fordere denselben auf, die hierin enthaltenen Aufträge pünktlich und gewissenhaft zu erledigen. Der Herr Verleger wird deshalb ersucht, demselben ein Freiexemplar dieser Nummer zukommen zu lassen.

Fürs erste werf ich meinen Schmerz hiermit auf die Erde, wohl emballiert und versiegelt. Ihr Zeugen dort oben kennt ihn — ich hab ihn euch oft gezeigt. Ich will ihn niemanden aufhalsen, denn ich weiß, daß ihn nicht jeder erträgt, sondern verfüge hiermit, daß er mit mir begraben werde. Dem Schreier werde der Mund mit Erde gestopft.

Außerdem hab ich eigentlich sehr wenig, — etwas bares Geld, zwei Bilder, einen schwarzen Frack nebst vier anderen Kleidungsstücken und Wäsche, mein Vigilienbuch, zwei versiegelte Paketchen mit Papieren, und — mein Herz.

Das bare Geld vermach ich ad pias causas. Es ist zu wenig, sonst griff ich irgend einer Anstalt unter die Arme und hülfe z. B. dem Landkrankenhause ein bischen auf den Strumpf. So aber solls der Hofrat Niemeyer haben, um es dem Jungen, der das nächste Mal das Bein bricht, oder einem armen Dichter oder einem anderen Hülfsbedürftigen zuzustellen. Nennt er aber nicht drauf im „Bote" mit allem möglichen Pompe meinen wohltätigen Namen, so drehe ich mich im Grabe herum.

Was die Bilder betrifft, so ist es ein Johanneskopf, der mir „zur Gesellschaft auf meinem einsamen Stübchen" zugeschickt worden, und ein singender Barde. Den ersten soll Karl Bernhardi, den letzteren Kilian Wolf zu Fulda haben. Die Bilder sind mir sehr wert, und ich bitte deshalb, einen ganz besonderen Wert darauf zu legen.

Mein Frack ist zwar schlecht, aber doch besser als grobes Druckpapier; indessen soll ihn der „Verfassungsfreund" doch nicht haben, sondern die hiesige Theatergarderobe, und der Garderobier soll jedes Mal, wenn er die Garderobe den Fremden zeigt, sagen: Dieser Frack da ist von einem armen Kandidaten, der darin lange ein krankes Herz getragen, viel dummes Zeug geschrieben, und darauf, kraft testatorischen Willens, diesen Rock im Tempel der Thalia aufgehängt hat. Die übrigen Kleider desgleichen.

Nun komm ich noch an meine Vigilien. Die soll mein Erbe Calmus als ein freundliches Andenken behalten. Will er sie drucken lassen bei Dr. A. Geeh, so hab ich nichts dagegen. Kleine Nachlässigkeiten beim Schreiben wären alsdann natürlich zu verbessern, z. B. Inkonsequenzen in der Orthographie u. s. w. Sonst aber soll kein Wort und kein Satz geändert werden, namentlich sollen gewisse Abkürzungen, z. B. Ich wills u. dergl. durchaus so bleiben. Will der Herausgeber die Vigilien Jemand dedizieren, so mag ers tun.

Die Dedikation wäre etwa an Seine Exzellenz den Staatsminister, welcher zu der Zeit gerade am angesehensten ist, zu richten. Der Herausgeber soll, wenn er sie schreibt, eine Bouteille Wein dabei trinken. Er bitte Seine Exzellenz, daß er meine Vigilien gnädig aufnehme, und sage ihm, daß ich noch zehnmal lustiger gestorben wäre, wenn er *mich hätte zum Praktikanten befördern können, und daß* es mir anjetzo recht wohl gehe, und daß ich offene Tafel gebe, wie er.

Die beiden versiegelten Briefpaketchen sind leicht zu erkennen, denn sie sind feucht geweint und geküßt, und sie flüstern, wenn man sie ans Ohr hält, leises, wehmütiges Geistergesäusel. Sie sind gesprächig, aber laßt euch nichts von ihnen erzählen, denn es sind alberne Kindermärchen. Legt die Papiere bei mich in den Sarg, oben an meine Brust. Unter der Erde läßt sich so etwas besser erzählen.

Über mein Herz endlich werd ich in einem geheimen Kodizill disponieren, jedoch es niemanden vermachen, als der Einzigen, aber du behältst es, wenn ihr anders an den beiden Stücken etwas gelegen ist.

Wenn ich begraben werde, so kann mitgehen, wer will. Es soll aber gar nichts auf meinem Hügel gepflanzt werden, wie z. B. ein philiströser schmachtender Rosenstock u. dgl. Nur meine Freunde sollen mich zuweilen besuchen, wenns ihnen Spaß macht, und eine Pfeife auf meinem Grabe rauchen.

Sollte dieses Testament als Testament nicht zu Recht bestehen, so mag es in jeder anderen Form, z. B. als Vigilie aufrecht erhalten werden. Im Original hab ichs übrigens eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

So geschehen zu Kassel, am 10. April 1832, nachts um 12 Uhr.

Ein Stammbuchvers Ernst Kochs.

Das hier wiedergegebene, uns von Herrn Landgerichtsrat Heer-Marburg abschriftlich zur Verfügung gestellte Stammbuchblatt ist undatiert, stammt aber wohl aus Februar oder März 1824. Es ist dem Stammbuch von Kochs Mitabiturienten Konrad Ludwig Rüppel († als Kreisgerichtsrat in Kassel)

> Memor.
> Punsch bei Amelung, am ersten Sonnabend nach den Michaelisferien 1823. Frohe Abende auf Amelung's und Wenderoth's Kneipe. — Soff beim Wenderoth ꝛc. ꝛc.
>
> O! was der Mensch auch mag erstreben
> Im mühevollen Erdenleben,
> Nie kehrt der Jugend reine Lust
> In die besternte stolze Brust!
>
> Symb.: Liebe und Wein!
>
> Trennt uns einst das unerbittliche Schicksal, lieber Rüppel so erinnere Dich bei diesen Zeilen Deines
> ewigen Freundes
> Ernst Koch,
> stud. medic. in spe.
>
> Geb. am 3. Januar 1808
> † am 21. Nov. 1858.
> War Regierungs-Sekretär in Luxemburg, später das. Professor der deutschen Sprache am Athenäum.

entnommen. Der auf dem Blatte genannte Amelung ist der Mitabiturient Ernst Wilhelm Amelung. Wenderoth ist der in Grebendorf als Pfarrer gestorbene G. J. G. Wenderoth. Der Vermerk „geb. am 3. Januar 1808 usw.“ stammt offenbar von Rüppels Hand. Die Rückseite des Blattes zeigt eine Abbildung der Ruine Plesse in dem bekannten Wiederholdschen Stich.

Ein Pfingstbrauch in der Wetterau.

In den Dörfern der Wetterau, jener gesegneten Landschaft, die sich wie ein Garten Gottes zwischen Taunus und Vogelsberg, Main und Lahn einschiebt, und besonders in den Orten in ihrem südlichen Teile zwischen Hanau und Friedberg, bestand einst ein eigenartiger Brauch: das sogenannte Pfingstreiten.

Am ersten Pfingsttage jedes Jahres, morgens vor Aufgang der Sonne, begab sich z. B. eine Anzahl junger Burschen zu Pferd von Marköbel nach Rüdigheim in die dortige Kommende des Johanniterordens, um 10 Kreuzer (ca. 30 Pf.) Wolfsgeld einzufordern. Sie mußten jedoch vor dem Tore der Kommende absteigen, zu Fuß in den Hof gehen, an das Fenster des Wohnhauses klopfen und sagen: „Hier sind die Pfingstknechte und holen ihr Pfingstrecht.“ Auf die Frage: „Wofür?“ mußten sie antworten: „Wegen des Wolfs.“ Beobachteten sie nicht streng diese Formen des alten Brauchs, so verloren sie ihr Recht.

Am Nachmittag des zweiten Pfingsttages, nach beendigtem Gottesdienste, ritt dann ein Trupp junger Burschen von Ravolzhausen auf jungen, mit verschiedenfarbigen Bändern an Mähnen und Schweifen gezierten Pferden ebenfalls nach Rüdigheim, um in der dortigen Kommende 10 Kreuzer „Wolfsgeld“ zu erheben. Diese Burschen durften aber in den Hof hinein und bis unter das Fenster reiten. Sie brauchten auch nur zu rufen: „Unser Pfingstrecht!“ um sofort, ohne Gegenfrage, ihr Geld zu erhalten. Dieselben Burschen begaben sich dann von Rüdigheim nach Oberissigheim und ließen sich von den dortigen „Pferchbeständern“ ebenfalls ein Wolfsgeld von 10 Kreuzern zahlen. — Umgekehrt kam an dem nämlichen Tage und in gleichem Aufzuge die junge Mannschaft von Rüdigheim nach Ravolzhausen, Langendiebach, Oberissigheim, Herzbach und Marköbel, um bei den dortigen herrschaftlichen „Pferchbeständern“ und Pächtern ihr „Wolfsgeld“ einzuholen.

Ähnlich verfuhr man auch in den Ortschaften um Friedberg. So begaben sich z. B. am ersten Pfingsttage vor Sonnenaufgang die Burschen von Dorheim nach Bayenheim, Bauernheim und Fauerbach, um die sogen. „Pfingstheller“ zu erheben. In Bayenheim wurden ihnen diese in der Höhe von 2 Albus 2 Heller (ca. 14 Pf.) auf dem Rauischen Hofe, in Bauernheim im Betrage von 1 Albus 1 Heller (ca. 7 Pf.) von dem Bürgermeister und in Fauerbach im Betrage von 4 Albus 1 Heller (ca. 25 Pf.) auf dem Schlosse ausgezahlt.

Ebenso holten sich an demselben Tage die Burschen von Bayenheim und Fauerbach bei dem Bürgermeister in Dorheim 3 Albus 3 Heller (ca. 20 Pf.)

Auch in Nauheim ritten am Morgen des ersten Pfingsttages vor dem Gottesdienste zwei Burschen nach Ober- und Niedermörlen, hielten vor den Häusern der dortigen Bürgermeister und riefen: „Hier sind die Pfingstknechte und holen ihr Pfingstrecht!“ Auf die Frage: „Wofür?“ gaben sie zur Antwort: „Wegen des Wolfs.“ Darauf wurden ihnen in Obermörlen 11 Albus 2 Heller (ca. 67 Pf.) und in Niedermörlen 7 Albus 2 Heller (ca. 43 Pf.) gereicht. In Obermörlen erhielten sie außerdem auch noch in dem dortigen Junkerhofe auf das gleiche Verlangen 4 Albus 6 Heller (ca. 30 Pf.). Die beiden Burschen durften aber nirgends vom Pferde steigen, sonst verloren sie ihr „Pfingstrecht“. Auch mußten sie nach Empfang ihrer Beträge sofort wieder zurückreiten. Von Ober- und Niedermörlen kamen dann ebensoviele junge Leute nach Nauheim, um dort in gleicher Weise und unter denselben Bedingungen die Pfingstheller zu fordern.

Der ganze Brauch des „Pfingstreitens“ geht unzweifelhaft in die Zeiten zurück, wo noch die Wölfe das Land unsicher machten und die Herden beunruhigten und schädigten, und die Bezeichnung „Pfingstrecht“ und „Pfingstheller“ rührt offenbar von der Einrichtung der sogen. „Pfingstweiden“ her, an die u. a. noch heute die „Pfingstweide“ in Frankfurt a. M. und zahreiche andere erinnern. Es wurde nämlich in den meisten wetterauischen Gemeinden eine Weide von Ostern bis Pfingsten dem gemeinen Gebrauche entzogen und gehegt und dann an letzterem Feste feierlich wieder für das Vieh geöffnet.*)

Nunmehr mußte aber besondere Vorsicht und Wachsamkeit aufgewendet werden, damit der Wolf kein Stück Vieh raubte. Zeigte sich aber ein solcher Räuber, dann war die gesamte junge Mannschaft des Dorfes verpflichtet, sich aufs Pferd zu werfen und ihn solange zu verfolgen, bis er erlegt oder verjagt war. Für diese Leistung stand ihr dann zu Pfingsten von den herrschaftlichen Beamten und Pächtern ein Wolfsgeld, die sogen. „Pfingstheller“ zu.

Nicht immer allerdings wollten die Herren diese Abgabe gutwillig hergeben; doch die Gemeinden bestanden hartnäckig auf ihren altüberkommenen Gerechtsamen. Als z. B. im Jahre 1566 der Gemeinde Altenhaßlau bei Gelnhausen von dem gräflich Hanauischen Amtmann Lukas Forstmeister zum drittenmale ihr „Pfingstrecht“, das in 1 Gulden, 1 Laib Brot und 2 Käsen bestand, verweigert wurde, beschwerten sich die Ortsbürger in der gräflichen Kanzlei zu Hanau, und diese verfügte, Lukas Forstmeister solle die Gemeinde nicht in ihrem alten Herkommen schädigen.

Heute ist die Wolfsgefahr für die Wetterau vorbei und es findet kein „Pfingstreiten“ und kein Einsammeln der „Pfingstheller“ mehr statt; aber geschwunden ist die Erinnerung an jene Zeiten noch nicht ganz aus dem Gedächtnisse der Bewohner. Und wenn das junge Volk noch jetzt gern zu Pfingsten aus dem heimischen Dorfe auf andere Ortschaften wandert, so mag darin wohl eine, wenn auch vielen unbewußte Übung des alten Brauches liegen.

*) Auch anderwärts scheint dieser Brauch bestanden zu haben. So berichtet z. B. Grimm in seiner „Deutschen Mythologie“, II, S. 747 (Göttingen 1844), daß in den Dörfern an der Südseite des Drömlings die Hirtenjungen am Weißen Sonntage mit weißen Stöcken zur Weide zögen und mit diesen einen besonderen Raum absteckten, auf den dann niemand bis zum Pfingstfeste sein Vieh treiben dürfte.

M. Feld.

Georg Cornicelius, ein hessischer Maler.

Von Paul Heidelbach.

(Fortsetzung.)

Mit der Beendigung seiner Pariser Studien — er war damals 27½ Jahre alt — hatte Cornicelius seine eigentliche Lehr- und Wanderzeit abgeschlossen und blieb fortab dauernd in der Heimat, erfüllt von künstlerischen Ideen der mannigfachsten Art. Die Werke aus den ersten Jahren der Seßhaftigkeit sind zum Teil verloren, die dazu gehörigen Studien zerstreut oder vernichtet; der Künstler überlieferte sie, um Platz in seinem Atelier zu gewinnen, dem Feuer, und nur rettende Freundeshand hat aus dieser Zeit manchen Entwurf erhalten. So läßt sich z. B. das Historienbild „Die Auferweckung der Tochter des Jairus“, nur noch literarisch durch eine kurze Kunstkritik der „Kölnischen Zeitung“ belegen. Durch ein 1854 gemaltes, im Städtischen Museum zu Leipzig befindliches Halbfigurenbild eines jungen Mädchens wurde die Bekanntschaft von Cornicelius mit Bernhard Plockhorst eingeleitet, der erst nach vielen Bemühungen den Künstler dazu bringen konnte, in Berlin auszustellen. Eines der bekanntesten Bilder, „Ruhende Zigeunerkinder“ (1854), ging zum Zwecke der Vervielfältigung in den Besitz der Kunstanstalt von A. H. Payne über. Ein anderes Genrebild, „Die Lautenspielerin“, wurde

1858 vom Frankfurter Kunstverein als erster Preis zur Verlosung angekauft und gehört jetzt der Familie Wilhelm Jordans. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte sich Cornicelius mit der Wiedergabe des berüchtigten Sacco di Roma, der Einnahme Roms durch die Spanier und deutschen Landsknechte (1527), die den in der Engelsburg eingeschlossenen Papst durch karikierende Aufzüge und die Farce eines von ihnen gewählten Papstes verhöhnten. Dieses Bild, „Die Landsknechte von Rom" oder von Cornicelius selbst auch „Der Narrenpapst" genannt, wurde vom Künstler wieder vernichtet, hat sich aber wenigstens in einer Photographie erhalten. Als Modell hatte er bei diesem Werk, das ihm viel Zeit, Arbeitskraft und Geld gekostet hatte, besonders die am Main beschäftigten Gelegenheitsarbeiter, die sog. Mainhinkel, benutzt. Um ein gewisses Gegengewicht zu dieser realistischen Arbeit zu schaffen, befaßte er sich gleichzeitig mit der Darstellung stimmungsvoller Szenen aus dem Klosterleben und der künstlerischen Verherrlichung unserer bekanntesten Märchengestalten. In seinen Mönchsbildern entfernte er sich ebenso sehr von der sentimentalen Auffassung der Düsseldorfer, als von den materiell angelegten Figuren eines Grützner. Das letzte Mönchsbild, das Cornicelius malte, „Mönch beim Studium" (1894), verdankt vornehmlich der Erforschung der Farbenphänomene eines durch Kerzenlicht erleuchteten Innenraumes seine Entstehung. Es lassen sich in seiner Genremalerei verschiedene Stoffgruppen aufstellen, denen Cornicelius mit Vorliebe, entsprechend der romantischen Richtung der Zeit, seine Sujets entnahm, dazu gehören außer den Mönchen die schon erwähnten Zigeuner, das fahrende Volk und die Märchengestalten. „Mönche im Gebet", „Sturmläuten beim Klosterbrand," und „Musizierende Mönche" gehören der ersten Gruppe an, „Ruhende Zigeunerkinder", „Fahrende Musikanten", „Stille Musik", „Savoyardenknabe", „Musizierende Kunstreiterbuben", „Raubvögel" der zweiten. An Märchen malte er „Hänsel und Gretel" (Original in England), „Die sieben Raben," „Schneewittchen," „Aschenbrödel," „Rotkäppchen" (die drei letzten im Besitz des Geh. Sanitätsrates Dr. Eisenach in Hanau). Die Wirkung der Märchenerzählung auf das kindliche Gemüt hielt er fest in dem Ölbild „Märchenerzählerin im Dämmerlicht", das er aber bis auf den schönen Kopf eines Kindes, seiner ältesten Tochter, wieder vernichtete. Ein allerliebstes Bild ist auch das für den Geh. Sanitätsrat Dr. Rehn, den bekannten Frankfurter Kinderarzt, gemalte „Kasperletheater", in dem in meisterhafter Weise die Empfindungen des Staunens, Ergriffenseins und Behagens auf den Gesichtern der zahlreichen prächtigen Kindertypen zum Ausdruck gebracht sind. Die Vorliebe für Stoffe aus den deutschen Volksmärchen hat den Künstler seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre fünfzehn Jahre hindurch intensiv begleitet. Daneben wurde aber auch die Historienmalerei nicht vernachlässigt. Im Frühjahr 1875 vollendete er sein großes Bild „Konrad von Marburg und die heilige Elisabeth" (1,45×1,83), das sich noch im Besitz der Familie befindet. „Konrad von Marburg, in der Ordenstracht der Franziskaner und mit einem Chorhemde bekleidet, kniet nach rechts gewandt. In seiner Rechten hält er ein Gebetbuch, über das sein geradeaus gerichteter Blick hinweggleitet, während seine Linke bei krampfhaft ausgestrecktem Arme ein kleines Kreuz umfaßt. Links hinter ihm kniet halbverdeckt ein Franziskaner-Laienbruder, der mit einer von seiner Rechten geschwungenen Geißel gerade zum Schlage auf die neben und vor Konrad knieende Elisabeth ausholt. Diese beugt mit zu Boden gesenktem Kopfe ihren entblößten Rücken und findet mit den zum Gebete gefalteten Händen einen Stützpunkt auf einem kleinen Schemel. Ihr rotblondes Haar ist in ungeordneten Strähnen zum Teil nach vorn und unten herabgesunken. Hinter Elisabeth und etwas rechts von ihr kniet eine Gruppe von drei Frauen, von denen die äußerste links in blauschwarzer Ordenstracht mit einem Blick des Entsetzens nach Konrad hinsieht. Die mittlere und am meisten in den Hintergrund gerückte Frauengestalt schaut mit ängstlicher Neugier auf die Büßerin, während die am meisten rechts stehende und im Profil gesehene Frau mit erhobenen Händen und demütig niedergeschlagenen Blicken inbrünstig betet. Ein Betpult, auf dem ein kostbar gebundenes Gebetbuch und ein dickperliger Rosenkranz liegen, schließt die Szene rechts ab, während den Hintergrund ein bis über die rechte Hälfte gezogener roter Vorhang, neben dem ein Pfeiler mit den dazu gehörenden Diensten schwach zu erkennen ist, bilden." *)

Das etwas unter dem Eindruck einer zu knapp bemessenen Höhe leidende Bild wurde 1876 auf der Jahresausstellung in Berlin, 1878 auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt. Seine Vorzüge liegen in der psychologischen Vertiefung einiger weniger Personen und in seinem vollendeten Kolorit, während Peter Janssen in seinem zwanzig Jahre später entstandenen großen Wandgemälde in der Aula der Marburger Universität, in dem das gleiche Thema behandelt ist, hauptsächlich durch die packende Charakterisierung und die überzeugende Belebung der zahlreichen anderen Personen seine mächtige Wirkung erzielt, uns jedoch den Vorgang der Geißelung weniger als eine religiöse Bußübung, denn als einen sich abspielenden Gewaltakt empfinden

*) Vgl. die Wiedergabe in Nr. 10.

läßt. Eine besondere Vorliebe wandte Cornicelius auch rein biblischen Motiven zu. Von einer „Kreuztragung", einem „Christus am Kreuz" und der Passionsszene „Auf Golgatha" sind noch Farbenskizzen erhalten. Das 1881 gemalte „Abendmahl" befindet sich leider durch Übermalen und spätere Vernachlässigung in ruinösem Zustand, fand aber, wie eine Kritik der „Täglichen Rundschau" zeigt, im Gurlittschen Kunstsalon zu Berlin noch im selben Jahre große Beachtung. Bemerkenswert ist, daß Cornicelius hier von der seit der Renaissance durch Lionardo typisch gewordenen Darstellung, die Person Jesu in die Mitte seiner Jünger zu setzen, insofern abweicht, als er den Herrn am linken Ende der Tafel Platz nehmen läßt. Neu war auch die Gliederung der Jünger in zwei Gruppen, abweichend von der seit Lionardo üblichen viergliederigen Gruppierung und der von Eduard von Gebhardt in seinem „Abendmahl" in der Nationalgalerie gewählten Gliederung in drei Gruppen. Bis zum Jahre 1882 lassen sich die Entwürfe zu einem Stoff aus der Passionsgeschichte verfolgen, der den Künstler über zwanzig Jahre beschäftigt hat, nämlich sein „Judaskuß". Außer einer Farbenskizze sind noch einige Studienköpfe erhalten, die bei nächtlicher Fackelbeleuchtung im Freien hierfür gemalt wurden und durch ihre hervorragenden seelischen und malerischen Qualitäten außerordentlich bemerkenswert sind. Der Studienkopf von Jesus „wird von dem von rechts kommenden Feuerschein auf die Stirn und die linke Gesichtshälfte voll getroffen, während vereinzelte rötliche Reflexe im Haar und an der linken Halsseite spielen. Der geradeaus gerichtete Kopf ist in breiten Massen modelliert und hebt sich in weichen Formen von dem dunklen Hintergrund ab. Körperliches Ungemach und tiefen seelischen Schmerz offenbaren uns seine Züge. Kein Anflug von Zorn oder Erbitterung entstellt sein edles Antlitz; ergeben in sein unabänderliches Schicksal läßt er das Schlimmste, den Verrat durch einen der Seinen, über sich ergehen." Wie ganz anders die Empfindungen, die in dem „Judaskopf" zum Ausdruck gebracht worden sind. „Er schaut im Profil gesehen und mit rückwärts gebeugtem Kopfe nach links und wird in seiner linken oberen Gesichtshälfte vom Fackellicht erleuchtet. Eine stark gekrümmte Nase, die hervortretenden Backenknochen und die zum Kusse zusammengezogenen Lippen geben seinem Gesichte ein scharfes Gepräge. Das kurzgehaltene Bart- und Kopfhaar ist rötlich, ein gelblicher Mantel liegt auf seiner Schulter. Dieser Judas ist voller menschlicher Leidenschaften deren unlauteren Trieben er blindlings folgt, und ein Prototyp einer gemeinen Gesinnungsweise, die durch den feuerroten Hintergrund der rechten Seite noch in das richtige Licht gesetzt wird." An die früheste Skizze zum „Judaskuß" scheint sich der farbige Entwurf zur „Grablegung" anzureihen; aber auch hier ist Cornicelius zu einer weiteren Ausführung nicht gekommen. Gleichfalls unfertig ist das große Ölbild „Er ist auferstanden" (2,20×1,75) aus 1885, in dem er nach dem Urteile Karl Sieberts die meisten modernen Künstler, die um dieselbe Zeit das gleiche Thema behandelten, so z. B. Plockhorst (1883) und Bouguerau (1890) an innerer Wahrheit und Schärfe der Charakteristik übertrifft. Das im Besitz der Nationalgalerie befindliche Ölgemälde „Jesus wird vom Satan versucht" malte Cornicelius im Jahre 1888. Im offiziellen Katalog wird es folgendermaßen beschrieben: „Der Heiland steht, bis zur Hälfte sichtbar, hinter einer Brüstung, auf die



Jesus. Judas.

Studienköpfe zum „Judaskuss" von G. Cornicelius.

er den rechten Arm stemmt. Das Haupt in die Hand gelehnt, blickt er, mit der Linken die Rechte umfassend, ernst auf den Beschauer, während hinter ihm Satan schemenhaft eine Krone emporhält." *) Im Gegensatz zu allen bisherigen Darstellungen, bei denen der handelnde Moment mehr oder weniger vorwiegt, wird hier zum erstenmal die Aufgabe, die Versuchung als einen sich rein seelisch abspielenden Vorgang aufzufassen, mit Erfolg gelöst. Im Gegensatz zu der dramatischen Handlung in Tizians „Zinsgroschen" liegt bei Cornicelius eine rein sensitive Auffassung der Versuchung, die selbst durch Fortlassen der Person Satans wenig an Wirkung verlieren würde, vor. Der Anlaß zum Ankauf des Bildes für die Nationalgalerie war ein rein zufälliger; die Mitglieder des gerade in Hanau tagenden Preisgerichts für das Grimmdenkmal besuchten das Atelier des Künstlers, wobei es sofort Direktor Max Jordan für 2500 Mark erstand.

Seit Mitte der achtziger Jahre beschäftigte sich Cornicelius zeitweise mit Gestalten des Shakespeareschen Ideenkreises, wie eine Reihe von Skizzen und Entwürfen erweisen. Die Kasseler Galerie besitzt eine Ölfarbenskizze „Szene aus Shakespeares Kaufmann von Venedig", die den Augenblick darstellt, wo das Leben Antonios durch die Klugheit Portias gerettet wird und Shylock in ohnmächtiger Wut zusammenbricht.

*) Vgl. die Wiedergabe in Nr. 10.

(Schluß folgt.)

Matthäus Merian-Frankfurt a. M. und Konrad Buno aus Frankenberg in Kurhessen.

Mitgeteilt von Rektor Schenk-Frankenberg.

(Schluß.)

Buno begann seine Tätigkeit an der Topographie im Sommer 1650 im Fürstentum Lüneburg, indem er hier von Ort zu Ort zog, um die Zeichnungen anzufertigen, die dann in Frankfurt a. M. in Merians Kunstwerkstätte auf Kupferplatten übertragen werden mußten. Anfangs brachte er die Zeichnungen an Ort und Stelle fertig zu Papier. Dadurch aber erwuchs ihm viel Aufenthalt; bei schlechtem Wetter, wo er draußen nicht arbeiten konnte, mußte er mitunter an einem Ort mehrere Tage ganz müßig liegen. Deshalb änderte er bald sein Verfahren. Er schaffte sich eine größere Anzahl von Schreibtafeln an, auf denen er bei gutem Wetter die Bilder, die er aufzunehmen hatte, kurz skizzierte, um sie hernach auf besonderen Blättern auszuführen. Das konnte auch bei der ungünstigsten Witterung gemacht werden, und so war er imstande, gute und schlechte Tage in gleicher Weise zur Arbeit auszunutzen und sein Werk ungleich schneller zu fördern. Die Behörden sollten Bunos Unternehmen in jeder Weise unterstützen. Herzog Christian Ludwig erließ unterm 12. Juli 1650 an Oberhauptmann, Hauptleute, Drosten, Amtleute und Vögte einen dahin gehenden gemessenen Befehl, nach dem er auch mit den erforderlichen Fuhren versehen werden sollte. In gleichem Sinne schrieb er zehn Tage später auch an die Stadt Lüneburg, sie möchten Buno für die Zeit seines Aufenthaltes dort freien Unterhalt gewähren. Nach einem in den Akten befindlichen undatierten Zettel hat Buno mit seinem Diener in Lüneburg für Essen und Trinken 5 Rthlr. 12 Gr. aufgewandt. Ende November 1650 auf der Rückreise von Lüneburg hält er sich in Burgdorf auf; er verspricht die Bilder der Lüneburgischen Städte, sobald er sie zu Papier gebracht habe, in Celle zu zeigen. Im nächsten Frühjahr ward die Arbeit im Fürstentum Grubenhagen fortgesetzt. Die Cellische Regierung erließ dahin unterm 27. Mai 1651 einen Befehl, Buno nach Möglichkeit bei seiner Arbeit zu unterstützen. Ende Juli hatte er sie schon vollendet. In den ersten Tagen des August weilte er in Wolfenbüttel; er ist bereit, die Grubenhager Abrisse in Celle vorzuführen und dann in den Grafschaften Hoya und Diepholz mit seinen Aufgaben fortzufahren. Um diese Zeit fanden jedenfalls Verhandlungen mit Buno statt. Es liegt in den Akten ein Verzeichnis der Orte, die in der Topographie dargestellt werden sollten, mit dem Vermerk: „Pro Cunrad Buno aufgesetzet im August anno 1651". Ebenso befindet sich hier eine Ausfertigung des Befehls, der dann erst unterm 17. April 1652 erging, mit der ursprünglichen Datierung vom 2. August 1651. Es sollte also die Arbeit jedenfalls schon damals in Angriff genommen werden, doch unterblieb dies noch einige Zeit, da Buno sich zunächst noch einmal nach Celle begeben mußte, um hier sein Werk zu Ende zu führen. Unterm 16. August 1651 ward in Celle ein Befehl an die Behörden in Hoya und Diepholz ausgefertigt, der ihm hier dieselben Förderungen wie früher an anderen Orten verschaffen sollte. Ende September ist auch diese Aufgabe erledigt. Die Cellische Regierung,

die Buno für seine Arbeit 100 Rtlr. auszahlen ließ, schrieb unterm 1. Oktober 1651 nach Hannover, der Künstler sei in ihrem Lande fertig, er wolle sich nach Hannover begeben, um sich den Herren dort vorzustellen. — Doch ehe er hier in Tätigkeit treten konnte, mußte er die Wünsche des Herzogs August in Wolfenbüttel befriedigen. Im April 1652 begannn er hier seine Arbeit. Der Herzog erließ unterm 17. d. M. einen Befehl an alle Prälaten, adlige Grundbesitzer, Beamten, Bürgermeister usw., ihn nach Kräften bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Zu gleicher Zeit ging dieser Erlaß mit ausdrücklicher Bezugnahme auf Buno an die Grafschaft Blankenburg ab. Auch hier ist ein Verzeichnis der Orte aufgestellt, die er zur Darstellung bringen sollte:

„Anleitung zur Anfertigung der Zeichnungen im Fürstentum Blankenburg.

1. Das Schloß Blanckenburg mit der Stadt, wie selbiges von dem Reinstein her anzusehen, samt der Gegend von der Hoymburg an bis ganz ins Halberstattische, nebst Verzeichnis der Örter mit Buchstaben oder Ziffern 2c.

2. Das Schloß Blanckenburg, wie es inwendig beschaffen, darin sonderlich der große Stein, der Blanckenstein vor diesem genannt samt dem darauf gewachsenen Baum wohl exprimiert sei.

3. Der alte Reinstein, wie er mit seinen Klippen und Höhen nach der Länge von der Blanckenburgischen Seiten anzuschauen.

4. Der rechte Reinstein, darin das alte Schloß und die Gemächer gewesen, wie derselbe droben an der Ecke nach der Hoimburg angeschauet wird, da man den alten Turm und verschiedentliche in Felsen gehauene Gemächer zeichnen kann.

5. Die alte Hoimburg, samt den umliegenden Forsten, und sonderlich nach der Wernigerodischen Seiten, die Hohnen, woselbst der greuliche Brandt vor diesem gewesen und der Haselwurm gefunden, samt den Brockenberg, nach rechter Höhe, gegen das andere Gebirge, wohl anzudeuten.

6. Das Kloster Michaelstein.

7. Der Berg, woselbst zu oben der Eingang in Buhmannshöhle, unten aber die Eisenhütten und gegenüber das alte Schloß Berkfelde zu sehen.

8. Die vorderste Concavitat der Buhmanshöhle, wie dieselbe inwendig, sowohl oben, unten, als an den Seiten in greulicher Gestalt beschaffen.

9. Der Rostrap, so ein merklicher wunderbarer Ort, muß, so viel muglich, wohl und groß gezeichnet und die grausamen Klippen und Schrunden angedeutet werden.

10. Im wilden rauhen Hartze sind vorhanden wunderliche ‚rudera‘ von sehr alten Schlössern, als die Wintzenburg, Tresburg, Homburg, Lawenburg, Königsburg, Schonburg, Berkefeld, Draburg unter dem Trautenstein (saxum Druidum), Neuschloß, davon ein oder ander im Vorüberreisen nebst der Jegent zu zeichnen, weil es zu verwundern, wie vor Jahren in so rauhen wilden Wäldern solche Gebäude und Wohnungen haben mögen angerichtet werden.

NB. Dan große Zahn und andere Knochen, so in Buhmanshöhlen gefunden, die Gestalt des Haselwurms, so auf den Hohnen todt gefunden worden, zu entwerfen.“

Da diese Anleitung manche interessante Angaben enthält, ist sie oben mitgeteilt.

Buno scheint sich wacker an die Arbeit gehalten zu haben. Es verlautet von keiner Mahnung, die an ihn ergangen wäre. So erfährt man auch wenig darüber, wie das Werk fortgeschritten ist. Aus den Rechnungsbüchern des Amtes Gandersheim ist beiläufig zu ersehen, daß er am 31. Juli 1652 dort eingetroffen war und am 1. und 2. August Amt und Stadt Gandersheim, sowie die beiden Klöster Klus und Brunshausen „abgerissen und in Grund gelegt“ habe. Sein Unterhalt während dieser Zeit kostete „einen“ Taler. Dies muß so ziemlich das letzte gewesen sein, was er im Wolfenbüttelschen Gebiete aufgenommen hat, denn noch in demselben Monate fängt er im Kalenbergischen die gleiche Arbeit an. In Hannover hatte dieserhalb der Kammerpräsident v. Bülow mit ihm Abrede getroffen, und es war ihm hier unterm 18. August ein „offener Schein“ ausgestellt worden, auf Grund dessen er in Ricklingen, Neustadt, Lockum, Lauenau und Erzen die Arbeit begann. Er ging dann nach Grohnde weiter, wohin ihm ein offenes Patent vom 30. August d. J. gesandt wurde, das die Drosten, Beamten, Gerichtsherrn, Bürgermeister usw. zu seiner Hilfeleistung anwies. Am 11. September befand er sich in Koldingen; von dort begab er sich über Kalenberg, Marienrode usw. in das Land Göttingen und dann an die Weser. Aber seine Hoffnung, in diesem Herbste die ganze Arbeit abzuschließen, sollte sich nicht erfüllen; sie zog sich auch noch in das nächste Jahr hinein. Im Februar 1653 wurde die Reise nach Ilfeld und Hohnstein vorbereitet, im folgenden Monat aber für unnötig erklärt, so daß Bilder hiervon im Werke nicht vorhanden sind. Bunos Tätigkeit wurde zunächst noch einmal von Wolfenbüttelscher Seite in Anspruch genommen. Herzog August schickte ihn am 17. Februar 1653 an den Berghauptmann Daniel von Campen auf Kirchberg, der ihm bei der Aufnahme der Bergwerke und Bergstädte des Oberharzes behilflich sein sollte. Nachdem er diese Arbeit verrichtet, erhielt er von Hannover Anweisung, seine Reise nach Göttingen

fortzusetzen, wo er kurz nach Ostern (13. April) eintraf. Am 23. Mai 1653 weilte er in Münden und beabsichtigte, über Hilwartshausen, Adelepsen, Bursfelde, Uslar, Nienover, Erichsburg, Polle nach Hameln zu reisen. Dahin war schon Mitte Februar d. J. an die Stadtverwaltung und den Kommandanten der Festung der Befehl abgegangen, Buno bei seinem Vorhaben nach Kräften zu fördern. Schon im Juli ist Buno wieder nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, von wo aus er am 27. die vier letzten Abrisse nach Hannover sendet. Denn hier wurden die Zeichnungen Bunos, ehe sie die Merians erhielten, einer Prüfung unterworfen. Verschiedene Blätter, wie die von Friedland, Mariengarten, Nienover, Reinhausen, Niedeck, Weende wurden als überflüssig zunächst zurückbehalten, sind aber dann später doch zur Abbildung gebracht worden; die übrigen, gegen die nichts zu erinnern war, wurden Buno, um die Sache zu beschleunigen, nach und nach wieder zugestellt und von ihm an die Merians geschickt, die sehnlich darauf warteten. Ob die Bitte um eine „Erkenntlichkeit", die Buno der letzten Sendung beifügte, in Hannover Erfolg hatte, läßt sich aus den Akten nicht ersehen.

Während Buno im Anfange des Jahres 1653 auf dem Harze beschäftigt war, kam dem Herzog August ein neuer Wunsch. Er vermißte unter den Bildern den Lustgarten zu Hessen und schrieb daher, da ihm Buno nicht zur Verfügung stand, an den Amtmann daselbst, er solle durch den dortigen Maler N. Brandten eine Zeichnung des Hessenschen Gartens aufnehmen lassen und einsenden. Eine solche Darstellung ist denn wirklich auch in der Topographie enthalten. Dieses Blatt scheint das einzige zu sein, das nachweislich nicht von Buno herrührt. Ist sein Name auch nur auf einem Teile der Blätter, insbesondere auf den größeren, zu finden, so werden wir doch nach den obigen Ausführungen anzunehmen haben, daß die Herstellung aller Zeichnungen im wesentlichen ausschließlich seiner Hände Werk war. Erwägt man die Menge der Blätter, deren Zahl sich auf 226 beläuft, die Kürze der Zeit, in der er sie fertig stellte, wenig über drei Jahre, die Entfernung der Orte, die Schwierigkeiten, die ihm bei der Mangelhaftigkeit der Wege und Verkehrsmittel jener Zeit, durch die Unbilden der Witterung, welche die hier erforderliche Arbeit im Freien oft genug verhindert haben werden, und andere Zwischenfälle erwachsen mußten, so ist das, was er vollbrachte, gewiß eine äußerst anerkennungswerte Leistung, durch die er vor allem den Dank der Altertumsforscher sich verdient hat. Denn höher als der künstlerische steht der antiquarische Wert seiner Blätter. Sie sind natürlich nach beiden Seiten hin von sehr verschiedener Bedeutung. Es sind Blätter darunter, die seine Kunstfertigkeit in keinem schlechten Lichte erscheinen lassen, die er mit sichtlicher Lust und Liebe gefertigt hat; andere dagegen, deren Gegenstand ihm kein Interesse einflößen konnte, sind mehr handwerksmäßig hergestellt. Bei der Menge, die er zu bewältigen hatte, ist das gewiß nicht zu verwundern. Aber alle seine Zeichnungen geben uns ein treues Bild der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, wie sie damals sich darstellten. Prüft man seine Zeichnungen mit den noch vorhandenen Denkmälern, mit anderen Bildern und schriftlichen Nachrichten aus jenen Tagen, so kann man ihm das Zeugnis nicht verweigern, daß er mit seinem Stifte sorgfältig wiedergegeben hat, was er sah. Dabei muß man berücksichtigen, daß seine Zeichnungen von fremden Künstlern, die die dargestellten Orte nicht kannten, auf Kupfer übertragen wurden, und daß hier das neue Bild in Bezug auf die geschichtliche Treue sich natürlich nur zu Bunos Ungunsten verschieben konnte. Zahlreiche Orte, von denen wir sonst aus jener Zeit kein Bildnis besäßen, hat er uns erhalten. Zweifellos ist jetzt gerade dieser Bilderschmuck der wichtigste Bestandteil des Merianischen Werkes. Es ist daher unsere Pflicht, in einer Geschichte dieses Werkes auch Konrad Bunos in Ehren zu gedenken. Und das wollen diese Zeilen tun.

Aus alter und neuer Zeit.

Dorothea Grimm. Am 27. Mai waren es hundert Jahre, daß in dem bekannten Wohnhause in der Marktgasse zu Kassel die Mutter der Brüder Grimm starb. Aus diesem Anlaß war ihr Grabstein auf dem alten Totenhof in pietätvoller Weise durch den Grimm-Verein mit einem Kranze geschmückt; auch hatten Lehrer und Schüler des Friedrichsgymnasiums, dem vier oder fünf Söhne Dorotheas, darunter Jakob und Wilhelm Grimm, angehört hatten, das bisher nur mit Rasen bedeckte Grab mit einer eisernen Einfriedigung umgeben. Eine besondere Huldigung wurde der liebreichen und gütigen Frau noch dadurch, daß der bekannte Grimmforscher Professor Dr. Adolf Stoll in einem schmucken Bändchen ihre Biographie herausgab. Darin finden wir neben einer feinsinnigen Charakteristik Dorothea Grimms alles zusammengetragen, was über ihren schlichten Lebensgang zu ermitteln

war, und gewinnen den herzerfreuenden Eindruck, daß diese Frau wie selten eine Mutter bis zum Tode von der verehrenden Liebe ihrer Kinder umgeben war. Vier Abbildungen sind dem Werke beigegeben; sie führen vor das Wohnhaus der Grimms in Steinau, wohin sie 1791 von Hanau aus übergesiedelt waren, das Sterbehaus in der Marktgasse zu Kassel, das Grab auf dem Kasseler Totenhof und vor allem das einzig vorhandene, bisher noch nicht veröffentlichte Porträt von ihr aus ihrer letzten Lebenszeit nach einer Zeichnung ihres Sohnes Ludwig. Das im Verlag der Gotthelftschen Hofbuchdruckerei erschienene Heft, das für 50 Pfennig in den Buchhandlungen zu haben ist, sei aufs angelegentlichste empfohlen.

Eine eigenartige Pfingstfeier. Es kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß unsere Kinder auf das Weihnachtsfest und das Osterfest sich viel mehr freuen, als auf das Pfingstfest. Nach dem Grund hierfür braucht man nicht lange zu forschen. Weihnachten bringt ihnen das Christkindchen und Ostern die bunten Haseneier, während beim Pfingstfest nach dieser Richtung nichts abzufallen pflegt.

Von der gedachten Regel machen indes die Knaben der alten Hessenstadt Frankenberg eine Ausnahme. Sie freuen sich, wenn nicht im erhöhten, so doch mindestens im gleichen Maße auch auf das Pfingstfest, und das mit Recht, wie aus dem Nachstehenden unschwer gefolgert werden kann.

Nach einer jedenfalls der grauen Vorzeit entstammenden Sitte versammelt sich am Freitag vor Pfingsten, nachdem vorher durch Zapfenstreich am Vorabend und Wecken am Morgen in den Hauptstraßen der Stadt die Festlichkeit eingeleitet worden ist, die männliche Schuljugend, teils uniformiert, durchweg aber mit Säbeln bewaffnet, auf dem in der Nähe der schönen Liebfrauenkirche gelegenen und eine prachtvolle Aussicht gewährenden Burgplatz. Trommler und Pfeifer an der Spitze und inmitten der militärisch aufgestellten Schar einige alte Fahnen. Der Oberste der Knabenschule führt das Kommando, das Ganze steht aber unter der Oberleitung eines Lehrers. Ein als Mohr verkleideter und mit einem blumengeschmückten Beil versehener Knabe hat die Aufgabe, die Ordnung im Zuge aufrecht zu erhalten und Ungehörige zurückzuweisen, eine Aufgabe, der er durch öfteres Umkreisen des Zuges nachzukommen sucht.

Die jugendliche Schar setzt sich dann unter dem Vortritt eines Musikkorps in Bewegung und marschiert durch die Stadt nach dem sogen. Linnertor. Hier löst sich der Zug einstweilen auf. Einige Mitglieder der städtischen Behörden, die bis hierher den Zug bereits begleitet haben, fahren sodann nebst einigen Holzhauern auf bereit stehenden Leiterwagen nach dem etwa 1 ½ Wegstunden entlegenen Stadtwald, woselbst nach Einnahme eines von der Stadt gestellten Frühstücks neu belaubte Birkenstämmchen geschlagen und verladen werden, mit denen Kirchen und Häuser angesehener Bürger rc. geschmückt werden sollen.

Nach Rückkunft dieser mit Maien hoch beladenen Wagen am Linnertor setzt sich die Jungenschar an die Spitze des Wagenzuges und durchzieht die Stadt, macht bei all den Gebäuden halt, die mit Maien geschmückt werden, und läßt ein von Tusch begleitetes Vivat auf den betreffenden Empfänger laut ertönen.

Am dritten Festtag ordnet sich der Zug auf dem Burgplatz und begibt sich nach dem vor der Stadt an der Edder gelegenen — Wehrweide genannten — Platz, an dem an diesem Tage ein Viehmarkt mit Volksbelustigungen abgehalten wird. Am Nachmittag erfolgt der Heimmarsch, die Auflösung des Zuges und damit das Ende des so beliebten Festes für das laufende Jahr.

An dieser alten Sitte hat sich nur weniges geändert; die Änderungen beziehen sich hauptsächlich darauf, daß anstatt der früheren Holztrommeln jetzt handlichere, indes minder wohltönende Trommeln getreten sind, und daß anstatt der früheren Kopfbedeckung, die fast ausnahmslos aus Dreimastern (Schiffhüten) bestand, deren Höhe (ohne Haarbusch) sehr häufig der Hälfte der Körperlänge des jugendlichen Trägers entsprach, Pickelhauben und Husarenkalpaks getragen werden. Auch sind gegenwärtig recht zahlreich wirkliche Uniformen, namentlich rote Husarenjacken, bemerkbar, während früher das Bunte der Kleidung durch farbige Bänder, zumeist aber durch Tapetenborden herbeigeführt wurde.

Möge diese alte schöne Sitte auch fernerhin gehegt und gepflegt werden zur Freude nicht nur der alten und jungen Frankenberger, sondern auch aller derer, die noch mit ehrerbietiger Rücksicht das alte Herkommen zu betrachten wissen. Bei dem Einsender, der vor nunmehr 70 Jahren der jugendlichen Frankenberger Schar angehörte, steht jene frohe Zeit noch in der lebhaftesten, freudigsten Erinnerung. Zu jener Zeit war der Präzeptor Himmelmann seligen Andenkens der aufsichtführende Lehrer, der zu diesem Amte umsomehr berufen war, weil er vor seiner schulamtlichen Anstellung wohlbestallter Feldwebel eines hessischen Infanterieregiments gewesen war.

F. W. S.

Aus Heimat und Fremde.

Ernst Kochs Lebensgang (3. Juni 1808 bis 24. November 1858) aufzuführen, können wir uns versagen. Das „Hessenland“ brachte in Nummer 23 und 24 des Jahrgangs 1888 eine Würdigung des Dichters von der Hand Rogge-Ludwigs, und auch Franz Brümmer schickte seiner Reclam-Ausgabe des „Prinz Rosa Stramin“ eine ausführliche Einleitung über Kochs Leben voraus; er vergaß darin nur eine Kleinigkeit, die wir hiermit nachholen wollen, nämlich daß diese Einleitung einen Auszug aus der fleißigen, vor jetzt 30 Jahren von dem Luxemburger Professor Dr. J. B. Henrion verfaßten Biographie Kochs bildet.

Ungedruckte Gedichte Ernst Kochs. Die Ständische Landesbibliothek zu Kassel birgt unter ihren in den Schaupulten des großen Saales ausgestellten Schätzen ein in grünes Leder gebundenes Exemplar „Lyrischer Versuche“, die Ernst Koch eigenhändig mit seiner feinen sauberen Schrift eintrug. Auf dem Titelblatt steht der Vermerk „Zum freundlichen Andenken an den Verfasser“. Das Bändchen ist eine Schenkung des früheren Redakteurs des „Hessenland“, Dr. Daniel Saul, der es seinerseits von Frau von Sodenstern in Homburg v. d. Höhe unter der Bedingung erhalten hatte, es später in den Besitz der Landesbibliothek übergehen zu lassen. Es enthält 17 Gedichte, die in den Jahren 1824—1828 in Kassel, Marburg und Göttingen entstanden sind und von denen jedes das genaue Tagesdatum trägt. Die Gedichte zeigen bei aller Formgewandheit keinerlei Eigenart. Keines davon ging in den „Prinz Rosa Stramin“ über, dessen Gedichte durchweg an Henriette von Bosse gerichtet sind, wohl aber finden sich einige, z. T. verkürzt, in den von Kochs Amtsnachfolger Ludwig Housse 1859 aus dem Nachlaß herausgegebenen Gedichten. Da diese mir erst jetzt zugänglich wurden, war mir eine nähere Vergleichung nicht mehr möglich, ich gedenke aber später noch einmal auf diese handschriftliche Sammlung zurückzukommen. Wie mir Frau von Sodenstern freundlichst mitteilte, stammt dieses Bändchen aus dem Nachlaß von Luise von Sodenstern, der die Gedichte gewidmet waren, und die Koch verehrt haben soll. Ihr Vater, Polizeirat von Sodenstern, wohnte in Marburg, während Koch dort studierte. Zwei dieser Gedichte aus den „Lyrischen Versuchen“ bringen wir in der heutigen Nummer.

Heidelbach.

Gedenktafel. In Witzenhausen findet am 3. Juni an demjenigen Haus, das, wie Notar Eckhardt feststellte, Ernst Koch während seiner Knabenzeit bewohnte, die Enthüllung einer Gedenktafel statt. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Edward Schröder, ein geborener Witzenhäuser, hält die Festansprache. — Die Errichtung des Gedenksteins in Kassel hat sich noch nicht bewerkstelligen lassen, soll aber noch in diesem Jahre stattfinden.

Kurhessische Künstler in Darmstadt. Auf der am 23. Mai in Darmstadt eröffneten Hessischen Landesausstellung für freie und angewandte Kunst ist Professor Karl Bantzer, Dresden-Strehlen, mit sechs großen Gemälden (Motiven aus seiner Schwälmer Heimat) vertreten. Otto Ubbelohde, Goßfelden bei Marburg, sandte Landschaftsbilder (Ölgemälde und Radierungen) und seine Zeichnungen zu Grimms Märchen, Wilhelm Thielmann, Willingshausen, die Ölgemälde „Schmücken zum Tanz“, „Oberhessisches Mädchen in Abendmahlstracht“ und einen Zyklus von Radierungen aus dem Leben der Schwälmer Bauern. Von den Mitgliedern des kurhessischen Künstlerbundes trifft man die folgenden: Friedrich Fennel, Kassel („Kastanienallee im Herbst“), Heinrich Giebel, Marburg („Auf dem Heimweg“, „Großvater und Enkel“, „Bauer“), Professor Karl Holzapfel („Nebliger Septembermorgen“), Richard Jeschke („Blick vom Dörnberg“), Ferdinand Koch („Herbstanfang“), Hermann Metz, Höchst a. M. („Am Ausgang des Dorfes“), Hans Meyer-Kassel („Hessenland“), H. Otto, Düsseldorf („Gegen Abend“).

E. Z.

Der Feststellungsprozeß, den der Landgraf Alexander Friedrich von Hessen namens seines Hauses gegen den Fürsten Heinrich und den Prinzen Philipp von Hanau wegen der Sukzession in die Fürstlich Hanauische Familienfideikommiß-Herrschaft Horschowitz angestrengt hat, ist jetzt, wie Wiener und Prager Zeitungen melden, von dem Obersten Gerichtshof zu Wien in dritter und letzter Instanz zugunsten des landgräflichen Hauses dahin entschieden worden, daß diesem Hause ein Erbfolgerecht und Nachfolgeansprüche auf die genannte Fürstlich Hanauische Fideikommiß-Herrschaft zustehen sollen. Die Erkenntnisse der ersten und zweiten Instanz zu Prag fielen bekanntlich gegen die Erbansprüche des landgräflichen Hauses aus.

Marburger Hochschulnachrichten. Der außerordentliche Professor der philosophischen Fakultät Dr. Feußner wurde zum ordentlichen Honorarprofessor in derselben Fakultät ernannt. — Dem Professor der Theologie Joh. Weiß, jetzt in Heidel-

berg, wurde für seine Tätigkeit auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege die Rote Kreuzmedaille 3. Klasse verliehen. — Der an Stelle von Joh. Weiß berufene Privatdozent Lic. Professor Heitmüller wurde zum ordentlichen Professor ernannt.

Das 70. Lebensjahr vollendete am 25. Mai Generalleutnant z. D. Georg v. Schnackenberg. 1838 in Kassel geboren, trat er 1856 in das 1. kurh. Leibhusarenregiment und wurde 1866 als Oberleutnant im Husarenregiment Nr. 13 in den Verband des preußischen Heeres übernommen. Im Krieg 1870/71, den er als Rittmeister mitmachte, wurde ihm das Eiserne Kreuz 1. Kl. verliehen. Major wurde er im 14. Husarenregiment. 1879 wurde er zum 3. Garde-Ulanenregiment befördert, 1882 zum Oberstleutnant. Im gleichen Jahre wurde ihm der Adel verliehen, auch erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 5. Ulanenregiments, 1884 diejenige zum Oberst. 1888 erhielt er die 17. Kavallerie-Brigade in Schwerin, avancierte im nächsten Jahre zum Generalmajor und nahm als Generalleutnant 1892 den Abschied.

Jubiläum. Am 1. Juni beging der seit 1896 in Freiburg in Baden lebende Generalmajor Gissot die Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums. Gissot wurde am 10. Februar 1840 zu Hanau als zweiter Sohn des damaligen Premierleutnants im kurh. Schützenbataillon geboren. Er verbrachte die Jahre 1855—1858 im Kadettenkorps zu Kassel, wurde am 1. Juni 1858 zum Portepee-Fähnrich im 2. kurhessischen Infanterie-Regiment Landgraf Wilhelm ernannt, am 12. September Sekondeleutnant im 1. Infanterie-Regiment Kurfürst. (Feldzug 1866). 1866 in den Verband der preußischen Armee aufgenommen, wurde er in das Infanterie-Regiment Nr. 77 versetzt, dem er 22 Jahre angehören sollte. 1867 zum Premierleutnant ernannt (Feldzug 1870—71), wurde er 1870 Hauptmann und Kompagnie-Chef, 1881 aggregierter Major, 1883 Bataillons-Kommandeur, 1888 in das erste Oberschles. Infanterie-Regiment Nr. 22, „Keith“, versetzt und mit den Funktionen eines Oberstleutnants beim Stabe beauftragt. 1888 wurde er zum Oberstleutnant ernannt und 1890 mit der Führung des Infanterie-Regiments „Graf Werder“, (4. rhein. Nr. 30) beauftragt, 1890 zum Oberst und Kommandeur dieses Regiments ernannt, 1894 mit der Führung der 62. Infanterie-Brigade beauftragt, 14. Mai 1894 zum Generalmajor und Kommandeur dieser Brigade ernannt und am 16. Juni 1896 mit Pension zur Disposition gestellt.

Todesfall. Am 25. Mai d. J. wurde der 1. Pfarrer der lutherischen Gemeinde in Kassel, Hermann Friedrich Opper, unter großer Teilnahme seiner Gemeinde zu Grabe getragen. Geboren war er zu Oberkaufungen am 30. Oktober 1841, besuchte von Herbst 1854 bis 1860 das Hersfelder Gymnasium, wo er sich im September 1860 der Reifeprüfung unterzog. Auf der Landesuniversität Marburg studierte er Theologie; nachdem er im November 1863 die Prüfung vor der theologischen Fakultät in Marburg und im Dezember desselben Jahres das Tentamen bei dem Generalsuperintendenten der hessisch-reformierten Diözese Kassel Martin bestanden hatte, wurde er in die Liste der Kandidaten der Theologie eingetragen. Zunächst war er eine Zeitlang Hauslehrer, dann übernahm er eine Privatschule seines Heimatsortes, in der die Kinder der Honoratioren für das Gymnasium vorbereitet wurden. Im Oktober 1866 wurde er Rektor an der Stadtschule zu Allendorf a. d. Werra und zugleich zum Pfarrer in Ellershausen ernannt. 1873 wurde er von der Stadt Kassel zum Rektor und 1. Lehrer der Bürgertöchterschule gewählt und bestätigt. Am 1. April 1887 trat er sein Amt als erster Pfarrer der lutherischen Gemeinde in Kassel an, zu dem er einstimmig gewählt war; bis zu seinem Tode hat er in dieser Stellung mit großem Segen gewirkt. — Ein ausführlicheres Lebensbild von diesem beliebten und in weiten Kreisen Hessens bekannten Geistlichen werden wir in einer der folgenden Nummern unseres Blattes bringen.

Literarisches. „Velhagen und Klasings Monatshefte“ werden ihren neuen Jahrgang mit einer Erzählung Wilhelm Specks, „Ein Quartett-Finale“, beginnen. — Eine neue (5.) Auflage der „Zwei Seelen“ ist im Erscheinen begriffen.

Eingegangen:

Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde. Der ganzen Reihe 41. Band. Kassel 1908.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 52. Die heilige Elisabeth. Von Dr. K. Wenck, Prof. der Geschichte an der Universität Marburg. 56 S. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1908. Preis geh. 1,50 M.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, — die heilige. Von Karl Dithmar, Pfarrer zu Altenburschla. Eschwege 1908. Verlag: Verein für Hess. Geschichte und Landeskunde, Zweigverein Eschwege. 28 Seiten. Preis 50 Pfg.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 7. J. W. Bruinier, das deutsche Volkslied. 3. Auflage, 1908. 151 Seiten. — Band 214. H. S. Rehm, deutsche Volksfeste und Volkssitten. 1908. 116 Seiten mit 11 Abbildungen. Preis des Bandes 1 M., geb. 1,25 M. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Dorothea Grimm, die Mutter der Brüder Grimm. Zu ihrem Andenken an ihrem hundertjährigen Todestag 1808. 27. Mai. 1908. Mit vier Abbildungen. Von Adolf Stoll, Professor am Kgl. Friedrichsgymnasium zu Kassel. Kassel (Kommissionsverlag von Gebrüder Gotthelft, kgl. Hofbuchdrucker) 1908. Preis 50 Pfg. Erlös für Wohltätigkeitszwecke. Vgl. S. 160 in vorl. Heft.

Antiquariatsanzeiger Nr. 10. Ottmar Schönhuth, Buchhandlung und Antiquariat, München. 1025 Nrn.

Katalog 353. Karl Hiersemann, Leipzig. Deutschland, Allg. deutsche Geschichte. 1174 Nummern.

Aus dem Festjubel der Hundertjahrfeier des Kasseler Lyceum Fridericianum. Erzählung in Kasseler Mundart von Heinrich Jonas. 36 Seiten. Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung, Kassel. Preis 30 Pfg.

Errungen. Roman von Hugo Frederking. 473 Seiten. Verlag von G. Berthold Dircks, Kassel. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Personalien.

Verliehen: dem Rechtsanwalt und Notar Rohde zu Marburg der Charakter als Justizrat; dem Hauptmann a. D. v. Rüts eine etatsmäßige Hauptmannsstelle beim Invalidenhause in Karlshafen.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. Wege zu Kassel zum Landgerichtsdirektor; Regierungsrat Goldschmidt zum Stellvertreter des zweiten Mitgliedes des Bezirksausschusses in Kassel; die Gerichtsassessoren Krenzien zu Wiesbaden zum Amtsrichter in Kassel, Kunisch zu Biedenkopf zum Amtsrichter in Borken und Sunkel zu Schmalkalden zum Amtsrichter in Ziegenhain; der Bau- und Betriebsinspektor Wendt zu Kassel, sowie der Bauinspektor Thomas zu Hanau zu Regierungs- und Bauräten; Referendar Kuhn zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Amtsgerichtsrat von Klocke zu Kassel an das Landgericht daselbst; die Amtsgerichtsräte Gleim von Gladenbach nach Eschwege und Scherb von Altona nach Kassel; die Amtsrichter Knauff von Sontra nach Marburg und Habermann von Schwarzenfels nach Idstein; Landrichter Engelhard von Ratibor nach Kassel; Pfarrer Schlitzberger zu Exten zum Pfarrer in Sachsenhagen; Hilfspfarrer Rausch zu Rotenburg zum Pfarrer in Thurnhosbach; Hilfspfarrer Waltemath zu Obernkirchen zum Pfarrer in Exten; die Baugewerkschul-Oberlehrer Professor Meyer zu Hildesheim und Professor Reuter zu Idstein nach Kassel.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Schaub als selbständiger Gehilfe des beurlaubten Pfarrers Neumeister der Oberneustädter Kirchengemeinde in Kassel; der Pfarrer extr. Stehfen als Hilfspfarrer an der Freiheiter Gemeinde in Kassel; der Pfarrer extr. Gerlach als Gehilfe des Pfarrers Bode in Buchenau; der Generalsuperintendent Möller zu Kassel mit der Versehung der Superintendentur der Diözese Eschwege; der Pfarrer Schaub zu Eschwege mit der Versehung des Metropolitanats der Klasse Eschwege.

Gewählt: Stadtschulinspektor Bobritz zu Kassel zum Stadtschulrat.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Koch bei dem Landgericht in Marburg.

Vermählt: Bankbeamter Hermann Klein zu Elberfeld mit Frl. Gertrud Hennig (Eisenach, 19. Mai).

Geboren: ein Sohn: Kapellmeister im Inf.-Rgt. Nr. 70 Siebold und Frau, geb. Iske (Saarbrücken, 7. Mai); Lic. Dr. H. Pfeiffer und Frau Sophie, geb. Martin (Dresden, 11. Mai); Pfarrer Uffelmann und Frau Luise, geb. Anacker (Grebenstein, 24. Mai); Dr. Friedrich Brie und Frau Kaethe, geb. Erdmann (Marburg, 27. Mai); Ingenieur Georg Köhler und Frau Mathilde, geb. Bauch (Kassel, 28. Mai); — eine Tochter: Rechtsanwalt Dr. Georg Weiß und Frau Emmy, geb. Wolff (Wiesbaden, 28. Mai); Architekt Hans Fanghänel und Frau Lizzi, geb. Scheel (Kassel, 31. Mai).

Gestorben: Chemiker Professor Wilhelm Beyenbach, 44 Jahre alt (Chicago, Ill., 7. Mai); Privatmann Eduard von Stiernberg, 63 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); verw. Frau Lina Ritter, geb. Betzold, 61 Jahre alt (Kassel, 17. Mai); erster Pfarrer der luth. Gemeinde zu Kassel Hermann Friedrich Opper, 66 Jahre alt (Kassel, 22. Mai); Kgl. Landmesser Ernst Schröder (Hanau, 22. Mai); Fabrikant Otto Fennel aus Kassel (Schlangenbad, 23. Mai); Kaufmann Ferdinand Meyer, 65 Jahre alt (Kassel, 24. Mai); Privatmann Ludwig Grandjot, 82 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 26. Mai); Frau Betty Klemme, geb. Rommel, Witwe des Metropolitans (Marburg, 26. Mai); Fabrikant Bernhard Rittler, 68 Jahre alt (Kassel, 27. Mai); Postdirektor a. D. August Friesland, 69 Jahre alt (Goslar a. H., 28. Mai).

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: K. in Homberg 2 M. Frau E. von Sodenstern in Homburg v. d. H. 5 M. Lehrer H. B. in Kassel 1 M. F. F. 3 M. Zusammen bis jetzt **60,50 M.** — Das Ergebnis der bisherigen Sammlung reicht, auch mit Einschluß des von der „Freien Feder" zur Verfügung gestellten Grundstockes, noch bei weitem nicht hin. Hoffentlich läßt es sich jedoch ermöglichen, am 24. November dieses Jahres, als am 50jährigen Todestag des Dichters, den Denkstein zu errichten.

Zur Zeit mit einer Arbeit über „die Auswanderung der Kurhessen nach Nordamerika" (in den Jahren 1820 bis 1866) beschäftigt, richte ich an alle Kurhessen daheim und überm Meer die freundliche Bitte, etwaige auf dieses Gebiet bezügliche Beiträge — Selbsterlebtes, Gehörtes, auch Briefe aus Amerika an Angehörige in Kurhessen wären von Interesse — mir mitzuteilen und zur Benutzung für meine Arbeit freundlichst zur Verfügung zu stellen. Die Beiträge können entweder an mich persönlich oder an die Redaktion des „Hessenland" eingesandt werden.

Karl Weber, cand. jur. et cam.
z. Z. in Marburg.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. Juni 1908.

Die Hessen bei Krefeld am 23. Juni 1758.

Von G. Eisentraut.

An zwei denkwürdige Ereignisse erinnert uns die gegenwärtige Sommerzeit. Vor 150 Jahren — am 23. Juni 1758 — fochten hessen-kasselsche Truppen unter Herzog Ferdinand v. Braunschweig bei Krefeld und am 23. Juli 1758 unter Prinz Kasimir v. Isenburg auf dem Sandershäuser Berg bei Kassel, dort siegreich, hier der Übermacht des Feindes unterliegend, aber auf beiden Schlachtfeldern mit so zäher Ausdauer und mit einer so heldenmütigen Tapferkeit, daß Krefeld und Sandershausen zu den besten Ehrentagen der Hessen zählen.

Am Hessendenkmal bei Sandershausen soll am kommenden 23. Juli der Tapferen gedacht werden, die dort vor 150 Jahren kämpften und bluteten.

Dem Andenken an Krefeld sind die nachstehenden Zeilen gewidmet, die keine Beschreibung des Verlaufs der Schlacht geben, sondern nur einige Züge aus dem denkwürdigen Kampf hervorheben sollen, die sich auf das Verhalten der hessischen Truppen beziehen und bisher noch nicht allgemein bekannt geworden sind.

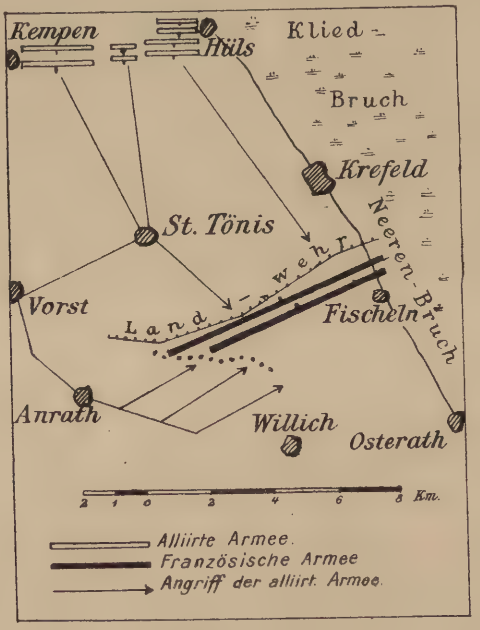
Zum besseren Verständnis der nachstehenden Mitteilungeu muß allerdings Folgendes über die Schlacht bei Krefeld vorausgeschickt werden.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, seit Ende November 1757 Oberbefehlshaber der Alliierten Armee, hatte im Februar 1758 den Feldzug gegen die in Westfalen, Hannover und Hessen in Winterquartieren liegende französische Armee von der Gegend von Lüneburg aus eröffnet. Sein überraschendes, schnelles Vorgehen hatte die Franzosen zur schleunigen Räumung der von ihnen besetzten deutschen Gebiete gezwungen. Der Rückzug nach dem Rhein glich einer Flucht, und erst jenseits des Stromes wagten sie sich von dem Schrecken zu erholen, den ihnen die unerwartete Tatkraft Ferdinands eingeflößt hatte. In der Gegend von Münster gönnte der Herzog seinen Truppen die nötige Erholung, und von hier aus sandte er den hessischen General Prinz v. Isenburg mit 2 Infanterie- und 1 Kavallerie-Regiment nach Marburg, um andere, bei Hanau stehende französische Truppen in Schach zu halten.

Ende Mai setzte sich Ferdinand wieder gegen den Rhein in Bewegung. Nachdem er bei Meer eine Abteilung von 4 Bataillonen und 4 Eskadrons unter General v. Imhof zum Schutz der Übergangsstelle zurückgelassen, überschritt er in der Nacht vom

1. zum 2. Juni den Rhein unterhalb Emmerich. Überall den Feind zurückdrängend zog er dann stromaufwärts, bis er sich in der Gegend von Krefeld am 19. Juni endlich der unter Graf Clermont vereinigten französischen Armee gegenüber sah.

Die Franzosen standen in der flachen Heide südlich und südwestlich der genannten Stadt mit 91 Bataillonen und 109 Eskadrons, etwa 48000 Mann. Ihre Stellung war gut gewählt. Den rechten Flügel hatte Graf Clermont an das Neer-Bruch gelehnt; vor der Front befand sich die sog. Landwehr, ein hoher, steiler Wall, der mit Gestrüpp bewachsen und mit ansehnlichen Gräben eingefaßt war. Der linke Flügel stieß an sehr durchschnittenes, waldiges Gelände und war rückwärts-seitwärts gedeckt durch eine Reihe von Kämpen und Gehöften, die, von Wällen und Gräben umgeben, in hohem Maße verteidigungsfähig waren und die französische Armee wohl gegen Überraschungen von dieser Seite her sichern konnten.



Ferdinand zog schnell alle verfügbaren Kräfte an sich und hatte am 21. und 22. Juni zwischen Hüls und Kempen, nordwestlich von Krefeld*) im ganzen 35 Bataillone und 55 Eskadrons, davon

21 Bat. und 30 Eskadr. Hannoveraner,
8 „ „ 10 „ Hessen,
15 „ Preußen,
5 „ Braunschweiger und
1 „ Bückeburger

*) Siehe die beigefügte kleine Skizze.

mit der zugehörigen Regimentsartillerie und einigen Batterien schwerer Geschütze versammelt. Entschlossen, mit seinen 33000 M. den überlegenen Gegner hier anzugreifen, hatte der Herzog von den Türmen der zwischen den beiden Armeen gelegenen Ortschaften Krefeld und St. Tönis eingehend das südlich gelegene Gelände erkundet. Die Front des Feindes war durch die Landwehr vortrefflich gedeckt, und ein Angriff gegen diese mit schweren Geschützen besetzte Front erschien um so weniger ausführbar, als hier alle Anmärsche schon von weitem her vom Feinde wahrgenommen werden mußten. Ferdinand beschloß daher den feindlichen linken Flügel zu umgehen und Graf Clermont von Südwesten her überraschend anzugreifen.

Zu dieser Umgehung, die über St. Tönis, dann nach Südwest und Süden weit ausholend über Vorst und Anrath führen sollte, wurde der rechte Flügel der Armee — 15 Bat. und 26 Eskadr. — bestimmt. Die Infanterie dieses Flügels stand unter Herzog Ferdinands Neffen, dem schneidigen Erbprinzen von Braunschweig, die Kavallerie unter dem preußischen General Prinz v. Holstein. Diese Truppen sollten den Hauptstoß ausführen, weshalb ihnen auch mehrere schwere Geschütze beigegeben wurden.

Der linke Flügel — 19 Bat. und 29 Eskadr. mit dem Rest der Reserveartillerie — sollte unter dem hannoverschen General v. Spörcken aus dem Lager bei Hüls unmittelbar auf Krefeld vorgehen, zunächst den Feind mit Feuer in der Front beschäftigen und festhalten und dann, in Übereinstimmung mit dem Angriff der Umgehungstruppen zum wirklichen Angriff auf die Landwehr übergehen. — Herzog Ferdinand marschierte mit seinem Stabe an der Spitze der Infanterie des Erbprinzen von Braunschweig.

Nachdem sich die alliierte Armee früh morgens am 23. Juni in den angegebenen Richtungen in Marsch gesetzt hatte, wurden zur Ausfüllung der großen Lücke, die zwischen beiden Flügeln entstehen mußte, noch 6 Bat. und 6 Eskadr. unter dem hannoverschen General v. Oberg von den Truppen des linken Flügels abgezweigt, die über St. Tönis gegen den linken Flügel der französischen Aufstellung vorgehen sollten.

Bekanntlich ist der Plan Ferdinands, der einem kriegsgewandteren Feldherrn gegenüber ihm leicht hätte verhängnisvoll werden können, geglückt. Sein Gegner, Graf Clermont, war fest überzeugt, daß er nur in der Front angegriffen werden könnte, und so sehr durchdrungen von der Unmöglichkeit eines Angriffs gegen seinen linken Flügel, daß er sogar die anfänglich bei Anrath aufgestellte linke Flankendeckung wieder zurückzog. Die Um-

gehungsbewegungen der Alliierten konnten vom französischen Lager aus wegen des mit Wald und Gebüsch bedeckten Geländes nicht wahrgenommen werden. Als nun gleichzeitig mit dem Sichtbarwerden der Truppen des Generals v. Spörcken und v. Oberg auch Meldungen von dem Anrücken feindlicher Abteilungen gegen den linken Flügel zum Grafen Clermont kamen, hielt er die letzteren nur für ein Seitendetachement und legte ihnen deshalb keinen großen Wert bei. Zu spät erkannte er, daß der feindliche Hauptangriff gegen seinen linken Flügel gerichtet sei. Fünfzehn auserlesene Bataillone unter dem bewährten General Graf St. Germain ließ er nun die hinter dem linken Flügel gelegene Kämpe und Gehöfte besetzen. Aber nach dreistündigem schweren Kampfe mußten diese Truppen dem Stoß der Alliierten weichen und, vom Gegner verfolgt, den Rückzug antreten. Auch die französische Kavallerie, die mit großer Tapferkeit ihrer weichenden Infanterie zu Hilfe eilte, vermochte nicht, das Gleichgewicht hier wieder herzustellen. Graf Clermont gab seine Sache verloren und ließ den Rückzug antreten, trotzdem in jenem Augenblick sein rechter Flügel noch gänzlich geordnet, noch nicht im Gefecht gewesen und an Zahl der gesamten alliierten Armee noch überlegen war. Es gelang ihm übrigens, in guter Ordnung und vom Gegner nicht bedrängt, sich nach Süden zurückzuziehen. — — —

Nun zu den Leistungen der Hessen in dieser Schlacht. In der alliierten Armee waren an jenem Tage die hessischen Truppen und ihre höhere Stäbe wie folgt verteilt: Es standen

1. beim linken Flügel (Generalleutnant v. Spörcken): die Generalleutnants v. Wutginau und Prinz Anhalt, sowie der Generalmajor v. Fürstenberg mit den 4 Infanterie-Regimentern: Grenadier, v. Mansbach, v. Fürstenberg und Prinz Anhalt.
2. bei der Infanterie des rechten Flügels (Erbprinz v. Braunschweig): der Generalmajor v. Gilsa mit den 4 Infanterie-Regimentern: Garde, Leib-Regiment, Prinz Karl und Hanau.
3. bei der Kavallerie dieses Flügels (Generalleutnant Prinz v. Holstein): der Generalleutnant v. Einsiedel und der Generalmajor v. Urff mit den 3 Kavallerie-Regimentern: Leibregiment, Prinz Wilhelm und v. Miltitz, sowie dem Leib-Dragoner-Regiment. (Die hessischen Kavallerie-Regimenter hatten je 2, die Dragoner-Regimenter je 4 Eskadrons.)

(Schluß folgt.)

Die Wahrheit.

Wie der Kuckuck im vielstimmigen, blühenden, duftenden Wald lockt, überall und nirgends daheim, so lockt uns die Wahrheit.

„Kuckuck! — Kuckuck!"

„Willst du mich sehen, dann komm! — Kuckuck!"

Und wir müssen uns auf den Weg machen, vorsichtig, mit offenen Augen, ohne Geräusch.

Bald geht es durch Gebüsch, bald über leuchtende Waldwiesen.

„Kuckuck!"

Nun wieder dort.

Und nicht die Waldschlucht, nicht die Bocksdornhecke kann den Weg sperren.

„Kuckuck!"

Endlich sehen wir vielleicht auch einen Vogel in hastigem Fluge durch den Sonnenstrahl, der über den Waldweg läuft, flattern.

„Kuckuck!" — „Kuckuck!"

War er es?

Wie sah er aus? Wie nur?

Ja, wie?

— — Wie die Wahrheit! — —

Wir sind in der Jugend, im Frühling ausgezogen. Und was sahen wir?

Heia! Wir haben auf dem Weg das Leben gesehen und seinen Jubel gehört.

Amseln und Buchfinken und vom Feld her die Lerche .. Wir haben Duft und Sonne getrunken.

Schlüsselblumen und Windröschen ... Lindengesäusel und Waldwasserlied ...

Was schadet's, daß wir nicht wissen, ob der ferne Vogel der Kuckuck war?

Mit einem Strauß in der Hand und neuem Mut in der Brust kommen wir heim.

„Kuckuck!"

— — — Vielleicht war er's doch? — — Vielleicht! — Aber: Das Leben haben wir geschaut! Duft und Sonne!

Valentin Traudt.

Ansprache des Professor Edward Schröder
bei Enthüllung der Gedächtnistafel für Ernst Koch zu Witzenhausen am 3. Juni 1908.

Festgenossen, Heimatsgenossen!

Der Landsmann, den zu ehren wir uns heute, am 100jährigen Gedächtnistage seiner Geburt, hier versammelt haben, ist nicht ein Kind unserer Vaterstadt gewesen, aber er hat hier in Witzenhausen, in diesem Hause vor der Brücke glückliche Kindheitsjahre verlebt, und indem er später die Erinnerung seiner Knabenzeit im leicht angedeuteten Rahmen anmutiger Landschaftsbilder wieder aufleben ließ, hat er durch seine Dichtung über unsern Heimatsboden einen unvergänglichen Glanz gebreitet. Unter allen Kurhessen haben wir Lenzbächer ein Vorrecht, ihn den Unsern zu nennen — der Unstäte, der zur Heimatlosigkeit verdammt schien, der in der Fremde gestorben ist, hier hat ihm treues Gedächtnis und dankbare Liebe eine Stätte bereitet, an der sein Name haften, an der ihn auch die Vorstellung unserer kurhessischen Landsleute für alle Zeit festhalten wird.

Ernst Koch ist am 3. Juni 1808 zu Singlis, auf dem damaligen Marburger Universitätsgut, im Hause seiner Großeltern geboren, 1816 ist er nach Witzenhausen gekommen, wohin der Vater als hessenrotenburgischer Oberschultheiß versetzt war. Im Jahre 1821 siedelte der Knabe mit den Eltern nach Kassel über. Fünf Jahre also hat er hier im Werratale zugebracht, aber es waren nach seinem eigensten Bekenntnis bedeutungsvolle Jahre. Hier hat er die Kantor- und die Rektorschule besucht, die großen Freuden und den kleinen Kummer der Schulzeit wechselweise gekostet, hier ist er vom Elementarunterricht zu den ersten humanistischen Kenntnissen, von kindlichen Spielen zu jugendlicher Schwärmerei fortgeschritten, hier hat die wundervolle, liebliche Natur in Verbindung mit der Lektüre Schillers, Körners, Matthissons in dem frühreifen Knaben den Poeten geweckt. Dann ist Kassel der Schauplatz seiner Gymnasiastenjahre geworden, Marburg und Göttingen haben den feuchtfröhlichen Korpsbruder und den fleißigen Kandidaten gesehen, der im Jahre 1829 mit der Promotion zum Doctor juris seine Studien abschloß. Dem 21jährigen schien die Welt offen zu stehen: seine Marburger Lehrer ermunterten ihn zur akademischen Laufbahn, über deren Schwelle ihn das Wohlwollen unseres großen Landsmanns Friedrich Karl von Savigny zu geleiten versprach. Da bewog ihn die Umgestaltung der politischen Verhältnisse seiner Heimat, von Berlin nach Kassel zurückzugehen: er wünschte an der freiheitlichen Entwickelung Kurhessens einen tätigen Anteil zu nehmen, seine Begeisterung und sein Können ganz in den Dienst der engern Heimat zu stellen.

Aber es kam anders, ganz anders, als er es sich selbst gedacht, als es seine Freunde gehofft hatten. Zwei Jahre später war aus dem enthusiastischen Liberalen, dem Lieblingsschüler des Vaters der kurhessischen Verfassung, des Professors Sylvester Jordan, ein Gehülfe des Ministers Hassenpflug geworden, der den Vierundzwanzigjährigen, den tüchtigen Juristen und federgewandten Literaten, als außerordentlichen Referenten ins Ministerium zog und ihm dadurch die unerwartete Aussicht eröffnete, rasch zu dem Ziel zu gelangen, das für ihn seit seiner Verlobung mit Henriette von Bosse alles andere zurückdrängte. Das Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied" hat seine ernste Wahrheit an ihm geradezu tragisch bewährt. Ihm schien die Vorsehung alles im reichsten Maße beschert zu haben, liebende Eltern, eine schöne und geistvolle Braut, Gaben des Geistes und des Herzens, die ihm die Gunst von Hohen und Niedern erwarben, die den Verfasser anspruchsloser literarischer Erstlinge, der „Vigilien" des „Rechtskandidaten Leonhard Emil Hubert", rasch zum Liebling des liberalen Kasseler Publikums machten. Aber er wußte mit dieser Fülle des Besitzes nicht zu schalten, er selbst schlug sein Glück in Scherben, und als er sah, daß das Vertrauen der Eltern, die Liebe der Braut, die Gunst des Publikums sich ihm entzogen, da verlor er völlig den Halt, er stürzte sich in Zerstreuungen, die seiner nicht würdig waren und verließ im Dezember 1834 in eben dem Jahre wo der „Prinz Rosa Stramin" erschienen war, die Heimat, um in Irrungen und Wirrungen, in Not und Bitterkeit dreier schwerer Jahre zu büßen dafür, daß eine ernste Zeit den Jüngling nicht als Mann gefunden hatte. Wir wissen, daß er sich in Straßburg und Paris vergeblich um eine Existenz bemühte, und wir breiten gern den Schleier über jene Zeit, in der er seine sittliche Würde eingebüßt zu haben schien. Daß er mehr als 1½ Jahre in der Fremdenlegion in Algier und Spanien gedient hat: unter namenlosen Strapazen und Entbehrungen, das wissen wir, und in seinen Erzählungen, besonders in den novellistischen Bildern „Aus dem Leben eines bösen Jungen" haben manche Erlebnisse aus dieser Epoche einen ergreifenden Niederschlag gefunden. Aber eine literarische Beichte für die Zeit seiner tiefsten materiellen und sittlichen Not stellt dieses Buch keineswegs dar: er war ihrer vor der Öffentlichkeit überhoben, seitdem er im Lazarett zu Pamplona in die Hände

eines spanischen Priesters das Bekenntnis zur katholischen Kirche abgelegt hatte!

Nach drei Jahren kehrte der ehrenvoll entlassene Korporal der Fremdenlegion in die Heimat, der verlorene Sohn ins Elternhaus zurück. Abermals folgen vergebliche Bemühungen, sich eine Existenz zu gründen, Versuche, die gelegentlich zeigen, daß ihn auch die furchtbaren Prüfungen seiner spanischen Zeit die Würde und den Stolz des Mannes nicht hatten finden lassen. 1839 zog ihn sein alter Gönner Hassenpflug nach Luxemburg, und hier, auf einem zweifelhaften Vorposten deutscher Sprache und Kultur, hat er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens zugebracht: in wechselnden Stellungen, aber zuletzt doch in einem ihn selbst befriedigenden und von vielen dankbar gepriesenen Wirken als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der höheren Lehranstalt, dem Athenäum. 50 jährig ist er am 24. November 1858 einem Lungenleiden erlegen, das er sich in Spanien zugezogen hatte.

Noch heute lebt sein Gedächtnis in Luxemburg im Herzen jüngerer Freunde und Schüler und umgibt segensvoll die Kinder und Enkel: das Andenken eines gütigen und begeisterungsvollen, herzensreinen und liebenswerten Menschen, eines Menschen, dessen Name Wehmut wecken muß, weil ihm keiner seiner reichen Blütenträume gereift ist. Er hat als Sohn und Bräutigam denen, die seinem Herzen am nächsten standen, das Glück entzogen, das nach menschlicher Berechnung fest gegründet schien; er hat keine der hohen Erwartungen erfüllt, die er als Gelehrter, als Beamter, als Dichter erwecken durfte. Auch als Dichter nicht! Wir urteilen heute gewiß anders, als die politisch erregten Kasseler Zeitgenossen, die schon in dem „Prinzen Rosa Stramin" den Renegaten und Reaktionär witterten, der sie um die Hoffnungen der „Vigilien" betrogen habe, aber über dies Jugendwerk und die besseren seiner lyrischen Einschlüsse hinaus hat er als Erzähler und Lyriker keine Fortschritte gemacht. Seine späteren Novellen beglaubigen wohl sein Erzählertalent und geben Kunde von seinen bewegten Wanderjahren, sind aber keine Zeugnisse eines großen Reichtums der Phantasie und wachsender künstlerischer Einsicht. Und vollends die Gedichte, welche guten Willens Ungeschick — zu Luxemburg 1859 — wahllos aus dem Nachlaß ans Licht gebracht hat: diese schwülstigen Strophen auf den Kurprinzen und die Gräfin von Schaumburg, dieser luxemburgische Lokalpatriotismus neben mäkelnder Kritik an Ernst Moritz Arndt und seinem Vaterlandsliede, dies bekenntnisdurstige Katholikentum, das aus der Abwehr zum Angriff übergeht — wir grollen ihm heute nicht darum, denn wir wissen, auf welch bitteren Schmerzenspfaden er uns fremd geworden ist, und wir gönnen ihm die Ruhe nach stürmischer Fahrt im fremden Hafen.

Aber wir wollen ihm nahe bleiben, der ein Stück von uns war, und darum halten wir uns an das Werk von der Sonnenhöhe seines Jugendglückes, in das nur leise die Vorahnung kommender Stürme hineinspielt, an den „Prinzen Rosa Stramin"! Wir verstehn noch sehr wohl, daß dies Werkchen, und fast mehr noch die losen Feuilletons, die ihm vorausgingen, auf eine höchst unpoetische und literarisch wenig bewegte Umgebung den Eindruck von Genialität machten, daß man das Ganze für viel origineller hielt, als es dem Literaturfreund von heute erscheint, der neben dem Vorbild der „Reisebilder" Heines in der Lyrik allerlei sich ablösende und durchkreuzende Muster erkennt und in der Gefühlsweichlichkeit einzelner Partien sogar den von Koch selbst verspotteten Clauren abgespiegelt sieht. Es bleibt doch immer der Eindruck einer sprudelnden Phantasie: ein reger Wechsel der Bilder, Farben und Töne, der weder ermüdet noch beunruhigt. Die Formlosigkeit erscheint nicht als Unvermögen, sondern als künstlerisches Prinzip, und die beständige Folge von Zartem und Derbem, von sanfter Schwärmerei und toller Ausgelassenheit, von Andacht zum Kleinen und Kritik des Kleinlichen wirkt wie der überquellende Reichtum eines poetischen Füllhorns. Uns, seinen kurhessischen Landsleuten, bewahrt das Werk eine ewige Jugendfrische, stärkt es den Reiz unserer Heimat und die Liebe zu ihr, deren Anmut hier einmal die Begeisterung eines echten Poeten entzündet hat. Wie oft hat das Zauberwort „Prinz Rosa Stramin" in der Fremde schon landsmannschaftliche Beziehungen geknüpft und heimatliche Erinnerungen ausgelöst! Wie erfreut und stolz sind wir Witzenhäuser, wenn uns draußen ein Kenner unseres Dichters als „Lenzbächer" anspricht — und wenn man uns dann die zweifelhafte Ehre anträgt, zugleich die „Schinkenburger" zu sein, so wehren wir uns wohl dagegen — und mit Recht —, aber wir zürnen nicht. Wir erbauen uns an Ernst Kochs Gemütsweichheit wie an den tollen Purzelbäumen seines Humors. Und wenn wir hier diese lachende Landschaft überblicken: von den Wartebergen bis zu den Neun Gründen, von der Kirche, in deren Schalloch einst der Knabe gestanden, über den Strom und das Elternhaus hinweg zu dem Weinberg, der den Phantasien des kindlichen Geigers gelauscht hat, diese reichgesegnete Landschaft, die ihm den dichterischen Sinn erschlossen, die sein dichterischer Mund für uns geweiht hat, dann gedenken wir in Liebe und Treue unseres heimatlichen Poeten, dann segnen wir das Andenken Ernst Kochs.

Und so falle nun die Hülle von der Tafel, die sein Andenken an diese Stätte bannen und seinen

Namen mahnend ins Gedächtnis rufen möge: den Alten, die mit ihm einst geschwärmt und gelacht haben, den Jungen, die auf dem Schauplatz seiner Kindheit das Glück der Jugend genießen, den Wanderern, die von unseren waldbedeckten Bergen herniedersteigen und über diese Brücke der Heimat wieder zueilen. Wir weihen ihm diese Tafel, weil wir ihn zu den Lebendigen zählen, weil wir hoffen, daß sein Gedächtnis unter uns fortleben wird bis in ferne Zeit.

Die Stammtruppenteile des 2. Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 82.

Von Theodor Meyer.

Bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Vereins ehemaliger 82er am 3. Mai d. J. zu Kassel gedachte der Vorsitzende des Kreiskriegerverbandes Kassel-Stadt, Hauptmann d. L. Prof. Dr. Fennel, der ruhmvollen Vergangenheit des alten kurhessischen Stammregimentes, das schon unter dem Prinzen Eugen und Marlborough gekämpft habe. Es lohnt sich, den glorreichen Taten des alten Regimentes und dessen Geschichte einmal näher zu treten, zumal in der Gegenwart viele Hessen, auch Kasselaner, wieder im Regiment dienen.

Das alte Kurhessische 2. Infanterie-Regiment war ehemals aus zwei Regimentern gebildet worden. Früher bestanden die Infanterie-Regimenter in der Regel nur aus einem Bataillon zu 6 bis 10 Kompagnien. Im siebenjährigen Kriege waren alle Regimenter auf zwei Bataillone gebracht, diese gingen jedoch nach Friedensschluß wieder ein. Erst im Jahre 1789 wurden je zwei Regimenter zu einem Regiment mit zwei Bataillonen vereinigt, so daß jedes alte Regiment im neuen ein Bataillon bildete. Das 2. Kurhessische Infanterie-Regiment war übrigens auch das einzige der zuletzt bestehenden Infanterie-Regimenter, das seine ursprünglichen Stämme am besten bewahrt hatte, ohne mit anderen Truppenteilen vermischt oder vereinigt worden zu sein.

Beide Bataillone haben eine besonders ruhmreiche Geschichte. Das erste Bataillon des bis 1866 bestandenen 2. Kurhessischen Infanterie-Regiments wurde als Regiment Prinz Karl im Jahre 1687 errichtet, das zweite Bataillon als Regiment v. Hanstein sogar schon im Jahre 1684. Beide Regimenter wechselten nun im Laufe der Jahre ihre Namen, da es früher gebräuchlich war, die Regimenter stets nach ihrem derzeitigen Chef zu benennen. Das erste Bataillon — als Regiment Prinz Karl — sehen wir 1687 auf der Reise nach Griechenland, wo es gegen die Türken kämpfen sollte, im Juli zu Venedig. Es war eine stattliche Schar von 1000 Mann, die hier von dem Dogen Marcantonio Giustiniani gemustert wurde. Die Venetianer waren über die Haltung des Regiments so erstaunt, daß sie eingestanden, „solch schön Volk noch nie gesehen zu haben". Ihre Bewunderung ging so weit, daß der Staat beschloß, jedem Soldaten $1^1/_2$ Dukaten, jedem Offizier eine goldene Ehrenkette mit dem Bildnis San Markos zu verleihen. Das Regiment zeigte sich dieser Anerkennung aber auch würdig. Auf Morea gelandet, half es Korinth einnehmen, Athen erobern und erwarb sich den größten Ruhm, als es den Marabut von Negroponte erstürmte und auf den Wällen dieser Hauptschanze die hessischen Fahnen statt des türkischen Halbmondes aufpflanzte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1689, wohnte es den Feldzügen am Rhein und in den Niederlanden bei. 1692 finden wir es bei der ruhmvollen Verteidigung der Festung Rheinfels. Im spanischen Erbfolgekriege von 1701—1714 nahm es teil an den Feldzügen in Bayern, den Niederlanden, am Rhein und in Italien. Am 13. August 1704 finden wir das Regiment in der glorreichen entscheidenden Schlacht von Hochstädt, wo die Hessen den französischen Oberbefehlshaber, den Marschall Tallard, gefangen nahmen. 1709 war es bei der siegreichen Schlacht bei Malplaquet beteiligt. Es kämpfte hier mit Auszeichnung unter Prinz Eugen und Marlborough.

Das Regiment hieß seit 1701 Regiment Prinz Wilhelm, 1705 v. Wilke und seit 1709 v. Dönhoff. Während des österreichischen Erbfolgekrieges von 1741—1748 sehen wir das erste Bataillon, das jetzt Regiment v. Donop hieß, in Brabant, Bayern und in Schottland siegreich kämpfen. 1756 war es als Regiment Prinz v. Isenburg bei dem Zuge nach England und zog von hier aus gleich in die Kämpfe des siebenjährigen Krieges, wo es auf der Seite Friedrichs des Großen an vielen Schlachten und Gefechten ruhmvollen Anteil nahm. Am 23. Juli 1758 kämpfte es in der Schlacht bei Sandershausen. Obgleich die Hessen der großen Übermacht der Franzosen weichen mußten, hatten sie diesen mehrere Fahnen und Standarten, sowie ein Paar silberne Pauken abgenommen. Dagegen half es 1759 wieder die siegreiche Schlacht

bei Minden gewinnen. Im Jahre 1759 bekam das Regiment, da Prinz v. Isenburg in der Schlacht bei Bergen gefallen war, den Obersten v. Bischhausen zum Chef und 1762 den Generalmajor v. Wilke. Am 24. Juni 1762 nahm es teil an der Schlacht bei Wilhelmsthal, wo die Franzosen unter Marschall Soubise geschlagen wurden.

1776 bis 1783 finden wir das erste Bataillon unter dem Namen Regiment v. Donop in Amerika, wo es ruhmvoll, namentlich bei Erstürmung des Fort Washington kämpfte. Nach diesem Kriege erfolgte im Jahre 1789 die Vereinigung mit dem zweiten Bataillon zum Regiment v. Kospoth.

Das zweite Bataillon war, wie wir oben schon gehört haben, im Jahre 1684 als Regiment v. Hanstein errichtet worden. Als solches focht es in Ungarn gegen den Erbfeind der Christenheit, die Türken, half Ofen erstürmen und am 12. August 1687 die glorreiche Schlacht bei Mohacs schlagen. Es ist der einzige althessische Truppenteil, der seine Entstehung den Türkenkriegen verdankt, in denen er seine Feuertaufe erhielt. Nach Hessen zurückgekehrt, hatte das Regiment die Ehre, fünf Prinzen von Hessen, die Söhne des Landgrafen Karl, hintereinander als Chefs zu haben. 1690 Prinz Wilhelm, 1701 Prinz Karl, 1703 Prinz Leopold, 1705 Prinz Ludwig und 1706 Prinz Maximilian. Drei dieser Heldensöhne sahen die Heimat nicht wieder, da sie ihren Wunden oder Krankheit erlagen. Von 1689 bis zum Ryswijker Frieden kämpfte das Regiment am Rhein und in den Niederlanden mit Auszeichnung, befand sich auch 1692 bei der ruhmvollen Verteidigung von Rheinfels.

(Schluß folgt.)

Georg Cornicelius, ein hessischer Maler.

Von Paul Heidelbach.

(Schluß.)

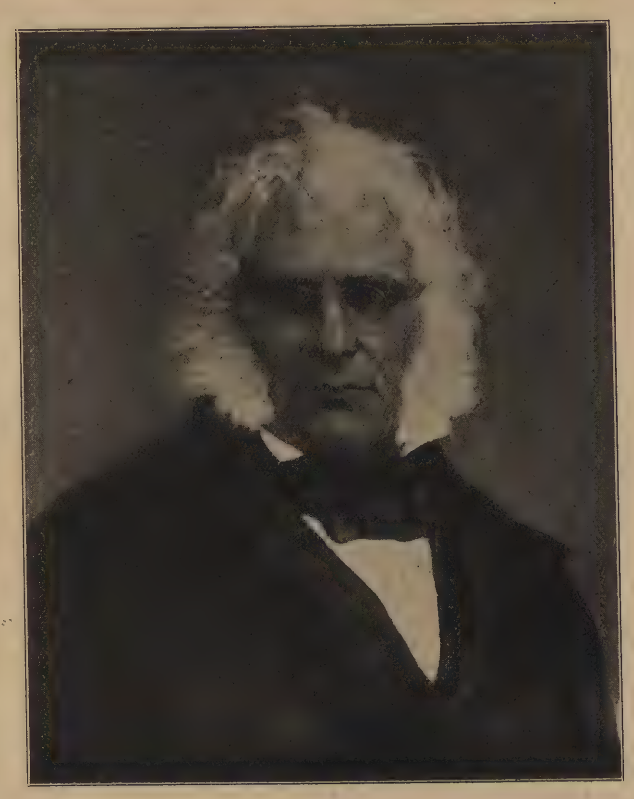
Der Porträtmalerei, mit der Cornicelius sich schon als Knabe und Jüngling unter Anleitung des scharf beobachtenden Pelissier eingeführt hatte, blieb er bis zu seinem Tode getreu. Die Zahl der von ihm gemalten Bildnisse von verschiedenem Kunstwert beläuft sich auf über dreihundert, und ihr Verbreitungsradius reicht, wenn man Hanau als Mittelpunkt annimmt, nicht weit über Frankfurt hinaus. Sie beanspruchten einen großen Teil seiner Arbeitskraft. namentlich seitdem sich nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges der allgemeine Wohlstand auch für ihn in Porträtbestellungen äußerte, die ihm in erster Linie eine ziemlich sichere Erwerbsquelle bieten mußten. Sein Selbstbildnis aus dem Jahre 1858 mit dem fein modellierten Kopf zeigt uns einen Mann in der Vollkraft seiner Jahre, der schon eine gewisse Höhe seines Lebenszieles erreicht hat und mit nicht unberechtigtem Stolze seine Blicke auf uns richten darf.*) Im selben Jahr entstand auch das Bildnis seiner Braut, Sophie Eberhard, der Tochter eines Gastwirts in Kesselstadt, mit der er sich 1859 vermählte. Einen Fortschritt in der Bildnismalerei bedeutet dann das 1865 entstandene Porträt seines Lehrers Pelissier, das 1875 bei seiner Ausstellung in Berlin die rückhaltlose Anerkennung der Kritik fand und jetzt in der Aula der Hanauer Akademie hängt.**) Weiter sind noch hervorzuheben das ganzfigurige Bildnis einer 82jährigen Frau (1879), die Porträts des Justizrats W. Osius (1882), des Großindustriellen Philipp Holzmann (Frankfurt, 1885) und des Sanitätsrats Dr. F. W. Noll (1889). Eine besondere Rolle in seiner Porträtmalerei spielt das Kinderbildnis, für das ein Künstler wie Cornicelius mit seinem großen Verständnis für die Psyche des Kindes geradezu prädestiniert war.

Noch bleibt seine Landschaftsmalerei zu erwähnen. Trotz allem Verständnis für die intimen Reize der Natur würde Cornicelius wohl nicht dazu gekommen sein, eine Landschaft um ihrer selbst willen zu malen, wäre er nicht durch die Studien zu seinen Märchenbildern „Hänsel und Gretel“ dazu übergeleitet worden. Und so entstanden denn in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, also in der Zeit, in der er vorübergehend in der Romantik der Märchenwelt aufging, auch seine stimmungsvollsten Landschaftsbilder. Seine Motive holte er fast einzig und allein aus der nächsten Umgebung Hanaus, und hier vor allem aus dem Steinheimer Wald, dessen Höhen den Ausblick auf das untere Maintal mit seinen den Hintergrund begrenzenden Taunusbergen ermöglichen. Ein für Cornicelius als Landschaftsmaler charakteristisches Ölbild besitzt die Kasseler Galerie: „Landschaft bei Gewitterstimmung am Abend“. Es bietet einen Blick von den Steinheimer Steinbrüchen auf die nach Westen sich erstreckende Mainebene mit dem sie abschließenden Taunus, „jedoch mit den Augen eines Malers und Dichters

*) Vgl. die Wiedergabe in Nr. 10.
**) Vgl. S. 172.

gesehen. Die drückende Schwüle eines Sommertages kurz vor einem Gewitter deuten schon die wenigen, sich der Gesamtstimmung unterordnenden Figuren an." Ähnliche Bilder, die nur in andere Stimmungswerte umgesetzt wurden, malt Cornicelius wiederholt. Eines seiner prächtigsten Landschaftsbilder stellt die alte Zentgerichtslinde des als kurmainzische Zollstätte und Sommerresidenz mit Mauern und Türmen wohlversehenen Großsteinheim am Main dar, die schon Albrecht Dürer 1520 auf seiner Reise nach den Niederlanden mit Bewunderung betrachtet haben soll. Wenn einige seiner Landschaften, besonders in der Kasseler Galerie, auch Berührungspunkte mit den besten holländischen und venetianischen Vorbildern zeigen, so sind sie doch durch das Medium einer deutschen Künstlerseele erschaut und von ihr empfunden. In seinen Lichtproblemen ist er vielen deutschen Landschaftern seiner Zeit vorausgeeilt. „Selten", sagt Oskar Eisenmann*) von ihm, „hat er Landschaften gemalt. Leider! Denn die wenigen, die wir kennen, sind ebenso originell wie ergreifend."

So offenbart sich uns Cornicelius als eine außerordentlich vielseitige Künstlernatur, die als Mensch



G. Cornicelius: Porträt seines Lehres Th. Pelissier.
(Teilausschnitt.)

*) „Hessenland" 1899, Seite 253.



Landschaft bei Gewitter. Gemälde von G. Cornicelius.

und als Künstler durchaus deutsch dachte und bei der die Phantasie und die Gefühlssphäre die Verstandestätigkeit überwogen. Die Frage, welcher Platz ihm in der Kunstgeschichte anzuweisen sei, hat A. Winkler in seinem Nachruf dahin zu beantworten versucht: „Wenn man ihn unter den Malern des 19. Jahrhunderts einer kunstgeschichtlichen Gruppe einordnen wollte, so müßte man ihn zu Lessing, Piloty, Anselm Feuerbach, W. Lindenschmit stellen. Nur nicht im Sinne einer direkten Beziehung und Abhängigkeit; Cornicelius ist ganz seine eigenen Wege gegangen. Sie sind geistesverwandt, ihre Stoffwahl ist eine ähnliche. Das lag zum Teil im Zuge der Zeit."



Linde zu Steinheim. Gemälde v. G. Cornicelius.

Außerordentlich interessant ist das Kapitel, in dem Siebert die Malweise von Cornicelius, die mannigfachen Arten seiner künstlerischen Konzeption bis zur Ausgestaltung der äußeren Form, überhaupt seine Art zu arbeiten, die Technik seiner Malerei schildert.

Es erübrigt noch, einen Blick auf den Rest seines Lebens zu werfen.

Einige Tage vor seiner Vermählung (1859) trat Cornicelius — er war von seiner katholischen Mutter katholisch erzogen worden — zur protestantischen Kirche über, der er durch die Taufe angehörte. Bedenken innerer Natur hatten ihn dem Katholizismus in zunehmendem Maße entfremdet und Differenzen im Beichtstuhl hatten den Ausschlag gegeben. Die ihm nach Pelissiers Tode 1863 angebotene Leitung der Hanauer Akademie lehnte er aus seinem künstlerischen Unabhängigkeitsgefühl heraus ab. 1869 fuhr er mit seinem Freunde August Schleißner (dem das Verdienst gebührt, die Ziselierkunst wieder in Deutschland eingeführt zu haben) nach Oberitalien, wo er in den Galerien wie in der Natur viele neue Schönheiten in sich aufnahm; 1874 führte ihn sein Weg abermals nach dem Süden, wo namentlich in Florenz der feinfühligste Kolorist der mittelitalienischen Malerei, Andrea del Sarto, einen bleibenden Eindruck auf ihn ausübte. Im Jahre 1880 führte ihn eine Typhusepidemie wiederum nach Oberitalien; seitdem hatte er seine Vaterstadt nicht mehr verlassen. 1888 erhielt er vom Kultusminister den Titel Professor. Am 9. Dezember 1898 endete sein arbeitsreiches Künstlerleben, nachdem ihn noch bis zuletzt eine Fülle von künstlerischen Ideen beschäftigt hatte.

Im Gegensatz zu manchen noch kleineren niederländischen Städten, die oft mit großen Opfern die Erinnerungszeichen an die in ihnen geborenen Maler zu erwerben suchen, kann die Stadt Hanau, abgesehen von einigen in Privatbesitz befindlichen Bildern, keine sichtbaren Andenken an Georg Cornicelius, den Landsmann der Brüder Grimm, aufweisen. Daß Cornicelius zeit seines Lebens nur einem kleinen

Kreise bekannt wurde, lag an ihm selbst, an seinem starken Unabhängigkeitsgefühl und seiner vornehm zurückhaltenden Gesinnung, die es verschmähte, an dem öffentlichen Kunstleben mit seinen oft in so häßlichen Formen sich abspielenden Kämpfen sich zu beteiligen. Wenn einige Kritiker ihn mit Bezug auf die Leistungen seiner letzten Jahre als veraltet bezeichneten, so begegnet Karl Siebert diesem Urteil im Schlußwort seiner trefflichen Monographie mit den Worten: „Meinem Empfinden nach dürfte die deutsche Kunst sehr zufrieden sein, noch einige solcher veralteten Maler zu besitzen. Bei dem raschen Wechsel der Zeiten mit ihren gesetzmäßig wiederkehrenden Änderungen des Kunstgeschmackes und der Geistesrichtungen bleibt doch der Mensch als solcher unverändert. Ein Künstler, der ihn, wie Cornicelius, als ein Geschöpf mit seinen ihm von der Natur verliehenen körperlichen und seelischen Anlagen zum Gegenstand seiner Kunst wählt, kann im Grunde genommen nie veralten, wenn auch die Mode des Tages bei der ihr huldigenden großen Menge sein Andenken vorübergehend verdunkelt."

Und wie sich diese Wertung speziell auf des Künstlers Leistung als Porträtist und Genremaler bezieht, so muß Cornicelius weiter auch als der erste, mit einem feinen Gefühl für den Zusammenhang der Farben ausgestattete landschaftliche Stimmungsmaler seiner engeren hessischen Heimat angesprochen werden.*)

*) Nachträglich sei noch ein Druckfehler auf Seite 137, Spalte 2 berichtigt. Theodor Pelissier wurde nicht von Bonn, sondern von Rom aus nach Hanau berufen. Er weilte neun Jahre in der ewigen Stadt und verkehrte viel in den Kreisen der Nazarener, auch war er mit dem Landschafter J. A. Koch bekannt und sehr wahrscheinlich noch mit Horace Vernet.

Der Preis, zu dem das Bild „Jesus und die Samariterin" verkauft wurde (vgl. Seite 138 Spalte 2) betrug 2500 Gulden (4250 Mark).

Kasseler Theater.

Das Hoftheater ist in die Ferien gegangen. Vorher aber hat es uns noch eine Uraufführung beschert, „Bärbe Amelung" von Karl Schüler. Die dreiaktige „Komödie" ist sehr interessant. Sie zeigt, daß es dramatische Dichter gibt, für die die ästhetischen Lehren und Erfahrungen des letzten Halbjahrhunderts einfach nicht existieren, die in der Birch=Pfeiffer ihr Vorbild, in Benedix ihren Gott sehen. Zwar — beiden tun wir Unrecht, sie mit Schüler auf eine Stufe zu stellen. Verglichen mit ihm, ist Frau Birch=Pfeiffer ein Muster an Natürlichkeit, Wirklichkeitstreue und Charakterzeichnung, Benedix ein Klassiker.

Daß ein Hoftheater, dessen Publikum doch nicht gerade aus sentimentalen Nähmädchen besteht, auf einen Erfolg dieses Stückes rechnen konnte und die Mühe der Einstudierung an dieses weltfremde Machwerk wendete, ist erstaunlich. In zahllosen unwahrhaftigen und unmöglichen Familienblatterzählungen ist der Konflikt zwischen Liebe und Dankbarkeit behandelt. Blutenden Herzens will der Held auf sein Lebensglück verzichten und die Dame heiraten, deren Mutter er soviel verdankt. In allen schlechten Kolportageromanen kann die Heldin von Liebe nur geheilt werden, wenn der Geliebte am Bette sitzt. Aber die Liebe siegt, das Mädchen wird gesund und heiratet den Übermenschen. Das hat Schüler mit viel Behagen auf drei Akte ausgedehnt. Allerdings ist ihm das nur mit Hilfe des aus Wilhelm Busch bekannten Brüderpaares gelungen, das hier als Gymnasiasten auftritt und loses Mundwerk, goldnes Herz, unerschöpflichen Appetit hat. Dieses Brüderpaar gefällt dem Autor so sehr, daß er es sogar mitten in die „bewegendste" Rührszene lustig einschiebt. Es war furchtbar, so furchtbar, daß im letzten Akt selbst unser gutmütiges Publikum die gewohnte Nachsicht vergaß und — ein im Hoftheater fast unerhörter Vorgang — zu zischen begann. Die Schlußszene, in der der verlassenen Braut, die den Ungetreuen herzlich liebt, sofort eine andere, auch sehr gute Partie in sichere Aussicht gestellt wird, war eben der Gipfelpunkt psychologischer Unmöglichkeiten, die sich hier vor uns entrollten. Wäre nicht der Autor leibhaftig erschienen, man hätte wetten können, das Stück sei fünfzig bis hundert Jahre alt und aus dem Schutte des Archivs durch einen unglücklichen Zufall aufgetaucht. Daß ein moderner Mensch diese Trivialitäten in Dialogform gebracht, hätte man nie und nimmer geglaubt. Schade die große Mühe, die sich die Regie (Herr Munkwitz) mit der „Komödie" gegeben, schade die Hingebung, mit der die Künstler sich ihrer Aufgabe unterzogen. Von diesen seien besonders die Damen Groa und Hartmann als freche Gymnasiasten, Herr Pickert als polternder, gutherziger Onkel, Herr Jürgensen als wirksamer Kleinstadtintrigant genannt.

Die künstlerische Bilanz des letzten Theaterjahres liegt nunmehr vor. Sie weist keinen besondern Gewinnsaldo auf. Ihr Ergebnis scheint vielmehr, was die Aufführung von Novitäten betrifft, ziemlich dürftig. Im Schauspiel nur drei Stücke bleibenden Wertes: Die Rabensteinerin, Die Condottieri, Meroë. Und auch diese haben es nur zu einer kleinen Anzahl von Aufführungen gebracht. Doch das geht den Kritiker des Theaters nichts an, sondern würde in eine Kritik des Publikums gehören. Die Oper brachte uns Tiefland und Othello, außerdem die unvermeidliche Salome, Walzertraum, Lustige Witwe. An dieser Dürftigkeit ist aber die Theaterleitung allein nicht schuld. Es scheint wirklich, als ob die dramatische Produktion, in Schauspiel und Oper, augenblicklich auf einen beschämenden Tiefstand angekommen und die dichterische Impotenz bei uns Trumpf sei.

Die Uraufführungen erwiesen sich als Nieten. Sie — Das Lied vom Meth und Bärbe Amelung — hätten uns wirklich erspart werden können. In einer großen Anzahl von Neueinstudierungen wurde uns viel künstlerisches Verständnis, eifrige Arbeit und aufopfernde Hingebung gezeigt ....

Seit einigen Wochen hat das Residenztheater seine Pforten wieder eröffnet. Eine Anzahl französischer und auch deutscher Stücke, die in übermütiger Zwei= und Eindeutigkeit das Mögliche leisten, zog an uns vorüber. Aber auch ein ernstes Drama, das mit der Prätension auftritt, ein Problem zu bieten, Schalom Aschs „Gott der Rache". In der Reichshauptstadt ist das Stück von einer Schar von Freunden des Autors wie ein Meisterwerk aufgenommen worden. Ihr

Urteil bedarf sehr der Nachprüfung. Die Verantwortung für die genaue Schilderung des Milieus muß man dem Autor überlassen. Die Szene stellt ein schlechtes Haus in einer russisch-polnischen Stadt dar. Schalom Asch, der aus jener Gegend stammt, wird wissen, ob es dort solche Menschen gibt: Juden, die, was allerdings unwahrscheinlich klingt, den Gott der Gerechtigkeit, den ihre Religion lehrt, für einen Gott der Rache halten; die einen Pentateuch abschreiben lassen und glauben, damit ihre Verbrechen gesühnt zu haben. — Dieses Milieu ist widerwärtig und ekelerregend. Zwar auch Wedekind hat sich im „Totentanz" den gleichen Schauplatz gewählt. Und das Buch noch dazu seiner Braut gewidmet. Aber der „Totentanz" ist unseres Wissens auch nicht aufgeführt worden. In dieser mißduftenden Umgebung ist die Tochter des Hausbesitzers aufgewachsen. Sie wird, was ihre Mutter war — eine Dirne, und der Vater, dessen Beten umsonst gewesen, jagt sie „nach unten." Er wälzt die Schuld, die Vererbung, mangelhafte Erziehung, böses, nicht zu verheimlichendes Beispiel, verderbte Umgebung tragen, bequemer Weise dem „Gott der Rache" zu. Als Sittenschilderung aus Halbasien ließe man sich das Stück trotz des mangelnden Interesses für die agierenden Personen gefallen. Als Einzelfall aus einer kulturlosen Welt, die uns fern liegt und kaum verständlich ist. Als Drama wirkt es abstoßend und widerwärtig. Gespielt wurde es vorzüglich . . . .

Zum Schlusse sei es dem Referenten gestattet, einen Druckfehler im letzten Theaterartikel zu berichtigen. Er wollte seiner Verwunderung Ausdruck geben, daß Ibsen, dieser Romantiker, als „Realist" — nicht als Idealist — gefeiert werde.

H. Blumenthal.

Dem seltsamen Prinzen Rosa-Stramin.

Vier Treppen hoch ein Stübchen unterm Dache,
Die Decke niedrig und die Fenster schmal,
Doch weithin über steile graue Giebel
Ein Blick ins waldumkränzte Fuldatal!

Als Schmuck der Wand ein Paar gekreuzte Schläger,
Umschlungen vom verblichnen Burschenband;
Ein Lorbeerkranz, vergilbter Orden Flitter,
Einst werte Gaben einer lieben Hand:

Dort bist du uns als guter Geist erschienen,
Seltsamer Prinz, in deiner ganzen Pracht,
Und deiner Harfe schwermutsvolles Klingen
Gab ernste Weihe mancher Sommernacht.

Vom nahen Park klang Nachtigallenschlagen,
In unsre Fenster schien der Vollmond mild —
Und in dem Heiligtume unsrer Herzen
Stand hochverehrt des liebsten Mädchens Bild. —

— Und als ich mir das schönste Glück errungen,
Legt' heimlich ich auf meiner Liebsten Tisch
Dein seltsam Buch, umkränzt vom Junirosen,
Gleich deinem Sang voll Duft und morgenfrisch.

Swinemünde.

Th. Endemann.

Der neue Schulmeister.

Ein Bild aus dem hessischen Dorfleben von Heinrich Naumann.

(Schluß.)

Halbwegs befriedigt kehrte der Bürgermeister nach Dulach zurück und erzählte in der Gemeindeversammlung, daß es mit der Hexerei keine Bedenken habe, das sei nur eine neue, vornehme Wissenschaft, die sollten die Schulmeister betreiben.

„Wenn 'r nur ‚Lehr' annähm und sonst ein richtiger Mensch wär, mit dem was zu machen wär, dann möcht er in drei Teufelsnamen das ganze Gekräu zusammen tragen", meinte Erlhofs Henner, der den jungen Schulmeister schon mehrmals vergeblich auf die Wurstsuppe geladen hatte.

Auch der Sally Löwenstein, wo doch war gewesen dem alten Schulmeister sein Jacken- und Hosen-Lieferant „ehrlich und reell", kam nicht auf seine Rechnung trotz seinen wiederholten „Prima Offerten". Mit wenigen freundlichen Worten wurde Sally Löwenstein jedesmal kurz abgefertigt.

„Nu, 's ist bei Gott ä komischer Mensch, reicht dem alte Herr d's Wasser nit" — brummte der Sally und schüttelte bedenklich das Haupt „von wege d's schlechte Geschäft".

Nachdem alle Versuche, den neuen Schulmeister zu einem richtigen Menschen zu machen, gescheitert waren, fanden sich die Dulacher schweren Herzens darein, Ludwig Feldmann so zu nehmen, wie er war: ein pflichttreuer, gewissenhafter Erzieher ihrer Kinder.

Die Bachlene prophezeite zwar immer noch, gebt acht, das Alleinleben kriegt er noch dicke bis an die Ohren, und eines Tags, dann spannt er andere Saiten auf; doch der Tag kam nicht, es blieb von Jahr zu Jahr beim Alten.

Das erste Jahrzehnt war dahin und der Bachlene wurde der Atem so kurz, daß sie den Botendienst aufgeben mußte. Herr jemersch ja, wenn der Mensch nur nicht so allein wäre und sie das Schulhaus auch abgeben könnte — seufzte sie, wenn sie die hohe Schultreppe hinaufkeuchte. Aber die Bezahlung lag ihr auch im Gemüt, er war ja immer so freigebig gewesen und so erkenntlich gegen die alte Frau. „Herr jemersch ja, wenn man keine eigne Kinder hat, dann muß man sich sein Lebtag

um so'n Jungen die himmelschwersten Gedanken machen, und wie konnt das alles anders sein, wenn er selbigmal das Gretchen genommen hätte" — klagte die alte Bachlene ihrer Jugendfreundin, der alten Rollbäuerin. Diese aber nickte mit schmerzlicher Miene, sie gedachte mit Wehmut an ihr Gretchen, das den Erlhofs Franz geheiratet hatte und schon im ersten Wochenbett hatte sterben müssen. Das Bärbchen hatte am längsten gehofft, als Bürgermeisters Töchterchen hatte es ja die meisten Aussichten und auch, nach der Bachlene Prophezeiung, infolge der Scherben beim ersten Begegnen ein großes Glück zu erwarten. Sieben lange Jahre hat Bärbchen gewartet, hat wenig gearbeitet und sich stolz getragen, und den Beinamen „die Schulmeistersche" von den Dorfburschen erhalten. Da kamen die 30 und die Falten, und die Schulmeistersche freite in einen Bauernhof nach Oberwessel. Erlhofs Dortchen war's am wenigsten zu Herzen gegangen, es hatte den neuen Schulmeister am ersten durchschaut und entdeckt, daß er als Bücherwurm höchstens eine Frau unglücklich machen könnte. Als die Schusterlene einst Dortchen mit dem neuen Schulmeister necken wollte, da lachte Dortchen laut auf und sagte: „Dummes Geschmuße, den laß ich schon dem sanften Bärbchen, wer weiß wo der noch läuft, der mir die Schuh' noch kauft, für mein Temperament ist er kein Mann." Als temperamentvolle Frau schaltete Dortchen schon seit Jahren in der Dulacher Mühle, die mit ihrem großen, landwirtschaftlichen Betrieb Dortchens praktischen Verstand, seine Tatkraft und Temperament besser ausnützen konnte, wie der stille, einsame Mann in dem ruhigen Schulhaus.

Endlich sollte auch die alte „pilsterige" Bachlene ihrer Sorge und Mühe enthoben werden. Ludwig Feldmanns Vater war gestorben, ein Bruder hatte das väterliche Erbe übernommen und Ludwig Feldmann holte seine Mutter „dahintenheraus" und nahm sie zu sich ins Schulhaus zu Dulach. Jetzt wurde es warm und licht in den öden Räumen. Ein Mann, der keine Mutter und keine Frau im Hause hat, ist immer ein verlassener Mann. Es gibt liebe Töchter und liebe Schwestern, aber so wie die Mutter ihr Kind, die Frau ihren Mann versteht, werden nur in sehr seltenen Fällen die Schwestern und Töchter den Bruder und Vater verstehen. Und Feldmann hatte letztere noch nicht einmal, sondern nur die alte schnatterige Bachlene als Wartefrau und mag sich manchmal einsam gefühlt haben, daher eilte er auch so, seine Mutter herzuholen.

Die alte Schulmeistersche war trotz ihrer 58 Jahre noch eine respektable Frau. Sie war noch kein halbes Jahr in Dulach, da hatte sie schon sämtliche Frauen des Dorfes zu Freundinnen. Wie glücklich fühlte sich nun der Schulmeister, er taute auf und wurde ebenfalls mit der Zeit ein redseliger, gemeiner Mann, der mit jedermann freundlich sprach.

„Wäre die alte Schulmeistersche zehn Jahre früher gekommen, dann hätte die Geschichte einen andern Stiel gekriegt, nun wird's ja nichts mehr werden, denn alle, die gepaßt hätten, haben fortgefreit, ich hab's aber immer gesagt, die Reue kommt zu spät", pustete die Bachlene mühsam heraus, und die Rollbäuerin nickte wieder mit schmerzlichen Mienen und gedachte an ihr Gretchen.

Ludwig Feldmann gedachte mit seinen 38 Jahren schon längst nicht mehr „der Geschichte einen andern Stiel zu geben", jetzt erst recht nicht, zumal sein Hauswesen in guten Händen ruhte und er noch mehr die Botanik betreiben konnte.

„Er ist zu gelehrt für 'n Dorf, mich wundert, daß er sich nicht in die Stadt gemacht hat, da konnte er mit dem Pflanzengekräu eher was machen", meinte Erlhofs Henner. Ludwig Feldmann aber dachte das Gegenteil, blieb im Dorf, hielt pünktlich und gewissenhaft seine Schule und machte dann täglich, auch bei schlechtem Wetter, den gewohnten Weg am Bach hinunter, den Rain hinauf, durch den Runwald und auf dem Wiesenpfad zurück.

Mit den Jahren sind all die Alten aus Dulach geschieden, die Bachlene und die Rollbäuerin, der Bürgermeister Bastian und Erlhofs Henner, und Erlhofs Franz ist Bürgermeister geworden. Drunten am Heiderand hat ihnen Ludwig Feldmann das Grablied mit seinen Schülern gesungen. Oftmals hat er sinnend dreingeschaut; da haben sie Leute hinausgetragen, die schon bei ihm auf der Schulbank gesessen hatten. Jetzt hatte er schon die Kinder von seinen ersten Schülern zu unterrichten. Er kannte die einzelnen Familien und ihre Eigenarten genau, obwohl er fast nie in den Häusern verkehrte. Er kannte sie nach dem Wesen und dem Charakter der Kinder, die nun Väter und Mütter geworden waren. Feldmann war ein feiner Beobachter und hatte sich einen großen Schatz an Erfahrungen gesammelt, trotzdem er so wenig mit den Leuten sprach.

Den Leuten in Dulach war er selbst ein Fremdling geblieben, und immer noch, nach mehr als zwanzigjährigem Wirken im Dorfe, wurde er „der neue Schulmeister" genannt. So hatten's vor zwanzig Jahren die Kinder von den Eltern gehört, hatten's nachgesprochen und immer beibehalten. Die Macht der Gewohnheit ist mächtiger wie die flüchtige Zeit, das beweist der „neue Schulmeister", beweisen die Leute in Dulach.

„Nu, wenn ich gedenke, bei Gott, wie er is m'r begegnet am Runwald, wo er herkam," sagte der alte Sally Löwenstein in der Krone zu den Stamm-

gästen, „wenn ich sollt denke, daß er wär gebliebe so viele Jahr, bei Gott, ä komischer Mensch, aber ä feiner Mann, ä braver Mann, wo man muß habe Respekt vor.“

Und auch der Sally Löwenstein hat längst seinen Warenbündel dem kleinen Isedor übergeben „zu bleiben im Geschäft wie der Vatter selig, ehrlich und reell für Dulach, wo is ä Dörfchen, das seinesgleichen nicht hat im ganzen Rungau“.

Noch drei volle Jahrzehnte hat die alte Schulmeistersche ihrem Sohne Ludwig Feldmann im Schulhaus zu Dulach den Haushalt geführt, hat Lieb' und Leiden mit den Familien des Dorfes getragen, hat die Kranken besucht, den Armen Suppe gekocht und Ludwigs abgetragene Kleider geschenkt.

Im hohen Alter von über neunzig Jahren ist sie heimgegangen, herzlich betrauert von ihrem alten, einsamen Sohne und der ganzen Gemeinde, die sie als ihre Wohltäterin verehrte und liebte.

Wie viel Licht und Wärme ist mit der guten alten Schulmeistersche aus dem Schulhause ausgezogen! Die Spinnen zogen ihre Gewebe über die verwelkten Gekräuter, der Staub legte sich fingerdick auf die Bücher. So unbehaglich hatte sich Ludwig Feldmann, der alte Schulmeister, noch nie im Schulhause gefühlt. Selbst sein täglicher Gang — am Bache hinunter, den Rain hinauf, durch den Runwald und auf dem Wiesenpfad zurück — mit nur wenigen Gekräuter in den welken Händen, dünkte ihm vereinsamt geworden. Er stand manchmal länger wie sonst am Rain, schaute nach dem Heidenrand hinüber, wo er seit 50 Jahren die Dulacher zur ewigen Ruhe eingesungen hatte, wo auch seine alte Mutter ruht. Er schaute sinnend ins Bächlein hinunter und lauschte dem Plätschern der silberklaren Wellen.

Wie viele mochten wohl ins Meer hinabgeplätschert sein seit alle den 50 Jahren, in denen er dem Liede der eilenden Wellen gelauscht?

Mit welchen Hoffnungen war er einst vom Runwald zum erstenmal in dieses herrliche Tälchen niedergestiegen, wie stieg er heute, nach 50 Jahren, so ernst und bedenklich am Runwald hinauf?

Und doch, ist das Leben spurlos geblieben? Haben in Dulach nicht alle die Männer von heute, denen schon die Haare bleichen, alle die Frauen und Mütter, alle die Jünglinge und Mädchen, edle Samenkörner ins Herz aufgenommen?

Sagt er nicht zu allen „Du“, ziehen nicht alle die Mützen in Ehrfurcht und Liebe vor ihm?

Sagte nicht der Landrat beim gestrigen 50jährigen Amtsjubiläum: „An Intelligenz steht Dulach keinem Dorfe im Kreise nach, und das ist der pflichttreuen, gewissenhaften, ausdauernden Ausübung des Schuldienstes des Herrn Jubilars zu danken!“

„In 50 Jahren im schweren Schuldienst nicht eine einzige Schulstunde wegen Krankheit oder Verreisen ausgesetzt zu haben, das ist der Ruhm, den ich unserem verehrten Herrn Jubilar heute aussagen muß“ — sagte Erlhofs Franz in der Bürgermeisterrede beim Festessen in der Krone — und schloß mit den erhebenden Worten: „Einmal muß der Dank der Gemeinde Dulach zum Durchbruch kommen, und der treue Herr Lehrer muß sehen, daß eine treue und dankbare Gemeinde ihn ehrt und liebt. Zum äußeren Zeichen dieses Dankes überreiche ich im Namen und Auftrag der einstigen Schüler und Schülerinnen diesen Ruhesessel. Der Herr Lehrer hat seine ganze Lebenskraft im Dienste unsres Dorfes verbraucht, hier soll er auch ausruhen am, will's Gott, friedlichen Lebensabend.“

Und einmal muß auch die Liebe zu meiner Gemeinde Dulach zum Durchbruch kommen — dachte der ehrwürdige Greis Ludwig Feldmann — und war von da ab ein gar freundlicher Mann, der in jedem Hause einen Besuch machte und jeder Familie für die Anhänglichkeit dankte. Jetzt kam er auch und setzte sich Sonntagnachmittags auf dem Kirchplatz zu den Vätern des Dorfes und las ihnen die Zeitung vor. Überall stand und redete er mit den Einwohnern auf der Dorfgasse und auf den Höfen. Ach, Herr jemersch ja, wenn das die alte Bachlene noch gesehen hätte.

Nach einigen Jahren legte der alte Schulmeister sein Amt nieder und räumte dem jungen Herrn Lehrer den Platz. Hier will ich, will's Gott, auch ausruhen am Lebensabend — dachte Ludwig Feldmann.

Des Bürgermeisters Sohn Henner hatte eine Tochter von Bastians Bärbchen aus Oberwessel in den Erlhof geheiratet. Ob von ihrer Mutter etwas von der alten Liebe auf die Tochter übergegangen war, Erlhofs junge Frau umgab den alten Mann mit besonderer Aufmerksamkeit. In Erlhofs Haus ist Ludwig Feldmann eingezogen und wie ein lieber Großvater geliebt und gepflegt worden.

Aus Heimat und Fremde.

Die wegen der Identität des von uns gebrachten Ernst Koch-Bildes gehegten Zweifel haben sich bestätigt. Wir hatten unsere Bedenken beschwichtigt, als uns Nummer 3 der „Revue Luxembourgeoise“ zuging, die außer einem trefflichen Aufsatz Professor J. Meyers' über seinen Amtsvorgänger Ernst Koch

auch das von uns gebrachte Bildnis des Dichters enthielt; zudem war uns von Ernst Kochs Verwandten mitgeteilt worden, daß ihnen außer diesem Bildnis kein anderes bekannt sei. Während unsere Nummer erschien, teilte uns Ernst Kochs Enkel persönlich mit, daß das Bild von den älteren Freunden des Dichters als sehr unähnlich bezeichnet werde. Die Wiedergabe des bisher allgemein als echt geltenden Bildes hat nun aber den Erfolg gehabt, daß der auf der vielgenannten Lithographie dargestellte Ernst Koch ermittelt wurde. In der Hoffnung, spätestens am 24. November als dem 50jährigen Todestag des Dichters ein authentisches Bildnis bringen zu können, geben wir vorläufig nachfolgende Mitteilungen Dr. philos. F. Seelings wieder, wobei wir gelassen einen Teil der an eine andere Adresse gerichteten freundlichen Beurteilung auf unsere Rechnung übernehmen:

„Ein Bildnis" von Dr. jur. Ernst Koch, der sich bekanntlich als Dichter des „Prinz Rosa Stramin" des Pseudonyms Eduard Helmer bediente, scheint leider nicht auf uns gekommen zu sein. Denn das Seite 151 des Hessenlandes gebrachte Bild, über das Herr Dr. M(ax) R(ubensohn) im Casseler Tageblatt und Anzeiger Nr. 263 vom 5. Juni d. Js. schön, aber leider grundfalsch phantasierte, ja das sogar in „La Revue Luxembourgeoise" 1908 Nr. 3 vor S. 125 mit einem Vortrag von J. Meyers über Ernst Koch bereits Platz fand, stellt ohne jeden Zweifel nicht unsern Dichter dar, sondern einen von dessen Namensvettern, einen vor Mitte des 19. Jahrhunderts zwar stadtbekannten und jovialen Casselaner, der aber sicherlich nie gedichtet hat. Es ist, nach fester Tradition und dem Zeugnis noch Lebender, der 1850 an der Cholera als eines der ersten Opfer verstorbene Zimmermeister, Architekt und Lehrer an der Bauhandwerkschule Ernst (Friedrich) Koch, Sohn des etwa 1844 verstorbenen Stadt-Zimmermeisters Georg Adam Koch, der am Wall 1174, später 555, wohnte. Der jüngere Bruder dieses Architekten Ernst Koch war der vor wenigen Jahren verstorbene, wohlbekannte „Major-Kommandant" der städtischen Feuerwehr, Baumeister Wilhelm Koch, der vielen Lesern vom „Hessenland" noch in Erinnerung sein wird. Beide waren hochgebildete, tüchtige Privat-Baumeister, von denen einer in Berlin die goldene Medaille erhalten hatte, eine Auszeichnung, die damals an Ausländer nur selten verliehen wurde. Ernst (Friedrich) Koch, bzw. sein Vater erscheint in den Casseler Adreßbüchern von 1838 bis 1850 zuerst als Architekt und seit 1845 als solcher und daneben als Lehrer an der Bauhandwerkschule: man würde ihn heute Baumeister oder Bauunternehmer nennen. Vielleicht bringen wir später, da nun einmal sein Bild im „Hessenland" ist, Genaueres über ihn und seinen Freundeskreis, als Kulturbildchen aus dem damaligen Cassel. Falsch aber ist sicher ferner die Behauptung, die zuerst auftauchte, daß jenes Bild zwar nicht den Dichter Ernst Koch, sondern dessen gleichnamigen Namensvetter, den sogenannten „Pulver-Koch" darstelle, der bis 1860 als Ernst Koch oder Ernst Koch sen. in den Casseler Adreßbüchern vorkommt und damals gestorben sein muß, denn von 1861 an heißt es: Georg Koch, Pulver- u. Cementfabrik in Firma „Ernst Koch", unter seinem Sohne, auf der Pulvermühle bei Cassel, Leipziger Thor 4. Diesen Ernst Koch haben viele ältere Casseler noch so gut gekannt, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. Er kommt aber in Leipziger Vorstadt 9 S. 108 im Casseler Adreßbuch von 1834 zusammen vor mit unserm Dichter, über den S. 108 zu lesen ist: „Dr. Ernst Wilhelm August Koch, Referendar beim Obergericht, Königstraße 1146", in einer seiner vielen Casseler Wohnungen. Herr Dr. M. R. hätte mit etwas historischer Kritik sich sagen sollen, daß auf einem solchen Parade-Bilde der Dr. jur. utr. in der Unterschrift nicht fortgeblieben wäre, da damals die Doktor-Promotion etwas Selteneres war als heutzutage. Es erübrigt wohl auf sein modernes Märchen der Herkunft mit den Kronzeugen p. Winter und Frau Labassée hier einzugehen: sie haben für mich nur Wert als Belege moderner Legendenbildung, der man, namentlich im Gebiete der Lokalgeschichte, nicht scharf genug, weil sonst unausrottbar, entgegentreten kann. Vielleicht aber bringen diese Zeilen uns auf eine Spur von einem echten Bilde des Dichters Dr. Ernst Koch, von dem jedenfalls eine Studenten-Silhouette neben einem freilich angezweifelten Ölbild existiert.

Hamburg 5. Dr. philos. Fritz Seeling.

Gedenkfeier. Die Gedenkfeier in Witzenhausen am 100. Geburtstage Ernst Kochs nahm einen würdigen Verlauf. Die Bevölkerung nahm an ihr regen Anteil, auch waren aus Luxemburg zwei Töchter, ein Schwiegersohn und mehrere Enkel des Dichters erschienen. Bei Enthüllung der am elterlichen Wohnhause Kochs angebrachten Gedenktafel hielt Geheimrat Professor Dr. Edward Schröder-Göttingen die Festrede, die wir an anderer Stelle dieser Nummer wiedergeben.

Einen Brief Ernst Kochs aus dem Jahre 1852 teilen die in Melsungen erscheinenden „Hessischen Blätter" in ihrer Nummer vom 13. Juni 1908 mit. Er ist an Vilmar gerichtet, der sich wie Hassenpflug, stets für Koch interessierte. Koch erwähnt darin die Leiden und Verfolgungen, die

er seit Hassenpflugs Abgang in Luxemburg erdulden müsse und spricht den Wunsch aus, in Kurhessen angestellt und eventuell dort im Unterrichtsfach verwandt zu werden. Wie der Herausgeber der „Hessischen Blätter" vermutet, scheiterte Kochs Wunsch an der Abneigung des Kurfürsten nicht zwar gegen die Konfession, wohl aber gegen die Konversion Kochs.

Neues Museum. In Rinteln wurde am dritten Pfingsttag ein Museum für den ganzen Kreis Grafschaft Schaumburg begründet. Vorläufig sind in einem altertümlichen Hause am Kirchplatz zu Museumszwecken vorgesehen eine Museumsdiele im Erdgeschoß mit altem Hausrat, ferner zwei Zimmer in der zweiten Etage, um das Andenken an Franz von Dingelstedt und den noch in Düsseldorf lebenden Maler Christian Kröner zu erhalten. Ein weiterer Raum soll später Archivalien aus der Grafschaft aufnehmen. Julius Rodenberg hatte ein Glückwunschtelegramm aus Berlin gesandt.

Marburger Hochschulnachrichten. Die Zahl der Studierenden stellt sich im gegenwärtigen Sommersemester auf 1924, einschließlich der 91 Hörer (darunter 98 Damen) auf 2015. Es wirken zurzeit an der Hochschule 56 ordentliche, 118 außerordentliche Professoren, 40 Privatdozenten, sowie je ein Lektor der französischen, englischen und italienischen Sprache. Mit Halten von Vorlesungen sind ferner noch beauftragt Geh. Archivrat und Direktor des Staatsarchivs Dr. phil. Könnecke und Privatdozent an der Universität Berlin Professor Ludwig Diels.

Die 600jährige Jubelfeier der Burg Hanstein an der Werra nahm am 12. Juni ihren Anfang. Anwesend war der Familienverband der Freiherren und Herren v. Hanstein, Abordnungen der alten Geschlechter aus dem Eichsfelde und offizielle Vertreter der königlichen Provinzialbehörden. In einer Ansprache machte der Oberpräsident der Provinz Sachsen eine Kabinettsorder bekannt, wonach der Kaiser dem Geschlechte derer v. Hanstein aus Anlaß des 600jährigen Bestehens der Stammburg das Präsentationsrecht für das preußische Herrenhaus verlieh. — Eine eingehende „Geschichte der Burg Hanstein" von Adolf Fey erschien soeben in zweiter Auflage mit Umschlagzeichnung von Hans Meyer-Kassel, einer ganzseitigen Ansicht der Burgruine von der Südseite, einer Abbildung des Hansteinschen Wappens und einem Grundriß der Burg im Verlag des „Hessenland". (Preis 80 Pfg.)

Eine verlassene Rüstkammer. Unter dieser Überschrift unterzieht Hans Müller-Hickler-Darmstadt in Nummer 24 der uns übersandten „Antiquitäten-Zeitung" die Rüstkammer der Löwenburg einer scharfen Kritik. Sei der Raum der jedem Wetter völlig ausgesetzten Kammer an sich schon zu klein, so entbehre die Aufstellung der Rüstungen jeder sachgemäßen Einteilung. Bedauerlich sei es auch, daß man die Stücke mit einer schwarzen Masse angestrichen habe und noch jetzt alljährlich mit Vaselinöl überpinsele. Eine Reinigung sei unerläßlich, ferner eine Trennung des Wertlosen und Wertvollen; dieses müsse in einem geeigneteren Raum Aufstellung finden. „Will das Publikum aber," heißt es am Schluß, „weiter eine Rüstkammer dort sehen, so lasse man in Gottes Namen ein paar doch nun verdorbene schwarze Kerle in den Ecken stehen, sie mögen die Ehrenwache weiter halten bei wertlosen Prunkhelmborten und verdorbenen Schäften; aber der gute Teil, der muß gerettet werden. Der große Staat wird doch erreichen, was einst die zu vielen anderen Ausgaben gezwungene Stadt Emden tat, als sie sich auf den Wert ihrer schönen Rüstkammer besann; er wird Abhilfe schaffen, wie er ja auch in seinem vorzüglich geleiteten Berliner Zeughaus ein Musterinstitut schuf."

Das Denkmal des Generals v. Fransecky, des Heerführers aus den Kriegen 1866 und 1870, wurde am 1. Juni in dessen Geburtsort Gedern im Vogelsberg enthüllt.

Münzenversteigerung. Kürzlich wurde zu Frankfurt a. M. der erste Teil einer sehr großen Münzsammlung versteigert, die über 200 Jahre lang im Besitze derselben Familie gewesen und von deren durchweg überaus sachverständigen Gliedern stets vermehrt worden ist, bis sie nun mit dem Tode des letzten von ihnen, des Geh. Hofrates Dr. Julius Erbstein, unter den Hammer kam. Der erste Teil umfaßte nur italienische und deutsche Renaissance-Medaillen in 621 Nrn. und brachte einen Versteigerungs-Erlös von rund 91 600 Mark, woraus man schließen kann, welche Perlen darunter waren. Von hessischen Stücken kommen nur vier Medaillen Philipps des Großmütigen in Betracht, die zusammen 1485 M. einbrachten. Es waren dies folgende:

1. Ein geprägtes Schaustück auf die Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes, anscheinend von Michael Hohenauer, 12,2 Gramm schwer, Silber, 40 mm im Durchmesser, von 1535, mit den Brustbildern Philipps und des Herzogs Johann Friedrich zu Sachsen. (Hoffmeister 280). Preis: 825 Mark.

2. Ein halber medaillenförmiger Schmalkaldischer Bundestaler, 14,5 Gramm schwer, Silber, 40 mm im Durchmesser, von 1542, mit den Brustbildern derselben beiden Fürsten. (Hoffm. 312). Preis: 545 Mark.

3. Ein Abguß des sogenannten Beutegroschens, 4,5 Gramm schwer, Silber, 21 mm im Durchmesser, von 1542, mit den Kopfbildern derselben beiden Fürsten. (Hoffm. 320). Wegen minder guter Erhaltung (nach dem hess. Groschencabinet in Meusels hist. lit. stat. Magaz. von 1802 überhaupt „übelgerathen") wurde diese Nr. nicht einzeln, sondern mit der folgenden zusammen versteigert.

4. Eine Serien-Medaille von Tobias Wolff, Blei, 42 mm im Durchmesser, ohne Jahreszahl, mit dem Brustbilde Philipps und dem hessischen Wappen. (Hoffm. 416). Preis von 3 und 4 zusammen: 115 Mark.

Nr. 1, 2 und 4 waren vorzüglich erhalten. Fünf Medaillen von Kurmainz aus dem 16. Jahrhunderte brachten 584,50 Mark, eine Bleigußmedaille von Isenburg (1562) 61 Mark, eine bronzene von etwa 1577 dagegen 130 Mark. P. W.

Versteigerung von Altertümern. Auf der Ende Mai in der Gewerbehalle zu Kassel veranstalteten Auktion griechischer Altertümer südrussischen Fundorts wurden bedeutende Preise erzielt. So kam eine Amphora aus Glas, ein Meisterstück antiker Glasfabrikation, trotz ihren Schäden auf 12 000 Mark, ein 14,3 cm hoher Becher aus braunem Glas auf 2300 Mark, eine panathenäische Preisamphora auf 2000 Mark, eine Pelike sowie eine Schale aus Millefioriglas auf je 1300 Mark und ein massiver Fingerring auf 1200 Mark.

Philipp der Großmütige in St. Goar!

„Der alte (Kasseler) Friedhof" war beschrieben worden. In dem Aufsatz einer dreizehnjährigen Schülerin bekam ich zu lesen: Der alte Friedhof wurde 1845 geschlossen. Nachträglich ist auf ihm noch der „Große Kurfürst" beigesetzt worden. — Über diese Verwechselung ärgerte ich mich.

Am andern Tage las ich: „St. Goar war einst der Hauptort der niedren Grafschaft Katzenellenbogen. Interessant ist noch, daß in seiner 1469 an Stelle des ehemaligen von Raubrittern zerstörten Klosters erbauten Kirche Philipp der Großmütige von Hessen und dessen Gemahlin Anna Elisabeth, geborene Pfalzgräfin bei Rhein, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben."

„Interessant ist noch," — — ja, das ist mehr als interessant. Aber ich habe es wirklich gelesen, und zwar nicht in einem Schülerinnenaufsatz, sondern in — — — „Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von August Trinius. Erster Band. 2. Auflage. (S. 390.) Ich las es, und meiner Schülerin, die sich jene Verwechselung hatte zu schulden kommen lassen, wurden mildernde Umstände zugebilligt, auf die Herr Trinius doch keinen Anspruch machen kann. Knauf.

Von anderer Seite wurden wir auf eine Mitteilung in einer kürzlich erschienenen Chronik hingewiesen, wonach Kassel 1866 von 25 000 Preußen mit einer Besatzung von 5000 Mann belagert worden, und daß Prinz Heinrich bei der Kaiserparade 1891 Chef der Darmstädter Truppen gewesen sei.

Personalien.

Verliehen: dem Eisenbahndirektions-Präsidenten a. D. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ulrich zu Kassel der Stern zum Roten Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub; dem Geh. Regierungsrat a. D. Fritsch zu Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Domdechanten Dr. Arenhold zu Fulda der Kronenorden 3. Kl.; dem Pfarrer Haas zu Kassel und dem Postsekretär Reyher zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Architekt Roth zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Oberzollkontrolleur Bruhn in Fulda der Amtstitel Zollinspektor.

Ernannt: Gerichtsassessor Littmann zum Amtsrichter in Hilders; die Referendare Friedrich und Dr. Herrmann zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Reichsbankdirektor Obkircher von Fulda nach Mannheim; Gerichtsassessor Mohr von Kassel nach Hess.-Lichtenau; Amtsgerichtssekretär Kaiser von Weyhers nach Fulda.

Geboren: ein Sohn: Lehrer Gerth und Frau Elisabeth, geb. Conrad (Kassel, 7. Juni); Marinestabsarzt a. D. Dr. Paul Opper und Frau Eugenie, geb. Solscher (Hamburg, Pfingsten); — eine Tochter: Dr. Wilhelm Braun und Frau Else, geb. Rogner (Feuerbach, 27. Mai).

Gestorben: Frau Elisabeth Heinemann, geb. Heinemann, Gattin des Landmessers, 31 Jahre alt (Marburg, 30. Mai); verw. Frau Major v. Oertzen, geb. Freiin v. Lützow (Marburg, 30. Mai); ehem. Tongrubenbesitzer Siebert Goebel, 66 Jahre alt (Großalmerode, 1. Juni); Dr. med. Wilhelm Sinn, 53 Jahre alt (Bevensen, 6. Juni); Frau Johanna Kaupert, geb. Susenbeth, Witwe des Professors (Kassel, 8. Juni); Gymnasialdirektor Professor Dr. Gustav Bomberg (Dillenburg, 8. Juni); Fräulein Klara Wulften, ehem. Schulvorsteherin, 77 Jahre alt (Kassel, 9. Juni); Lehrer a. D. Johannes Blackert, 88 Jahre alt (Kassel, 10. Juni); Gutspächter Kreisboniteur Heinrich Schneider, 71 Jahre alt (Marburg, 11. Juni); Rentier August Gießler, 67 Jahre alt (Allendorf a. W., 12. Juni); Kaufmann Friedrich Büttger, 53 Jahre alt (Kassel, 14. Juni).

Briefkasten.

K. D. in Alsfeld, E. in Swinemünde, S. in Frankenberg. Besten Dank! Wird Verwendung finden.

T. in Kassel. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

J. H. in Fulda. Die beiden Beiträge mußten bis jetzt noch zurückgestellt werden, werden aber demnächst gebracht.

W. in Tharandt bei Dresden. Wir haben die Sendung übermittelt.

M. K. in Luxemburg. Näheres in diesen Tagen. Freundlichen Gruß!

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Landgerichtsrat Gl. in Marburg 3 M. Zusammen bis jetzt **63,50 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XXII. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1908.

Die Hessen bei Krefeld am 23. Juni 1758.

Von G. Eisentraut.

(Schluß.)

Der Anlage und dem Verlauf der Schlacht entsprechend sind die unter 1. genannten Stäbe und Truppen verhältnismäßig wenig zu kriegerischer Tätigkeit bei Krefeld gelangt. Das kommt auch in den Verlustlisten der betreffenden hessischen Regimenter zum Ausdruck. Als General v. Spörcken seine Truppen auf 6–700 Schritte an die Landwehr herangeführt hatte, brachte der hannoversche Artillerie-General Braun eine Anzahl von 12- und 24-pfündigen Geschützen auf einigen vorteilhaft gelegenen Bodenerhebungen in Stellung, von wo aus die französische Stellung beherrscht werden konnte. Das von hier aus mit ebensoviel Geschick als Erfolg geleitete Artilleriefeuer, das von den hinter der Landwehr aufgestellten schweren Geschützen der Franzosen kräftig erwidert wurde, nahm gegen 1 Uhr mittags seinen Anfang und dauerte bis gegen 6 Uhr abends. Während dieser Zeit mußten die Regimenter v. Spörckens meist untätig in ihren Stellungen liegen bleiben, zuweilen auch als Zielscheibe der gegnerischen Artillerie dienen. Als schließlich auch für sie der Augenblick gekommen schien, gegen den den Rückzug antretenden französischen rechten Flügel vorgeführt zu werden, wurden sie durch General v. Spörckens unbegreifliche Maßregeln selbst zum Rückzug veranlaßt und um den wohlverdienten Lohn ihres Ausharrens gebracht.

Ruhmvoller gestaltete sich die Tätigkeit der hessischen Truppen auf dem rechten Flügel der Armee. Bei dem Marsch von Vorst nach Anrath nötigte das mit Wald und Hecken bedeckte, von morastigen Gräben durchzogene und fast wegelose Gelände die Infanterie vielfach, sich in einzelne Trupps aufzulösen und Mann für Mann einen Durchgang zu suchen, während die Artillerie und Kavallerie auf engen und schlechten Umwegen oft stecken blieb und nur mit Mühe vorwärts gebracht werden konnte. Aber gegen 2 Uhr nachmittags standen die Truppen des Erbprinzen und des Prinzen von Holstein in Schlachtordnung zwischen Anrath und Willich, von wo aus sie dann gegen den Wald und die Gehöfte und Kämpe vorrücken sollten, an die sich der linke Flügel der französischen Aufstellung lehnte. Zur Leitung dieses durch das bedeckte Gelände gleichfalls sehr erschwerten Vormarsches und zur Beobachtung des Feindes hatte Herzog Ferdinand einen seiner Adjutanten, den nachmals so berühmt gewordenen hessischen Kapitän v. Schlieffen, auf dem Kirchturm von Anrath Aufstellung nehmen lassen.

Nach einem einleitenden Artilleriekampf, der auf alliierter Seite von den Regimentsgeschützen und einigen schweren Batterien geführt, von den Franzosen aber nur mit leichten Geschützen erwidert werden konnte, ließ der Erbprinz auf Ferdinands Befehl das ganze erste Treffen seiner Infanterie in Front gegen die vorliegenden Gehöfte vorgehen.

Die vielfach sich widersprechenden Berichte, die uns über die Schlacht bei Krefeld überliefert sind, geben leider kein klares Bild von der Zuteilung der einzelnen Regimenter (Bataillone) zu den Brigaden und Treffen der eben erwähnten Schlachtordnung des Erbprinzen. Vermutlich stand von den hessischen Infanterie-Regimentern das Regiment Hanau unter dem hannoverschen General v. Wangenheim auf dem linken Flügel und das Regiment Garde im Zentrum, beide aber im zweiten Treffen. Auf dem rechten Flügel stand der schon genannte hessische Generalmajor v. Gilsa mit vier hannoverschen und zwei hessischen Regimentern, von denen zwei hannoversche und das Regiment Prinz Karl im ersten, die beiden anderen hannoverschen und das hessische Leib-Infanterie-Regiment im zweiten Treffen sich befanden. Bei diesen Annahmen lassen sich am ehesten die Widersprüche in den Schlachtberichten vereinigen und die Unterschiede in den Verlustlisten der hessischen Regimenter erklären. Denn während z. B. der Gesamtverlust des Regiments Hanau 7 Mann, der der Garde 1 Offizier und 12 Mann und der des Leib-Infanterie-Regiments 10 Mann beträgt, hat das Regiment Prinz Karl 3 Offiziere und 103 Mann bei Krefeld verloren, ein Beweis, daß es hier viel mehr als die anderen Regimenter an den Feind gekommen ist.

General v. Gilsa war bereits seit 14 Jahren Kommandeur des Regiments Prinz Karl, und hieraus erklärt es sich leicht, daß er dies Regiment in die vorderste Linie stellte und ihm Gelegenheit bot, sich auszuzeichnen. Beide, das Regiment und sein Kommandeur, haben sich in dieser Schlacht unverwelklichen Lorbeer erworben.

Als der Erbprinz dem ersten Treffen den Befehl zum Vorgehen gegeben, zogen sich die beiden aus Kompagnien der hannoverschen Regimenter gebildeten Grenadierbataillone grade aus und fünf Bataillone des linken Flügels nach links, während General v. Gilsa die drei Bataillone seines ersten Treffens nach rechts gegen den Klören- und Vötges-Hof führte. Auf Ferdinands Befehl folgten dem ersten Treffen bald darauf auch alle Bataillone des zweiten Treffens, und der Prinz von Holstein erhielt den Befehl, die drei hessischen Kavallerie-Regimenter Leib-Regiment, Prinz Wilhelm und v. Miltitz, sowie ein hannoversches Dragoner-Regiment (zusammen 10 Eskadrons) als Reserve dort aufmarschieren zu lassen, wo bisher die Infanterie gestanden, mit seinen übrigen 16 Eskadrons aber (darunter das hessische Leib-Dragoner-Regiment) sich zunächst auf kein Gefecht einzulassen. Denn hinter dem linken Flügel des General St. Germain hatten sich jetzt 48 französische Eskadrons zur Unterstützung ihrer bedrohten Infanterie gesammelt.

Der Kampf zwischen der Infanterie des Erbprinzen und des Generals St. Germain wurde fast drei Stunden lang mit der größten Heftigkeit geführt. Die Kräfte waren hier gleiche; es standen 16 gegen 15 Bataillone, aber die Franzosen hatten den Vorteil einer starken Stellung. Generalleutnant v. Wutginau berichtet über diese Kämpfe an den Landgraf Wilhelm VIII. ungefähr wie folgt:

„Der Feind hatte über 30 Kämpe und viele Bauernhöfe vor sich; diese waren alle mit dickem Gebüsch und mannestiefen Gräben umgeben, die teils trocken, teils morastig oder mit Wasser gefüllt waren. Alle diese wie kleine Festungen aussehenden Kämpe und Höfe waren sehr stark mit Infanterie und Kanonen besetzt. Hieraus wurde nun der Feind mit vielem Mut vertrieben. Wenn sie aber eins derselben erobert, fanden sie wieder andere rechts und links und vor sich. Dann ging der Kampf von neuem an, und ungeachtet des entsetzlichsten Feuers sind unsere Leute einzeln durch die Gräben geklettert, haben den Feind mit Feuer und Bajonett mit größter Bravour herausgetrieben und haben weder Kanonen- noch Klein-Gewehr-Feuer gescheut. Auf diese Art haben unsere Leute über zwei Stunden zugebracht, ehe sie den Feind aus den genannten Kämpen und Bauernhöfen herausgetrieben."

Über die hervorragende Unterstützung, die bei diesen blutigen Kämpfen die Infanterie durch ihre Regiments-Artillerie erfuhr, heißt es in Wutginaus Bericht:

„Der Leutnant Ende, so die Artillerie beim Regiment Prinz Karl kommandiert, verdient, daß ich noch melde, wie er in der Bataille nicht allein mit gutem Erfolg geschossen, sondern auch drei feindliche Kanonen in einem Kampe mit seinen Kanonen stillschweigend gemacht. Und als die Franzosen solche zurückziehen wollten, schießt er ihnen zwei Pferde vor einer Kanone tot, springt mit wenigen seiner Leute über Gräben und Hecken in den Kamp, erobert diese Kanone (welche eine von den vier dem Feinde bei Krefeld abgenommenen ist) mit vielen dazu gehörigen Patronen, dreht sie sogleich herum, folgt dem flüchtigen Feinde bis an einen andern Kamp nach und nötigt sie

durch ihre eigene Kanone und Patronen denselben ebenfalls zu verlassen, wobei er dem Feinde großen Schaden zugefügt haben soll."

Schritt für Schritt waren die Franzosen zurückgewichen und schließlich hinter die Waldzone in die offene Heide zurückgedrängt. Da die in Aussicht gestellte Unterstützung durch frische Reserven ausblieb, konnte General St. Germain dem nun folgenden Bajonettangriff der alliierten Infanterie nicht Stand halten. Er mußte den Rückzug antreten. Seine Niederlage würde noch vollständiger gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblick die französische Kavallerie herangesprengt wäre, um die aufgelösten Bataillone aufzunehmen und ihnen die Fortsetzung des Rückzuges zu ermöglichen.

Auf Befehl des Herzogs Ferdinand mußte nun auch die Kavallerie des Prinzen v. Holstein vorgehen. Zunächst gelang es zwei preußischen und einer hessischen Dragoner-Eskadron (letztere vom Leib-Dragoner-Regiment) zu zweien einen Graben bei dem Ingershof zu überschreiten, schnell aufzumarschieren und die vordersten der jetzt anreitenden französischen Eskadrons zu werfen; doch bald mußten sie der Übermacht weichen und auf den Ingershof zurückgehen. Zum Glück erschienen in diesem Augenblick die Bataillone des ersten Treffens des Generals v. Gilsa, der soeben bei dem Bötges- und Voits-Hof (auf dem Wege von Willich nach St. Tönis) durchgebrochen und nach Sammlung der durcheinander gekommenen Truppen im Begriff war, in der offenen Heide weiter vorzugehen. Obgleich mit Kartätschen beschossen, rückte er der französischen Kavallerie entgegen, die, von der Verfolgung der Dragoner ablassend, sich nun gegen v. Gilsa wandte. Wutginau berichtet hierüber: „Hier (auf der Heide) befanden sich 10 feindliche Eskadrons Karabiniers, wovon 4 Eskadrons nach etwas gar zu langem Balanzieren die Bataillone in großem Galopp attackierten. Es waren aber die Leute präparieret nicht eher zu schießen, bis diese Kavallerie ungefähr 40 Schritt von ihnen wären, welches sie auch wirklich mit einer General-Decharge, wobei die Kanonen mit Kartätschen geladen, mit solchem guten Effekt getan, daß fast das ganze vorderste Glied übereinander gefallen, wodurch die hintersten in Schrecken geraten und sich retirieret, welches auch die Blessierten in größter Eile getan. Etwa 40 Pferde der attackierenden Karabiniers hatten sich um den rechten Flügel der Infanterie herumgemacht, um selbigen im Rücken anzufallen. Allein das dritte Glied der Prinz Karlschen und des neben ihm stehenden (hannoverschen) Regiments machte rechtsum kehrt und feuerte mit solchem Sukzeß, daß wenige von diesen Karabiniers davon gekommen." Die Gräben des Voits- und Ingershofes waren mit Gebliebenen und Verwundeten angefüllt.*)

Der schon erwähnte Artillerie-Leutnant Ende hatte bei diesem Kampfe der feindlichen Kavallerie viel Schaden beigefügt. Bei einem seiner Kartätschenschüsse war auf französischer Seite u. a. ein Paukenschläger, ein Mohr, vom Pferde gesunken. Leutnant Ende ließ dessen Pauken als kostbare Beute sofort an seine Geschütze bringen. Prinz Holstein hatte unterdessen mit seinen übrigen 23 Eskadrons zwischen dem Ingers- und Villershof einen bequemen Durchgang gefunden, ließ die Regimenter in der Heide schnell aufmarschieren und rückte mit ihnen nun gegen die französische Kavallerie vor. Der Tapferkeit der preußischen und hessischen Kavallerie- und Dragoner-Regimenter gelang es zum zweiten Male den an Zahl der Eskadrons überlegenen Gegner zurückzuschlagen und ihm eine vollständige Niederlage zu bereiten. Die hessischen Leib-Dragoner erbeuteten hierbei zwei französische Standarten. Nach Wutginaus Berichten ist die eine von dem Reiter Jost Henrich Hengst von der Leib-Kompagnie, die andere von dem Reiter Adam Knieriem von des Rittmeister v. Diemars Kompagnie erobert worden. Dem hessischen Oberst v. Stein, der mit seinem Kavallerie-Regiment Prinz Wilhem den Leib-Dragonern folgte, gelang es, mit eigener Hand ein dritte Standarte zu erobern.**)

Wutginau berichtet, daß die hessische Kavallerie unter General v. Urff sich unvergleichlich gehalten und „daß das Leib-Kavallerie-Regiment und das Leib-Dragoner-Regiment einen großen Anteil an dem erhaltenen Siege gehabt, indem sie alle feindlichen Eskadrons, worauf sie getroffen, übern Haufen geworfen und zur Flucht gebracht."

Mit diesen Kämpfen war gegen 7 1/2 Uhr abends die Schlacht entschieden, ein herrlicher Sieg von der alliierten Armee erfochten. Und gegen 9 Uhr standen sämtliche Korps der Alliierten auf dem ehemaligen Lagerplatz der französischen Armee. Wo Herzog Ferdinand sich zeigte, empfingen ihn die Vivatrufe der Truppen, die Glückwünsche der

*) Bei diesem Angriff ist auch der in der französischen Armee sehr beliebte, talentvolle, einzige Sohn des Kriegsministers Belle-Isle, der Graf v. Gisors, tödlich verwundet worden. Er starb am folgenden Tage zu Neuß.

**) Der Sohn des eben genannten Oberst Johann Ludwig Ferdinand v. Stein, Kornett im Leib-Kavallerie-Regiment Victor Adolf Friedrich v. Stein, eroberte in der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 ebenfalls eine französische Standarte. Als er sie in Sicherheit bringen wollte, wurde er schwer verwundet und gefangen. Nach dem nahen Frankfurt a. M. gebracht, starb er hier sechs Tage später an den Folgen seiner Verwundung.

hohen Offiziere. Gerührt dankte er überall für die heute bewiesene Ausdauer und Tapferkeit. Am nächsten Tage „verehrte“ er jedem Regiment einen Ochsen, auch ließ er Reis an die Soldaten austeilen.

Als der Herzog zum Regiment Prinz Karl kam und Leutnant Ende die eroberten Pauken heranbrachte, war der Herzog so erfreut, daß er die von dem Leutnant ausgesprochene Bitte, die Pauken dem hessischen Artilleriekorps zu schenken, gern gewährte. Zugleich aber befahl der Herzog, daß die hannoversche Artillerie als Lohn für ihr bei Krefeld bewiesenes vorzügliches Verhalten ein anderes Paar Pauken erhalten sollte, das heute ebenfalls und zwar durch preußische Husaren erbeutet war.

Jedem der beiden Reiter vom Leib-Dragoner-Regiment, die die Standarten erobert hatten, schenkte der Herzog 10 Dukaten, ebenso dem Stabstrompeter, durch den Oberst v. Stein die von ihm erbeutete Standarte dem Herzog Ferdinand überreichen ließ. Ein Musketier vom Prinz Karl-Regiment, der am folgenden Tag in den Büschen noch eine französische Fahne fand, erhielt von Ferdinand 6 Louisdor.

Die Franzosen hatten 5 Standarten, 2 Paar Pauken, 2 Fahnen und 4 Kanonen eingebüßt, von denen ein großer Teil: 3 Standarten, 1 Paar Pauken, 1 Fahne und 1 Kanone von hessischen Truppen erbeutet war.

Landgraf Wilhelm von Hessen, dem General v. Wutginau die erste Meldung von dem Sieg bei Krefeld durch den Kapitän v. Köller vom Regiment Hanau und bald darauf ausführlichen Bericht durch den Kabinetskurier Östreich übersandte, gab seiner Dankbarkeit für die von seinem Korps bewiesene Tapferkeit in herzlichen Worten Ausdruck. Auch er „verehrte“ den beiden glücklichen Reitern je 10 Pistolen und den Leutnant Ende ernannte er wegen seines Wohlverhaltens zum Kapitän „mit dem surplus zu seinem Leutnants-Traktament“, d. h. Ende erhielt sofort den Kapitänsgehalt, eine für die damalige Zeit unerhörte Auszeichnung.*)

Die Verluste des hessischen Korps an Offizieren waren:

Tote: Leutnant Recordon und Stückjunker Wetzel vom Artilleriekorps, Major v. Ley und Leutnant Deichmüller vom Regiment Prinz Karl.

Verwundete: Oberst v. Bischhausen vom Regiment Garde und Kapitän v. Knoblauch vom Regiment Prinz Karl; Oberstleutnannt Heister und Leutnant v. Schenk vom Leib-Kavallerie-Regiment; Leutnant v. Urff und die Fähndrichs v. Kruse und v. Beust vom Leib-Dragoner-Regiment.

Landgraf Wilhelms Generaladjutant, der schon erwähnte Generalmajor v. Fürstenberg, berichtet seinem Herrn über die Schlacht in einem Briefe aus dem Lager von Krefeld vom 25. Juni 1758. Nachdem er des Herzogs Ferdinand hohes Lob über die hessische Infanterie und Artillerie hervorgehoben, fährt General v. Fürstenberg fort: „Vor allen Dingen ist die Kavallerie sehr tapfer gewesen. Eure Hochfürstliche Durchlaucht wollen gnädigst verzeihen, wenn ich hier eine etwas salopp klingende Äußerung des Prinzen von Holstein wiedergebe, der über unsere Kavallerie zu mir sagte: ‚Die beiden hessischen Leib-Regimenter (Reuther und Dragoner) verdienen, daß man ihnen alle Tage aus Freundschaft die bloße H . . . . küßt.‘“ Eine gewiß seltsame aber auch sehr bezeichnende Art, seine Bewunderung für hervorragende kavalleristische Leistungen auszudrücken.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, wie achtzehn Monate später General von Gilsa für sein Verhalten bei Krefeld die wohlverdiente hohe Anerkennung des Königs Friedrich des Großen fand. Die Begebenheit, durch Johannes v. Müller im Jahre 1842 zuerst veröffentlicht, ist durch Felix von Gilsa zu Gilsa im Jahrgang 1887 der „Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ klar und richtig gestellt worden.

*) Nicht so gut wie bei Krefeld erging es dem Artilleriekapitän Ende am 30. August 1762 im Gefecht bei Nauheim, in dem er ebenfalls die Artillerie des Regiments Prinz Karl kommandierte, aber mit beiden Geschützen in Gefangenschaft geriet. — Im Januar 1763 ist er Zeugwärter in Kassel geworden.

Der Chronist Friedrich Lucä.

Von Paul Heidelbach.

Im Mai dieses Jahres waren zweihundert Jahre verflossen, seitdem zu Rotenburg an der Fulda Friedrich Lucä, der Oberpfarrer an der dortigen St. Jakobskirche und frühere Hofprediger des Landgrafen Karl, verschied. Über ein Menschenalter hindurch hat er in Hessen gelebt, das ihm zur zweiten Heimat wurde und in dem er auch begraben liegt. Als historischer Schriftsteller fand er unter seinen Zeitgenossen lebhafte Anerkennung, aber auch scharfe Kritik. Am nächsten aber tritt

er uns in seiner Selbstbiographie, die namentlich Gustav Freytag dadurch der Allgemeinheit näher brachte, daß er im dritten Bande seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" den für die Geselligkeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so charakteristischen Bericht Lucäs über seine Liebeswerbung wiedergab. Trotzdem es heute üblich ist, sich an die bedeutenderen Vertreter der Vorzeit wenigstens in Säkularabständen zu erinnern, scheint niemand dieses Mannes gedacht zu haben. Lucä verdient aber nicht, der allgemeinen Vergessenheit anheimzufallen; deshalb möge sein Leben noch einmal in kurzen Zügen an uns vorübergleiten.

Friedrich Lucä wurde, wie er im Eingang seiner Selbstbiographie bemerkt, in der fürstlichen Residenz und Festung Brieg als Sohn des Gymnasial-Professors Johannes Lucä „anno 1644 den 11. August, des Abends um zehn Uhr durch die Segenshand des Allerhöchsten, vermittelst einer glücklichen Geburt in das große Weltbuch der Natur eingetragen". Sein Großvater, Johannes Lucas, war der Baumeister des Herzogs zu Oels und kam später in die Dienste des Herzogs zu Brieg. „Indem meine gottseligen Eltern reichlich erkannten, daß sie als Sünder einen Sünder geboren, ließen sie ihnen vor Allem angelegen sein, meine Wiedergeburt zu einem Kinde Gottes durch die heilige Taufe zu besiegeln." Haupttaufpate war Herzog Christian zu Liegnitz und Brieg. Nach Absolvierung des Briegschen Gymnasiums zog er 1662 in Gesellschaft junger schlesischer und polnischer Edelleute zur Universität Heidelberg, um dort Theologie zu studieren. Die Reise ging über Görlitz, Leipzig, Erfurt, Fulda, Gelnhausen, Salmünster und Hanau und von da über Frankfurt die Bergstraße hinunter. 1662 sagte er den Heidelberger Musen ade und fuhr den Rhein herab nach den Niederlanden; er studierte zu Nimwegen, Utrecht und Leiden und kehrte 1667 nach kurzem Aufenthalt in Amsterdam nach Deutschland zurück, um seine Studien an der Universität Frankfurt a. O. abzuschließen. Noch im selben Jahr kam er wieder in die Heimat, von den Eltern „mit vollen Freuden und reichen Liebesküssen" empfangen. Hier wurde er, noch nicht 25jährig, zweiter Hofprediger an der Schloßkirche und bald darauf Hofprediger in Liegnitz. Hier besann er sich auf den Spruch, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein sei, und es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie noch zu einer Zeit, da sein „Gemüthe am wenigsten mit Heirathsgedanken geschwängert war" und alle vorgeschlagenen Partien ablehnte, die ihm bis dahin wildfremde Jungfrau Elisabeth Mercers, die das Abendmahl privatim von ihm begehrte, seine Frau wurde. Nach dem Tode des Herzogs wandte er sich an die Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen, die einen Hofprediger für die junge Herzogin von Kurland suchte, und wurde daraufhin nach Kassel zitiert. Er hielt seine Abschiedspredigt, verkaufte einen Teil seiner Bücher und reiste mit seiner Liebsten, die unterwegs einen Abortus erlitt, ab.

Am 5. April 1676 kam er in Kassel an und logierte in der Herberge zum „Wilden Mann". Die Landgräfin, Schwester des Großen Kurfürsten, empfing ihn sehr gnädig und behielt ihn abends bei der fürstlichen Tafel. Am folgenden Tag erhielt er ein besonderes Quartier vor dem Schloß und täglich zweimal die Speisen aus der fürstlichen Küche, sowie öfters noch besondere Delikatessen von der fürstlichen Tafel. Da es mit der Stelle im Kurland nichts wurde, kam ihm der Antrag der Landgräfin, in Kassel zu bleiben, sehr genehm. Noch im selben Jahr wurde er an Stelle Vietors, der zum Hofprediger ernannt war, Metropolitan und Oberpfarrer in der Neustadt*) und hielt am 13. Sonntag nach Trinitatis die Antrittspredigt. Der Dienst war nicht leicht; Lucä hatte nicht nur Sonntags, sondern auch Mittwochs und Freitags in der von seiner Wohnung sehr entlegenen Martinskirche zu predigen. Sein Gehalt bestand zum größten Teil in Fruchtgefällen. Nachdem er sich wohnlich eingerichtet hatte, gab er dem geistlichen Ministerium und dem Stadtmagistrat sein Akzeßgastmahl, wozu ihm der Magistrat den Wein verehrte. Im folgenden Jahr, 1672, fand die Regierungsübergabe der Landgräfin-Regentin an ihren Sohn, Landgraf Karl, unter großen Feierlichkeiten statt, die Lucä ausführlich beschreibt. Einen ihm am 8. November geborenen Sohn taufte der Hofprediger Vietor bei Hofe, und der Landgraf selbst war Taufpate. Im nächsten Jahr vollendete Lucä seinen „Geistlichen Weltschlüssel", den er bei dem Frankfurter Buchhändler Hermsdorf gegen ein Honorar von 50 Reichstalern verlegte. Auf einer Reise nach Dillenburg, wohin ihn die Fürstin Dorothea Elisabeth, eine geborene Herzogin von Liegnitz und Brieg, einlud, besuchte er auch Marburg, dessen Sehenswürdigkeiten er aufzählt und von dem er behauptet, daß man nicht leicht an einem Orte so viel gelehrte Leute antreffen könne wie dort. Die Verfassung, in der er sich dem fürstlichen Paar in Dillenburg vorstellte, war keine sonderliche; er hatte sich zuvor den Bart „putzen" lassen wollen, aber keinen Barbier im Orte gefunden; er geriet schließlich einem Bäckerknecht unter das Scheermesser, der ihm dermaßen

*) Jetzt Unterneustadt.

das Gesicht zerfetzte, daß er sich „fast schämte, auszugehen“. Trotzdem erzeigte ihm der ganze Hof viel „Civilität“ und traktierte ihn zum Abschied mit einem „galanten“ Frühstück. Nur dem Oheim des Fürsten, dem Prinzen August, weiß er wenig nachzurühmen; dieser solle „sich täglich unten in der Stadt mit liederlicher Compagnie beim Trunke ergötzen und auch sonst wenig fürstliche Tugenden aufweisen; so bringe er stets ein Schoßhündchen mit zu Tisch, das er, wenn er ein wenig gegessen, vor sich auf den Teller setze.“ Kurz nach seiner Rückkehr nach Kassel erlitt er einen empfindlichen Unglücksfall. Als er über den Neustädter Kirchhof ging, brach unter ihm ein eiserner Rost ein, so daß er sich das ganze Bein aufriß und vier Wochen lang die Wunden offen gehalten werden mußten. Zu Ende dieses Jahres erschien der große Komet, der unter den Marburger Professoren eine ganze Flut von Streitschriften veranlaßte. „Ob sie sich aber“, bemerkt Lucä hierzu, „allerseits solchergestalt bemüheten, dennoch blieb die Deutung allein dem allwissenden und allmächtigen Gott bekannt, wie uns solches nun der Ausgang lehret.“ Im Jahre 1681 besuchte die Königin von Dänemark, Landgraf Karls Schwester, Kassel und wurde mit großem Gepräng empfangen. Auch Lucä wurde von ihr in Audienz empfangen, wobei er seinen „Weltschlüssel“ überreichte. 1682 brachte die große Wasserflut, die die ganze Unterneustadt, damals noch Neustadt genannt, überschwemmte. In der Kirche stieg das Wasser vier Ellen hoch, und auch im Hause Lucäs ging es nicht besser her; die Bewohner der niedrigen Häuser mußten sich auf die Dächer flüchten. „Hätte das Wasser auch noch die sehr dünne Stadtmauer umgerissen, so wären viele hundert Menschen versoffen, und viele Häuser gänzlich ruinirt worden. Des Nachts um elf Uhr empörte sich ein gewaltiger Sturmwind mit abscheulichem Brausen, und man verspürte dabei empfindlich ein Erdbeben. Dieses machte die Gefahr und Wassersnoth desto schrecklicher. Sothane Wasserfluth währete den halben Sonntag, die ganze Nacht und den Montag bis gegen Abend. Sobald sich der Sturm legte, fielen die Gewässer auch, und erst jetzt sah man den erlittenen Schaden. Selbst die Festung und hohen Stadtwälle hatte der Regen heruntergeworfen, und konnten seither nicht recht standhaftig wieder repariert werden. Durch das Erdbeben aber war drei Meilen von Kassel bei Traubenhausen*) ein Berg herabgewälzet worden, hatte eine Mühle und unterschiedliche Häuser bedeckt und neun Personen lebendig begraben.“

*) Trubenhausen, Kreis Witzenhausen.

(Schluß folgt.)

In Vaters Garten.

Da sitz' ich wieder in des Vaters Garten,
Wo ich geträumt die gold'nen Kindheitsträume,
Die wohl noch heute auf Erfüllung warten!
Noch steh'n im Rain die alten Lindenbäume,
Die einstens Vaters liebe Hände pflanzten,
Wie sind jetzt stark und groß die stolzen Bäume,
Um die im Spiel die Kinderfüßchen tanzten! —
Da find' ich noch die grünen, kühlen Lauben;
Ich richtete mir drinnen Läden ein,
Aus Blättern gab's die allerfeinsten Hauben
Für all' die Puppenkinder groß und klein.
Aus Lehm und Wasser formte ich mir Kuchen,
Die schob ins warme Dörrhaus ich hinein
Und ging die Laubennachbarin besuchen,
Die lud ich zu dem süßen Kuchen ein. —
Und all' die Früchte, all' die roten Beeren!
Wie duckte sich behend der kleine Rücken;
Ich durfte auch die süßesten verzehren,
Und nicht die „schlechten“ nur „ins Kröpfchen“ pflücken.
Und welche Wonne, fand ich in den Hecken
Ein Vogelnestchen, bunte Eierlein! —
Wie viele Plätzchen, um sich zu verstecken,
Da mußte man beim Suchen „findig“ sein! —
Am Samstag füllte ich der Mutter Vasen,
Das Schönste holte ich mir von den Beeten,
Mit Zittergras, gepflückt vom grünen Rasen,
Vereint' ich Rosen, Goldlack und Reseden. — —
Und unser Wäldchen, unser Lietenheckchen*)
Mit seinem Murmelbach in Wiesenflächen,
Wie war's doch stets ein reizend-lauschig Fleckchen!
Wenn durchs Geäst die Sonnenstrahlen brechen
Und alles rings grüngoldig überlichten,
Dann läd't es ein zum Sinnen und zum Dichten! —
So saß ich lange heute hier versonnen,
Das Licht verglomm am blauen Himmelsbogen,
Erinnerungen hatten mich umsponnen,
Die Dämmerung war längst heraufgezogen,
Da tönt es mahnend aus den Lindenbäumen:
„Was sinnst Du noch, worauf willst Du noch warten?
Willst Du noch länger off'nen Auges träumen?
Du bist kein Kind mehr in des Vaters Garten!“

*) Die Leite, mhd. lîte, ahd. lîta, Berghang.

Rinteln. **Helene Brehm.**

Die Stammtruppenteile des 2. Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 82.

Von Theodor Meyer.

(Schluß.)

Im spanischen Erbfolgekrieg kämpfte es unter seinen oben genannten hohen Chefs mit hervorragender Tapferkeit, sowohl bei Hochstädt, als auch bei Malplaquet, wie das erste Bataillon. In der Schlacht bei Ramillies am 23. Mai 1706, wo der Herzog von Marlborough die Truppen des Sonnenkönigs, Ludwig XIV. von Frankreich, entscheidend schlug, kämpfte auch unser Regiment unter seinem hohen Chef, dem Prinzen Ludwig, mit besonderer Auszeichnung. Der junge Prinz, der Liebling seines Vaters, führte persönlich das Regiment gegen den Feind, durchbrach nach ausgehaltenem Feuer von vier Bataillonen die Reihen der Franzosen und eroberte mit eigner Hand die Leibfahne des ihm entgegenstehenden französischen Schweizer-Regiments Villiers.*) Gleich darauf durchbohrte eine Flintenkugel die Brust des jungen Helden, von dem sein Vater sagte, daß er ihm nie Verdruß bereitet habe; das Geschoß ist noch heutzutage im Kasseler Museum zu sehen.

Nach seinem frühen Tode übernahm dessen Bruder Prinz Maximilian das Regiment und führte es bis zum Jahre 1753. Unter ihm zog das Regiment 1717 zum zweiten Male gegen die Türken. Als das Regiment in Wien einmarschierte, um vom Kaiser Karl VI. besichtigt zu werden, erregte es durch seine Haltung und Ausrüstung Bewunderung und Aufsehen. Es nahm hervorragenden Anteil an der denkwürdigen Belagerung und Eroberung von Belgrad unter dem Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, wie es im alten Soldatenliede heißt, zog von hier nach Italien und focht 1719 auf Sizilien. Es kämpfte hier mit großer Tapferkeit in der Schlacht bei Francavilla, half Messina und Palermo erobern und kehrte hierauf in die Heimat zurück. Hier erwartete es eine lange Friedenszeit, bis es im Jahre 1734 in den Krieg um die polnische Königskrone zog und sich am 20. Oktober 1735 im Gefecht bei Clausen sehr auszeichnete. Später finden wir das Regiment im österreichischen Erbfolgekrieg, 1746 in Schottland und 1756 unter dem Namen v. Fürstenberg in England, von wo aus es alsdann bei der alliierten Armee den Kämpfen des siebenjährigen Krieges als Regiment v. Gilsa beiwohnte. Hier kämpfte es unter dem Oberbefehl Ferdinands von Braunschweig in vielen Schlachten und Gefechten mit Mut und Auszeichnung, besonders 1758 in der Schlacht bei Krefeld, 1759 bei Minden und 1762 bei Wilhelmstal. In Amerika finden wir das Regiment, das jetzt Füsilierregiment v. Knyphausen hieß, von 1776—1783 bei den meisten Kämpfen beteiligt.

*) Bekanntlich eine Elitetruppe.

Nach Hessen zurückgekehrt, wurde es 1789 mit dem Regiment v. Donop zu einem Regiment v. Kospoth vereinigt, dessen zweites Bataillon es bildete, während Regiment v. Donop das erste Bataillon des neuen Regimentes ausmachte. Das Regiment blieb fortan auch in Friedenszeiten zu zwei Bataillonen bestehen. Von 1793 bis zum Baseler Frieden befand sich das neue Regiment in Flandern und Westfalen und zeichnete sich namentlich bei der ruhmvollen Verteidigung von Nieuport aus, die seinerzeit das Tagesgespräch war. Im Jahre 1795 bildete es aus sich, wie alle Infanterie-Regimenter damals, ein Grenadier-Bataillon, jedes Bataillon wurde auf 4 Kompagnien gesetzt. 1801 erhielt es den Namen von Biesenrodt, 1805 wurde es dem damaligen Kurprinzen Wilhelm von Hessen verliehen und hieß Regiment Kurprinz. So bestand es bis zum Einmarsch der Franzosen am 1. November 1806. Nach der Vertreibung König Jérômes von Westfalen aus Kassel wurde es im November 1813 unter seinem alten Namen wieder hergestellt*) und zog 1814 mit nach Frankreich. Hier nahm es ruhmvollen Anteil an den Belagerungen und Einnahmen von Luxemburg, Thionville und Metz. Da im Jahre 1815 der Krieg gegen Napoleon von neuem ausbrach, rückte sofort das erste und das Füsilier-Bataillon des Regiments ins Feld und war bei der Einnahme von Sedan und Mezières, sowie bei der Belagerung von Givet beteiligt. Bemerkenswert ist auch, daß aus den Reihen unseres Regiments vor Givet die letzten Schüsse in dem gewaltigen napoleonischen Drama fielen.

Nach den Freiheitskriegen begann eine lange Friedens- und Ruhezeit für unser so sehr an den Krieg gewöhntes Regiment. 1816 ging sein Füsilierbataillon wieder ein. Bei der Thronbesteigung seines Chefs als Kurfürst Wilhelm II.

*) Es wurde jetzt zu 2 Musketier- und 1 Füsilierbataillon und jedes zu 4 Kompagnien gebildet. Außerdem gab es noch 2 Grenadierkompagnien her. Diese bildeten mit anderen Grenadierkompagnien ein Grenadierbataillon.

von Hessen im Jahre 1821 und bei der Neubildung der Armee im selben Jahre wurde es das 2. Linien-Infanterie-Regiment und erhielt wieder ein Füsilierbataillon, das aus dem damaligen ersten Bataillon des Regiments Prinz Solms gebildet wurde. Im Jahre 1832 wurden alle Infanterie-Regimenter wieder auf zwei Musketierbataillone gesetzt. Bei unserem Regimente blieben das erste und zweite Bataillon in ihrem bisherigen Verhältnis, das Füsilier-Bataillon wurde das 2. Schützen-Bataillon. So blieb es bis zum Jahre 1866. Es hieß zuletzt 2. Kurhessisches Infanterie-Regiment Landgraf Wilhelm von Hessen, da dieser seit 1845 sein Chef war. Im Jahre 1848 bildete das erste Bataillon die einzige Besatzung in Frankfurt am Main und hielt den gefährlichen Aufstand daselbst nieder, bis Verstärkungen aus Mainz und Darmstadt eintrafen. Das zweite Bataillon zog 1849 nach Schleswig-Holstein gegen die Dänen und war am 14. April desselben Jahres bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Hier zum letzten Male wurde seine Fahne zum kriegerischen Angriffe entfaltet.

1866 führte der letzte Kommandeur Oberst v. Osterhausen das Regiment von Hanau nach Mainz; hier ereilte es das Schicksal, ein unverdientes Ende nach einer langen, makellosen und ruhmvollen Vergangenheit. Im Herbst desselben Jahres wurde es mit altpreußischen Mannschaften in Hanau zum Königl. Preuß. Infanterie-Regiment Nr. 82 umgebildet. Es behielt über die Hälfte seiner ehemaligen Offiziere und fast alle Unteroffiziere. 1867 wurden alle früheren kurhessischen Mannschaften und Reservisten des Regiments eingezogen, um das preußische Reglement kennen zu lernen. 1868 erhielt es die Benennung 2. Hessisches Infanterie-Regiment Nr. 82 und zog 1870 mit gegen die Franzosen, die es schon früher so oft bekämpft hatte. Es focht mit Ruhm bei Wörth, Sedan und Paris, 5 Offiziere und viele Unteroffiziere und Mannschaften des alten Stammregiments besiegelten mit ihrem Tode die althessische Tapferkeit auch hier wieder. Durch die Kabinettsordre S. M. des Kaisers vom 24. Januar 1899 wurden dem Regiment unter höchst anerkennenden Worten über die ruhmvolle Vergangenheit des alten Regiments dessen Traditionen zugewiesen und es zum 2. Kurhessischen Infanterie-Regiment Nr. 82 ernannt. So möge es noch lange blühen zum Ruhme und Wohle des großen Vaterlandes, ohne jedoch die Heimat und die glorreichen Taten der Väter zu vergessen.

Die Geschichte seiner Kaffeetasse.

Von Valentin Traudt.

Ich sammele allerlei alte Dinge, Taler, Kannen, Tassen, Leuchter usw. Schon ehe man das als moderner Mensch mußte, lag es in mir, weil ich ein Bedürfnis habe, mit der Zeit in Verbindung zu bleiben, in der unsere Eltern lebten, sorgten und kämpften. Man versteht sich selbst besser. So sah ich denn auch bei meinem Freunde, dem Stadtschreiber Fuchs, als ich ihn eines Tages im Kreise seiner Familie beim Kaffee überraschte, eine alte Marburger Tasse, und es dauerte nicht lange, da hatte ich schon das Gespräch auf Altertümer gelenkt. Er mochte wohl ahnen, worauf ich damit hinauswollte; denn er zwinkerte etwas schelmisch seiner Frau zu und lachte dann zu mir herüber.

„Ja, mit der Tasse da das ist mal so. Das ist kein Altertum, mein Lieber, das ist ein Jungentum. — Sie verstehen mich doch?“

Er steckte sich seine Pfeife an. „Hören Sie erst, ehe Sie ein Gebot auf die Tasse machen.“

Die Frau hatte mir mittlerweile auch ein Schälchen eingegossen und ich rückte den Stuhl heran.

„Ich stehe, wie Sie wissen, in dem Ruf eines altmodischen und altfränkischen Gesellen, obgleich ich noch nicht gar alt bin. Wenn ich sage ‚Ruf‘, so könnte man zwar meinen, ich sei in weiteren Kreisen bekannt. Das ist jedoch nicht der Fall. Es handelt sich nur um die paar Menschlein, die so ein gewöhnlicher Sterblicher kennt, die ihn gelegentlich ärgern oder erfreuen, ihm zu dieser Stunde etwas Schönes und Gutes sagen, um es in einer weiteren Stunde erheblich zu begrenzen. ‚Du bist ein altmodischer Brummbär!‘ Das sagen sie so ohne Einschränkung, und darum ist es das eine Mal ein Lob, das andere Mal ein Vorwurf, jenachdem was sie wollen. Berechtigt, du lieber Gott, was kann man nicht alle als berechtigt ansehen, mag dieses schmückende Beiwort zu der schönen Artbezeichnung ‚Brummbär‘ am Ende sein; denn ich trage keine hohen Stehklappkragen, mein Rock ist nicht modefarben, meine Stiefel sind vorn breit und mein Spazierstock ist ein Ziegenhainer. Außerdem rauche ich eine lange Pfeife und trinke aus einer bunten Bauerntasse. Meine Verwandten — mein Weibchen und die Mädchens wohl auch — sagen, die Tasse sei einfach unmöglich. Doch die Tasse ist nicht nur möglich, sondern mir auch in gewissem Sinne heilig. Sie stammt noch aus meiner Kinderzeit und war mir

von meiner Mutter zum Lohne dafür geschenkt worden, daß ich es doch, trotz meiner vielen dummen Streiche, in der Schule zu etwas gebracht hatte. Heute schenkt man in solchen Fällen den Kindern wohl etwas anderes, eine Dampfmaschine, einen Band Karl May oder gar ein Fahrrad — abgesehen von meiner Familie; denn ich bin ja altmodisch. Die liebe Mutterseele hatte die Tasse in Marburg erstanden, wo man sich auf bunte Tassen versteht. Und die Tasse sollte nichts mehr sein? Sich nicht neben anderen sehen lassen dürfen? Freilich, ihre Gestalt ist nicht formvollendet, und die Blumen sind giftgrün und knallrot. Aber gleichviel, ihr weites, weiches Rund und ihre Malerei befriedigen mich noch heute, und es darf für mich keine andere auf den Tisch kommen. Ich schlürfe halt gern mit dem braunen Trank ein Stückchen alter Erinnerung. Vater und Mutter sitzen wieder vor dem Tisch, ich auf der knarrenden Bank, da steht die Schale mit dem Zwetschenmus, dort der Kaffeeschlitten mit der beweglichen irdenen Kanne und dazwischen hinein ist meine Familie eingeordnet. — Weil ich eben ein altmodischer Kauz bin."

Er zog einigemal tüchtig an seiner Pfeife und sah dann wieder weltverloren vor sich hin.

„Aber ich stamme doch nun einmal aus einem kleinen lieben Waldnest ohne Pflaster, Bürgersteig, Glühlicht und Autodroschke. Das hat man heute noch nicht da. Nur ein neuer Hahn mit goldenem Sichelschwanz ist aufs Kirchlein gekommen, drei neue Scheunen sind gebaut und das Eichholz ist abgetrieben . . . Wir hießen doch in der ganzen Gegend die Kuckucke, weil wir so tief im Walde hockten! Was will man also von mir? Wir brannten abends noch alle in Hangelichtern das duftige Sparöl, während man auf den anderen Dörfern schon lange Petroleumlampen hatte, wir ließen noch ‚zwischen den Jahren' in der Hartmühle gebranntes Korn und geröstete Möhren zu Kaffee mahlen, wir kannten noch den Werwolf, banden Reiserbesen und fingen Rotkehlchen und Blutfinken ohne obrigkeitliche Erlaubnis. Obrigkeit gab es gar nicht. Ich erinnere mich wenigstens nicht, irgendwelche irgendwo im Dorfe gesehen zu haben. Der Bürgermeister, nun, der Bürgermeister, hieß eben Bürgermeister wie ein anderer Müller oder Heimann hieß. Kein Mensch dachte an etwas anderes. So schöne Wappenschilder wie heute gab es damals noch nicht auf unserem Dorf. Und die Nachbarn hatten auch alle so Tassen wie ich sie noch habe, und ich hatte sie mir auch ganz extra so grellfarbig gewünscht, als mir meine Mutter eine Belohnung in Aussicht stellte. Es ist also ganz mein Geschmack. Ich bin ja auch, wie gesagt, ein altmodischer Kerl. Und verkauft wird sie nicht."

Er machte eine Pause. Dann ergriff er das Wort wieder.

„Als ich schon einige Wochen in der Schule gesessen hatte, ganz vorn auf der kleinen Bank, und noch kaum richtig auf die Tafel spucken konnte — ich war so ungeübt darin, weil ich es daheim nicht durfte —, erzählten die Großen die Geschichte, in der die Worte vorkommen: ‚Und ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben.' Dieser Spruch grub sich, von den Jungen damals mit eindringlicher Betonung gesagt, so tief in mein unreifes Gehirn, daß ich ihn alltäglich vor den Ohren klingen hörte und ihn leise vor mich hin sagte. Ich war vielleicht noch mehr überrascht über diese Worte wie einst der Felsenjünger. — Es gab also einen Schlüssel für das Himmelreich? —

Wie groß mochte der wohl sein?

Ob ich ihn wohl tragen könnte?

Ob er unserem Kirchenschlüssel am Ende ähnlich sähe?

Das bewegte mich fortgesetzt. Ich fragte meine Mutter. Aber die sagte, das wäre anders zu verstehen, das wäre kein richtiger Schlüssel. Nun ja, die wußte es nicht besser, die war nicht in unsere Schule gegangen.

Auch der Vater wurde gefragt. Und ich sah ihm dabei aufmerksam in die Augen, ob er auch mit der Wahrheit herausrücke; denn ich merkte schon damals, daß er sich meines Fragegeistes oft dadurch entledigte, daß er irgend eine spaßige Ausrede oder Deutung erfand. Ich sehe ihn noch vor mir, wie es dann in seinen Augen aufleuchtete, wie ein geheimnisvoller Glanz die stahlhellen Sterne überfuhr und ein feines Lächeln die Fältchen an den Schläfen und die scharfen Striche an den Mundwinkeln vertiefte. Aber er hatte diesmal nur kurz zur Antwort gegeben: ‚Das verstehst du noch nicht.'

Mit diesen Worten war ich freilich auch nicht zufrieden. Von einem Schlüssel verstand ich schon etwas und vom Himmelreich war bei uns in der Schule alle Tage die Rede. Also was fehlte noch? —

Da machte ich mich an den Kirchenjungen heran, welcher den großen Kirchenschlüssel verwahrte, da er allmorgendlich im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr, nachher um zehn Uhr und am Abend um fünf Uhr läuten mußte. Es war der größte und klügste Schüler.

‚Konrad,' redete ich ihn zaghaft an, ‚zeig mal den Kirchenschlüssel.'

Er zog ihn aus seiner Tasche und zeigte ihn mir.

Ich wog ihn in der Hand, und er kam mir sehr schwer vor. Sein Kamm war vielfach gezähnt und durchbrochen und die Höhlung war mächtig tief. Konrad steckte ein Besenreis hinein.

‚Siehst D', so tief gar. Da könnt mer zu Neujahr mit schießen, wenn mer ei Zündloch nei mache derft.'

Aber darauf stand mein Sinnen noch nicht.

‚Ist der Himmelsschlüssel, den der Petrus kriegt hat, noch größer?‘ fragte ich mit meiner ganzen Neugier in Ton und Haltung, den Kopf so ein wenig mit dem Kinn nach oben gehoben.

‚Was willst D’?‘ sagte der andere wie aus den Wolken gefallen.

‚Nun, ich meine den, von dem Ihr neulich erzählt habt?‘

Mit einem raschen Griff nahm er da den eisernen Riesen wieder an sich, fuhr mit den Händen auseinander und erklärte kurz: ‚So — so groß.‘

‚Da mag’s ihm doch arg sauer geworde sei.‘

Aber der Läutejunge war schon fort. Vorläufig hatte ich aber ein Bild von dem Schlüssel, und das genügte mir schon. Immer aber, wenn Konrad aufstand, um die Zehnuhrglocke zu läuten, dachte ich an den Himmelsschlüssel, malte mir das Himmelstor dazu, das sicher noch zwanzig mal größer war als unser Turmtor und bekam von Woche zu Woche eine größere Hochachtung vor Petrus und Konrad. Bald merkte ich, daß letzterer ein besonderer Liebling unseres Lehrers war, und es galt mir von der Zeit ab als erstrebenswert, auch einmal diese Stellung einzunehmen.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Franz Treller †. Wiederum hat die hessische Literatur einen herben Verlust zu beklagen. Am 28. Juni verschied unerwartet der hessische Schriftsteller Franz Treller, den auch das „Hessenland“ seit seiner Begründung zu seinen Freunden und Mitarbeitern zählen durfte. Wir werden in nächster Nummer mit dem Bilde des verewigten Dichters einen Rückblick auf sein Leben und Schaffen bringen.

Hessischer Geschichtsverein. Am 12. Juni folgte eine ganz stattliche Anzahl Mitglieder des Marburger Geschichtsvereins einer Einladung des um hessische Geschichtskunde durch Wort und Schrift so wohlverdienten Freiherrn Felix von und zu Gilsa zu einer Besichtigung der historischen Stätten und der landschaftlichen Reize des Löwensteiner Grundes. Am Bahnhof Zimmersrode wurden die Teilnehmer von dem Baron empfangen. Von dort ging es in drei Wagen, von denen zwei Se. Durchlaucht der Prinz Philipp von Hanau gütigst zur Verfügung gestellt hatte, nach Bischhausen, dessen schlichte aber doch originelle Dorfkirche eingehend in Augenschein genommen wurde. Bei Schloß Gilsa angekommen, besichtigte man zunächst die an der Außenseite des Schlosses befindlichen verschiedenen Wappenbilder, ferner die gegenüberliegende ehemalige Wasserburg mit ihren noch deutlich nachweisbaren Gräben und schließlich die im Jahre 1889 restaurierte Kirche, deren ehrwürdiges Innere viele interessante historische Denkmale birgt. Hierauf führte der Schloßherr die Teilnehmer in sein Studierzimmer und zeigte ihnen eine Fülle vorgeschichtlicher Fundstücke und Gegenstände aller Art, die teils hohen künstlerischen Wert haben, teils historisches Interesse erregten. Aus der reichen Fülle des Arbeitszimmermuseums mögen nur genannt sein als dem Referenten besonders interessant die schöne Gewehrsammlung, die aus Ausgrabungen herstammende Scherbensammlung und der mit einem von Chodowiecki gemalten Bilde versehene Deckel einer Schnupftabaksdose, die ein Vorfahr des Freiherrn für sein tapferes Verhalten im 7jährigen Kriege von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Nunmehr wurde die weitere Besichtigung des Schloßinnern durch die Begrüßung der Damen des Hauses und durch die Einnahme eines Frühstücks unterbrochen, bei dem der Schloßherr seine Gäste auf das freundlichste im Löwensteiner Grunde willkommen hieß und den Geschichtsverein feierte, als dessen stellvertretender Vorsitzender Professor Wenck den Dank der Gäste aussprach, der in ein Hoch auf das Haus Gilsa ausklang. Prof. Wenck erinnerte an frühere Zeiten, wo nicht so freundliche Beziehungen wie jetzt zwischen den Herren von Löwenstein und der Stadt Marburg bzw. der Deutsch-Ordensballei Hessen bestanden, vornehmlich an das Löwensteiner Kreuz im Walde bei Marburg, das 1380 zur Sühne für die Erschlagung zweier Marburger Bürger aufgerichtet wurde. Nach dem Frühstück fand die Besichtigung der schönen und wertvollen Schloßbibliothek statt, deren Hauptmasse aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt und daher eine seltene Fülle der heute kaum noch bezahlbaren und zum Teil sehr seltenen ersten Originaldrucke aus der klassischen Zeit und der Romantik unserer deutschen Literatur birgt, und zwar in wunderbar schön erhaltenen, meist, gemäß der damals üblichen Weise, in Halbfranz gebundenen Exemplaren. Neben den Bücherschätzen zeigte der Schloßherr noch den Waffenrock eines ehemals kurhessischen Offiziers aus der Familie Gilsa, dem im Jahre 1761 in dieser Uniform der linke Unterarm abgeschossen worden war, was den mutigen Offizier aber nicht hinderte, nachdem er sich 300 Schritte hinter der Front den Arm hatte amputieren lassen, sofort wieder ins Gefecht zu reiten. Nunmehr folgten weitere reizvolle Fahrten durch die in schönstem Wachstum und lustigem Sonnenschein prangenden Fluren mit ihren prächtigen Ausblicken auf die

nahen Waldeshöhen. In Niederurf, wo Baron von Urf die Führung übernahm, wurde die mit deutlich erkennbarem Wehrgang umfriedigte und mit Schießscharten versehene Kirche, sowie der alte Burghof und die Burg selbst*) in Augenschein genommen. Nach neuer Fahrt winkte der Turm der Burgruine Löwenstein, den man bestieg, um sich seines wunderbaren Rundblickes zu erfreuen. Gern hätte man hier länger verweilt, aber es galt noch die Burg Jesberg zu besichtigen. Am Fuße ihres Turmes, dessen Mauern, wie der Referent, der auf allen Vieren in das Innere des Baues gekrochen war, feststellte, fast 3 m dick sind, gab Baron von Gilsa einen Überblick über die Geschichte der Burg, die im Streite zwischen den Landgrafen von Hessen und dem Erzstift Mainz mannigfache Schicksale hatte und schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts verfallen war und jetzt mehr und mehr verwittert. Nach kurzer Stärkung ging es zu Wagen wieder zurück nach Gilsa, wo man dankvollen Abschied von dem gütigen Schloßherrn nahm, und Zimmersrode, von wo aus man dank Stephensons Erfindung in wenig mehr als einer Stunde heimgelangte.

*) Über die Geschichte der Burg siehe den Aufsatz des Freiherrn Felix von und zu Gilsa: „Die Burg Niederurf und ihre Besitzer" in der Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde. N. F. 12. Band. Kassel 1886. S. 81—102.

Dr. H. Fechner.

Am 17. Juni unternahm der Hessische Geschichtsverein in Kassel einen Ausflug über Spiekershausen, das mit dem Fuldadampfer erreicht wurde, nach Landwehrhagen. Der Ausflug galt der Erinnerung an die Schlacht bei Lutternberg am 10. Oktober 1758, über die General Eisentraut in einem eingehenden Vortrag berichtete.

Die Historische Kommission für Hessen und Waldeck versendet soeben ihren elften Jahresbericht, der u. a. einen Bericht über die wissenschaftlichen Unternehmungen enthält, dem wir folgendes entnehmen:

Für das Fuldaer Urkundenbuch hat Dr. Stengel das Material bis etwa 1100 vollständig zusammengebracht und in erster Linie die Kaiserurkunden bearbeitet. Im nächsten Jahre hofft der Bearbeiter die Untersuchung der Kaiserurkunden zum Abschluß zu bringen sowie die Papsturkunden und die von Pistorius 1607 veröffentlichten Texte zu erledigen. Professor Diemar hat den Druck des Registers zu den Chroniken von Gerstenberg nahezu vollendet und den Text der Einleitung abgeschlossen, so daß das Werk im Herbst wird erscheinen können. Den Druck von Klüppels Chronik hofft Dr. Jürges-Wiesbaden im Laufe des Sommers beginnen zu können. Die Bearbeitung der Flechtdorfer Chronik hat Archivassistent Dr. Dersch-Münster übernommen. Dr. Grotefend hat die Bearbeitung der ersten Abteilung der Landgrafenregesten bis 1308 im wesentlichen beendet und deren Druck soweit gefördert, daß sie gegen Ende des Jahres wird ausgegeben werden können. Dr. Wiese hat die Archivalien des fürstlich solmsischen Archivs zu Braunfels, des Marienstifts in Wetzlar und die Allmenrödersche Sammlung im Wetzlarer Staatsarchive sowie die Bestände des Staatsarchivs von Frankfurt teils vollständig bis 1550, teils bis 1400 erledigt. Es erübrigt noch ein Besuch der Archive in Lich und Büdingen, worauf mit dem Druck des ersten Bandes des Urkundenbuchs der Wetterauer Reichsstädte begonnen wird. Die Fortsetzung des Friedberger Urkundenbuches hat Oberlehrer Dreher in Friedberg seit dem Herbst 1907 in Angriff genommen und zunächst das umfangreiche von Dr. Foltz, dem Bearbeiter des ersten Bandes, gesammelte Material durchgearbeitet. Dr. Buchenau ist durch Übersiedelung nach München als Kustos an das dortige kgl. Münzkabinet längere Zeit an der Fortführung des Hessischen Münzwerks verhindert worden. Er hat die größeren Brakteatenfunde von Kl. Bach und Kaufungen neu bearbeitet und das übrige zu Gebote stehende Material aus der Zeit der Ludowinger daran angeschlossen. Für den ersten beabsichtigten Teil (Prägungen weltlicher Herren vor der Groschenzeit) fehlen im wesentlichen nur noch die Gepräge der Herren von Münzenberg. In den Ausschuß für diese Publikation wurde Akademielehrer Zimmermann-Hanau an Stelle des verstorbenen Professor Dr. Suchier gewählt. Professor Köhler-Gießen hat nach Fertigstellung seiner Arbeit für das Jubiläum der Universität Gießen seine Tätigkeit für das Quellenwerk zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in vollem Umfange wieder aufgenommen und die Bearbeitung der Materialien des Marburger Staatsarchives fortgesetzt. Die Reichhaltigkeit des Stoffes verbietet es, die Beendigung der Sammlung in baldige Aussicht zu nehmen. Dr. Huyskens hat das Manuskript zum ersten Bande der Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra (Stift St. Cyriaxberg, Hospital und Augustinerkloster zu Eschwege, Kl. Germerode und Wilhelmitenkloster zu Witzenhausen) abgeschlossen und mit der Drucklegung begonnen. Die Vollendung des Bandes im kommenden Geschäftsjahr steht zu erwarten. Für die Herausgabe von Sturios Jahrbüchern der Grafschaft Hanau von 1600—1620 hat Oberlehrer Becker den größten Teil der im Marburger Staatsarchive befindlichen Akten, die zur Ergänzung und Erläuterung von Sturios Angaben in Betracht kommen, bearbeitet und wird nach Beendigung der archivalischen Arbeiten an die Fertigstellung des Textes gehen. Dr. Gundlach in Kiel war auch im verflossenen Jahre durch die mit seiner dortigen Stellung verbundenen Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Er hofft jedoch die noch ausstehende historische Einleitung zu dem im Manuskript abgeschlossenen Hessischen Dienerbuch und zu der Quellensammlung in bälde vollenden zu können. Dr. Dersch in Münster hat das umfangreiche von ihm in Marburg, Kassel und Darmstadt gesammelte Material durch neues aus Münster, namentlich für die waldeckischen Klöster, wesentlich bereichert, und beabsichtigt noch einige thüringische Archive, besonders Meiningen, heranzuziehen. Er gedenkt alsdann die Bearbeitung der Beiträge zur Vorgeschichte der Reformation in Hessen und Waldeck in raschem Zuge zu beenden. Dr. Knetsch hat mit der Arbeit über den Lehensstaat wegen anderweitiger Verpflichtungen erst zu Anfang des Jahres beginnen können und sich zunächst den Urkunden des Kasseler Lehnhofs zugewandt. Herr von Baumbach beantragte die Herausgabe eines Hersfelder Urkundenbuchs. Die Notwendigkeit eines solchen wurde allseitig anerkannt, die Inangriffnahme der Arbeit von der Gewinnung eines geeigneten Bearbeiters abhängig gemacht.

Marburger Hochschulnachrichten. Geh. Rat Prof. Dr. Enneccerus beging am 23. Juni sein 40jähriges Doktorjubiläum. — Privatdozent Dr. Karl Oestreich hat einen Ruf als Ordinarius für Erdkunde an die Universität Utrecht angenommen.

Eine Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Krefeld fand am 21. Juni auf dem Schlachtfelde selbst vor dem schon vor 50 Jahren errichteten, mit dem Reliefbildnis des Herzogs Ferdinand von Braunschweig geschmückten Denkstein statt, vor dem zahlreiche Kränze niedergelegt wurden. In Krefeld selbst wurde der Tag durch einen riesigen Festzug und die Aufführung vaterländischer Festspiele begangen.

Hessischer Städtetag. Auf der in diesen Tagen abgehaltenen 19. Versammlung des Hessischen Städtetages bildete mit den Hauptgegenstand der Verhandlungen das Gesetz vom 15. Juli 1907 gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden und über die Vornahme von örtlichen Verschönerungen in mittleren und kleineren Städten. Am Schlusse seines eingehenden Referates betonte Bürgermeister Roesler-Schmalkalden die Notwendigkeit, sich auf dem Gebiete des Denkmalsschutzes auf das Allernotwendigste zu beschränken und die Bestimmungen der Ortsgesetze so milde wie angängig zu gestalten, um die Bautätigkeit und die Entwickelung namentlich der kleineren Städte nicht zu gefährden. In der sich anschließenden Debatte, an der sich Bürgermeister Strauß-Hersfeld, Regierungsrat Goldschmidt, Oberbürgermeister Troje-Marburg und Kammerherr v. Scharfenberg beteiligten, wurde hervorgehoben, daß gerade in Kurhessen die Bestimmungen des Gesetzes nützlich und notwendig seien, das zum ersten Male eine rechtliche Grundlage für die Lösung einer Fülle von Aufgaben nnd namentlich zur Beseitigung von Mißgriffen biete.

Todesfall. In der Nacht zum 25. Juni starb im 72. Lebensjahr der Begründer und erste Vorsitzende des Kasseler Bürgervereins, Theodor Müller. Er war ein Sohn des bekannten Historienmalers und Akademiedirektors Friedrich Müller, des Verfassers von „Kassel seit 70 Jahren". Schon in jungen Jahren kam er nach Paris, wo er im Hause Rothschild als Korrespondent tätig war, bis ihn die Ereignisse des Krieges von 1870/71 aus Frankreich vertrieben. Müller war dann in Kassel publizistisch tätig und nahm in Wort und Schrift tätigen Anteil an den Geschicken seiner Vaterstadt. So war er auch seinerzeit an der Spitze des Bürgervereins in Berlin, um beim Minister des Innern dafür zu wirken, daß bei der Einführung der neuen Städteordnung die kurhessischen Eigentümlichkeiten nach Möglichkeit erhalten blieben. (Kass. Allg. Ztg.)

Brand. In der Nacht zum 1. Juli kurz nach 3 Uhr brannte in Marburg a. L. das Elektrizitätswerk ab, die einstige landgräfliche Herrenmühle, die Landgraf Ludwig III. 1582 hatte neu aufbauen lassen.

Das Weserlied. In Münden wird beabsichtigt, Franz Dingelstedt, dem Dichter des Weserliedes, am Anfang des Stromes ein Denkmal zu setzen.

Aus Gelnhausen. Die Arbeiten an der Gelakapella, besonders die Erforschung des Grabes, sind wieder aufgenommen worden. Vor einigen Tagen weilten Prof. v. Drach-Marburg, Museumsdirektor Dr. Böhlau-Kassel, Dr. Plath-Wiesbaden und Dr. Hahn-Frankfurt zu diesem Zweck in Gelnhausen.

Aus Spangenberg. Oberlandforstmeister Wesener aus Berlin besichtigte in diesen Tagen in Begleitung höherer Forstbeamten die Forstlehrlingsschule auf der Burg und pflanzte an der Stelle, wo der sagenhafte Buchsbaum Ottos des Schützen gestanden hat, einen neuen Buchsbaum.

Personalien.

Verliehen: dem Polizei-Inspektor Wohlrabe zu Kassel aus Anlaß seines Ausscheidens aus dem Dienste der Charakter als Königlicher Polizeirat.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. Schultheis zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrat in Hamm.

Geboren: eine Tochter: Amtsgerichtsrat Knochenhauer und Frau Else, geb. Suntheim (Kassel, 16. Juni).

Gestorben: Oberregierungsrat a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Ernst Mejer (Alexanderbad, 16. Juni); Professor Eugen Albrecht, Direktor der Senkenbergischen Anatomie, 36 Jahre alt (Frankfurt a. M., 17. Juni); Landgerichts-Obersekretär Friedrich Bächstädt (Hanau, 18. Juni); Rentier Friedrich Keim, 59 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 19. Juni); Kanzleisekretär Emil Löser, 62 Jahre alt (Kassel, 20. Juni); Apotheker Gerhard Grethen (Kassel, 20. Juni); Oberst a. D. Ludwig Magdeburg, 68 Jahre alt (Kassel, 25. Juni); Kaufmann und früherer Redakteur Theodor Müller, 71 Jahre alt (Kassel, 25. Juni); Kgl. Kammermusiker a. D. Johannes Mänz, 76 Jahre alt (Kassel, 25. Juni); Schriftsteller Franz Treller, 64 Jahre alt (Kassel, 28. Juni).

Briefkasten.

S. in Freiburg. B. in Niederingelheim. H. in Regensburg. Die Beiträge waren uns sehr willkommen. Dank und freundliche Grüße.

G. in Bischofsheim. Soll z. T. Verwendung finden. Freundlichen Dank.

R. in Kassel. S. in Melsungen. J. in Darmstadt. Die „Geschichte der Wilhelmshöhe" wurde durch Auffinden neuen Materials verzögert, wird aber noch Ende dieses Monats erscheinen.

F. in Marburg. Ihr Wunsch geht hoffentlich nicht in Erfüllung. Besten Gruß.

G. A. M. in München. Wir gratulieren.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Landesrat a. D. H. K. in Kassel 3 M. Zusammen bis jetzt **66,50 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. Juli 1908.

Unbewusst.

Ach unbewußt, wie Kinder tragen
Des Lebens Last, trug ich mein Leid
Durch tiefe Täler, weite Gründe
Und steile Höhen meiner Zeit.

Ich war ein Wandrer, der nicht kannte
Das eigne Antlitz voller Weh,
Bis eines Tages wie ein Spiegel
Es still ihm wies ein tiefer See.

Da sah er seines Alters Furchen
Und seiner Wege Sonnenbrand,
Und seine glutdurchschoss'nen Augen
Und sein zerschlissenes Gewand.

Da fühlte er die schwere Bürde,
Die bittres Schicksal ihm verlieh.
Und in den großen Einsamkeiten
Sank er laut weinend in die Knie.

Regensburg. **M. Herbert.**

Die Linde.

Im Dorfe durch die Lindenkron,
Da geht nun auch das Telephon.
Verwundert legt das grüne Zelt
Sein Ohr an den schwätzigen Mund der Welt
Und horcht und horcht bei Tag und Nacht,
Was Menschenkinder sich alles sagen.
Mag niemand mehr ein Geheimnis tragen,
An die große Glocke wird alles gebracht.
Der alten Linde kommt das Lachen:
„Kein Teufel soll mich irre machen.
Mein Blütenwunder, mein Sommertraum —
Die Menschenkinder fassen es kaum.
Ich selber nur weiß den tiefsten Grund,
Der kommt nicht über Lipp' und Mund." —
Recht hat sie und es wohl bedacht.
Denn was einen selig und froh gemacht,
Was man als höchstes Glück erfahren,
Soll man nicht aller Welt offenbaren.

Waisen-Heimweh.

Im großen Garten
Die Ringelblumen und Veigelein,
Die Lilien mit den Lichtstandarten —
Welch Prangen hinter den Buchsbaumreih'n!
Wenn ich da weglang geh'
Und sinnend steh',
Nach süßem Hauch
Von einem wilden Rosenstrauch
Lechzt meine Seele lang.
O Rosenzeit
Am Heimathügelhang,
Wie ist nach dir mir leid!

Kassel. **H. Bertelmann.**

Franz Treller.

Am 28. Juni schloß der hessische Schriftsteller Franz Treller sein an Erfolgen, aber auch an harten Kämpfen reiches Dasein. Mit ihm ging einer der wenigen Schriftsteller dahin, die noch aus der Zeit des Kurfürstentums herüberragten. Vor acht Jahren starb Ludwig Mohr, vor zwei und einem halben Jahr verschieden, wenige Tage nacheinander, Heinrich Jonas und Wilhelm Bennecke. Nur drei Dichter sind uns aus dieser Zeit noch geblieben, der 86jährige Adam Trabert in Wien, Julius Rodenberg in Berlin, der in diesen Tagen seinen 77. Geburtstag beging, und Karl Preser, der seit einigen Jahren, rüstig schaffend, wieder unter uns wohnt und in diesem Winter sein 80. Lebensjahr vollenden wird. Sie alle begegnen sich in der Liebe zu ihrer Heimat, und sie war es auch, die Trellers dichterische und schriftstellerische Tätigkeit bestimmte.

Franz Treller wurde am Töpfemarkt zu Kassel am 15. Oktober 1839 geboren und besuchte die Bürgerschule seiner Vaterstadt. Schon früh ergriff er mit voller Hingebung den Beruf des Schauspielers und war als solcher in Oldenburg, Bremen, Königsberg und Riga tätig. In Riga leitete er fünfzehn Jahre hindurch das Ständische Theater als Oberregisseur; die durch ihn verkörperten Rollen des Lear, Hamlet, Mephisto, Richard III. u. a. sind in Riga, wie die Nachrufe zeigen, noch unvergessen. Als 1883 der Brand des Rigaer Theaters seiner dortigen Tätigkeit ein Ziel setzte, kehrte er in seine Heimatstadt zurück, wo er leitender Redakteur der neu begründeten „Kasseler Allgemeinen Zeitung" wurde, zu deren rascher Verbreitung er wesentlich beitrug. Diese Stellung hatte er bis zum Jahre 1890 inne. Er widmete sich nun ganz der Schriftstellerei, in der er sich hauptsächlich der hessischen Vergangenheit zuwandte.

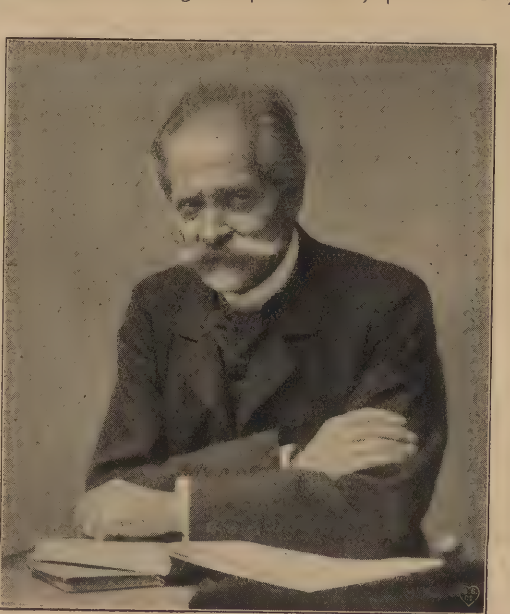
Auch unserer Zeitschrift war Franz Treller seit ihrer Begründung ein treuer Mitarbeiter. Bereits die erste Nummer des ersten Jahrgangs (1887) brachte von ihm die Erzählung „Wolnoth. Ein Bild aus unseres Volkes Urzeit". Im selben Jahrgang erschien auch sein noch jetzt gern vorgetragenes wirkungsvolles episches Gedicht „Der Ehrenplatz". Weiter brachte das „Hessenland" aus seiner Feder die Erzählungen „Der Glaubensbote" (Zeit des Bonifatius), „Der lange Hennes" (Hessen in Schottland, 1745) und „Die Botenfrau" (Westfälische Zeit). Eine Erzählung aus der Zeit des Landgrafen Karl, „Denis Papin", erschien im „Neuen Universum". Für Zeitungen schrieb er folgende Romane: „Späte Rache", „Donna Inez", „Der Mann von Haiti", „Der Mexikaner", „Korsisches Blut", „Sein Dämon", „Vergangenheit Schatten", Schloß Schönfeld", „Ruinen von Quirigues" und „Die Sängerin". In Buchform erschienen von ihm die Erzählungen „Gela. Lieder aus unseres Volkes Urzeit" (Dresden), und „Donna Manuela", im Brunnemannschen Verlag in Kassel die stimmungsvolle feine Erzählung „Marielies" (1891) und die Erzählung aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg „Vergessene Helden"; ferner das epische Gedicht „Theuda", das Volksbühnenspiel „Philipp der Großmütige", „Philipp der Großmütige. Lebensbild eines evangelischen Fürsten" und schließlich vor Jahresfrist im Verlage unserer Zeitschrift die Novelle „Athene parthenos", die die Beschießung der Akropolis im Jahre 1687 zum historischen Hintergrund hat.

Große Verdienste erwarb sich Treller um die Wiederbelebung des Volksbühnenspieles, dem er in seiner Vaterstadt neuen Boden verschaffte. Im Laufe von zehn Jahren wurden unter seiner Leitung nicht nur Herrigs „Luther" und Falckenheiners „Kaiserfestspiel", sondern auch die von ihm selbst verfaßten Bühnenfestspiele „Philipp der Großmütige", „Weihnachtsspiel" (1891) und „Gustav Adolf" (1894 und 1903) in wirkungsvoller Weise durch Kasseler Bürger aufgeführt. Namentlich sein 1890 zum ersten Mal im großen Stadtparksaale aufgeführter „Philipp der Großmütige", in dem er selbst, abwechselnd mit zwei andern Darstellern, die Titelrolle übernommen hatte, wird noch in lebhafter Erinnerung sein. Im Oktober 1904 erlebte er eine nochmalige Aufführung in Kassel. 1903 verfaßte er auch ein Bismarckfestspiel, „Des Reiches Eckart", und er, der bühnenkundige und gewandte Festspieldichter, wird es nicht ohne Bitterkeit empfunden haben, daß, als man vor wenigen Wochen in Kassel das Bedürfnis nach einem patriotischen Festspiel empfand, ihn, der so oft und erfolgreich seine Kraft in den Dienst dieser Sache gestellt hatte, überging und von auswärts für schweres Geld einen mit abgenützten Kostümen und literarisch recht minderwertigen Versen im Lande umherreisenden Verfasser eines Hohenzollernfestspieles kommen ließ, das auf unserer Hofbühne zur Aufführung gelangte. Die von Treller verfaßten und von Mangold und Lorenz in Musik gesetzten patriotischen Kantaten „Fürs Vaterland" und „Dem Kaiser Heil" sind Gemeingut aller höheren Schulen geworden und dienten 1896 der öffentlichen Feier des Jahrestages der Kaiser-

proklamation in Versailles in Kassel als Grundlage.

Als Dramatiker hat Treller nicht festen Fuß fassen können, wenn auch einige seiner Bühnenstücke — von seinen Dramen seien genannt „Des Königs Narr", „Albrecht", „Doktor Sanftleben", „Noblesse oblige", „Der neueste Schmuck", „Der Zauberlehrling" — auf dem Kasseler Hoftheater mit Beifall aufgeführt wurden und die Runde über eine große Zahl deutscher Bühnen machten.

In weiteren Kreisen bekannt wurde Treller aber erst durch seine umfangreiche Tätigkeit als Jugendschriftsteller. Er schrieb nicht nur für die Knabenzeitung „Der gute Kamerad" (Verlag Union in Stuttgart), sondern gab auch eine ganze Anzahl von Jugendschriften heraus, die zum Teil in dem bekannten Jugendschriftenverlag von Gustav Weise in Stuttgart erschienen. Es seien genannt „Verwehte Spuren", „König der Miamis", „Das Kind der Prärie", „Der letzte Admiral", „Enkel der Könige", „Die Söhne Arimunts", „Hung-li", „Gefangene der Aimatos", „Der Held von Trenton" (wohl eine Neuauflage der „Vergessenen Helden"), „Der letzte Hohenstaufe" und „Der Sohn des Gaucho". Treller gehörte zu den gelesensten und beliebtesten Jugendschriftstellern.



Franz Treller.
Aufnahme des Atelier Becker, Kassel.

Es lag nahe, daß er, der in der Altstadt Kassels geborene scharfe Beobachter und humorvolle Erzähler, sich auch auf das Gebiet des Kasseler Dialektes wagte. Seine bei Ernst Hühn in Kassel unter dem Titel „Was ich me so gedacht hon" erschienenen „Erlebnisse, Erinnerungen und Aufzeichnungen eines alten Kasselaners" liegen bereits in dritter Auflage vor. Wenn sie sich auch nicht mit den bis jetzt unerreichten Schöpfungen des Klassikers des Kasseler Dialektes, Heinrich Jonas, messen können, sondern gleich den „Kasseläner Verzählungen Karle Klamberts" lediglich in den Dialekt eingekleidete Schnurren ohne literarische Prätention darstellen, so bergen sie doch einen famosen Humor und wissen das Volkstümliche geschickt herauszubringen. Noch im letzten Winter trat er als eigener Interpret dieser Dialekterzählungen vor die Öffentlichkeit.

Seiner Familie war Treller ein treu besorgtes Oberhaupt. Groß war die Zahl seiner persönlichen Freunde, und besonders in früheren Jahren war er in geselligem Kreis ein frohlauniger Genosse.

Von Trellers unverwüstlichem Humor zeugen auch die „Sonntag-Nachmittag-Betrachtungen", die er unter der Chiffre K. K. über ein Jahrzehnt hindurch für den „Kasseler Stadtanzeiger" (Hessische Morgenzeitung) allsonntäglich zu schreiben pflegte und in denen er namentlich auch unermüdlich für die Erhaltung althessischen Wesens eintrat und, gestützt auf einen reichen Schatz von Erinnerungen, in pietätvoller Weise auf althessische Traditionen einging. Ihnen hat auch sein letzter Federstrich gegolten; an dem Tage, an dem seine letzte „Betrachtung" hinausging, schied er schmerzlos aus einem Leben, das ihn manche Not und Bitternis hatte kennen lernen.

Um so ergreifender wirkt sein dichterisches Testament auf uns, das in eben jener Zeitung wenige Tage nach seinem Tode erschien und in dem er jene beneidenswerte Lebensphilosophie bekundet, die an das Horazische „Aequam memento rebus in arduis" gemahnt:

Mein Testament.

Wenn an des vielbewegten Lebens Ende,
In dessen Lauf ich Freud und Leid getragen,
Den Blick ich sinnend ins Vergangne wende
Und Herz und Seele oftmals zweifelnd frage:
Was ist die Summe des bescheidnen Lebens,
Das ohne Deinen Willen Dir verliehen?
War all Dein ernstes Streben nur vergebens?
Darfst freudig Du ein günstig Fazit ziehen?
So sag ich dankbar, froh: Ich bin zufrieden
Mit dem bescheidnen Los, das mir beschieden.

Mit letztem Hauche will ich es noch sagen,
Was auch an Leid die langen Jahre brachten,
Oft hat auch Glückesstunde mir geschlagen,
In der die guten Geister mein gedachten.
Nicht viel errang ich, doch nicht ganz verloren
Ist, hoff ich, dieses Lebens heißes Ringen.
Ward ich zu lichtem Dasein nicht erkoren,
Vermochte auch kein Leid mich zu bezwingen;
Und dankbar seh ich noch im letzten Augenblick
Auf dieses Daseins Sonnenschein zurück.

Seinen Wunsch, daß seines Lebens heißes Ringen nicht ganz vergebens war, können wir getrost bejahen. Wenn es schon genügt, das Beste immerdar gewollt zu haben, so hat Franz Treller nicht umsonst gelebt. Durfte er fast zwei Jahrzehnte hindurch die dichterischen Gestalten unserer unsterblichen Dramatiker verkörpern, so hat er auch als Schriftsteller stets nur auf die Höhen geführt und sein Können dem Idealen gewidmet. Und nicht zuletzt: er hat in einer Zeit, in der man diesem Bestreben wenig günstig, ja oft feindselig gegenüberstand, immer wieder den Sinn für hessische Eigenart zu erhalten und das Verständnis für die große Vergangenheit unseres Stammes zu wecken gewußt.

Er ruht in hessischer Erde und wird von uns nicht vergessen werden.

P. H.

Die Politik des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

Am 1. November des Jahres 1700 starb Karl II., der letzte Habsburger auf dem spanischen Königsthron. Die von ihm kurz vor seinem Tode errichtete und sorgfältig geheim gehaltene letztwillige Verfügung setzte Philipp von Anjou, zweiten Sohn des Dauphins von Frankreich und Enkel Ludwigs XIV., zum Erben des gesamten spanischen Reiches ein. Damit wurde nicht nur der besser begründete Erbanspruch der jüngeren habsburgischen Linie, des Hauses Österreich, bei Seite geschoben, sondern auch der Teilungsvertrag hinfällig, den Ludwig XIV. mit England und den Vereinigten Staaten der Niederlande im März 1700 geschlossen, dem beizutreten aber Kaiser Leopold I. sich geweigert hatte.

Während Ludwig XIV. die seinen Wünschen durchaus entsprechende letztwillige Verfügung alsbald anerkannte, seinen Enkel die spanische Königskrone auch sofort in Besitz nehmen ließ, erhob Kaiser Leopold I. Einspruch dagegen und beschloß nach mühsamer Überwindung ernster Bedenken, dem klaren und guten Recht seines Hauses mit den Waffen in der Hand Geltung zu verschaffen. Für sich allein zu schwach, um die Macht Frankreichs und Spaniens niederkämpfen zu können, mußte er sich nach Bundesgenossen umsehen, die willens und imstande waren, kräftigen und nachhaltigen Beistand zu leisten. Eine derartige Hülfe war zurzeit nur bei England und den Vereinigten Staaten der Niederlande zu suchen, deren Hoffnung auf eine ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechende Erledigung der Thronfolgefrage in gleicher Weise getäuscht worden war. Sogleich wurden die alten Beziehungen mit beiden Staaten wieder angeknüpft, die durch den nun hinfällig gewordenen Teilungsvertrag gelockert worden waren.

In England war König Wilhem III., zugleich Erbstatthalter der Niederlande, für seine Person bereit die erbetene Hülfe zu leisten. Sein staatsmännischer Blick erkannte die Gefahr, die England durch ein weiteres Anwachsen der Macht Ludwigs XIV. drohte und die er vergeblich durch den Teilungsvertrag zu beschwören gesucht hatte. Indes war er in seinem Handeln durch die Verfassung gebunden und die herrschende Partei der Tories jedem Kriege mit Frankreich abgeneigt. Es kam also erst darauf an, der Gegenpartei der Whigs ans Ruder zu verhelfen.

In Holland fehlte zunächst der Mut zum Anschluß an den Kaiser, da man, in erster Linie bedroht, der raschen Hülfe Englands und des Kaisers nicht sicher zu sein glaubte. Dazu befand man sich in einer besonders schwierigen Lage durch den Umstand, daß der größte Teil der Truppen vertragsmäßig mit spanischen Truppen zusammen in den sogenannten Barrierefestungen an der französischen Grenze der spanischen Niederlande stand. Auf diese Truppen war also nicht mit Sicherheit zu rechnen. Hier, in Holland war es in erster Linie der Ratspensionär Anton Heinsius, der die Notwendigkeit eines Bündnisses mit England und dem Kaiser erkannt hatte und die Unabhängigkeit der Niederlande nur dann gewährleistet sah, wenn ein Habsburger auf dem spanischen Königsthron saß. In seinen Augen konnte sich keine günstigere Gelegenheit wie die vorliegende bieten, um Ludwig XIV. auf lange Zeit von einem Angriff auf die Niederlande abzuhalten. Aber weite Kreise der Bevölkerung waren einem Kriege durchaus abgeneigt, der nur geeignet erschien, ihre Handelsbeziehungen zu schädigen.

In England wurde infolge der geteilten Ansichten über die Notwendigkeit und Nützlichkeit eines Krieges der Kampf der Parteien immer heftiger, und als Ende Dezember 1700 seitens des Kabinettsrates die Auflösung des Parlaments beschlossen wurde, im Februar 1701 tatsächlich eine der Regierung geneigte Mehrheit erzielt, die alsbald beträchtliche Mittel zu Kriegsvorbereitungen bewilligte.

Worauf Ludwig XIV. abzielte, sollte nun den Niederlanden bald klar werden. Seine Aufforderung, Philipp von Anjou als König von Spanien anzuerkennen, hatten die Generalstaaten ausweichend beantwortet, Ludwig XIV. war aber nicht der Mann sich hinhalten und die ihm günstigen Verhältnisse ungenützt vorübergehen zu lassen. Er beschloß deshalb im Einvernehmen mit dem Statthalter der spanischen Niederlande, dem ihm ergebenen Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, durch einen Gewaltstreich sich der Barrierefestungen zu bemächtigen, um in den spanischen Niederlanden festen Fuß zu fassen und die Generalstaaten damit seinen Forderungen geneigt zu machen. So wurden dann in der Nacht vom 5. zum 6. Februar 1701, mit Hülfe der spanischen Kommandanten, die Barrierefestungen von französischen Truppen besetzt und die holländischen Truppen am Abmarsche verhindert. Erst nachdem die Generalstaaten zur Anerkennung Philipps von Anjou sich bequemt und französische Truppen die spanisch-holländische Grenze besetzt hatten, wurde den holländischen Truppen der Abzug gestattet.

Inzwischen hatte dies gewalttätige Vorgehen Ludwigs XIV., sowie der Einfluß des Erbstatthalters und des Ratspensionärs der Kriegspartei in den Niederlanden allmählich zum Siege verholfen. Man hatte Truppen geworben und in Deutschland mit verschiedenen Fürsten Subsidienverträge abgeschlossen; preußische und hannöversche Truppen waren auf dem Marsche nach den Niederlanden, und bei Düsseldorf zog sich ein kurpfälzisches Korps zusammen. Nunmehr verlangte man holländischerseits die Entfernung der französischen Truppen aus den spanischen Niederlanden, die Einräumung verschiedener Festungen und wollte neue Verhandlungen über die spanische Thronfolge einleiten, England aber beanspruchte die Übergabe zweier spanisch-niederländischen Häfen und begann Truppen nach Holland überzusetzen. Diese Ansinnen beantwortete Ludwig XIV. lediglich mit neuen Kriegsvorbereitungen.

Aber noch immer standen dem Abschlusse des angestrebten Bündnisses der drei Mächte Schwierigkeiten im Wege, insbesondere mißtraute man der Macht des Kaisers. Erst die aus Italien kommenden Siegesnachrichten der kaiserlichen Truppen beseitigten die letzten Bedenken, so daß endlich am 7. September 1701 der Vertrag der drei Mächte, die sogenannte Tripelallianz, abgeschlossen werden konnte. Diese enthielt unter anderem die Anerkennung der habsburgischen Erbansprüche, die gegenseitige Gewährleistung des Besitzstandes bei gegenseitiger Waffenhülfe, wenn die Forderungen der Verbündeten nicht innerhalb zweier Monate auf friedlichem Wege zu erreichen seien, die Wiederherstellung der Festungsbarriere zwischen Holland und Frankreich und die Bestimmung, daß keinem Teile der Verbündeten ein Separatfrieden mit Frankreich gestattet sein solle — eine Bestimmung, die später von England treulos gebrochen wurde.

Wenige Tage nach Abschluß dieses Vertrages starb der vertriebene König Jakob II. von England, was Ludwig XIV. die willkommene Gelegenheit bot, dem Vertragsabschluß eine sofortige Beantwortung zuteil werden zu lassen. Indem er den Sohn Jakobs II. als rechtmäßigen König von England anerkannte, führte er den endgültigen Bruch mit dem britischen Reiche herbei. Nunmehr verließen auch die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande ihre noch immer zaghafte schwankende Haltung, riefen ihre Gesandten aus Paris und Madrid zurück und besiegelten damit auch ihrerseits den unvermeidlich gewordenen Bruch mit Ludwig XIV.

Auf seinen natürlichen Bundesgenossen, das Deutsche Reich, konnte Kaiser Leopold zunächst nicht mit Sicherheit rechnen. Hier waren es die beiden wittelsbachschen Fürsten, Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, und sein Bruder Joseph Clemens, Kurfürst-Erzbischof von Köln, welche offenkundig zu Frankreich hinneigten, bereits im Anfang des Jahres 1701 mit Ludwig XIV. Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen hatten und alle Hebel in Bewegung setzten, um das Reich zu einer neutralen Haltung zu veranlassen. Auch Braunschweig-Wolfenbüttel und Sachsen-Gotha waren mehr als unzuverlässig. Unmittelbar bedroht erschienen ja auch nur die westlichen Kreise des Reiches, weshalb man wohl auf sie zählen konnte. Brandenburg-Preußen, durch den Kronvertrag vom 16. November 1700 mit dem Kaiser verbunden, versicherte diesen alsbald seines Beistandes. Im großen und ganzen war man aber doch vorsichtig zurückhaltend, da man der Macht des Kaisers mißtraute und wenn irgend angängig den Frieden erhalten wollte, um so mehr, als man — nicht ohne Berechtigung — den Thronfolgestreit als keine eigentliche Reichsangelegenheit betrachtete. So machte denn auf der einen Seite der Kaiser, auf der andern Ludwig XIV. mit den beiden Wittelsbachern die größten Anstrengungen die noch unschlüssigen Reichsstände für sich zu gewinnen. Indes begann man auf allen Seiten zu rüsten, um unter allen Umständen bereit zu sein.

Während die Stände des Deutschen Reiches in ihrer Gesamtheit sich noch in den umständlichsten Verhandlungen ergingen, ob das Reich als solches am Kriege teilnehmen solle oder nicht, ergriffen

einzelne seiner Fürsten entschieden Partei und führten ihre Truppen den drei Verbündeten zu. Einer der ersten war Landgraf Karl von Hessen-Kassel.

Im Juni des Jahres 1700 hatte König Wilhelm III. seinen Rat Philipp Plantamour an Landgraf Karl gesandt, um ihm den Teilungsvertrag vom März d. J. mitzuteilen und Karl zum Beitritt aufzufordern, der Landgraf aber hatte vorsichtig abgelehnt. Nun schickte Karl am 1. September den Generalmajor Albrecht v. Tettau an König Wilhelm, um neben der Erledigung anderer Aufträge auch seine ablehnende Haltung näher zu begründen. In der Tettau mitgegebenen Weisung heißt es, daß er sich für die Ehre bedanken solle, die man dem Landgrafen durch Aufforderung zur Mitgarantie des Vertrages erwiesen habe, daß dem Landgrafen aber diese Garantie bedenklich erschienen sei, weil er sich dadurch zwischen den Kaiser und Frankreich in eine Sache mische, die ihn selbst doch nichts anginge und weil er sich damit nur in Gefahr begebe, zumal einerseits der Kaiser den Vertrag nicht annehmen wolle, anderseits aber dahin gestellt bleiben müßte, „ob Frankreich, wenn die Teilung nach dem Traktat geschähe, sich damit begnügen und nicht vielmehr, wenn die spanische Monarchie auf die im Traktat enthaltene Maß erst verrissen wäre und die Krone Frankreich sich Meister von Italien gemacht haben würde, desto leichter zu seinem but, nämlich der Universal-Monarchie zu gelangen, trachten würde". Er habe Bedenken getragen sich hierüber gegen Plantamour des Näheren auszulassen.

Auch Frankreich drängte den Landgrafen, wurde aber ebenfalls in kluger Zurückhaltung mit allgemeinen Redensarten abgewiesen. Der außerordentliche französische Gesandte d'Iberville, Gesandter am Hofe des Kurfürsten von Mainz, reiste förmlich hinter dem Landgrafen her und suchte ihn zu überreden, sich auf die Seite der Vertragsmächte zu stellen. Er hatte von Ludwig XIV. Vollmacht und einen Entwurf zum Vertragsabschluß mit dem Landgrafen erhalten, konnte aber, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht zum Ziele gelangen. Am 2. November protokollierte man im Kabinett des Landgrafen, was dieser d'Iberville zu Rinteln gesagt hatte: Msr. d'Iberville würde sich erinnern, was J. D. vor Anstand und Ursachen gehabt hätten, daß Sie sich bishero zur Akzeption des Traktates quäst. und dessen Garantie nicht hätten erklären können. Nachdem Sie nun seithero nicht vernommen, daß ein einziger Stand im Reiche sich darüber deklariert hätte, so trügen J. D. dermalen auch noch billig Bedenken es Ihren Orts zu tun, zumalen, da Sie gänzlich vermuteten der Kaiserliche Hof würde sich zu der gemachten Partage in Güte verstehen müssen und also hiernächst ein unversöhnliches Odio gegen J. D. fassen, wenn dieselbe als ein Fürst des Reiches sich gleichsam gegen den Kaiser in einer Sache deklarieren wollten, die weder das Reich noch J. D. in particulari anginge und da Sie keine emolumenta davon zu hoffen hätten, sondern sich vielmehr mit ihren Land und Leuten nur in Schaden setzen könnten. Ludwig XIV. würde ihn nicht mißdeuten, wenn er ablehne, sonderlich da der König von Spanien noch am Leben wäre, und wenn er (der Landgraf) zurzeit zurückhielte, bis man sehe, wie die Konjunkturen ständen. Inmittelst sollte man von seinen guten Intentionen zur Erhaltung des Friedens überzeugt sein."

Iberville wandte sich nun am 29. November schriftlich an Landgraf Karl, übersandte ihm einen Brief Ludwigs XIV. mit den letztwilligen Verfügungen Karls II. und teilte mit, daß Ludwig XIV. sehr befriedigt von den Äußerungen gewesen sei, die Karl zu Rinteln getan habe. Inzwischen sei nun König Karl II. gestorben und Philipp von Anjou zu seinem Nachfolger bestimmt worden und keine Aussicht vorhanden, den Krieg zu vermeiden, da der Kaiser sich weigere, die letztwillige Verfügung des verstorbenen Königs anzuerkennen. Jeder urteile auf seine Art. Die Einen betrachteten es als ein Glück für alle Nachbarn Frankreichs, daß diesem nicht die Vergrößerung zu teil würde, die ihm der Teilungsvertrag zugedacht habe, andere gründeten auf die engen Beziehungen zwischen Ludwig XIV. und dem neuen König von Spanien ausschweifende Hoffnungen auf die Vernichtung der protestantischen Staaten, wieder andere meinten, daß die Macht Ludwigs XIV. durch die Erhebung seines Enkels auf den spanischen Thron gar nicht gewachsen sei und daß beide Monarchien sehr wohl wesentlich verschiedene Interessen haben könnten. Indes würde das Einverständnis zwischen beiden es Ludwig XIV. erleichtern, seinen Verbündeten kräftig beizustehen, und es würden deshalb diejenigen sich glücklich schätzen können, die auf seine Freundschaft rechnen dürften. Iberville hoffte, daß Karl sich freiwillig zu letzteren zähle und daß er die Konsequenzen daraus ziehen würde. Man möge sich nicht durch die fortgesetzten Versuche überlisten lassen, die man mache, um Mißtrauen zu säen, Ludwig XIV. sei die beste Stütze für die Rechte und berechtigten Ansprüche der deutschen Fürsten usw. So ließ Iberville kein Mittel unversucht, um Karl günstig für Frankreich zu stimmen.

Am 7. Dezember bedankt sich dann Landgraf Karl bei Ludwig XIV. wegen der Mitteilung der letztwilligen Bestimmungen Karls II., hält sich aber in allgemeinen Ausdrücken und spricht die Hoffnung aus, daß diese Bestimmungen die öffentliche Ruhe Europas nicht berühren würden. Der Brief wurde durch Iberville übermittelt. Bereits am 17. Dezember nahm letzterer die Gelegenheit wahr, um sich wiederum an den Landgrafen zu wenden. Er schrieb, der Kurfürst von Trier habe seine geneigten Ansichten kundgegeben und die Kurfürsten von Bayern und Köln ständen in ebensolchen Entschließungen. Er bespricht dann den Brief, den Karl an Ludwig XIV. gerichtet und in dem er seine Anhänglichkeit an Frankreich versichert und auf diejenige seiner Vorfahren hingewiesen hatte. Sie sei nicht vergessen und würde niemals vergessen werden, beteuerte Iberville. Wohl suchten Gesandte des Kaisers die Fürsten des Reiches an sich zu ziehen, aber Ludwig XIV. sei der beste Bürge des westfälischen Friedens. Indes blieb alles Werben Ibervilles ohne Erfolg, Karl ließ sich durch nichts aus seiner klugen Zurückhaltung herausbringen.

Nunmehr suchten auch England und Holland den Landgrafen auf ihre Seite zu ziehen, indem sie sich dabei auf ihre früheren Bündnisse und die Waffenbrüderschaft in den verschiedenen Feldzügen zu Ende des 17. Jahrhunderts beriefen. Schon am 21. Dezember hatte Graf Albemarle im Auftrage König Wilhelms an Landgraf Karl geschrieben und mitgeteilt, daß England und Holland am Teilungsvertrage festhalten wollten, dann trat er im Januar 1701 mit dem Hofmarschall des Landgrafen Friedrich v. Kettler in einen brieflichen Meinungsaustausch, in dessen Verlauf er im Auftrage König Wilhelms den Landgrafen für ein Bündnis gegen Frankreich und Spanien zu gewinnen suchte. Karl lehnte jedoch auch hier aus den bekannten Gründen ab, stellte aber bereits unter dem 17. Januar 1701 seinen Beitritt in Aussicht, wenn man ihn gegen Frankreich sicher stelle und ihm die Mittel gewähre, seine „Miliz" auf wenigstens 10 000 Mann zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chronist Friedrich Lucä.

Von Paul Heidelbach.

(Schluß.)

Am 7. Juli 1684 starb Superintendent Stöckenius, an dessen Stelle die Prediger zu Kassel in der St. Martinskirche den zweiten Hofprediger Heinius wählten. Der Landgraf nahm ihn als Superintendent an und traktierte die Prediger auf dem Neubau (Stadtbau) mit drei Mahlzeiten. Die dadurch erledigte zweite Hofpredigerstelle bekam Lucä, der dann aus der Neustadt in das Reutersche Haus auf der Marktgasse übersiedelte, für dessen Benutzung er jährlich 40 Taler Miete zahlte. Die zunehmende Krankheit der Frau machte eine Kur in Wildungen notwendig, und im Anschluß daran unternahm Lucä, um sich zu erholen, eine „Pläsirreise" nach Bremen, und zwar von Münden bis Rinteln auf einem „Diehlenschiffchen". Zu Delmenhorst fand er gutes Quartier bei einem Wirt aus Treysa, einem Trompeter. Nachdem er acht Tage lang die Herrlichkeiten Bremens genossen hatte, reiste er auf dem Landweg wieder heim, traf auch seine Frau bei ziemlicher Gesundheit; doch schon im Herbst nahm ihr Steinleiden derart zu, daß sie, trotzdem sich zahlreiche Ärzte um sie bemühten, schon im folgenden Jahre starb. Bemerkenswert ist, daß Lucä ihr nahendes Ende auch daraus zu verspüren geglaubt hatte, daß sich die Stubentüre von selbst auftat. Auch kurz vor dem im selben Jahr erfolgten Tod der jüngsten Tochter öffnete sich, während die Familie beim Mittagsmahl saß, die Stubentür „ohne Jemandes Bewegung".

In einem kleinen Schlußkapitel schildert Lucä noch die Einwanderung der Hugenotten und die Grundlegung der Kasseler Oberneustadt, dann brechen seine Aufzeichnungen ab. Eine eigenhändige Schilderung seiner späteren Lebensjahre scheint verloren gegangen zu sein, wurde aber durch seinen Nachkommen Dr. jur. Friedrich Lucä in Bockenheim, der die bisher ungedruckte Handschrift des Ahnen 1854 herausgab, ergänzt. Schon Lucäs Enkel, der Marburger Professor der Medizin Dr. S. Chr. Lucä († 1821) hatte sich um Nachrichten über das spätere Leben seines Großvaters bemüht, aber ohne Erfolg, bis dann der Herausgeber der Autobiographie durch den Archivdirektor von Rommel erfuhr, daß auf der Kasseler Landesbibliothek nicht nur die von Lucä verfaßte Chronik der Stadt Rotenburg, sondern auch eine Abschrift der Lebensbeschreibung und acht Briefe des Philosophen Leibniz an Lucä aufbewahrt würden, während sich in Hannover die mit diesen korrespondierenden Briefe Lucäs an Leibniz vorfanden.

Anderthalb Jahre nach dem Tode seiner Gattin vermählte sich Lucä mit Elisabeth Luise v. Wesenbeck, deren Vater kurfürstlich-brandenburgischer Geheimer Rat und Kanzler des Fürstentums Minden war. Schon bald nach dem Tod seiner ersten Frau gab er unter dem Titel „Friedrich Lichtsterns schlesische Fürstenkrone" seine schlesische Chronik heraus.

In einem der Briefe Lucäs an Leibniz, und zwar in demjenigen vom 17. August 1691, findet sich die Mitteilung von der verunglückten Dampfschiffahrt Papins, die für dessen Nachruhm bis in die Neuzeit hinein verderblich werden sollte. Leibniz freilich nahm Papin sofort in Schutz und erwiderte auf die Bemerkung, daß jene Wasserpartie den Landgrafen 2000 Reichstaler gekostet habe: „Wenn bei einer so schwierigen Sache etwas Menschliches passiert, ist es ihm zu verzeihen, wie ich überhaupt der Ansicht bin, großartige Dinge soll man durch Lob unterstützen. Und angenommen, wie man sagt, Ihr durchlauchtigster Fürst hätte auf die Versuche 2000 Reichstaler verwendet — wie viel teurer kommt die Herren beim Spiele nicht manchmal ein einziges Kartenblatt zu stehen.*) Erst Ernst Gerland hat zuerst den Nachweis geführt**), daß sowohl Lucäs Erzählung als das von dem Frankfurter Ratsherrn Zacharias Uffenbach mitgeteilte Urteil des Professors Wolfart, der auf Papin nicht gut zu sprechen war, unzutreffend sind, daß es sich vielmehr um die Herstellung eines Taucherschiffes handelte und der erste Versuch zwar durch die Schwäche eines Krahnes scheiterte, aber bald darauf mit dem besten Erfolg wiederholt wurde.

Der Briefwechsel zwischen Leibniz und Lucä war hauptsächlich angeregt worden durch dessen Beitritt zum „historischen Reichskolleg", für dessen Aufblühen sich Leibniz lebhaft interessierte. Diese Gesellschaft verfolgte den Zweck, Jahrbücher der deutschen Geschichte, auf glaubwürdige Urkunden gestützt, herauszugeben. Jedes Mitglied hatte sich zur Behandlung eines gewissen Zeitraumes oder eines besonderen Zweiges der Geschichte zu verpflichten. Der Verein, dem in Kassel auch der Leibarzt des Landgrafen, Doläus, angehörte, erreichte sein Ziel nicht in dem Maße, wie er es erstrebte, wohl aber hat er eine Menge für die Geschichtsforschung bedeutender Quellensammlungen veranlaßt und außerdem auch nach dem Vorbild der societas fructifera, des „fruchtbringenden Palmenordens", auf die Verbesserung der deutschen Sprache hingewirkt.

In seinem letzten Brief an Leibniz erwähnt Lucä seine Berufung in ein neues Kirchenamt außerhalb Hessens. Lucä nahm diese Berufung nach Siegen, der Residenz der Fürsten von Nassau-Siegen, auch an, und zwar wurde er dort Kirchenrat und Inspektor des Schulwesens. Warum er Kassel verließ, ist nicht genau festzustellen. Aber auch in Siegen muß es ihm nicht gefallen haben. 1694 trat er als Metropolitan in Spangenberg wieder in Hessen-Kasselsche Dienste. Zwei Jahre später ernannte ihn der Landgraf zum Oberpfarrer an der St. Jakobskirche zu Rotenburg, Dekan des Elisabethstifts und Metropolitan der Diözese. In den letzten Tagen des zu Ende gehenden Jahrhunderts, und zwar nach dem Eintrag in das Totenbuch der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Rotenburg am 26. Dezember, starb Lucäs zweite Ehefrau und wurde in der St. Jakobskirche begraben. In Rotenburg vollendete Lucä „des Heil. Röm. Reichs Uhralten Grafen-Saal" (1702), in dem er die Geschichte der deutschen Grafengeschlechter nach ihrem Ursprung, Stammregister und Ausgang zusammenstellte. Das Werk war den Grafen Johann Philipp von Ysenburg-Büdingen und Wilhelm Moritz von Solms gewidmet. Gleichfalls im Verlag von Knoche in Frankfurt erschien 1705, dem Landgrafen Karl gewidmet, „des Heil. Röm. Reichs Uhralter Fürstensaal", ein Werk, das die Geschichte der deutschen Fürstenhäuser enthält und mit dem Register gegen 1500 große Quartseiten umfaßt. Die Arbeit scheint noch mit Genehmigung des Vereins veröffentlicht zu sein, Lucä nennt sich auch hier noch auf dem Titel „Mitglied des Collegii Historici Imperialis". Zwei größere Werke, mit deren Ausarbeitung er beschäftigt war, sollte er nicht vollenden. Es waren dies einmal die Rotenburger Chronik und sodann eine Darstellung der Geschichte aller europäischen Universitäten. Drei Jahre nach dem Erscheinen seines Fürstensaals starb er ohne vorherige Krankheit in seinem 64. Jahre. Eine von unbekannter Hand geschriebene Notiz auf der Kasseler Landesbibliothek sagt hierüber:

„F. L. starb Morgens um 1 oder 2 Uhr. Wenige Stunden vorher, da Niemand fast ans Sterben gedacht, hat er angefangen zu sagen: ‚ich fühl, daß mein Jesus nahe ist.' Hierauf hat er Feder und Tinte gefordert, und wie er es nach seinem Tode gehalten haben wollte, disponiert. Darauf hat er frisch Wasser, den Mund zu reinigen, gefordert, und als er solches kaum in den Mund genommen, hat er gerufen: ‚mein Jesus, wie eilest du mit mir!' und ist augenblicklich gestorben. Am

---

*) „Quanto plus ludentibus principibus unum saepe folium chartaceum perditum aufert."

**) Und zwar u. a. in der Einleitung zu „Leibnizens und Huygens Briefwechsel mit Papin. Berlin 1881." Seite 59 f.

28ten Dec. alten Styls wurde er abends um 10 Uhr von 10 Bürgern bei 6 Fackeln in der Altst. Kirche*) beigesetzt."

Dieses Datum ist, wie Dr. jur. Friedrich Lucä mitteilt, irrig. Nicht allein das Rotenburger Totenbuch enthält den Eintrag: „Anno 1708. Majus d. 18. Hr. Dekanus Lucae des Abends zwischen 9 und 10 Uhr begraben", sondern auch die Inschrift auf einem seiner später erschienenen Werke gibt den 14. Mai als Todestag an.

Sein gesamtes Vermögen vermachte Lucä seinem Sohne, dem hochfürstl. hessischen Registrator und Proviantverwalter Karl Lucä zu Ziegenhain, dem Taufpaten des Landgrafen Karl, während seine an den Diakon Rübenkönig in Homberg verheiratete Tochter nur ein mit Smaragden besetztes goldenes Kreuz zum Gedächtnis erhielt, offenbar also schon vorher abgefunden worden war.

Karl Lucä verheiratete sich mit Sophie Charlotte Toussaint und starb 1712; sein Sohn starb 1773 als Amtsschreiber in Kirchheim-Boland mit Hinterlassung zweier Söhne; der eine wurde Bierbrauer, der andere Apotheker in Frankfurt a. M. und starb 1805. Der einzige von dessen fünf Söhnen, der sich verheiratete, war der bekannte 1821 verstorbene Dr. S. Chr. Lucä, Professor der Medizin zu Marburg, dessen Sohn hinwiederum, Dr. jur. Karl August Friedrich Lucä, die Autobiographie des Urahnen zum erstenmal (Frankfurt 1854) im Druck herausgab.

Überblicken wir Lucäs Lebensbild, so haben wir einen Mann vor uns, der es verstand, sein Lebensschiff sicher durch den Strom der Welt zu lenken, und der sich unter dem dankbar empfundenen Sonnenglanz fürstlicher Gunst recht behaglich fühlte. Schonungslos zeigt er sich im Urteil über diejenigen, denen er gram war, das mußten seine eigenen Verwandten erfahren. Die starre Ablehnung gegenüber Andersgläubigen teilte er mit den meisten seiner Zeitgenossen. Seine Tugendhaftigkeit muß, worauf uns schon verschiedene, von ihm mit Stolz berichtete Studentenerlebnisse hinweisen, das Maß seines Jahrhunderts weit übertroffen haben; in späterer Zeit zeigte er sich besonders den Damen gegenüber als strenger Eiferer; wir wissen von anderer Seite, daß er einst der Tochter eines Forstrats den ihm anstößig erscheinenden Kopfputz, die nach der Maitresse Ludwigs XIV. benannte Fontange, gegen die er sich sogar in einem besonderen kleinen Werke wandte, kurzerhand vom Kopfe schlug; ein andermal bedeckte er einer Dame, die im Ausschnitt ihrer Kleider die damalige Mode zu weit getrieben hatte, den Busen mit seinem Taschentuch, ehe er ihr beim Abendmahl das Brot reichte. Er stand auf der Bildungshöhe seiner Zeit; seine Stellung sowohl wie seine Leistungen brachten ihn in Verbindung mit den wissenschaftlich bedeutendsten Menschen. Das religiöse Moment spielte bei ihm, dem Geistlichen, eine große Rolle in allen Lebensbeziehungen und bestimmte auch seinen Stil, der eines besonderen Studiums wert wäre. Man vergleiche nur einmal die Synonyma, die ihm für das Sterben zur Verfügung stehen: er gesegnete diese Zeitlichkeit, er segnete das Zeitliche, er übergab den Geist sanft und selig in die Hände seines Erlösers, er ging den Weg alles Fleisches, Gott im Himmel berief ihn zu sich selbsten, er beurlaubte die Welt, er gesegnete die Sterblichkeit, seine Tochter beliebte dem Herrn noch besser als den Eltern und sie ging selig zu Gott, seine Frau übergab ihre Seele in die Hände des Schöpfers. Überall aber in seiner Selbstbiographie offenbart sich hinter dem verschnörkelten Ausdruck ein warmes Herz.

*) Jakobskirche in Rotenburg.

Ich träume gern von fernen Tagen.

Ich träume gern von fernen Tagen
Mit hellem, warmen Sonnenschein
Auch in den schwersten Lebenslagen
Und spinne mich in Hoffnung ein:
Es müßte mir auf goldnen Schwingen
Die Zukunft das Ersehnte bringen!

Schnell flieht die Zeit — nie voll geachtet,
Weil sie die Wünsche nicht erfüllt.
Das Glück, wonach ich heiß getrachtet,
Die Sehnsucht ward mir nicht gestillt.
Noch immer folgt ein Jahr dem andern
Und sieht mich hoffend weiter wandern.

Die Sorge schrieb in meinen Zügen,
Das volle Haupthaar ward längst licht,
Wohl lernte ich, daß Träume trügen,
Jedoch die Hoffnung ließ ich nicht:
Ich würde doch — in bessern Zeiten —
Beglückt im Sonnenscheine schreiten! —

Ihr wißt genau, ihr klugen Leute,
Daß solches Hoffen — Torheit ist;
Und doch, noch nie es mich gereute,
Wenn mich das Glück im Traum geküßt!
Mag mich das Schicksal weiter hassen —
Will es mir nur die Hoffnung lassen!

Kassel-Bettenhausen.

Georg Schwiening.

Die Geschichte seiner Kaffeetasse.

Von Valentin Traudt.

(Schluß.)

Jahr um Jahr hörte ich die Worte an Petrus, und Jahr um Jahr kam es mir klarer zum Bewußtsein, daß es eine besondere Ehre sei, den alten Turmschlüssel tragen zu dürfen. Immer waren es die rührigsten und fleißigsten Schüler. Und schon die Jungen, die zum Sonntagsläuten mit auf den Turm durften, nahmen in meinen Augen eine Sonderstellung ein. Was bewegt nicht ein Bubenherz in diesen Jahren? Drüben unsers Nachbars Henner sehnte sich nach dem Tag, an dem er zum erstenmal die Ochsen ganz allein einspannen durfte; zwei Häuser weiter unten der Franz wartete auf die Zeit, da er mit ‚Spürer' und ‚Munter', den klugen Hunden, ganz allein die Schafe aus der Hürde lassen dürfe. Ich hatte meinen Sinn auf den Tag gerichtet, an dem ich den Kirchenschlüssel überreicht bekäme. Das mußte ich erreichen.

Dann und wann lief ich gar schon einmal am Nachmittag mit und half unten im Turm am Glockenseil ziehen; aber die Bitte, auch Sonntags einmal mit hinauf zu den Glocken zu dürfen, wagte sich noch über meine Lippen.

Und wie seltsam mußte es doch da oben sein, wo die Uhr so schwer und gemessen tickte und die schweren Steine an mächtigen Seilen herabkamen . . .

Unser Kirchlein stand über dem Dorfe, dicht am Wald. Schon in den Tagen erschien es mir wie ein Hirte, um den seine Schäflein, die rotdachigen Häuser, lagen, geruhsam, zufrieden und wohl geborgen. Und das Bild steigt auf, ewig in Sonne gemalt, wenn ich altmodischer Kauz hinter meiner altmodischen Tasse hocke. Unter der Linde, die auf dem Platze davor ihre uralten Äste ausbreitete und mit den obersten Zweigen fast bis in die Schallöcher greifen konnte, war vor langen Jahren die Tochter des damaligen Schullehrers von unbekannter Hand ermordet worden. In meinen Kinderjahren habe ich oft davon erzählen hören. Es war eine stürmische Winternacht gewesen. Man hatte nur einen Schrei und den Hufschlag eines Pferdes gehört . . . Seit der Zeit galt die Stelle als nicht geheuer, wie es denn in unserer Umgebung meines Heimatsdorfes gar viele Orte gab, an denen nachts weiße und schwarze Hunde ihr Unwesen trieben und die Pferde nicht vorbei wollten In allen Spinnstuben erzählte man von diesen gespenstischen Erscheinungen, und es gab nur wenige Leute, die nicht daran glaubten. Die alte Totenlene war sogar eine, die ‚etwas konnte'. Wenn die an den Zipfeln ihres Grastuches zog, konnte die irgend eine Kuh im Orte, die sie gerade wollte, bis auf den letzten Tropfen ausmelken. Nur mit unserer Bleß hatte sie es nie versucht. Zu den wenigen, die nicht an solche Gespenster und Hexenkünste glaubten, gehörten auch meine Eltern, die darum nie zuließen, daß ich mich mit irgend einer Ausrede vor einem abendlichen Gang in den Keller oder auf den Boden drückte. So hatte denn die Furcht in meinem Herzen keinen Raum. Ohne diese in unserem Orte seltene Beherztheit hätte ich wohl auch kaum die Staffel eines Läutejungen erstiegen; denn, wo irgend ein sogenannter Jungenstreich Anlaß gab, daß die Mutter zur Nachbarin oder umgekehrt, die Nachbarin klagend zur Mutter kam, um sich über die verdorbenen Buben in einem längeren moralischen Dialog zu ergehen, da war ich dabei. In ruhigen Stunden, sie folgten in der Regel nach dem Genuß der etwas herben Medizin meines Vaters, eingegeben mit einem Haselstock ausgesuchtester Elastizität, nahm ich mir vor, nicht etwa besser zu werden, sondern von nun ab bei allen größeren Unternehmungen als erster zu verschwinden und den Schein der reinsten Ehrbarkeit auf mich zu bringen. Jungen, die Bürgermeisters Mirabellen ohne Erlaubnis schüttelten oder hinter dem Schäferkarren Rauchversuche machten, konnte man nicht den von mir so heiß ersehnten Kirchenschlüssel anvertrauen. Aber das war mir nicht nur klar, das war ebenso schnell vergessen.

Und trotzdem ich in meinem kindlichen Unverstand hinfort immer wieder alles bis zur Neige mit auskosten mußte, wurde ich doch eines Tages Läutejunge. Einfach weil ich keine Angst hatte. Und ich meine, Jungen, die vor der Nacht nicht zurückschrecken, haben auch ein gutes Gewissen." —

Mit einem selbstvergessenen Lächeln schlürfte er seine Tasse leer. Dann fuhr er fort.

„Es war an einem Wintertag.

So weit ich zurückdenken kann, ist bei der früh eintretenden Dunkelheit schon lange vor fünf Uhr geläutet worden. Man mußte doch dabei über den Lindenplatz!

Wir waren auf dem Eis, und unser Kirchenjunge lief erst heim, als es schon dunkel war. Der Hochwald war längst kohlrabenschwarz und über dem Kirchlein stickte die Nacht die ersten glitzernden Sterne.

Jetzt noch hinauf gehen und läuten?

Nein, dazu fehlte dem Jungen der Mut.

Doch der trauliche Ton des Glöckleins war im Dorf schon vermißt worden, ehe der Pflichtvergessene nur heimkam. Wo im Mühltal die Landstraße herstrich, hatte der Postillon schon geblasen und immer noch schwieg das Abendlied des Kirchleins.

Man war gewöhnt, sich mit dem Füttern der Schweine, mit dem Wasserholen am Born oder kurz nach dem Schlachten mit dem Versuchen der Kochwurst nach dem Läuten zu richten; ein kurzes Einhalten in der Tagesarbeit, ein Herzbesinnen und dann wieder Rührigkeit. — Bete und arbeite! — Aber nun hatte es nicht geläutet, und der böse Bub wollte auch das Versäumte nicht mehr nachholen, um keinen Preis, nein, nie net heut. Es half auch nichts, daß Pfarrer und Lehrer schickten. In dunkler Nacht bei der Linde vorbei? — O nein! —

Da sollte freilich der Bälgetreter, unserer Botenfrau neunmalkluger Kurt, aus der Verlegenheit helfen. Allein der wagte erst recht nicht den Gang über den Platz, wo es umging.

Geläutet mußte aber werden. Das war damals noch so. Hoffentlich auch heute noch. Der Tag wäre unwürdig verlaufen gewesen. Und was sollten die von Hatzbach, Specksheim und Sindersbach denken, wenn unser Glöcklein geschwiegen hätte?

‚Diesen Unnern (Abend) hot's naut gelaut!'

‚Dos bedeut was.'

‚Morgend werd mer's horn.'

‚Dos is kee Ordning net.'

So ging's hinter den Fenstern und unter den Türen durch.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ob nun der Lehrer keinen anderen Jungen zur Hand oder sich in der Übereilung vergriffen hatte? Er schickte nach mir, ich solle zu Abend läuten.

Du? fragte die Mutter. Und es klang das kurze Wort so erfreut und hell, daß ich mich noch heute nach einem gleich lieblichen Klang sehne. Das wäre mir mehr als alle Töne der Künstlerheere unserer Tage.

‚Du?'

‚Ei freilich!'

Endlich, endlich doch.

‚Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben!' Das Wort fiel mir jubelnd ein. Nun war's da. Kopfüber kopfunter sprang ich zum Bälgetreter, holte den Schlüssel, den man ihm geschickt hatte, und nicht lange danach schwebten die Klänge unserer Betglocke über die winkeligen Gassen.

Jetzt fanden sich die Leute wenigstens wieder zurecht und wußten bald wieder, woran sie waren. Es war zwar etwas spät geworden, aber es war doch noch geworden, die Suppe wurde noch gar und das Vieh kam auch nicht zu kurz.

Am anderen Tage wurde ich dann feierlich zum Träger des alten Schlüssels ernannt. In dem Augenblick war es so still und friedlich in mir, daß ich mir selbst als die zu diesem Amt berufenste Seele vorkam. Es strich wie ein feiner Mittagswind über die Waldwiesen, wo die Rehe ihre Kitzlein tummeln lassen, durch mich hin, so friedsam, still und fromm. Auch nach der Schule hielt diese Stimmung noch an. Und da war es, daß mir meine Mutter die schöne Tasse versprechen mußte, die noch jetzt mein Liebling ist. So sehr gerührt mein Mütterchen war, so zweifelnd spaßhaft war mein Vater. Die kritzeligen Linien seines Gesichtes redeten ihre heimlichen Lustigkeiten.

‚Ja, der? — Unser Karl? — So? — So?' — Es rührte mich diesmal nicht. Ich war etwas geworden, was nicht so einfach war, etwas, wonach ich seit Jahren gestrebt hatte. Die Schultafel abwischen und die Wandkarte aufhängen, das war nun nichts mehr in meinen Augen, das konnte zur Notdurft auch ein Mädchen. Ich, ich ordnete jetzt das ganze Leben im Dorf, läutete die Tageszeiten, läutete zu Begräbnissen, mußte mit dem Bälgetreter auf den Turm, wenn ein schweres Gewitter vorüber war, in der Weihnachts- und Neujahrsnacht, wo es wahrlich nicht geheuer ist! Und ob die Menschen ringsum nicht hörten, daß ich, ich, der Karl, am Seile zog? — Gerade in den Nächten „zwischen den Jahren" fühlte ich mich so recht. Der Bälgetreter hatte da die große Laterne mit dem Talglicht in der einen und einen mächtigen, eisenbeschlagenen Stock in der anderen Hand. Bis zum Platz unter der Linde ging er vorn. Dann drehte er sich um und sagte in lautem, befehlendem Tone: ‚D' hast den Schlüssel. — Marsch!' Dabei ratterte er mit seinem Stock auf den Steinen umher und schlug wie zufällig an den Lindenstamm. Ich sprang auch jedesmal ohne Bedenken voraus und schloß auf. Die große Glocke, die in der Weihnachts- und Neujahrsnacht mitgeläutet wurde, konnte man nicht von unten aus in Bewegung setzen, und wir mußten vier enge Treppen hinauf. Jetzt trug ich die Laterne und stieg voran. Unsere Schatten huschten in dem unruhigen Licht an den Steinwänden auf und ab, so daß es einem Angsthasen schon warm und kalt über den Rücken laufen konnte. Die Treppe knarrte, draußen ächzte ein Lindenast, die Uhr tickte und dazwischen schlug Kurt mit dem Stock auf...

Die halben Stunden, die ich in den Nächten bei den Glocken im Gestühl zubrachte, sind mir unvergeßlich. In den Jahren hatten wir einen rechten und echten Winter, und wenn man zu den Schalllöchern hinausguckte, sah man die ganze Landschaft in träumerischem Weiß, das nur unterbrochen wurde durch die schwarzen Fleckchen unten am Berge, die Häuser des Dorfes, und die verschwimmenden Linien am fernen Horizont, die Tannenwälder, welche die Höhenzüge krönten. Wenn dann der Wind sein Spiel trieb, der Wald hinter der Kirche rauschte, die Linde klagte, der Turmhahn knarrte, die Schiefer-

steine auf dem Dache klapperten und dazwischen ganz heimlich die Glocken sangen, so war das für mich eine himmlische Musik. Ich beugte mich unter die Glocken und lauschte hinein und konnte mich nicht satt horchen. Es war auch zu wunderbar. Die Kerzenflamme flackerte dabei, und zuweilen huschte ein Lichtschein über die ganze Glocke hin, kam auch manchmal nur bis zum Klöpfelknopf und ein Stückchen hinein. . . Das Metall hatte Leben und Bewegung bekommen. Mir schien es so. Ich lauschte und schaute. Es war mir wahrhaftig eine höhere Welt.

Aber der Bälgetreter gab mir immer schon nach wenigen Minuten einen Stoß.

‚Dommer Bub, läuten!‘

Und dann schwangen sich die Klänge über Täler und Höhen und grüßten die fernen Menschenseelen, vielleicht auch die Sterne, die über die Welt gingen.

Überhaupt war das Läuten oben bei den Glocken, wohin ich ja alle Sonntage mußte, das schönste. Man kletterte schon eine Viertelstunde vorher hinauf und lehnte sich zu einer der breiten Luken hinaus. Überall sieht man, daß es Sonntag ist. Ganz still, ganz in sich versunken schien mir da immer unser Dörfchen zu sein, so die Hände ineinandergeschlagen, und doch lebensvoller in seinem Schweigen, wenigstens verständlicher als in dem Wagenknarren und Sensenklingen der Werktage. Und dann die nahen Gärten an den Berglehnen, die Felder und Wiesen im Tal, die Straße mit der ansteigenden Pappelreihe — eins zwei, eins zwei aufmarschiert —, der Bach mit den Wuschelköpfen der Weiden, die wie Angler hocken und stehen, und fern die dunklen Tannenstirnen, Sonnenschein darüber und süße Himmelsruh. Und die Glocken müssen wohl auch empfunden haben, daß es den Menschen in diesen Tagen froher und dankbarer zu Mute war, denn sie klangen viel weicher und wiegender. Namentlich die große, die den schönen Kranz auf dem Mantel trug und reiche Erfahrung hatte.

1637!

Aus schwerer Zeit also.

Der Lenz ging, die Sonne stieg höher. Bald war die weiße, duftende Flut der Obstgärten erstorben, im Lindenbaum summten tausende von Bienen, junge Hähne und ungeschickte Krähen übten ihre Kehlen, auf den Gebreiten wogten goldene Felder, und wir standen hemdärmelig im knisternden Glockenraum. Sommer aus der Höhe!

Bald reihte sich Garbenreihe an Garbenreihe, ich wurde oft um die Zeit gefragt, wer schon geschnitten habe, der Herbst stieg auf die Berge und flocht seine farbigen Kränze, die Tale zum Abschied zu schmücken. Die Winde bliesen heftiger, welke Blätter irrten zu den Luken herein und an den Treppengeländern kam eine Kohlweißlingpuppe zur andern.

Da ging es denn bald in den Winter hinein.

Das habe ich dreimal da oben erlebt, dreimal mit sinnenden Augen und lauschenden Ohren durchkostet, und es nährt mich noch jetzt die herrliche Erinnerung mit köstlichen Bildern. Alle Einzelheiten steigen lebensvoll auf. Man hatte mir, mir wenigstens des Himmelreiches Schlüssel gegeben.

Und da soll ich die Tasse nicht lieb haben!

Wer kennt besser, was mein Herz verlangt, als sie?

Heimatmelodie.

Und die Erzählungen des alten Baluxers, des geschwätzigen Schreiners, der einen Katzensprung weit vom Kirchlein in der letzten Hütte des Dorfes wohnte, werden auch wieder lebendig, die vom Halsdorfer und Wolferoder Wehrwolf, von den weißen Jungfrauen drüben im Berg, vom Pfarrerskreuz auf dem alten Feld und von der unter der Linde ermordeten Lehrerstochter Fuchs. Wenn es uns nämlich im Winter bei der Orgel, auf deren Empore man von dem Turm aus steigen mußte, fror, dann stahlen wir uns heimlich, einer nach dem andern, die Treppe hinab und eilten zu dem alten Männlein, bis das Vaterunser läutete, das der Bälgetreter für mich besorgte. Dort saßen wir beim warmen Ofen und spitzten die Ohren und stießen uns an, wenn er sein ‚per ungefähr, ihr Buben‘ einwob. ‚Auf einmal das Glöcklein.

‚Jungens, es läut't.‘

Und im Husch waren wir fort.

In den letzten Vers konnten wir dann immer noch kräftig mit einstimmen. Und das war gut sonst hätte unser Lehrer ein entschiedenes Wort mit uns geredet.

Während das Früh- und Zehnuhrläuten schnell besorgt wurde, gab mir das Abendläuten manche Gelegenheit zu allerlei jungenhaften Seitensprüngen, namentlich im letzten Jahr, da sich unseres Pfarrers Fritz mir als Gehilfe aufdrang. Dann lagen wir im Sommer manchmal schon eine geschlagene Stunde vorher auf der breiten Mauer, die den längst nicht mehr benutzten Friedhof umgab. Hinter der Kirche stieg die zu einer ansehnlichen Höhe auf. Und gerade da trafen sich die Spitzen dreier Gärten. Das war unser Lieblingsplatz. Von hier aus beobachteten wir, wie im Pfarrgarten die Äpfel und Birnen immer dicker und einladender wurden, im Garten des Lehrers die Zwetschen blauten und in dem des Kirchenrechners die Nußhecken ihre zackigen Büschel immer kenntlicher aus dem Blättergewirr herausreichten. Wir sahen es nicht nur, wir richteten uns auch danach ein und übten vorahnend das Hinab- und Hinaufklettern an dem altersgrauen Gestein. O, wie süß schmeckte alle diese Herrlich-

keit! Und wenn einer kam, mußte der, der auf der Mauer liegen geblieben war, auf dem Kirchenschlüssel pfeifen. Das klang tief und seltsam und nicht verräterisch wie ein Jungenspfiff und erwies sich als gutes Warnungssignal. Einmal — wie die Tasse so vorwurfsvoll blickt! — war ein solcher Raubzug so gut gelungen, daß wir nicht wußten, wo wir unsern Reichtum verstecken sollten. Fritz kam aber sogleich auf einen Einfall. Wenn ich jetzt daran denke, fühle ich wieder das alte Unbehagen jener Tage. Wir hatten nämlich den hölzernen Altar, von dem eine große weiße Decke bis zur Erde herabwallte, etwas emporgehoben und die Äpfel darunter geborgen. Es waren so viele Taschen voll, daß sie für eine Woche reichten. Fritz hatte gemeint, das sei nötig, jetzt an einen größeren Vorrat zu denken, da sein Vater sie morgen abpflücken lasse. Er hatte ja auch recht gehabt; aber ich war dazu geladen worden und hatte von dem lieben Herrn ein so reichliches Teil in mein Schnupftuch bekommen, daß ich Gewissensbisse wegen der Äpfel unter dem Altar empfand und am nächsten Sonntag mit heimlicher Angst beobachtete, ob er nichts merke, ob nicht der starke Duft der dicken Rotbacken emporsteige und uns verklage Es geschah nichts dergleichen. Doch haben wir die verborgenen Äpfel sehr rasch aufgezehrt, sehr rasch. Ein anderes, aber auch nur ein einziges Mal hatten wir es noch ärger getrieben und mit einem Flitzebogen von der letzten Bank aus nach den Orgelpfeifen geschossen, die jedesmal mit einem leichten Seufzer ihre Wunden beklagten. Und das hat so geheimnisvoll geklungen. Aber auch daran war Fritz schuld gewesen, der jetzt in Argentinien wohl noch ebenso an sein Heimatdörfchen denken wird wie ich. Er war ein treuherziger, wenn auch wilder Junge gewesen, offensinnig gegenüber der Natur, ein geborener Landwirt. Gewiß ist er so geworden, wie wir unsere Landsleute draußen brauchen. Und nun will er nach Deutsch-Südwest. Vorige Woche kam der Brief. —

Wie schmerzlich war es mir dann, als ich am letzten Schultag den Schlüssel abgeben mußte. Es war mir ums Herz, als würde ich aus dem Paradies getrieben.

‚Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben.‘

Voll hatte es an mein Ohr geklungen, Tag um Tag mich begleitet, einen lebensvollen Inhalt bekommen.

Jetzt ist mir freilich der Sinn des Wortes tiefer geworden; aber ich fühle noch heute, daß meines Lebens Himmelreich, die Jugendzeit, hinter mir zugeschlossen worden ist, als ich den Schlüssel abgeben mußte. Gut, daß mir die Tasse blieb. Da ist noch Nachschmack an glückliche, altmodische Tage. Und wenn irgendwo Glocken läuten, horche ich hinaus.

Ich bin eben ein ‚altmodischer Brummbär‘.

Das mag nun begreiflich sein.

Aber um des Glockenklanges im Herzen willen läßt sich's leichtlich tragen.“ — —

Ich habe die Tasse nicht ergattert. Sie ist ja auch unbezahlbar.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Märchenfrau von Niederzwehren. Die kürzlich erschienene „Chronik von Niederzwehren“*) von Konrad Usbeck bringt auch ein mit sechs Illustrationen versehenes Kapitel über die Brüder Grimm und die „Märchenfrau von Niederzwehren“, das mancherlei neues enthält. Mit Erlaubnis des Verfassers reproduzieren wir die schöne Radierung von Ludwig Grimm (1814) und entnehmen der Chronik einiges über den Lebensgang dieser seltenen Frau mit ihren hellen prächtigen Märchenaugen, denen die Brüder Grimm (vgl. deren Vorrede vom 3. Juli 1819) die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes verdanken.

Die Eltern der Katharina Dorothea Viehmann stammten aus Metz und waren väterlicherseits französischen Ursprungs. Der Vater, Monsieur Johann Isaak Pierson, siedelte sich auf der Bauna bei Kirchbauna an und erwarb in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich das Wirtshaus bei Rengershausen, Birkenbaum oder später Knallhütte genannt. Er war vermählt mit Martha Gertrud, geborenen Spangenberg. Auf der Knallhütte wurde ihnen am 8. November 1755 die Tochter Dorothea geboren und bereits am folgenden Tage getauft. Sie war die älteste von sieben Geschwistern und verheiratete sich 1777 mit dem Schneider Nikolaus Viehmann von Niederzwehren. Der Ehe entsprossen

*) Sowohl auf dieses Werk als auch auf eine Postkarte mit der Reproduktion der Grimmschen Radierung, die beide im Verlag des Verfassers, des Lehrers K. Usbeck in Niederzwehren, erschienen, sei nochmals empfehlend hingewiesen.



Katharina Dorothea Viehmann, die Märchenfrau von Niederzwehren.
Nach der Radierung von Ludwig Grimm.

ein Sohn und fünf Töchter, deren Nachkommen z. T. noch in Niederzwehren leben. Durch den Krieg verarmte die Familie immer mehr. Dorothea Viehmann starb 60jährig, nachdem sie über ein halbes Jahr elend krank gelegen, am 17. November 1815 und wurde auf dem die Kirche umgebenden alten Totenhof beigesetzt. Weder ihr Grab noch ihr Wohnhaus sind heute noch festzustellen.

Aus Heimat und Fremde.

Zu Franz Trellers Heimgang.

Louis Wolff-Kassel widmet seinem verstorbenen Kollegen im „Kasseler Tageblatt" vom 30. Juni (Nr. 303) folgenden Nachruf:

So lang der Hessen-Name lebt,
Wird Deiner nicht vergehen!
Denn unserm Volk, wie's leibt und lebt,
Hast Du ins Herz gesehen:
In seiner Wälder Schattengrün,
Voll Trotz und so voll Milde,
Getreu und schlicht, und fest wie kühn:
So schufest Du's im Bilde!

Du selbst in Deiner echten Art
Des Stammes edler Sprosse:
Gerecht und weise, rein und zart, —
Verläßlichster Genosse!
Was lockt und gleißt, hinweggebannt —
Die Freiheit Deine Wonne;
Den Sinn nur gläubig zugewandt
Des Idealen Sonne.

Im Kampfe und im bittren Drang
Nie edlen Mut verloren;
Stets ungebeugt, mit freud'gem Sang
Dem Guten zugeschworen; —
Vom Mann bewährt, im Lied verklärt
Die stolze Art der Hessen:
Vergäßen wir Franz Trellers Wert,
Wir würden uns vergessen!

Hessischer Geschichtsverein. Am 8. Juli erwiderte der in kurzer Zeit so kräftig aufgeblühte Biedenköpfer Geschichtsverein dem Marburger Geschichtsverein dessen vorjährigen Besuch. In stattlicher Anzahl kamen die Biedenköpfer und wurden von zahlreichen Marburger Mitgliedern am Bahnhof empfangen, denen sich dann auf den weiteren Stationen: Konditorei Markees, Schloß, Boppsche Terrasse noch andere anschlossen. Im Schloßhof hieß der Vorsitzende, Generalleutnant Beß, die Gäste herzlich willkommen und erteilte dem Archivar Dr. Rosenfeld das Wort zu einer kurzen Darlegung der Bau-

geschichte des Schlosses ungefähr folgenden Inhaltes: Aus der ältesten Zeit der bereits seit dem 12. Jahrhundert erwähnten Burg haben sich nur einige ganz vereinzelte romanische Reste von Bauteilen im inneren Schloßhof erhalten. Erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts mehren sich die Nachrichten, die sich auf noch bis heute erhaltene Teile des Schlosses beziehen lassen und so eine ungefähre Erkenntnis der Entstehung des ganzen Schloßbaues ermöglichen. Etwa auf das Ende des 13. Jahrhunderts darf man den Kapellenbau mit der 1288 der heiligen Katharina geweihten, mit neuen bunten Glasfenstern versehenen Kapelle, mit der in ihrer ursprünglichen Form noch deutlich erkennbaren Kapellentreppe, der Sakristei und dem darunter liegenden, zum inneren Schloßhof führenden Portal, sowie den durch Landgraf Heinrich I. begonnenen, 1320 durch dessen Sohn Ludwig vollendeten Saalbau ansetzen, dessen Erscheinung jedoch später durch die Beseitigung des alten Zuganges und durch den Anbau des Westflügels etwas verändert worden ist. Allerlei bauliche Anzeichen, wie Treppenansätze, Pfeiler und ein Rundfenster sprechen dafür, daß damals an der südlichen Ecke des Saalbaues ein älterer hoher Bau, vielleicht ein Turm, gestanden hat. Nach anderen Nachrichten dürften sich in dem jetzigen unteren Leutehause die alten Küchenanlagen befunden haben. Etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts sind dann Teile des Südflügels entstanden, jedoch ganz ausgebaut dürfte dieser Bau erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts sein, während Heinrich III. und Wilhelm III. in Marburg residierten und kräftig den Weiterbau des Schlosses förderten. Damals entstand der in spätgotischem Stil aufgeführte Wilhelmsbau oder „neue Bau“. In diese Zeit fallen auch die Veränderungen des Leutehauses und schließlich der Ausbau des Westflügels, der wahrscheinlich bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts fortgeführt worden ist. Erst unter Landgraf Ludwig IV. (1567—1604) begann eine neue lebhafte Bautätigkeit, durch die das Schloß im großen und ganzen die heutige Gestalt annahm. Damals entstanden an der Südseite des Kapellenunterbaues die im Renaissancestil gehaltene sogenannte Neue Stube, der Kapellenturm, der im 18. Jahrhundert erneuert wurde, das Treppenhaus in der Südwestecke des Hofes, das damals auch den Zugang zum großen Saal vermittelte. Daneben müssen an fast allen Teilen des Schlosses Umbauten stattgefunden haben, wie zahlreiche in dieser Zeit neugebrochene Fenster dartun. In den folgenden Jahrhunderten, in denen das Schloß als Festung, Gefängnis und jetzt schließlich als Archiv diente, fanden zahlreiche, den jedesmaligen Bedürfnissen angepaßte Umgestaltungen des Schlosses statt, die von so durchgreifender Art waren, daß wir über die frühere Einrichtung der Wohn- und Gebrauchszwecken dienenden Flügel eigentlich nur auf Vermutungen angewiesen sind. — Nach diesen mit dankbarem Beifall aufgenommenen Ausführungen wurden die Innenräume des Schlosses, welche die seit vorigem Jahre neu geordnete und mit künstlerischem Geschick durch den Konservator Maler Giebel übersichtlich aufgestellte Altertümersammlung des Geschichtsvereins, sowie im Rittersaale das Archiv enthalten, der große Saal und die Kapelle mit ihren alten Altarschreinen in Augenschein genommen, ferner den Gästen die verschiedenen architektonischen Schönheiten auf dem Schloßberg — u. a. das heutige Portal des Zeughauses, das früher den Eingang zum Café Quentin gebildet, und das emsige Fürsorge für die Erhaltung alter Schönheiten dort oben frei den Blicken aller erhalten hat — und beim Abstieg vom Schloß das alte Fraterherren-(Kugel-)Haus und andere interessante Bauten und denkwürdige Stätten gezeigt. Ein mehrstündiges geselliges Zusammensein auf der so herrlichen Ausblick gewährenden Boppschen Terrasse spann neue starke Fäden zwischen dem Biedenköpfer und dem Marburger Geschichtsverein, so daß die mit allseitiger Zustimmung aufgenommenen Worte des Vorsitzenden des Biedenköpfer Vereins, Pfarrers Balzer, es möchten die beiden Vereine in ständiger, immer enger werdender Fühlung bleiben, Aussicht haben sich zu verwirklichen. Fechner.

Am 11. Juli unternahm der Geschichtsverein zu Kassel einen Ausflug nach Homberg und von da nach der Schloßruine Falkenberg. Zunächst besuchte man Gut Falkenberg, das größte des Kreises, das Landgraf Moritz 1616 seiner Gemahlin Juliane und seinem jüngsten Sohne schenkte, wodurch es an die Rotenburger Linie fiel; 1829 wurde es von dem Oberforstmeister Ernst v. Blumenstein erworben, wurde dann Herrschaftsitz derer v. Alvensleben und ging später für etwa eine Million Mark an den jetzigen Besitzer über. Dann ging es zu den Trümmern des gleichnamigen Schlosses, deren Geschichte Bibliothekar Dr. Lange in eingehendem Vortrag vorführte. Von Wabern aus fuhren die zahlreichen Teilnehmer wieder der Heimat zu. — Am 23. Juli als am 150. Jahrestag der Schlacht am Sandershäuser Berge unternimmt der Verein einen Ausflug zu dem dort von ihm errichteten Denkmal.

Hochschulnachrichten. Marburg: Privatdozent Professor Dr. Römer, Abteilungsvorsteher am Institut für Hygiene und experimentelle Therapie, wurde zum außerordentlichen Professor der medizinischen Fakultät ernannt. Professor Dr. Albert Köster-Leipzig, früher langjähriger Dozent für

deutsche Literatur in Marburg, wurde vom Großherzog als Mitglied des Kuratoriums des Weimarer Goethe-National-Museums berufen. — Gießen: Der Direktor des physiologischen Instituts, Professor Dr. med. Otto Frank folgt am 1. Oktober einem Rufe nach München als Nachfolger Karl v. Voits.

Eingegangen:

Geschichte der Stadt Wanfried 1608—1908. Von Dr. Ernst Hollstein. Verlag von P. Israel, Wanfried, für Kassel und Umgegend Theodor Kay, Hofbuchhandlung, Kassel. Preis 1,50 M.

Katalog Nr. 98 von J. St. Goar. Buchhandlung und Antiquariat, Frankfurt a. M. Neuere deutsche Literatur (Frankfurter Theaterzettel aus Goethes Jugendzeit, Erstausgaben deutscher Dichter, Sammlung von Taschenbüchern und Almanachen).

Die Edbertalsperre von Karl Heßler. 39 Seiten nebst einer Karte und 13 Abbildungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1908. Preis broschiert 80 Pfg.

Zwei Seelen. Erzählung von Wilhelm Speck. 13. bis 15. Tausend. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig (Fr. Wilh. Grunow) 1908. 423 Seiten. Preis geh. M. 4,50; geb. M. 5,—.

Max Hesses Volksbücherei. Nr. 448—449. Reinhold Stades Liebe und andere Erzählungen von Lotte Gubalke. Mit dem Bildnis der Dichterin und einer Selbstbiographie. Leipzig. 184 Seiten. Preis 40 Pf., in Leinen geb. 80 Pf.

Waldeck und Pyrmont im Bild. 10 Originalsteinzeichnungen von Fr. Fennel, Kassel. Verlag von Karl Vietor, Hof buch- und Kunsthandlung. Preis 3 M.

Goethes Ahnen. Von Dr. Karl Knetsch. Leipzig 1908. Verlag von Klinkhardt & Biermann 94 Seiten und 30 Tafeln. Preis geh. 4.50 M.



Personalien.

Verliehen: dem bish. Mitgliede der Eisenbahndirektion zu Kassel Geh. Baurat Jakobi der Kronenorden 3. Kl.; dem Oberlehrer a. D. Professor Knoop zu Hanau, dem Eisenbahn-Oberkassenvorsteher a. D. Schubert zu Kassel und dem Bahnhofsvorsteher a. D. Kirchheim zu Witzenhausen der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Eisenbahnsekretär Plappert zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums.

Ernannt: Regierungs- und Baurat Wendt sowie Regierungsassessor Eilert zu Kassel zu Mitgliedern der Eisenbahndirektion daselbst; die Gerichtsassessoren Effelberger zu Wiesbaden zum Amtsrichter in Schwarzenfels Finscher zu Kassel zum Amtsrichter in Nörenberg, Groschuff zu Schenklengsfeld zum Amtsrichter in Gumbinnen, Happel zu Bochum zum Amtsrichter in Gladenbach, Littmann zu Marburg zum Amtsrichter in Hilders und Lüdorff zu Hanau zum Staatsanwalt in Arnsberg; Pfarrer Ehlerding zu Atzenhausen zum Pfarrer in Eichenberg; Hilfspfarrer Trusheim zu Rinteln zum 2. Pfarrer daselbst; Pfarrverweser Lölkes zu Oberschönau zum Pfarrer daselbst; Forstassessor Euler zu Wellerode zum Oberförster; die Referendare Ahlemann, Limprecht und Stoll zu Gerichtsassessoren; Rechtsanwalt Klingelhoefer zu Frankenberg zum Notar für den Bezirk des Oberlandesgerichts Kassel mit Amtssitz in Frankenberg; Seminarlehrer Kolbe zu Homberg zum Seminaroberlehrer in Schlüchtern; Hilfslehrer Ebel an der Oberrealschule zu Hanau zum Oberlehrer; Landmesser Herbst zu Witzenhausen zum Oberlandmesser.

Versetzt: Amtsrichter Bennèche von Frankenberg nach Sensburg; Oberlehrer Sendler vom Gymnasium zu Hanau an die Liebig-Realschule in Frankfurt a. M.; Landmesser Roeder von Hersfeld zum 1. Oktober nach Schmalkalden.

Bestätigt: die Wahl des bisher. Regierungs- und Baurats Petri zu Kassel als besoldeter Beigeordneter der Stadt Wiesbaden.

Überwiesen: an Stelle des in das Ministerium des Innern einberufenen Regierungsassessors Gottfried von und zu Gilsa der Regierungsassessor Adolf von und zu Gilsa dem kgl. Oberpräsidium zu Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Finis mit der Versehung der Hilfspfarrstelle in der Altstadt Rotenburg a. F.; der Pfarrer extr. Hassenpflug als Pfarrgehilfe für das Kirchspiel Oberaula; der Inspektor am Predigerseminar zu Hofgeismar Pfarrer extr. Fuchs mit der Verwaltung des Amtes als Rechnungsführer der Predigerseminarkasse.

Geboren: ein Sohn: Bankier Max Sichel und Frau Therese, geb. Gotthelft (Kassel, 30. Juni); Hauptmann Waldeyer und Frau, geb. v. Wild (Karlsruhe, 1. Juli); Dr. med. Hänsel und Frau Emmy, geb Müller (Leipzig, 1. Juli); Ingenieur H. Schüßler und Frau Olga, geb. Menk (Hannover, 11. Juli); — eine Tochter: Amtsgerichtsrat Pade und Frau (Fulda, 2. Juli); Kaufmann Karl Denß und Frau Martha, geb. Tiessen (Kassel, 11. Juli).

Gestorben: Frau Eleonore Christine Jäger, geb. Hertel, 72 Jahre alt (San Francisco, Cal.); Bergdirektor a. D. Fritz Buhse, 80 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); Sekretariatsvorstand a. D. Wilhelm Fehr, 75 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Rechnungsrat Eduard Hodiesne, 52 Jahre alt (Kassel, 8. Juli); Pfarrer Otto Rabe, 46 Jahre alt (Gottsbüren, 9. Juli); Postsekretär Karl Luckhard, 61 Jahre alt (Weyhers, 10. Juli); Gutsbesitzer und Bürgermeister Johann Konrad Eysel, 63 Jahre alt (Hebel, 14. Juli).

Briefkasten.

S. in Calbern. C. N. in Hanau. W. in Rockenberg. Leider nicht zu verwenden.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Prof. Dr. M., Tharandt 3 M. Zusammen bis jetzt **69,50 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XXII. Jahrgang. Kassel, 1. August 1908.

Die Politik des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Nun wurde auch Iberville immer zudringlicher. Er verlangte, daß Karl wenigstens ein Neutralitätsbündnis mit seinem Könige eingehen solle, und bot Subsidien, damit Karl eine gewisse Anzahl Völker „bloß zu seiner Sicherheit" richten könne. Der Landgraf aber entschied, daß man Iberville antworten solle „wie man sich in keine Wege engagieren würde, wenn nicht das Reich darin mit implizieret würde". So ganz ernstlich war das nicht gemeint, wie wir gesehen haben, Iberville schrieb dann auch am 2. März in recht entschiedenem Tone: S. M. wäre damit einverstanden gewesen, daß der Landgraf seine Entscheidung hinausgeschoben habe, da Sie überzeugt seien, daß Karl damit nicht zögern würde, sobald der Stand der Angelegenheiten eine Entscheidung gestatte. S. M. zweifle auch nicht, daß diese Entscheidung den Versicherungen entsprechen würde, die der Landgraf Iberville gegeben und die den Verbindungen gemäß sei, in denen man früher zu einander gestanden habe und die für Hessen so vorteilhaft gewesen wären. S. M. verlasse sich auf das Wort des Landgrafen, wonach er Iberville berufen würde, wenn es an der Zeit sei. Man wisse, daß der holländische General v. Obdam in Kassel sei und die Zeitungen berichteten von seinen guten Erfolgen. Gleichwohl hoffe Iberville noch, daß die guten Dispositionen, die Karl ihm gezeigt, noch nicht ganz zerstört seien, usw. Dann suchte er den Landgrafen gegen die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande mißtrauisch zu machen. Holland hätte nichts mehr als einen Krieg zu fürchten, ebenso wie der schwäbische und fränkische Kreis. Die Sache des Königs stände gut, er würde Verbündete haben, die sich seinerzeit entpuppen würden, womit Iberville offenbar auf die Wittelsbacher Fürsten, Wolfenbüttel und Gotha anspielen mochte. Gleichwohl wolle S. M. den Frieden erhalten und Ihre Kriegsvorbereitungen bezweckten bloß die Verteidigung der Staaten Ihres Enkels. Die gestattete Zurückziehung der holländischen Truppen aus den Barrierefestungen ließe keinen Zweifel an den wahren Gesinnungen des Königs aufkommen. Derselbe wolle dem Landgrafen ein Zeichen der Aufrichtigkeit seiner Zuneigung geben, indem er den Prinzen Karl, Sohn des Landgrafen, in seine Dienste nähme, und wenn auch zurzeit kein Regiment frei sei, zweifle S. M. doch

nicht, daß, wenn Landgraf Karl mit ihm ein Bündnis schlösse, sich Gelegenheit genug finden würde, den Prinzen zu verwenden. Zum wenigsten wünsche Ludwig XIV., daß der Landgraf neutral bleibe.

Landgraf Karl antwortete umgehend, bedankte sich für das Anerbieten, seinem Sohne gegebenen Falles ein Regiment anvertrauen zu wollen, sowie für die Zuneigung, die Iberville für ihn und sein Haus an den Tag lege. Was die zeitigen Konjunkturen anlange, so sei er noch derselben Meinung, die er Iberville mündlich anvertraut habe, d. h. daß er sich keiner der beiden Parteien anschließen wolle, solange nicht das Deutsche Reich in die Streitigkeiten wegen der spanischen Thronfolgefrage verwickelt sei. Er sehe keine Notwendigkeit, weshalb er sich näher erklären und den Haß des Hauses Österreich zuziehen solle, in einer Zeit, wo die Generalstaaten den Herzog von Anjou als König von Spanien anerkannt hätten. Dieselbe Erklärung habe er Obdam gegeben, der damit befriedigt sei. Iberville müsse selbst einsehen, daß er (Karl) es an der Klugheit fehlen lassen würde, wenn er zu einer Zeit, wo er keinen Krieg zu befürchten habe, in formelle Bündnisse eintreten und sich dadurch alle möglichen Unzuträglichkeiten auf den Hals ziehen würde. Sein Sohn Karl sei noch jung und könnte noch einige Zeit warten, bis sich die Gelegenheit zum Eintritt ins militärische Leben böte.— Diese Gelegenheit sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Acht Tage nach Abgang dieses Briefes, am 15. März, wandte sich der Graf Albemarle unmittelbar an Landgraf Karl und ersuchte ihn im Auftrage König Wilhelms, Truppen zum Schutze der Niederlande herzugeben. Karl beantwortete den Brief Albemarles am 28. dahin, daß er sich bezüglich der Truppengestellung mit Obdam auseinandersetzen würde, bat dann aber beim König dahin wirken zu wollen, daß die vom vorigen Krieg noch ausstehenden Subsidien möglichst bald gezahlt würden.

Bereits am 24. April kamen zwei Verträge mit den Generalstaaten zustande, durch welche der Landgraf diesen zwei Fußregimenter zu je 1000 Mann überließ. Das eine dieser Regimenter erhielt der Prinz Karl, ebenderselbe, den Ludwig XIV. in seine Dienste nehmen wollte. Damit war bereits deutlich ausgesprochen, auf welche Seite sich der Landgraf stellen würde, wenn darüber überhaupt ein Zweifel hätte bestehen können. Landgraf Karl war dem Kaiser treu ergeben, wie er schon des öfteren bewiesen hatte, und wenn er anfangs zögerte sich zu erklären, so war dies nur eine Folge der gebotenen Klugheit, da seine rheinischen Besitzungen doch recht bedroht erschienen. Das Jahr 1692 stand ihm wohl noch lebhaft in der Erinnerung.

Seinerseits bediente sich der Landgraf nunmehr als Mittelsmann bei seinen Unterhandlungen mit England und Holland des Johann Reinhard v. Dalwigk, damals Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Wilhelm, der sich seit August des Jahres 1700 in Holland befand. Ende April 1701 wurde der Prinz nach London gesandt, wo Dalwigk eine eifrige Tätigkeit entfaltete, um das nun auch vom Landgrafen gewünschte Bündnis zustande zu bringen. Dalwigk hatte dem Könige vorzustellen, daß der Landgraf bereit sei, seine Truppen auf 10000 Mann zu vermehren, wenn ihm für 6000 Mann das Anreiz-(Werbe-)geld und der Unterhalt gegeben würde. Ende Juni hatte er dieses Anerbieten zu wiederholen und dringend um eine Entscheidung zu bitten, da der französische Gesandte d'Iberville sich bereits zweimal in der kurzen Zeit von Karls Aufenthalt zu Schwalbach eingefunden hätte „und unter Versicherung sonderbarer avantages auf eine schließliche Deklaration pressiert habe", die aber unter der bisherigen Begründung abgelehnt worden sei. Der Landgraf benutzte so die französischen Anerbietungen, um zu einem für ihn günstigen Vertragsabschlusse zu gelangen, der indes noch auf sich warten ließ, da noch nicht einmal die drei Hauptmächte zu einem endgültigen Vertragsabschlusse hatten gelangen können.

So spielten sich dann die Verhandlungen im Haag weiter, wohin Prinz Wilhelm seinem Paten, dem Könige, gefolgt war und wo der Ratspensionär Anton Heinsius, von Dalwigk darum angegangen, die Angelegenheit zu vermitteln übernahm. Er teilte Dalwigk mit, daß der König dem Abschlusse eines Bündnisses wohlgeneigt sei und befohlen habe, ihm einen Bericht darüber vorzulegen, was der Landgraf an Truppen aufbringen wolle. Karl antwortete am 11. August: was den Beitritt zum Bündnis beträfe, so ginge seine Meinung dahin, wie er das auch neulich dem kaiserlichen Abgesandten Grafen v. Rappach habe eröffnen lassen, daß, falls die spanische Thronfolgefrage zu einem Reichskriege ausschlagen und die verbündeten Mächte seinen Beitritt verlangen sollten, alsdann eine unumgängliche Notwendigkeit zur Sicherung seiner, einem feindlichen Einfall gar zu nahe gelegenen Lande sein würde, seine Miliz auf 12—13000 Mann zu verstärken, was dadurch geschehen könnte, daß S. K. M. ihn entweder durch „assignationes oder andere erkleckliche Beihülfe den Unterhalt auf 4000 Mann zu beschaffen, S. K. M. in England aber und die Herrn General-

staaten die benötigten Subsidien auf 6000 Mann zu zahlen sich bequemen wollten, welchen Falls er 3000 Mann von seinen eigenen Truppen dazu stoßen und selbst zu unterhalten bereit wäre". Ohne das könne er nicht in das Bündnis willigen, in Rücksicht auf die Sicherheit seiner Untertanen und Lande.

Wie bereits erwähnt, war am 7. September 1701 das Bündnis zwischen dem Kaiser, England und Holland zum Abschluß gelangt, am 26. Dezember wurde nun Landgraf Karl von den Generalstaaten und am 16. Januar 1702 von seiten König Wilhelms eingeladen, diesem Bündnisse beizutreten. Nunmehr erhielten Dalwigk und der Staatssekretär Johann Balthasar Klaute unter dem 23. Januar Vollmacht, den Vertrag wegen des Beitritts zur Tripelallianz abzuschließen. Neben diesem Beitritt zur nunmehrigen „großen Allianz" vermittelten Dalwigk und Klaute ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Landgrafen und den Generalstaaten, das bereits am 7. Februar im Haag zustande kam und dem sich am selben Tage ein Subsidienvertrag mit England und Holland über die Stellung eines hessen-kasselschen Truppenkorps von 9000 Mann anschloß.

Der plötzliche Tod König Wilhelms III. am 16. März 1702 brachte nur einen kurzen Stillstand in die Verhandlungen mit England, da die Nachfolgerin Wilhelms, die Königin Anna, alsbald ihren Entschluß kundgab, an den eingegangenen Verpflichtungen unwandelbar festhalten zu wollen. Da indes bei Abschluß des Subsidienvertrages noch verschiedene Punkte unerledigt geblieben waren, die die Generalstaaten nicht für sich allein entscheiden wollten, deren Entscheidung sie vielmehr dem nun verstorbenen König vorbehalten hatten, so sandte Landgraf Karl am 28. März den Generalmajor v. Tettau nach dem Haag, um die Angelegenheit nunmehr endgültig zu regeln. Das Ergebnis war ein geheimer Zusatzartikel zum Vertrag vom 7. Februar, durch den der bezügliche vorläufige Zusatzartikel abgeändert wurde. Umfaßte der neue Artikel auch nicht alle Wünsche und Forderungen des Landgrafen, so enthielt er doch das Versprechen der Königin und der Generalstaaten, dem Landgrafen zum Besitze der Festung Rheinfels verhelfen zu wollen. Mit dem Beitritt des Landgrafen zur „großen Allianz" und dem Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses, sowie des Subsidienvertrages war seine Stellung zur Streitfrage der Mächte endgültig festgelegt, und wir hören nun auch nichts mehr von irgendwelchen Versuchen französischerseits, den Landgrafen auf die gegnerische Seite zu ziehen. (Schluß folgt.)

Wanfried.

Die Stadt Wanfried an der Werra rüstet sich, ihr 300jähriges Stadtjubiläum festlich zu begehen. Am 30. August 1608 sandte ihr Landgraf Moritz von Marburg aus ein Handschreiben mit dem Privilegium der Stadtgerechtigkeit zu. Der bevorstehende 300. Geburtstag der Stadt hat nicht nur den Stadtschreiber von Wanfried, Reinhold Strauß, veranlaßt, reiches Material zu einer Chronik der Stadt zu sammeln, die in diesem Sommer veröffentlicht werden soll, sondern es ist auch bereits jetzt eine kleine von Dr. Hollstein in Schmalkalden verfaßte und in der Druckerei von Arthur und Carl Israel in Wanfried sauber und geschmackvoll hergestellte „Geschichte der Stadt Wanfried 1608—1908"*) erschienen, an deren Hand wir in großen Zügen die Geschicke der lieblichen Werrastadt an uns vorüberziehen lassen wollen.

Wanfried, das unter Otto dem Großen dem Grafengericht des Grafen Wigger zu Beilstein (Bielstein) unterstand, lag noch im südöstlichen Teil der Germaramark, dem Westergau. Dieser umfaßte das Archidiakonat Eisenach, während der westlich zum Meißner und Stolzingergebirge sich erstreckende Gau die Honermark hieß. Erst als 1306 Landgraf Albert von Thüringen seine Lehnschaften zu Wanfried, Frieda und Bartloff an den Landgrafen von Hessen verkaufte, bildete Wanfried einen Teil der Zent Eschwege. Die ältesten Urkunden über Wanfried stammen aus der Zeit der Karolinger und wurden um 860 aufgezeichnet; der Ort wird hier Uuanevreodum und Vanofriedenn geschrieben. 1306 wurde Wanfried von Hessen angekauft. Einen Wendepunkt in seiner Geschichte erlebte der Ort unter Landgraf Moritz, der seine Aufmerksamkeit namentlich der Werraschiffahrt zuwandte. Bisher hatten die Mündener Schiffer den Vorteil allein in Händen gehabt. Moritz verlängerte die Schiffahrtstraße über Münden hinaus, so daß schon bald das erste Bremer Gut, gesalzene Fische, in den langen Schiffen die Fulda hinauf bis nach Hersfeld kam. Um auch die Werra für den Absatz von Landesprodukten für den Zwischenhandel zu beleben, knüpfte er mit Sachsen-Meiningen Verhandlungen an, um die Werra bis Meiningen schiffbar zu

*) Kommissionsverlag der Kayschen Hofbuchhandlung, Kassel. Preis 1,50 M.

machen. Der Plan scheiterte, wurde aber wenigstens für den Unterlauf der Werra dadurch zur Ausführung gebracht, daß Moritz den Flecken Wanfried zu einer Niederlage bestimmte und ihm Stadt- und Marktgerechtigkeit verlieh. Die Wanfrieder, die nicht nur eine jährliche Trankfsteuer von 200 Gulden zu zahlen hatten, sondern auch sonst recht fühlbar zu allerhand Frondiensten und Fuhrleistungen herangezogen wurden, wandten sich mit einer Petition um Befreiung von solcher Dienstbarkeit an den Landgrafen, worauf ihnen am 30. August 1608 das schon erwähnte Handschreiben mit dem Privilegium der Stadtgerechtigkeit zuging. Für die Ablösung der bisherigen Fuhr- und Handdienste mußten 10000 Kammergulden in jährlichen Raten von 500 Gulden und für die Markt- und Stadtgerechtigkeit jährlich 12 Reichstaler bezahlt werden. Der neuen Stadt wurden zwei Sonntagsjahrmärkte bewilligt sowie das Recht, Kandidaten für die Bürgermeisterwahl vorzuschlagen. Der erste Bürgermeister hieß Ditterich Gebhard, der erste Stadtschreiber Hans Vollgarten. Wohl noch wichtiger als die Vorteile der Stadtgerechtigkeit war das im folgenden Jahr der Stadt verliehene Stapelrecht, das den Städten im Interesse der Hebung des Verkehrs zugesprochen wurde. Danach mußten Kaufmannswaren, deren Transport die Stadt oder ihren Umkreis auf eine bestimmte Entfernung berührten, zunächst nach der Stadt gebracht und dort feilgeboten werden. Hierdurch erwuchs der Stadt mit den aus Holland und Bremen heraufkommenden Waren ein erheblicher Vorteil. Um den Wanfrieder Einwohnern die ihnen bisher von den Mündener Schiffern entzogenen Vorteile des Transportes zu verschaffen, gestattete Moritz allen, die neue Schiffe bauten, für sämtliche bei der ersten Fahrt geladene Güter an den hessischen Zollstätten Zollfreiheit, die oft 70—90 Gulden ausmachte. Für die neu entstehenden großen Lager- und Stapelhäuser, die sog. Schlagdhäuser, brachte die Stadt 30000 Taler auf. Auf der Wanfrieder Schlagdwage wurde das Nürnberger Gewicht eingeführt, weil man mit dieser Stadt in besonders regen Handelsverbindungen stand. Die Stadt nahm nunmehr einen erfreulichen Aufschwung und zeitigte namentlich auch eine Blüte der Tonwarenindustrie. Die Wanfrieder Schüsseln stellen einen Übergang dar von den Nürnberger Fayencetellern zur selbständigen deutschen Keramik, was Museumsdirektor Dr. Böhlau in seinem 1896 bei Elwert erschienenen Werk „Eine niederhessische Töpferei des 17. Jahrhunderts" festgestellt hat.

In den Jahren 1618 bis 1619 ließ Moritz die Stadt unter Leitung des Chronisten und Baumeisters Wilhelm Dilich befestigen. Gleichzeitig wurde zu ihrer Verteidigung ein Fähnlein (damals gegen 300 Mann) errichtet, an dessen Spitze Leutnant Schreiber aus Allendorf gestellt wurde. Es kamen die schrecklichen Verheerungen des 30jährigen Krieges. Die Wanfrieder Besatzung wurde verstärkt, Wälle und Tore wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt. Aber bereits am 10. Juni 1623 mußte sich die Stadt trotz tapferer Gegenwehr den ligistischen Truppen ergeben und war von da an vollständig in ein Kriegslager umgewandelt; unter anderem hatte am 7. Mai 1626 Tilly hier beim Durchzug sein Hauptquartier, im August 1627 lag das Pappenheimsche Korps in der Stadt. Fast ein Menschenalter hindurch hatten die Wanfrieder unter den Drangsalen des Krieges zu leiden, der wie ein Mehltau auf den eben aufblühenden Handel gefallen war; die Schiffahrt war lahmgelegt, und um die für die Stadtgerechtigkeit jährlich zu entrichtenden 500 Gulden bezahlen zu können, war man gezwungen, dem Junker Friedrich von Keudell zu Schwebda Grundstücke zu verpfänden. Kaum hatten sich die Bewohner einigermaßen von der völligen Hülflosigkeit, in die sie der Krieg gestürzt hatte, erholt, lagerte sich im Herbst 1682 lähmend und ertötend die Pest über der unglücklichen Stadt, die noch lange Zeit unter dem Eindruck der Seuche litt.

Fast zwei Jahrhunderte gehörte dann Wanfried zur sogenannten Rotenburger Quart, die erst 1836 zu existieren aufhörte. Nach Landgraf Ernsts Tode wurde die Quart unter seine Söhne so geteilt, daß Wilhelm Rotenburg, Karl Wanfried und Eschwege bekam; Karl wurde somit der Stifter der katholischen Linie Hessen-Wanfried. Residenz der Wanfrieder Landgrafen war die Stadt bis zum Aussterben des letzten männlichen Sprosses der Linie im Jahre 1755, wodurch die gesamte Rotenburger Quart wieder an Hessen-Rotenburg fiel.

Der siebenjährige Krieg brachte der Stadt wieder schwere Lasten, doch bei weitem nicht solche Schrecknisse wie der dreißigjährige; allein über 13000 Taler hatte sie an Kontributionen aufzubringen. Zur Zeit der Fremdherrschaft versetzte die Kontinentalsperre Wanfried den Todesstoß; die Hauptader der kleinen Handelsstadt, die Wasserstraße, war damit unterbunden. Im neu gebildeten Königreich Westfalen gehörte der Kanton Wanfried zur Präfektur Heiligenstadt im Harzdepartement.

Im Verlauf des vorigen Jahrhunderts tauchte Wanfried immer mehr in das Dunkel der Kleinstadt zurück; der Niedergang der Schiffahrt hatte sich immer fühlbarer geltend gemacht. Mehr als Pest und Fremdherrschaft schadete das Aufblühen

des polnischen Kornhandels über Danzig und das stetig zunehmende Versanden der Werra. Einen Ersatz für den Ausfall im Schiffereigewerbe bot die aufblühende Industrie. Mit den Zeiten, wo „Heldra den Flegelklang, Frieda den Fischfang, Eschwege den Vogelsang und Wanfried den Glockenklang“ hatte, war es vorbei. Im Jahre 1884 wurde zunächst das uralte Wahrzeichen Wanfrieds, die Vituskirche, die noch aus der Zeit des Bonifatius stammen sollte, abgebrochen. 1888 wurde durch den Baurat Rüppel in Kassel die neue Kirche vollendet; kurz vorher war die jetzige schmucke Werrabrücke an Stelle der alten Fähre errichtet worden. Eine ganze Reihe anderer Neubauten schlossen sich in den folgenden Jahren an, 1902 wurde die Eisenbahn eröffnet. Die Einwohnerzahl, die 1810 kaum 1400, 1850 2179 betrug, ist jetzt auf über 2500 angewachsen.

Zwei berühmte Söhne kann die Stadt aufweisen: einmal den 1532 geborenen trunkfesten Magister Petrus Paganus, der vom deutschen Kaiser mit dem Dichterlorbeer gekrönt wurde, 1551 Professor der Geschichte und Dichtkunst an der Universität Marburg wurde und 1576 in seinem Geburtsort starb und begraben wurde, und sodann den Erneuerer des gotischen Baustils, den Lehrer am alten Kasseler Polytechnikum G. G. Ungewitter, der 1820 zu Wanfried als Sohn des Kürassierrittmeisters und späteren Tabaksfabrikanten Ungewitter geboren wurde und bereits 1864 in Kassel starb.

Die ungemein frisch geschriebene und auf den besten Archivalien fußende Schrift Hollsteins, der auch die umfangreiche Wiedergabe eines Lageplans der Stadt aus 1739 beigefügt ist, bringt noch mannigfache, die städtische Entwicklung aufs glücklichste illustrierende Episoden und sei allen Freunden der schönen Werrastadt aufs angelegentlichste empfohlen. H.



Werrasage.

Ich wand're hier am Werrastrand
Schon lange, lange Tage;
So alt wie 's liebe Hessenland
So alt ist auch Frau Sage.

Im Wald, im Tal, an Bergesschlucht,
Wo wilde Wasser schäumen,
An schilfumsäumter Werrabucht
Rast' ich in stillem Träumen.

Heut' war ich in Frau Holles Haus
Beim guten und bösen Kinde;
Sie klopfte grad' die Betten aus,
Die Flocken flogen im Winde.

Am Bilstein stand ich auch einmal,
Ich stand — und sah mit Grausen
Vom Berg hinab zum Höllental
Den Todeswagen brausen.

Gestürmt das stolze Grafenschloß
Vom wilden Feindesschwarme,
Dann fuhr des Hauses letzter Sproß
Dem Tode in die Arme. —

Und weiter noch, am Lohnestein
Springt eine heil'ge Quelle;
Klingt dort das Osterglöckchen fein,
So müßt ihr sein zur Stelle.

Es schöpfte da manch' schmucke Maid,
Sie kam mit schwerem Herzen;
Sie ging — befreit von bitterm Leid,
Das Wasser heilt die Schmerzen. —

Der Mordbach war einst blutig rot,
Laut tönten Kriegsfanfaren,
Manch' wackrer Held lag bleich und tot —
Das war vor tausend Jahren!

Auch sah ich oft zum Kindleinsteich
Den Meister Storch sich neigen,
Den Kleinen aus dem feuchten Reich
Den Weg nach Hause zeigen. —

Kennt ihr da drüben bei Klein-Vach
Die alte Zauberbrücke?
Dort lag ich träumend einst am Bach —
Weit liegt der Tag zurücke!

Ein Fischer warf im Abendschein
Die Netze noch am Strande,
Da kam ein Männlein, winzig klein,
Fremd schien es hierzulande.

„Hol über!“ rief es flehentlich,
„Bevor der Abend scheide!“
Der brave Mann erbarmte sich,
Hinüber fuhren beide.

Das Männlein gab ihm reichen Sold,
Tat freundlich noch ihm winken,
Der Fischer lachend zählt' sein Gold,
Ich sah 's von ferne blinken.

So weiß ich euch in bunter Zahl
Gar mancherlei Geschichten,
Von Berg und Feld, von Wald und Tal
Könnt' ich noch viel berichten;

Ich wand're ja am Werrastrand
Schon lange, lange Tage;
So alt wie 's liebe Hessenland,
So alt ist auch Frau Sage.

Allendorf. **Helene Lingelbach.**

Der Wein- und Tabakbau im Werratal.

Von Heinrich Bierwirth-Eschwege.

Das liebliche Werratal zeichnet sich nicht allein durch seine landschaftliche Schönheit, sondern auch durch seine große Fruchtbarkeit aus. Durch hohe Gebirgszüge gegen die rauhen Nordwinde geschützt, erfreut es sich eines milden Klimas. Infolgedessen war es seinen Bewohnern von jeher möglich, einen bedeutenden Obstbau zu betreiben. Die Kirschen von Falken, Wanfried, Allendorf und Witzenhausen sind weit und breit berühmt. Ebenso kennt jeder Kaufmann die Allendörfer und Witzenhäuser Bohnen, die hier nicht etwa in den Gärten, sondern auf den Äckern gezogen werden.

Auch der Weinbau ist früh in dem Werratale eingeführt worden. Das geht aus einer Urkunde hervor, die Kaiser Otto III. im Jahre 996 an seine Schwester Sophie, die Äbtissin in Gandersheim war, richtete. In dieser Urkunde, worin der Kaiser seiner Schwester Eschwege schenkte, werden auch Weinberge genannt. Die neue Besitzerin wandte dem damals noch sehr kleinen Eschwege ihre volle Gunst zu und begründete in seinen Mauern das Cyriakusstift, ein Nonnenkloster, unter dessen Schutze es bald zu einem größeren Gemeinwesen erstarkte. Große Weinberge besaß das im Jahre 1278 zu Eschwege gegründete Augustinerkloster. Sie befanden sich in dem sonnigen Gelände über Grebendorf. Der Weg, der die Augustiner zu ihren Weinbergen führte, hieß der „Herrenweg“. (In jener Zeit wurden nur Ritter und Geistliche Herren genannt.) Durch die Verkoppelung der Grebendörfer Gemarkung 1895 ist dieser Weg eingegangen. Als im Jahre 1527 Landgraf Philipp der Großmütige die Klöster in Hessen aufhob, fielen die Weinberge der Eschweger Augustiner an den Staat. Sie lieferten im Jahre 1575 10 Fuder 3 Ohm und 1584 12 Fuder Wein. Aber auch die Eschweger Patrizier waren im Besitze von Weingütern, die am südlichen Abhange des kleinen Leuchtbergs und bei Grebendorf lagen. Der Landesherr hatte ihnen sogar das Recht verliehen, den selbstgezogenen Wein auszuschenken. Der Werrawein muß gar nicht so schlecht gewesen sein, denn der Eschweger Stadtrat schreibt im Jahre 1584: „Es fellet hier ein ziemlicher gutter Landtwein, der oftmals mit einem Bergsträßler oder Franken wol zu vergleichen ist.“ Auch die Weinpanscher waren in jener Zeit schon an der Arbeit. Das beweist das Verbot des Landgrafen Wilhelm IV. vom Jahre 1590, wonach den Weinbauern aufs strengste untersagt wurde, unter den Wein Birnenmost zu mengen.*) Große Hoffnungen setzten die Eschweger Winzer am Ende des 16. Jahrhunderts auf einen Wormser Bürger namens Johannes Feidel, der rheinische Reben ins Werratal brachte; allein der daraus gezogene Wein blieb weit hinter dem Rheinwein zurück, weil Meister Feidel vergessen hatte, auch die rheinische Sonne und den rheinischen Boden nach dem Werratal zu verpflanzen. Gute Weinjahre waren 1666, 1677, 1678 und 1728. Ein sehr schlimmes Jahr war für die Weinberge von Eschwege und Umgegend das Jahr 1740. Ein sehr starker Frost vernichtete den Fleiß und die Hoffnungen vieler Jahre. Ja, er brachte dem Weinbau des Werratales den Tod. Heute ist dieser Zweig der Landwirtschaft kaum noch nennenswert. Außer einem Weinberge am Fürstenstein bei Albungen und einigen bei Witzenhausen hat man ihn vollständig aufgegeben. Jetzt erinnern noch verwilderte Reben, die man an den steilen Kalkwänden der „Weinberge“ bei Jestädt und an den lieblichen Hängen bei Grebendorf oft findet, an die frühere Herrlichkeit.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Weinbau hat der Tabakbau, der in keiner Gegend unseres Hessenlandes so eifrig betrieben wird, wie an der Werra. Auch diese ausländische Kulturpflanze hat bei uns schon lange Bürgerrecht erworben. Nach einer ungedruckten Chronik aus dem 17. Jahrhundert wurde bereits damals schon viel Eschweger Tabak nach Bremen, Hamburg, Lübeck und Holland auf der schiffbaren Werra ausgeführt. Im Werratale baut man zwei Arten von Tabak: den spitzblätterigen und den rundblätterigen. Der erstere liefert den Pfeifentabak, und den letzteren verwendet man zu Zigarren. Der Tabak verlangt einen vorzüglichen Boden. Infolgedessen haben in den Werraorten die Äcker, die sich zum Tabakbau eignen, einen hohen Wert. Er macht aber auch den Pflanzern viel Arbeit, darum nehmen sich die an großer Leutenot leidenden Großgrundbesitzer seiner weniger an, sondern vielmehr der sogenannte kleine Mann. Ende August wird er geerntet, die Blätter schnürt man an und hängt sie zum Trocknen an einen luftigen Ort, meistens an die Wände der Häuser usw. auf. Ende Dezember und anfangs Januar findet bei der Königlichen Steuerbehörde die Verwiegung und Versteuerung des im Sommer geernteten Tabaks statt.

*) Rommel, Hess. Geschichte V, S. 660 u. 732.

Die Steuer beträgt 18 Mark für den Zentner. Die Käufer sind einheimische und auswärtige Fabrikanten und Händler. Eschwege erfreut sich einer guten Tabakindustrie. Es hat etwa 10 Zigarrenfabriken und eine Kautabakfabrik, die auch viel ausländischen Tabak verarbeiten. Das hiesige Königliche Steueramt nahm vor einigen Jahren jährlich etwa 225 000 Mark Steuern für aus dem Ausland eingeführten und etwa 100 000 Mark für hiesigen Tabak ein. Leider geht der Tabakbau von Jahr zu Jahr zurück. Freilich liegt der Grund dieses Rückgangs nicht in der Ungunst der Witterung wie beim Weinbau, sondern in dem Sinken der Preise. So wurden z. B. im Jahre 1894 von 1438 Pflanzern 10 417 qm mit Tabak bebaut, die einen Ertrag von 231 845 kg lieferten, während es 1904 nur noch 723 Pflanzer, 6880 qm und 133 673 kg waren.

Zum Glück sind die Preise seit vorigem Jahre wieder besser geworden; die letztjährigen kann man sogar als gute bezeichnen. Es wurden bezahlt für den Zentner Rundblatt 18—22 Mark und für den Zentner Spitzblatt 25—28 Mark. Bessere Lagen, wie z. B. Allendorf, erzielten sogar 30 Mark. Wie Kenner behaupten, soll der Allendörfer Tabak dem Pfälzer nichts nachgeben. Bleiben die jetzigen Preise, so ist zu hoffen, daß auch der Tabakbau wieder den früheren Umfang annimmt und dadurch für die Bevölkerung im Werratale eine wichtige Einnahmequelle bestehen bleibt.

Lebensmut!

An den Verfasser von „Ich träume gern von fernen Tagen" (Nr. 14 d. lfd. Jg).

Sei ein Mann und klage nicht,
Fürchte nicht und hoffe nicht,
Kämpfe wacker Deinen Strauß,
Träume Deine Träume aus.

Wache dann und sei beherzt,
Überwinde schwache Stunden;
Hast Du Dich dann selbst gefunden,
Ist besiegt, was Dich geschmerzt.

Nimm des Lebens Sonnenschein
Dankbar aus des Schöpfers Hand,
Und dem Wetter halte Stand —
So wird recht Dein Leben sein!

Kärrner.

Die Miterbin.

Aus dem Nachlaß von H. Brand.*)

Vor den hellerleuchteten Schaufenstern einer großen Kunsthandlung in einer Universitätsstadt trafen zwei elegant aussehende Herren zusammen, die aus verschiedenen Richtungen kommend beide stehn geblieben waren, um die ausgestellten Bilder zu betrachten. Gleichgültig streiften sich ihre Blicke, aber ihre Mienen wandelten sich alsbald, und in freudigstem gegenseitigen Erkennen reichten sie sich die Hände.

„Hans!" rief der eine und „Kurt!" der andere, und ein erneutes herzliches Schütteln der noch ineinander ruhenden Hände folgte den lauten Rufen.

„Wie mich das freut, mein alter Junge!" rief der Ältere.

„Wahrhaftig ein hübscher Zufall", versicherte der Jüngere.

„Aber wie kommt es, daß ich Dich hier auf der Straße finde?" fuhr der erstere in freudiger Erregung fort und schob seinen Arm in den des andern, um ihn in der vorhin von ihm verfolgten Richtung weiter zu führen. „Schon seit Wochen warte ich auf Nachrichten von Dir. Seit wann bist Du hier?"

„Seit einer Stunde erst", entgegnete der Gefragte, dessen elegantes Äußeres das ruhige, gehaltene Wesen eines Mannes der großen Welt zur Schau trug. „Ich komme direkt aus England, um hier, wie Du ja weißt, eine höchst unangenehme, ja geradezu peinliche Familienangelegenheit zu ordnen."

„Wenn Du damit die Einziehung einer recht bedeutenden Erbschaft meinst, so weiß ich natürlich darum", erwiderte der Ältere, während es launig über sein hübsches offenes Antlitz zuckte.

„Wenigstens meine ich damit die Bedingungen, die daran geknüpft sind," versetzte der andere, und aus seiner Stimme klang die Verdrießlichkeit, in die ihn die Angelegenheit versetzte. „Ich bin selbst gekommen, um zu sehen, ob ich mich nicht mit meiner Miterbin vertragen kann."

„Ah bah", wehrte der Ältere mit der Hand, „das Testament ist gesetzlich vollkommen ungültig, und wie ich gehört habe, macht Deine Miterbin auch

*) Die kleine Novelle stammt aus dem Nachlaß der bekannten Schriftstellerin Frau Wigand geb. Hillebrand, der Verfasserin der weitverbreiteten Erzählungen aus der hessischen Geschichte. Viele unserer Leser werden ihr darum besonderes Interesse entgegenbringen.

nicht den geringsten Anspruch an das Geld, warum also . . ."

„Sie soll ihn aber machen!" fiel der andere dem Freunde etwas heftig ins Wort und setzte dann abbrechend ruhiger hinzu: „Doch sprechen wir lieber von Dir, mein alter, treuer Kurt, denn Du schuldest mir etliche Jahre Deines Lebens, und ich habe schon oft gedacht, daß Du mit Deinem Schweigen doch an mir, Deinem getreuen Vetter und Freund, eigentlich nicht recht gehandelt hast."

„Wieso war ich schweigsam?" fragte aber der Gescholtene lachend, „habe ich Dir nicht meine Verlobung, Hochzeit und einige Kindtaufen mitgeteilt? Und was hast Du darauf geantwortet?"

„Jedesmal habe ich meine besten Glückwünsche, wohlgesetzt und selbst geschrieben, Dir zukommen lassen."

„Dann sind wir also quitt, Hans!"

„Und daß Du glücklich bist, spricht aus Deinem ganzen Wesen."

„Ja, Hans, sehr glücklich, obgleich auch uns schwere Zeiten nicht erspart blieben. Aber solche Zeiten sind in einer Ehe oft wahre Segenszeiten, denn in solchen Sorgentagen fühlen Mann und Weib erst ganz, was sie einander sind."

Da Hans keine Antwort gab, blieb auch der andere still, und in Gedanken versunken setzten sie beide ihren Weg fort.

Sie waren Vettern, Söhne zweier Brüder, und trugen daher den selben Namen von Osten, das war aber anscheinend das einzige Gemeinsame zwischen ihnen. — Während Kurts Vater, ohne Vermögen, als Minister eines kleinen deutschen Staates sein Leben in den knappen Gehaltsverhältnissen und engen Vorurteilen des Beamtenstandes verbracht und auch von seinem Sohne verlangt hatte, daß er die Beamtenlaufbahn einschlug, hatte sich Hansens Vater als Landwirt mehr Unabhängigkeit erworben, und die Heirat mit einer tüchtigen und sehr vermögenden Frau brachte ihn dann später in sehr günstige Lage. Er konnte es daher seinem einzigen Sohne gestatten, sich den Lebensberuf nach eigner Neigung zu wählen, und als diese Neigung dann auf einen erwerbenden Beruf fiel, hatte er auch dagegen nichts einzuwenden.

Hans hatte auf der heimatlichen Hochschule Naturwissenschaften studiert und nach glänzend bestandenem Examen, schon bald nach seines Vaters Tod, die Leitung eines großen chemischen Laboratoriums in England übernommen. Er hatte sich auch auf eigene Rechnung beteiligt und sein Vermögen dadurch noch vermehrt, so daß er für einen reichen Mann gelten konnte. Kurt, der zehn Jahre mehr zählte als der Vetter und jetzt das Amt eines Regierungsrates bekleidete, hatte, als Hans seinen Studien auf der Universität obgelegen, als unbesoldeter Referendar im Hause seines Vaters gelebt und rechtschaffen versucht mit dem kleinen Taschengeld, das ihm der sehr sparsame Vater bewilligte, den Anforderungen nachzukommen, die die Welt an den Baron von Osten, den Sohn des Ministers, stellte.

Nach des jüngeren Vetters Abreise war der Verkehr der beiden, wie schon gesagt, kein reger geblieben. Der Todesanzeige des Ministers war bald die Verlobungsanzeige Kurts mit einem Fräulein Marie Magdalene Müller gefolgt.

Hansens brieflich ausgedrückter Wunsch, etwas mehr, als das Blatt verriet, von der Tochter eines der hunderttausend Müller zu erfahren, die das Deutsche Reich groß machen helfen, war unerfüllt geblieben, und erst später hatte ihm ein gemeinschaftlicher Bekannter erzählt, daß Marie Magdalene Müller die Tochter eines Pastors war. — Der Verlobungsanzeige war bald die der Hochzeit gefolgt.

Hans war unverheiratet geblieben, und der glückliche Ehemann sah in ihm schon einen Feind der Ehe. Und wenn er das war, wie würde er sich alsdann zu der Erbschaftsfrage stellen, die er vorhin im Gespräch berührt hatte?

Es war eine peinliche Lage, in der das gesetzlich ungültige Testament eines wunderlichen Oheims den jungen Mann gebracht, in dem verfügt war: „Erstens, wenn der gesetzliche Universalerbe Hans von Osten im Laufe eines Jahres sich vermähle, solle das ganze Vermögen an ein Fräulein Johanna Witten fallen; zweitens: wolle er sich aber verpflichten, für immer unvermählt zu bleiben, so solle ihm die Erbschaft allein zufallen."

Zu diesen seltsamen Bestimmungen für den Neffen kam noch eine Klausel für Fräulein Johanna Witten, die sie hindern sollte, freiwillig auf die Erbschaft zu verzichten, denn dann sollte diese ungeteilt wohltätigen Stiftungen zufallen.

Da nun ein solches Testament vor dem Gesetze unzuläßig ist, so weigerte sich das Fräulein Witten, mit dem Rechtserben in Unterhandlungen zu treten, und verlangte, Herr von Osten solle die ihm allein zustehende Erbschaft auch allein antreten.

Der Regierungsrat mußte zugeben, daß sich Hans in einer peinlichen Lage befand. Dem Verlangen seiner vermögenslosen Miterbin nachzugeben und einfach sein Recht in Anspruch zu nehmen, mußte Hans widerstreben, und doch, wie konnte er sie zwingen, von seiner Großmut zu nehmen, was sie nicht wollte, weil sie kein Recht daran hatte, und was er geben wollte, weil der Verstorbene aus Laune sie zur Erbin ernannt, damit der Neffe nicht heirate. — Seine Frau glaubte allerdings den Ausweg zu haben und war bereit, dem armen Theseus Hans den Ariadneknäuel in die Hand zu spielen, aber Kurt hatte den Kopf geschüttelt und nur fest

versprochen, keine Aufklärung über die Miterbin zu geben.

So mit den eigenen Gedanken beschäftigt, erreichten die beiden Herren schweigend den Stadtteil, wo die großen, dicht aneinander stehenden Häuser kleinen, von Gärten umgebenen Platz machten. Es war dies der Teil der Stadt, in dem die Besitzungen meist nur von den Eigentümern selbst bewohnt wurden, und Hans wunderte sich, daß des Vetters Weg hierher führte.

„Wohnst Du hier?" fragte er erstaunt, als der Regierungsrat vor einer eisernen Gittertür stehen blieb und auf die Schelle drückte. Das Haus, das zurück mitten im Garten lag, war im modernen Villenstil erbaut und zeigte, daß seine Bewohner gewisse Ansprüche machen konnten.

„Schon seit zehn Jahren", versetzte Kurt, belustigt von dem erstaunten Ton der Frage. Er konnte sich denken, daß Hans nicht erwartet hatte, ihn in so guten Verhältnissen zu finden.

Hans sah an dem Hause auf. Die Fenster des ersten Stockwerks waren alle hell erleuchtet, in dem darüber liegenden großen Erker dagegen schimmerte nur aus zweien ein schwacher Lichtschein in die Nacht.

„Meine Frau verbringt diese Stunde gewöhnlich bei ihrer Mutter und läßt sich unterdessen durch ihre Schwester bei den Kindern vertreten. Ich selbst werfe nur einen Blick in mein Zimmer, ob nicht Dienstsachen und Briefe dort liegen, dann hole ich Marie, und Du machst es Dir inzwischen bequem, es wird nicht lange dauern."

„Wohnt Deine Schwiegermutter weit?"

„Sie wohnt mit uns im Hause, oben im Erker."

„Auch das noch!" dachte Hans, „Schwiegermutter und Schwägerin im Hause!" als er durch die Haustür in einen hellerleuchteten, durchwärmten Flur schritt, der mit Blattpflanzen bestellt war. Eine teppichbelegte Treppe führte nach oben.

„Du mußt mich ein paar Minuten entschuldigen", sagte Kurt und öffnete die Tür eines Zimmers, aus dem der zarte Duft blühender Blumen dem Eintretenden entgegen kam. Hans war auf das angenehmste von dem feinen Sinn berührt, der einen Hauch von Behaglichkeit auch seiner Umgebung aufzudrücken verstand.

Er hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und bemerkte erst, daß dieser neben einer mit Vorhängen geschlossenen Tür stand, als eine schrille weibliche Stimme zu ihm hereindrang.

„Ah — wahrscheinlich die liebe Schwägerin", dachte er und erhob sich, um nicht als Lauscher zu erscheinen, als der Regierungsrat eintrat.

„Nochmals, sei herzlich willkommen in meinem Heim, lieber Hans," rief er diesem im Eintreten zu und reichte ihm beide Hände entgegen. „Hoffentlich behagt es Dir darin und wir haben recht lange die Freude, Dich zu unseren Hausgenossen zuzählen."

„Behaglich habe ich es mir schon gemacht, wie Du siehst," lachte Hans und streckte sich bequem in den Sessel zurück, „aber mit meiner Hausgenossenschaft will ich Dich verschonen und . . ."

„Das mache mit meiner Frau ab", schnitt ihm Kurt die Rede ab. „Ich darf auch dem Recht der Hausfrau, die Gastlichkeit ihres Hauses selbst anzubieten, nicht vorgreifen. Sie kommt gleich, ich ließ ihr sagen, daß ich einen Gast mitgebracht habe."

Da drang das Weinen eines Knaben aus dem Nebenzimmer, und eine sanfte, unendlich melodische Frauenstimme beruhigte ihn.

„Na, was ist denn da los?" sagte der Regierungsrat ungeduldig und zog an einer Schnur den Vorhang auseinander. Die dahinter liegende Tür war seitwärts in die Wand verschiebbar, und da sie nicht ganz verschlossen war, so konnte Hans das Zimmer durch den breiten Spalt übersehen, ohne sich zu erheben.

Es war ein reizvolles Bild, das sich ihm bot: An einem großen Tisch in der Mitte des Gemachs saß am oberen Ende eine ältliche Wärterin, die ein vielleicht zweijähriges Kind auf dem Schoße hielt, das aus großen blauen Augen einem Knaben von sechs und einem Mädchen von fünf Jahren zusah, wie sie Bauklötze aufstellten, während eine junge Dame einen weinenden Knaben im Arm hielt, zu dem sie leise, besänftigende Worte sprach. Sie hielt das Antlitz gesenkt, so daß sich ihre Züge nicht erkennen ließen, aber der Schein der Hängelampe fiel auf einen reizend geformten Kopf und reiches blondes Haar, das wie Gold im Lichte glänzte und den Kopf wie mit einem Glorienschein umgab. Die anmutige Haltung fesselte selbst Hansens verwöhntes Auge so, daß er den übrigen Kindern, einem Knaben von vierzehn und einem Mädchen von elf Jahren, kaum Beachtung schenkte.

„Sie ärgern mich so, Tante Anna," hörte er jetzt das weinende Kind klagen.

„Aber ich habe doch nichts gehört, Karlchen," sagte das junge Mädchen.

„Nein," sagte der Knabe, „Du konntest es auch nicht hören, ich habe es nur gesehen."

Das junge Mädchen wandte den Kopf mehr zur Seite, wohl um ein Lächeln zu verbergen, und die älteren Kinder lachten laut auf.

Karlchen sah sich etwas scheu um. Er wußte wohl nicht, wie er seine Anklage beweisen sollte. Die zwei älteren nickten ihm mit mutwilligem Ausdruck zu und brachten einen neuen Tränenstrom zum Ausbruch.

„Jetzt — jetzt, Tante Anna, denken sie wieder etwas von mir", schluchzte das Kind. Da ihr Zu=

spruch bei dem weinenden Knaben nicht fruchtete, erhob sie jetzt das Haupt und sah ziemlich ratlos im Kreise ihrer mutwilligen Neffen und Nichten umher.

Der Ausdruck ihrer sprechenden großen braunen Augen verriet, daß sie an der Richtigkeit der Anklage nicht zweifelte — aber konnte sie das Denken verbieten?

Ihr jugendschönes Antlitz mit den heitern, sanften Zügen war dem Lauscher jetzt ganz zugekehrt, und Hans glaubte nie in seinem Leben ein anmutigeres Frauengesicht erblickt zu haben.

Es schien ihm so vertraut, als habe er es immer gekannt, und doch wußte er bestimmt, daß er der Trägerin noch niemals begegnet war.

Habe ich sie im Traum gesehen oder ist sie die, die meine Seele sucht? fuhr es ihm durch den Sinn.

Vom Vorplatz schallte eine helle, klare Stimme herein. „Da ist meine Frau, sie wird schneller Frieden stiften, als es Anna gelingt“, sagte der Regierungsrat und zog sachte den Vorhang wieder zusammen. Gleich darauf stand Hans vor der schönen schlanken Hausfrau, die mit der Schwester aus den Falten des Türvorhanges trat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am Nachmittag des 23. Juli versammelten sich zahlreiche Mitglieder und Gäste des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am Abhang des Sandershäuser Berges; galt es doch die 150. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Sandershausen, die einen Denk- und Merkstein in der Kriegsgeschichte unseres engeren Vaterlandes bildet, auf dem Schauplatz der Begebenheit zu feiern. Etwa um 4½ Uhr trafen die meisten Teilnehmer (es waren zuletzt mehr als 200) teils in Kremsern, teils bescheiden zu Fuß an dem Orte der Zusammenkunft, einer schattigen Baumgruppe, ein. Der Tag war herrlich, wie in ein Meer leuchtender, flimmernder Farben getaucht; die laue Luft vibrierte leise in Blatt und Halm, die Sonne warf ihre schillernden Reflexe auf das liebliche Baumgrün, in dessen Schatten sich jetzt ein belebtes Sommerbild entfaltete, dem die lichten Toiletten der Damen die helleren Töne schenkten. Ungefähr um 5 Uhr ergriff der Vereinsvorsitzende, General Eisentraut, das Wort zu seinem Vortrag, der ein anschauliches Bild von den Kämpfen am Sandershäuser Berg gab. Wir können nur die wichtigsten Gesichtspunkte dieser Ausführungen hier wiedergeben: Heute vor 150 Jahren wurde an dieser Stätte das blutige Gefecht bei Sandershausen geschlagen. Die hessischen Truppen haben hier gegen die französische Übermacht, die schließlich Sieger blieb, solche Proben kriegerischer Tugenden abgelegt, daß Sandershausen allezeit ein Ehrenblatt in der hessischen Geschichte bleiben wird. Bekanntlich war der siebenjährige Krieg in unseren westlichen Gegenden zu einem Krieg zwischen Frankreich und England geworden, in dem Landgraf Wilhelm VIII. seinem englischen Freunde treu blieb. Es war im Jahre 1758; die für die Verbündeten unglücklich verlaufenen Schlachten von Hastenbeck und Lutterberg waren vorüber; die Franzosen verließen zwar damals die von ihnen besetzten Länder, aber ihre in Hanau stehenden Truppen vermehrten sich fortwährend. Herzog Ferdinand wollte den jenseits des Rheines stehenden Franzosen nachziehen, er schickte 3 Regimenter unter dem Befehl des Prinzen Isenburg nach Kassel, die nach Marburg weiterzogen, wo man bald nach den Neuformationen das ganze Heer zusammen hatte; doch ging die Mobilisierung sehr langsam vor sich. Inzwischen war die französische Armee auf 30 000 Mann angewachsen, der Prinz aber hatte nur 3 bis 4000 Mann zur Verfügung. Es gelang Isenburg anfangs, dank geschicktem Operieren, dem französischen Heerführer, dem Herzog v. Broglio, auszuweichen, doch am 23. Juli sollte es zum Zusammenstoß der beiden ungleichen Heere kommen: hatte



Denkmal zur Erinnerung an das Gefecht auf dem Sandershäuser Berge.
(Aus Heßler, Hess. Landes- und Volkskunde. N. G. Elwertscher Verlag, Marburg.)

doch Isenburg jetzt höchstens 3500 Mann, Broglio dagegen 14 Bataillone und 11 Eskadrons. Ein wichtiger Umstand dafür, daß sich der Prinz trotz seiner Schwäche in der relativ günstigen Position am Sandershäuser Berge mit dem Herzog in eine Schlacht einließ, ist die Tatsache, daß am Morgen des 23. Juli ein kategorischer Befehl Ferdinands von Braunschweig zugegangen war: jeden Fußbreit Landes den Franzosen streitig zu machen. Isenburg hat sicher vor schweren Konflikten gestanden, ehe er den Befehl zum Angriff gab. Der französische Angriff kam jedoch anfangs nicht vom Fleck, hessische Jäger (die Förster des Landes) und Kavallerie zeichneten sich durch besonders erfolgreiche Abwehr des Feindes aus. Erst als die Franzosen ihre Stoßkraft besonders auf eine Seite lenkten, sahen die Hessen sich genötigt, den Rückzug anzutreten. Die große Tapferkeit der Hessen zeigt sich besonders an dem Beispiel, daß Prinz Isenburg den Befehl zum Rückzug mehrmals geben mußte, ehe er von den Truppen befolgt wurde. Die Verluste nach diesem harten Ringen waren auf beiden Seiten groß genug; über 1200 Hessen bedeckten die Walstatt, 48 Offiziere sind verwundet in französische Gefangenschaft gekommen. Die Franzosen haben erst nachher in Kassel die tatsächliche numerische Schwäche des Gegners erfahren, Isenburg hatte sie geschickt darüber zu täuschen gewußt. — Das Hessendenkmal war umkränzt und mit einer rot-weißen Schleife geschmückt. Geheimrat Dr. Knorz gedachte besonders der Männer, die sich um die Errichtung dieses Denkmals hessischer Tapferkeit verdient gemacht hätten: Major v. Stamford, Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf, Baumeister Zahn, Oberbibliothekar Dr. Brunner. Die drei Erstgenannten weilen nicht mehr in unserer Mitte. Dr. Knorz schloß mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland. Nachdem so der offizielle Teil der schön verlaufenen Feier geschlossen war, zerstreuten sich die Teilnehmer nach kurzem Zusammensein bald nach 7 Uhr. C. B.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hält seine diesjährige Mitgliederversammlung vom 18.—20. August in Hünfeld ab. Vorgesehen ist:

Dienstag, den 18. August: 5 Uhr nachmittags Sitzung des Gesamtvorstandes im Hotel Engel; 8 Uhr abends Vereinigung der Mitglieder und Gäste ebendaselbst, Liedervorträge des Oratorienvereins.

Mittwoch, den 19. August: 9 Uhr morgens Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, Treffpunkt Hotel Engel. 11 Uhr Mitgliederversammlung im großen Saale des Rathauses. 2 Uhr nachmittags Festessen im Hotel Engel. 5½ Uhr Spaziergang nach Graben, Militärkonzert.

Donnerstag, den 20. August: 7⁰⁵ morgens Ausflug mit der Eisenbahn über Eiterfeld nach Großentaft. Aufstieg zum Ringwall auf dem Stallberg. Fußmarsch nach Rasdorf (Stiftskirche). Weitermarsch bzw. Wagenfahrt nach Geisa. Bei ungünstiger Witterung um 8²⁸ morgens Fahrt nach Fulda.

Wegen Unterbringung der von auswärts zu erwartenden Teilnehmer bittet der Vorstand dringend, die Anmeldungen bis spätestens zum 15. August an Herrn Fabrikant Heinrich Aha in Hünfeld richten und dabei angeben zu wollen, ob Logis im Gasthaus oder Privathaus erwünscht ist. Genügend viele Quartiere stehen zur Verfügung. Auskunft wird am Tag der Ankunft im Hotel Engel in der Nähe des Bahnhofs erteilt, woselbst auch der Verkauf der Festkarten und der Festabzeichen stattfindet. Gäste, auch Damen, sind zu allen Veranstaltungen herzlich willkommen.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der Professor der deutschen Sprachwissenschaft und Literatur und Direktor des germanischen Seminars, Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich Vogt wurde zum Rektor für 1908/09 gewählt. — Der Senior der Universität, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Mannkopf, begeht am 16. August sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. — Als Nachfolger des nach Berlin übergesiedelten Professors Heffter wurde der außerordentliche Professor für physiologische Chemie an der Universität Würzburg, Dr. med. et phil. August Gürber als Professor und Direktor des pharmakologischen Instituts berufen. — Am 25. Juli habilitierte sich Dr. med. Franz Krusius mit einer Vorlesung in der Augenklinik über „Blindheitsursachen und Blindenerziehung". — Gießen: Zum Rektor für 1908/09 wurde der Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft Dr. phil. Christian Bartholomae ernannt. — Der Marburger Privatdozent für Chemie Dr. Oskar Keller erhielt an der hiesigen Universität Lehrauftrag für Pharmazie und wurde zum Abteilungsvorsteher des chemischen Instituts ernannt.

Professor Bantzer in Dresden wird, wie verlautet, einem an ihn ergangenen Ruf an die Akademie in Düsseldorf folgen.

Für den Ernst Koch-Gedenkstein wird nun auch in dem durch den „Prinz Rosa Stramin" verherrlichten Marburg gesammelt, wie aus der dortigen Presse hervorgeht. Mögen die Marburger den Kasselern mit einem guten Beispiel vorangehen.

Aus Ziegenhain. Zu den Sehenswürdigkeiten der Schwalmgegend gehören die Schwälmer Brautstühle, von denen sich bis vor etwa 25 Jahren in jedem Hause mehrere „Generationen" vorfanden. Als sich aber ihrer der Handel mit „Altertümern" erinnerte, hatte auch ihre Stunde geschlagen. Die meisten wanderten durch die Hand des Althändlers in die weite Welt. Nur wenige — es mögen nicht mehr als ein halbes Dutzend

sein — blieben in zähen Händen. Jetzt hat der Drechsler Wilh. Geisel in Obergrenzebach es unternommen, die von seinem Großvater als Spezialität geübte Kunst, die Brautstühle herzustellen, aufleben zu lassen. Stilrecht und farbenfreudig erstehen diese kleinen Kunstwerke wieder unter seiner Hand. Möge der Meister viele Aufträge erhalten und so die alte Kunst der Schwälmer wieder zu neuem Leben erweckt werden. — In Niederjossa starb kürzlich der älteste Einwohner von Kurhessen, der im 102. Lebensjahre stehende Landwirt Völker.

Todesfall. Am 27. Juli verschied zu Kassel-Wilhelmshöhe im Alter von 40 Jahren der Rentner Konrad Lampmann. Er gehörte der „Freien Feder" seit deren Begründung als Mitglied und in den letzten Jahren auch dem Vorstand an. Seine schriftstellerische Betätigung lag vornehmlich auf dem Gebiete des Humors. Einige seiner im engeren Kreis aufgeführten Possen waren von drastischer Wirkung. Seine kleinen lyrischen und epischen Dichtungen zeichnen sich durch Innigkeit des Gemüts, außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe und urechten Humor aus, ermangeln jedoch vielfach der sprachlichen Durchbildung und entbehren deshalb wohl auch die größere Verbreitung, die sie ohne diesen Mangel, zumal ihnen ein durchaus originelles Gepräge eignete, entschieden verdient hätten. Seine 1903 bei Richard Eckstein in Berlin erschienenen „Reflexlichter. Ein Bilderbuch für alte Kinder", von Professor Adolf Wagner trefflich illustriert, zeigen, welche sprudelnde Fülle von Humor und gesunder Lebensphilosophie diesem Dichter zu Gebote standen, leiden aber auch unter dem erwähnten formellen Mangel, der manchen um den Genuß der oft brillanten Pointen bringt. Lampmann verfügte über eine seltene Beobachtungsgabe, namentlich gegenüber der Tierwelt, in deren Leben und Weben er in geschickter Weise das Treiben der Menschen wiederzuspiegeln wußte. Mit bewunderswürdigem Mut hat er lange qualvolle Jahre hindurch dem Tode, der sich ihm Schritt um Schritt näherte, ins Auge gesehen, und dieses Ringen hatte etwas Erschütterndes. Seine Freunde, und das sind wohl alle, die mit ihm in Berührung traten, werden ihn nicht leicht vergessen. Hb.

Naturdenkmalschutz! Der zwischen Haselstein und Mackenzell gelegene, 548 m hohe Ulmenstein in der Rhön, ein wilder und großartiger Basaltsteinfelsen, der die Form eines hohen altdeutschen Daches hat und dessen Gipfel mit einer ungeheuren Masse Basaltsäulen bedeckt ist, soll durch Kauf in Privatbesitz übergehen, um durch ein Basaltwerk ausgebeutet zu werden. Damit würde die Rhön um eines ihrer interessantesten Naturdenkmäler ärmer werden. Wir müssen immer wieder hervorheben, daß uns alle Naturdenkmalschutzkommissionen so lange nichts nützen, als ihnen kein Kapital zur Verfügung steht. Wir müssen grade in Hessen immer wieder erleben, daß Naturdenkmäler trotz allen schönen Worten unrettbar von der Bildfläche verschwinden.

Ludwig Mohr. Im Verlage von F. Settnicks Nachf. (W. Klüppel) in Homberg erschien eine Ansichtskarte mit dem Bildnis des 1833 in Homberg geborenen Dichters L. Mohr. Die vorzügliche Wiedergabe des Bildes erfolgte nach einem vom Kunstmaler Johannes Kleinschmidt gemalten und jetzt im Besitz von dessen Witwe befindlichen Porträt.

Eingegangen:
Schneiders Wanderbücher I. Durch das obere Lahn- und Eddertal. Marburg — Erndtebrück. Führer von Emil Schneider. 3. Auflage. 189 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1908. Preis kart. 1 M.

Personalien.

Verliehen: dem Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Püttgen zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Bibliothekar an der Landesbibliothek zu Fulda Dr. Scherer der Titel Oberbibliothekar; dem Hilfspfarrer Kurz zu Salmünster die neu errichtete Pfarrstelle daselbst

Geboren: ein Sohn: Oberpostsekretär Paul Link und Frau Elfriede, geb. Laurin (Kassel, 19. Juli); Eugen Freese und Frau Minna, geb. Keerl (Aschaffenburg, 22. Juli); Professor Heinrich Mänz und Frau Helene, geb. Haimann (Bremen, 24. Juli); Oberförster Th. Euler und Frau Auguste, geb. Jordan (Wellerode, 25. Juli); — eine Tochter: Landmesser Hermann Rohde und Frau Ida, geb. Preuß (Essen, 29. Juli).

Gestorben: Frau Marie Marxhausen, Gattin des Herausgebers der Abendpost (Detroit, Mich.); Privatmann Hermann Heide, 56 Jahre alt (Kassel, 17. Juli); Zollinspektor Friedrich Bruhn, 46 Jahre alt (Fulda, 19. Juli); Privatmann Joseph Wahl, 80 Jahre alt (Fulda, 20. Juli); verw. Frau Exzellenz Albertine von der Malsburg, geb. Freiin von Ritter zu Grünstein (Escheberg, 22. Juli); Landwirt und Bürgermeister a. D. Johannes Pippert, 65 Jahre alt (Niedermöllrich, 25. Juli); Bürgermeister Friedrich Requardt, 39 Jahre alt (Möllenek, 26. Juli); Ingenieur Leonhard Reitz, 49 Jahre alt (Kassel, 29. Juli); Frau Amalie Scheffer, geb. Sprenger, Witwe des Hospital-Inspektors, 80 Jahre alt (Sand, 27. Juli); Rentier Konrad Lampmann, 40 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 27. Juli).

Briefkasten.

Dr. L. in Frankenberg. Abdruck leider nicht möglich.

W. in Homberg. Der Abdruck erfolgt in einer der nächsten Nummern.

v. u. zu G. in Gilsa. Die Sendung ist an die betreffende Adresse abgegangen.

K. in Eisenach. Leider nicht verwendbar.

S. in Calden. Über die Schlacht bei Wilhelmsthal finden Sie einen eingehenden Aufsatz von Dr. Schwarzkopf im „Hessenland" 1895, S. 156 f.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel



№ 16. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. August 1908.

Karyatiden.

Meine Leiden sind die Säulenträger,
Sind des Schicksals dumpfe starke Sklaven,
Die mit tiefgebeugtem Nacken stemmen
Meines Tempels weiße Architraven.

Also wollte es des Meisters Wille:
Daß von tiefem Schmerz getragen werde
Meiner Seele hochgebaute Wohnung,
Die ihr Schutz leiht vor dem Staub der Erde.

Regensburg. **M. Herbert.**

Ich will!

Das war ein Tag, ein Tag der Wonnen
Und tausendfacher Seligkeit!
Weit sprangen auf des Glückes Bronnen,
Und süße Wunder barg die Zeit.

So stieg ein Duft wie heil'ge Lohe
Aus jedem Kelch am Lindenbaum;
Und als Erfüllung kam der hohe,
Der wundersel'ge Liebestraum.

Da gab ich dir von meiner Seele,
Was immerfort dich nach mir zieht.
Und einer Amsel frohe Kehle
Sang wonnesam ein Liebeslied.

Und sieh — wie Zauber spann sich's leise
Von dir zu mir in dieser Zeit;
Und spinnend schuf es dichte Kreise:
Ein Treunetz für die Ewigkeit.

Marburg. **Emmy Louise Grotefend.**

Erwacht.

Die ganze Glut von südlich schwülen Nächten
Liegt über meinem Sinnen, meinem Träumen;
Die ganze Flut von Nordlands wilden Meeren —
Die wallt in mir — und möchte überschäumen!
Drum sachte, sachte — daß kein Tröpfchen perlt
Und überquillt ob meiner Seele Rand,
Damit ich den krystall'nen Liebesbecher
Noch hochgefüllt geb' in des Rechten Hand!

Marburg. **Tilly Buss.**

Kloster Rohr.

Braune Dächer im ruhenden Grund,
Der Wald in ernstem Zuge,
Durch kühlende wehende Abendluft
Schwalben in schwingendem Fluge;
Und an den höchsten Wipfeln noch
Der Sonne letzte Gluten.
Getröstet, über der lauten Welt
Verebben die heftigen Fluten.
Ein altes Lied in weichem Ton.
— Mit leisem heimlichen Gleiten
Will sich das große Ruheglück
Über die wartende Seele breiten.

Weimar. **Willy Schäfer.**

Das Gefecht bei Hünfeld am 4. Juli 1866.

Von Dr. Karl Siebert, Freiburg i. Br.

Das einzige Gefecht im Deutschen Kriege von 1866 und zugleich auch das letzte, das auf kurhessischem Boden sich abspielte, fand am 4. Juli in der Nähe von Hünfeld statt. Nur eine dunkle Kunde von der tags zuvor bei Königgrätz erfolgten Entscheidungsschlacht war auf den westlichen Kriegsschauplatz gedrungen, von der Tragweite des von den Preußen errungenen Sieges hatte man hier noch keine Ahnung.

Die Befehlshaber des VIII. deutschen Bundes-Armeekorps und des bayerischen Korps, Prinz Alexander von Hessen und Prinz Karl von Bayern hatten sich am 27. Juni bei einer Zusammenkunft in Schweinfurt, dem bayerischen Hauptquartier, dahin geeinigt, daß ihre Truppen bei Hersfeld zusammentreffen und dann Fühlung mit der nach Süden vordringenden hannöverschen Armee suchen sollten, um hierauf gemeinsam gegen das preußische Korps des Generals Vogel von Falckenstein zu operieren. Durch die am 29. Juni zu Langensalza erfolgte Kapitulation der Hannoveraner geriet schon der erste Punkt des gefaßten Planes bedenklich ins Schwanken. Das bayerische Kavallerie-Reservekorps unter dem General Fürst von Thurn und Taxis, bestehend aus sieben Kavallerieregimentern und zwei Batterien reitender Artillerie, hatte mit seiner Spitze am 3. Juli Hünfeld erreicht und suchte die Verbindung mit dem VIII. Bundeskorps, das seinen Marsch durch den Vogelsberg angetreten hatte, herzustellen. Bei dem Zickzackkurs in den Marschdispositionen dieses Korps war es keine leichte Aufgabe, und dabei hatte auch noch die bayerische Kavallerie das Mißgeschick, die Fühlung mit der eigenen Infanterie zu verlieren, die sich, sechs Wegstunden östlich von Hünfeld, in der Gegend von Dermbach befand. Um die Mittagszeit kam die bayerische Vorhut, die aus einigen Schwadronen Cheveaulegers bestand, in Hünfeld an und bezog hier Quartier. Am Morgen des 4. Juli brach Fürst Taxis in aller Frühe mit den übrigen Regimentern und der Artillerie von Fulda nach Hünfeld auf. Die von ihm gewünschte Unterstützung durch Infanterie des VIII. Korps wurde ihm vom Prinzen Alexander nicht bewilligt. Trotzdem wagte er es, den Marsch auf der Straße nach Vacha in einem für Kavallerie ziemlich ungünstigen Terrain fortzusetzen. Auch war es ihm unmöglich verborgen, daß der Feind sich in nächster Nähe aufhalten müsse.

Die preußische Division von Beyer befand sich am 3. Juli bei Rasdorf, Geisa und Buttlar. Kaum hatte sie am 4. Juli den Marsch nach Hünfeld angetreten, als die Vorposten meldeten, daß sich am Neuwirtshaus feindliche Kavallerie zeige und größere Kavalleriemassen im Anrücken wären. „Auf diese nun stieß um etwa 7 Uhr früh die Spitze der Division Beyer, als sie in der Nähe des Neuen Wirtshauses aus dem hochgelegenen Waldterrain des Quecksmoores debouchierte. Sie wurde mit einigen wirkungslosen Kartätschlagen empfangen. Zwei sofort vorgezogene Vierpfünder erwiderten alsbald das Feuer und beschossen die feindliche Batterie sowie die in Kolonnen neben der Chaussee haltenden Kürassiere mit so gutem Erfolg, daß die Bayern schon nach wenigen Schüssen unter Zurücklassung eines 12 pfünder Geschützes in großer Eile gegen Hünfeld zurückgingen. Die schnell folgende preußische Artillerie fand bei dieser Stadt nochmals Gelegenheit, ihnen einige Granaten nachzusenden." *)

In aufgelöster Ordnung ritten die Bayern wieder durch die Stadt, wo sie ihre Schwerverwundeten zurückließen. Ihr Rückzug artete dann in eine Art Flucht aus. Von einer panikartigen Furcht, die sich auch auf die Pferde übertragen hatte, wurde die Mannschaft ergriffen. Vergebens bemühten sich die Offiziere der unbegründeten Aufregung Herr zu werden, so daß es erst möglich war, die Regimenter an der Saale wieder in Ordnung zu bringen. Der Kommandeur des 5. Cheveaulegers-Regiments verübte angesichts dieses beschämenden Vorgangs Selbstmord. Nur das 3. Kürassier-Regiment und die reitende Batterie unter dem Fürsten Taxis bewahrten als geschlossene Nachhut einigermaßen noch eine würdige militärische Haltung. Der Gesamtverlust des bayerischen Kavalleriekorps betrug 28 Mann, darunter 5 Tote. Ein Geschütz, dessen Rad durch einen Granatschuß zersplittert wurde, mußte zurückgelassen werden.

Die Division v. Beyer besetzte noch am selben Morgen Hünfeld, wo sie Quartier bezog und ihre Vorposten über Rückers hinausschob. Die auf der Straße nach Fulda und seitlich streifenden Patrouillen der 9. Husaren stießen nirgends auf einen Feind, wohl aber fanden sie mehrfach Spuren der Flucht.

Der Gewinn, den die Preußen aus ihrem Siege davontrugen, bestand, abgesehen von dem Gefühl des militärischen und moralischen Übergewichtes

*) Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. Berlin 1867. Seite 587.

hauptsächlich darin, daß sie die wichtige Operationsstraße Fulda—Hersfeld in Händen hatten und hier ein Zusammengehen der beiden Bundeskorps vereitelt wurde. Durch die in günstiger Position bei Kaltennordheim und bei Kaltensundheim stehenden bayerischen Infanterie-Divisionen ward es Vogel von Falckenstein unmöglich, noch größere strategische Vorteile zu erzielen.*)

Zweimal können wir im letzten Jahrhundert die merkwürdige Beobachtung machen, daß in den beiden regulären Kämpfen, die in diesem Zeitraume auf hessischer Erde ausgefochten wurden, in der Schlacht bei Hanau im Jahre 1813 und im Gefecht bei Hünfeld 1866, keine Landeskinder beteiligt waren und daß beidesmal bayerische Truppen unterlagen. Fast tatenlos weilte die kurhessische Division seit dem 30. Juni innerhalb der Mauern von Mainz, und nur zwei kriegsstarken Schwadronen des 2. Husaren-Regiments war es vergönnt, ihren alten Kriegslorbeeren neue hinzuzufügen.

Die ereignisvollen Tage von Hünfeld, wo ich den größten Teil einer frohen Jugendzeit verbracht habe, sind mir noch in lebhafter Erinnerung geblieben. Die Bevölkerung war mit wenig Ausnahmen österreichisch gesinnt, wohingegen in meinem Elternhause in dem engen Anschluß an Preußen allein das Heil für Kurhessen erblickt wurde. Doch politische Ansichten spielten in dem Gedankenkreise eines richtigen Jungen nur eine untergeordnete Rolle, ihm waren militärische Schauspiele, gleichviel von welcher Seite sie ihm geboten wurden, von ungleich größerer Wichtigkeit. Solche nahmen mit rascher Abwechselung von der Mitte des Monats Juni ab mit dem Durchzuge der kurhessischen Truppen ihren Anfang. Hünfeld war insofern von einer gewissen Bedeutung, als bis hierher die Bebra-Hanauer Eisenbahn fertiggestellt war, wenn auch die Strecke von Hersfeld nur in Form von Kieszügen befahren wurde. Ein Teil des Kriegsmaterials wurde diesem neuen Schienenwege anvertraut und dann mit Wagen und Pferden nach Hanau weiterbefördert. Am 17. Juni war die Division in und um Hünfeld versammelt und stand unter dem Kommando des Generalmajors Schenk von Schweinsberg. Hier meldeten sich zur Dienstleistung die Nachts eingetroffenen Söhne des Kurfürsten, Premierleutnant Prinz Karl von Hanau vom Leib-Garde-Regiment und Major Prinz Wilhelm von Hanau, à la suite des Leib-Garde-Regiments.**) Am folgenden Morgen setzte sich die gesamte hessische Truppenmacht zum Weitermarsche nach Hanau in Bewegung. Zwei Tage vorher sollte die Fürstin von Hanau, die Gemahlin des Kurfürsten, auf der Durchreise nach Hanau Abends Hünfeld passieren. Mit welcher Ausdauer harrte während vieler Stunden eine hundertköpfige Menge, zu der auch ich zählte, bis tief in die Nacht auf diesen für uns Kleinstädter so wichtigen Zeitpunkt! Der sehnlichst erwartete Augenblick verlief zu meinem großen Bedauern kurze Zeit, nachdem ich der wiederholten Aufforderung, ins Bett zu gehn, endlich Folge geleistet hatte. Mehr Glück hatte ich am 29. Juni, am Peter- und Paulstage, wo wir schulfrei hatten und ich mich morgens gerade am Bahnhof herumtrieb. Etwa gegen 11 Uhr lief ein Zug ein, der nur aus einem Gepäckwagen und aus einem Personenwagen bestand, an dem eine weiße Flagge befestigt war. Daß dies etwas Außergewöhnliches zu bedeuten habe, war den paar am Bahnhof Anwesenden sofort klar. Bald erkannte man richtig in dem aussteigenden preußischen Major, der von einem Hornisten begleitet wurde, einen Parlamentär. In respektvoller Entfernung folgte ich mit noch anderen Neugierigen den beiden ersten Preußen, die wir zu Gesicht bekamen. Nach dem Gasthof zum Engel lenkte der Major seine Schritte und fuhr nach eingenommenem Mittagsmahl mit der Huneckschen Equipage nach Fulda. Dort wurde ihm leider eine jedem Völkerrecht Hohn sprechende Behandlung zu teil, indem der von einem Buchhändler und einem geistlichen Lehrer des Schullehrerseminars fanatisierte Pöbel ihn tätlich angriff. Übrigens scheiterte die Mission des Parlamentärs — es war ein Major Preuß vom 70. Regiment, der mit dem in Hanau stehenden General v. Loßberg zu unterhandeln beauftragt war — infolge der Nichtannahme der beiden an das kurhessische Truppenkommando gerichteten Briefe.*)

Als einen Freudentag erster Ordnung für die Bewohner Hünfelds könnte man den 3. Juli bezeichnen, wo um die Mittagszeit die ersten bayerischen Schwadronen Chevaulegers zum Großenbacher Tor hereinritten. Von jung und alt wurden sie mit Jubel empfangen und als die Retter des Vaterlandes gepriesen. Man stritt sich förmlich um die Ehre, ihnen ein Quartier anbieten zu dürfen. Daß ich als Kind von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen wurde, ist nur zu selbstverständlich. Gern hätte ich einen Reiter nebst Roß nach unserem Hause geleitet, wenn meine Eltern einen Stall besessen hätten, ein Mangel, den ich damals, vielleicht zum einzigen Male in meinem Leben, außerordentlich bedauert habe.

*) Fritz Hoenig, Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der fränkischen Saale. Berlin 1895. S. 24 ff.

**) v. Schmidt, Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Kassel 1892. S. 25.

*) v. Schmidt, a. a. O. S. 79.

Am Morgen des 4. Juli wurde meine Mutter in aller Frühe durch Pferdegetrappel geweckt; sie weckte dann uns Kinder, die wir das glänzende Schauspiel, drei bayerische Kürassier-Regimenter in ihren feierlichen weißen Mänteln vorbeireiten zu sehen, vom Fenster aus bequem genießen konnten. Lange hielt es mich nicht mehr im Hause, ich eilte auf die Straße, wo es so vielerlei zu sehen gab. Es bildeten sich lebhafte Menschengruppen auf den Straßen und dem Angel, dem Hauptplatze der Stadt, ab und zu sprengte ein Reiter vorüber, Munitions- und Bagagewagen fuhren in einem beschleunigten Tempo. Das Gefühl einer dumpfen Unruhe wurde plötzlich von Kanonendonner unterbrochen, die Aufregung steigerte sich, als später Trupps von Kavallerie eiligst zurückritten. Da mir als Kind der Ernst der Situation nicht recht bewußt war, so fehlte auch dementsprechend jede Furchtempfindung. An den Kanonendonner hatte man sich ja durch die Böllerschüsse an Kurfürsts Geburtstag einigermaßen gewöhnt, und als jetzt noch vom nahen Schmidtsberg die preußischen Granaten über die Stadt hin auf die fliehenden Bayern sausten, war es mir auch nicht besonders ängstlich zu Mute. Anders empfanden jedoch die älteren Einwohner, die auf das Schlimmste gefaßt waren, als das Gerücht sich verbreitet hatte, die Bayern hätten Halt gemacht und würden ihre Geschütze auf die vom Feind besetzte Stadt richten. Eiligst wurden die wertvolleren Sachen zusammengerafft und in den Kellern geborgen, wohin sich manche überängstliche Gemüter geflüchtet hatten, die erst nach Verlauf von einigen Stunden wieder ans Tageslicht zu kommen wagten. Von der allgemeinen Angst hat merkwürdigerweise meine Mutter sich nicht anstecken lassen, obwohl sie ganz allein dastand, da mein Vater gerade in Hanau verweilte, von wo er erst zwei Tage später eintraf und zwar zu Fuß, da jede Personenbeförderung aufgehört hatte. Für uns Kinder war es noch eine besondere Freude, daß der Schulunterricht in diesen Tagen gänzlich ausfiel, und ich selbst hatte außerdem noch das Extravergnügen, daß der lateinische Unterricht bei dem gestrengen Pfarrer von Starck auf eine unbestimmte Zeit vertagt wurde. Die althergebrachte Prozession, die am 4. Juli, dem Tage des heiligen Udalrikus, nach dem Hause des Schreiners Büttner, wo ein Altar aufgestellt war, stattzufinden pflegte, unterblieb diesmal, als beim ersten Donner der Geschütze die Zahl der frommen Teilnehmer sich zu sehr gelichtet hatte.

Unvergeßlich ist mir noch der Augenblick, als die Verwundeten anlangten, und ganz besonders, als der auf den Tod verletzte Kürassierleutnant Franz von Grafenstein, von einigen Soldaten unter den Armen gestützt, die hohe Treppe des Gasthauses zum Adler geradezu hinaufgeschleift wurde. Nachdem in aller Eile dem Sanitätswagen einiges Verbandmaterial entnommen war, sauste dieser im Galopp hinter der fliehenden Truppe her. Leutnant von Grafenstein starb noch am gleichen Tage und wurde zwei Tage später von preußischen Truppen unter der Teilnahme des Generals von Beyer mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen. Eine abgestumpfte Granitpyramide, auf deren oberen Fläche ein Kürassierhelm ruht, schmückt sein Grab auf dem Hünfelder Friedhof. An seiner linken Seite liegt ein weiteres Opfer des Tags, der bayerische Unteroffizier Windestelbe.

Etwa eine Stunde nach dem Abzuge der Bayern rückten als erste Preußen die zweiten rheinischen Husaren Nr. 9 und das dritte brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 20 ein. Ernst, jedoch nicht unfreundlich wurden sie von den Einwohnern empfangen. Hierbei entsinne ich mich noch sehr gut des kleinen Intermezzos, wo der Polizeidiener Knodt, der mit übertriebenem Amtseifer die breite Straße vor dem Gasthaus zum Engel noch mehr als nötig frei machen wollte, kurzerhand von den Preußen mitgeschleppt wurde. Erst bei Marbach, wohin er als Führer dienen mußte, ließen sie ihn wieder laufen. Der Nimbus seiner von uns Kindern einer Kleinstadt mit einer gewissen Scheu betrachteten Persönlichkeit hatte seit jener Stunde viel an Bedeutung verloren.

In den folgenden Tagen wechselten unaufhörliche Durchmärsche der verschiedensten Truppengattungen mit starker Einquartierung ab. Die Divisionen von Beyer, von Goeben und von Manteuffel zogen der Reihe nach durch Hünfeld an die fränkische Saale und an den Main, wo sie die letzten Kämpfe des deutschen Bruderkrieges siegreich bestehen sollten.

Die Bedeutung des blutigen Zusammenstoßes bei Hünfeld wurde von der Bevölkerung in den ersten Tagen im allgemeinen überschätzt, ja sogar bei den ferner Wohnenden ins Ungemessene vergrößert. Eine zeitgenössische Bestätigung hierfür findet sich in den im letzten Jahre veröffentlichten Tagebuchblättern aus dem Jahre 1866*), die von einer den besten Kasseler Kreisen angehörenden Dame aufgezeichnet wurden und ein treffliches Stimmungsbild aus jenen bewegten Tagen wiedergeben. Der betreffende Eintrag des Tagebuchs lautet: „Heute Freitag, den 6. Juli, ist von dem Gouverneur ein Aufruf ‚an die Frauen und Jungfrauen Kassels' ergangen, den bei Hünfeld verwundeten 500(!) Preußen und Bayern mit Verbandzeug, Erfrischungen 2c.

---

*) Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Ldskde. Jahrgang 1906/07, S. 120.

zu Hilfe zu kommen. Man sagt, die Bayern seien nach Fulda zurückgeflohen. Überall wird Charpie gezupft, ein Frauenverein hat sich gebildet, und auch unser Haus hatte eine Kiste voll Sachen heute nachmittag in wenig Stunden zusammengeholt, gepackt und weggeschickt. Heute abend wurden die noch transportabeln Verwundeten von Hünfeld hier erwartet, deren wird sich wohl der Frauenverein besonders annehmen." Bei aller Anerkennung des guten Willens der Kasseler Damen wurden glücklicherweise ihre Samariterdienste nicht in Anspruch genommen. Von den überhaupt nur wenigen Verwundeten fanden einige, soweit sie einer besonderen Pflege bedurften, im Landkrankenhause und im Lazarett zu Fulda Aufnahme, während die nicht transportfähigen in Hünfeld selbst verblieben.

Die Politik des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Anfang März 1702 entschloß sich dann Landgraf Karl, auch einen außerordentlichen Gesandten an den Kaiser abzufertigen, um wegen des Abschlusses eines Bündnisses, bzw. wegen des Beitritts zur „großen Allianz" dem Kaiser gegenüber zu verhandeln. Hierzu bestimmte er den Rat und Prinzenhofmeister Kurt Hilmar v. d. Malsburg, dem eine eingehende Weisung mitgegeben wurde. Er sollte zu verstehen geben, daß der Landgraf bei den jetzigen Umständen geneigt und begierig sei, „sowohl zu Dienst des publici als auch absonders zu Unterstützung des Allerhöchsten kaiserlichen Interesses alle seine Kräfte und Vermögen mit anzuwenden". Er würde keineswegs angestanden haben, sich diesfalls eher und näher, absonderlich gegen den ihn im Sommer 1701 in Schwalbach aufsuchenden Grafen v. Rappach auszusprechen, wenn nicht die von Frankreich zu besorgende Gefahr wegen der Lage der eigenen Lande und des Fehlens genugsamer Sicherheit ihn davon abgehalten hätte. Sollten der Kaiser selbst oder dessen Minister den Zutritt des Landgrafen zur „großen Allianz" wünschen, so sollte Malsburg erwidern, daß der Landgraf sich bereits mit England und Holland eingelassen und zur Stellung eines Truppenkorps von 9000 Mann verpflichtet habe, auf Einladung des Kaisers aber bereit sein würde, die Truppen noch um einige tausend Mann zu verstärken, wenn S. M. „einige anreichige assignationes oder sonst anderweite zulängliche adjuto zur Verpflegung, oder einige andere douceurs gedeihen zu lassen geruhen möchte". Der Landgraf zweifle nicht, daß, da nach Gestellung der 9000 Mann der allgemeine Dienst des gesamten Reiches von ihm merklich gefördert werde, S. M. es dahin richten würden, daß der Landgraf nicht etwa noch zu weiteren Reichs- und Kreispräftationen angestrengt werde, sondern davon gänzlich befreit werden möge.

Eine Aufforderung des Kaisers an den Landgrafen zum Eintritt in die „große Allianz" erging nun einstweilen nicht, wie Malsburg berichtete, wohl aus dem Grunde, weil der Kaiser abwarten wollte, ob der Krieg von reichswegen erklärt werden würde. In diesem Falle brauchte man die Reichsstände nicht einzeln zum Eintritt in das Bündnis einzuladen, wobei diese ihren Beitritt an Bedingungen zu knüpfen beliebten, die dem Kaiser teuer zu stehen kamen. Nun hatte der Kaiser aber nicht mehr viel Vorrechte zu vergeben, mit denen er sich den Beistand der Reichsstände erkaufen konnte, noch viel weniger litt er an einem Überfluß an Geldmitteln zur Bezahlung von Hülfstruppen, in uneigennütziger Weise Truppen herzugeben, war aber nicht ein einziger Reichsstand bereit, wohl auch nicht in der Lage. Zudem handelte es sich im vorliegenden Falle in erster Linie um ein Hausinteresse des Kaisers, der diese Hausinteressen nur schon zu oft den Reichsinteressen vorangestellt hatte. Beide Teile, Kaiser und Reichsstände, hatten sich daher nichts vorzuwerfen, ein jeder sorgte zuerst für sich, wie es gewissermaßen durch den westfälischen Friedenstraktat gutgetan war. Das kam denn auch dem drängenden Landgrafen gegenüber zum Ausdruck, dem Malsburg unter dem 30. September melden mußte, daß der Reichsvizekanzler geäußert habe, „daß man bei dem Kaiserlichen Hofe mit sotaner Invitation einzig und allein von deswegen anstände, weil man besorgte, S. H. D. möchten Dero Akzession all zu stark konditionieren und dagegen so viele Prätensionen machen, daß S. M. hernachmals dabei embarrassieret sein würden". Er (Malsburg) habe darauf erwidert, „daß er außer der Remission der Kreispräftandorum von keiner sonderlichen Prätension wüßte".

Erst unter dem 4. Oktober 1707 erging seitens des Kaisers eine Aufforderung an den Landgrafen

zum Beitritt zur „großen Allianz", während gleichzeitig am 6. Oktober nach erfolgter Zustimmung des deutschen Reichstages der Reichskrieg gegen Frankreich und dessen Verbündete erklärt wurde. Am 28. Oktober bedankte sich der Landgraf für die Einladung zum Beitritt und erklärte, um so weniger Anstand gefunden zu haben dem Vertrage beizutreten, „als er von der alleruntertänigsten Devotion, womit er S. M. und dem Reich verbunden sei, nimmermehr aussetzen werde". Er bezieht sich dann auf die Vorträge seines Gesandten v. d. Malsburg, auf seine schon in diesem Jahre in den Niederlanden geleistete militärische Hülfe und erklärt, daß er zu mehrerem bereit sei. Er hofft aber, daß bei allem auch auf die Sicherheit seiner eigenen Lande billige Rücksicht genommen werde.

Malsburg hatte nun in Vorschlag zu bringen, daß eine „Akzessionsakte" für des Landgrafen Beitritt zur „großen Allianz" angefertigt würde, und dann hervorzuheben, was hessischerseits schon bez. der Aufstellung von Truppen getan worden sei. Der Landgraf wäre bereit, sein Korps um 3 bis 4000 Mann zu verstärken, wenn ihn der Kaiser in der bereits bezeichneten Weise unterstützen und von der Gestellung von Kreistruppen befreien wolle. Bezüglich der „Assignationen" hatte Malsburg Vorschläge besonders auf das Herzogtum Westfalen, die mittelrheinische Ritterschaft und einige Reichsstädte gemacht, worauf der Reichsvizekanzler vertraulich zu verstehen gab, „daß S. M. sich lediglich an das jüngst in puncto quanti universalis ergangene Reichs-Conclusum halten und demselben zuwider dergleichen Remissorialien und Assignationen keinem Stand erteilen, sondern was solchem gemäß die Kreise von selbsten vor Verfassung machen wollten, abwarten würden". Demnächst stellte der Reichsvizekanzler in Aussicht, „daß, wenn bei künftiger Verfassung die im oberrheinischen Kreis befindlichen geringeren Stände mit ihrer Mannschaft nicht aufkommen könnten, S. M. sich vielleicht selbst gemüßigt sehen würden, solche an die mächtigen gegen Stellung der Truppen zu verassignieren, auf welchen Fall dann dieser Punkt mit mehreren succès getrieben werden könnte". Unter dem 17. Januar 1703 teilte Malsburg weiter mit, daß es verlaute, S. M. wolle, um alle Jalousie und Konsequenz zu vermeiden, keine Assignationen erteilen, sondern die unarmierten Stände gegen Erlegung einer Summe Geldes selbst vertreten, wobei es dann der Landgraf belassen und dafür gehalten hat, „wegen Erlangung einiger Subsidien und Assignationen würde die Zeit und andere begründete Gelegenheit abzuwarten sein". Dazu ist es jedoch nicht gekommen.

Was nun die vom Landgrafen gewünschte Befreiung von der Kreishülfe anlangte, so meinte Malsburg am 22. Dezember 1702, daß der Landgraf bei der ablehnenden Haltung des Kaisers sich entschließen müßte, „entweder von ferneren Kreispräftationen sich selber zu eximieren oder der künftigen Reichsarmee einige Truppen beizufügen, welches letztere er von deswegen wohl untertänigst raten wollte, weil S. H. D. dadurch die benevolentia des kaiserlichen Hofes und absonderlich J. Römischen K. M., welche sotane Armee in höchster Person wiederum kommandieren werden, kaptivieren und sich ein sonderlich meritum machen würden". Es war das jedoch nicht nach des Landgrafen Wünschen und Ansichten, der ein ganz besonderes Gewicht darauf legte, daß seine Truppen in einem Korps vereinigt blieben, und dessen Bestreben, sie zusammenzuhalten, sich wie ein roter Faden durch die Politik des Landgrafen zieht.

Eine ausgesprochene Abneigung hatte der Landgraf gegen eine Unterstellung seiner Truppen unter den Generalleutnant des Kaisers, den Markgrafen Ludwig von Baden, sodann gegen deren Einreihung in das oberrheinische Kreiskontingent. Was die übrigens gegenseitige Abneigung betrifft, so beruhte sie auf den Vorkommnissen der Feldzüge von 1693 bis 1697 am Oberrhein. Alsdann fürchtete der Landgraf mit Recht, daß seine Truppen, für die er wahrhaft väterlich sorgte, bei der Reichsarmee übel untergebracht sein würden, und in der Tat waren die dortigen Zustände mehr als kläglich, wie die jammernden Berichte des Markgrafen an den Kaiser beweisen. Gleichwohl bleibt es fraglich, ob der Landgraf nicht besser getan, seinen Interessen mehr gedient hätte, wenn er sein doch nicht großes Kontingent zum oberrheinischen Kreis gestellt haben würde. Bei seiner fortgesetzten Weigerung, dies zu tun, gab er dem Kaiser, trotz aller vorgebrachten guten Gründe, Anlaß zu Beschwerden, den landgräflichen Widersachern am kaiserlichen Hofe aber das Mittel an die Hand, seinen Wünschen erfolgreich entgegenarbeiten zu können. Da der Landgraf indes sehr wohl die Einsicht besaß, beurteilen zu können, was seinen Interessen förderlich war, so muß man schon annehmen, daß er der Überzeugung gewesen ist, die Gestellung seines Kontingents zur Reichsarmee würde ihn doch nichts nützen. Er zog es also vor, diese Gestellung, wenn sie ihm von Zeit zu Zeit immer wieder angesonnen wurde, immer wieder mit denselben, in seinen Augen jedenfalls guten Gründen abzulehnen.

Gegen die Einfügung der von ihm geforderten Truppen in das oberrheinische Kreiskontingent

machte der Landgraf in erster Linie die noch immer streitige Frage bezüglich des evangelischen Mitdirektors im Kreise geltend, durch deren Unterdrückung er sich als mächtigster evangelischer Kreisstand beeinträchtigt fühlte. Diese Unterdrückung sei der Reichskonstitution und alter Observanz zuwider und habe ihn veranlaßt sein Kontingent anderwärts gegen den allgemeinen und des Reiches Feind zu verwenden, „in Betracht, daß, nachdem Wir mit J. K. M., der Krone England usw. in der großen Allianz zu stehen die Ehre haben, es dem Publikum selbsten gleich viel gelten werde, an welchem Ort Wir und andere armierte Kur- und Fürsten gegen denselben (den Reichsfeind) sotanes Kontingent operieren lassen." Zum fränkischen und westfälischen Kreise habe er sein Kontingent bereitwillig gestellt. Nicht die Stellung als Kreisoberst oder Kreisgeneral war es, auf die der Landgraf Wert legte, sondern auf die eines evangelischen Mitdirektors, die ihm natürlich einen ganz anderen Einfluß eingeräumt haben würde als erstere; er teilte ja mit seinen fürstlichen Zeitgenossen das Bestreben, sein Ansehen zu vergrößern und seine Macht zu erweitern.

Durch seine Weigerung den Kreiskonvent zu beschicken und Kreistruppen zu stellen, beabsichtigte der Landgraf offenbar eine seinen Wünschen entsprechende Regelung der Frage wegen eines evangelischen Mitdirektors zu erzwingen. Aber er wollte seine Truppen auch aus dem Grunde nicht zersplittern, weil sie als ansehnliches geschlossenes Korps unter dem Oberbefehle seines Sohnes, des Erbprinzen Friedrich ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale werfen mußten. Auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen verzettelt, würden sie noch viel weniger in die Erscheinung getreten, ihr Ruhm noch viel mehr zu gunsten der Subsidien zahlenden Staaten England und Holland verdunkelt worden sein, als dies schon jetzt der Fall ist. Das geschah nicht erst durch neuere Geschichtsschreiber, sondern von Anbeginn ab von kaiserlicher, englischer und holländischer Seite, wo man zu glauben schien, mit der Ermietung der Truppen auch deren Verdienste und Kriegsruhm erkauft zu haben. Schon im Jahre 1708 beschwerte sich Landgraf Karl seinem Gesandten v. Dalwigk gegenüber „daß England und Holland über Unsere Truppen gleichsam despotice zu disponieren vermeinen, und sich das meritum allein aus ihren Diensten sich zueignen, wie dann dergleichen occasione der Expedition in Italien ebenergestalt geschehen". Auf der Truppenmacht des Landgrafen und nach dem Grade, in dem sie begehrenswert erschien, beruhte aber der politische Einfluß, die ganze Stellung des Landgrafen, und dessen war er sich wohl bewußt.

Der Landgraf ging also auf den Vorschlag Malsburgs, Truppen zur Reichsarmee zu stellen, nicht ein, befahl diesem am 3. Januar 1703 vielmehr, nochmals darauf hinzuweisen, daß er außer den 6000 Mann, die er für England und Holland gestellt, noch 4 Regimenter zu Fuß und 1 Regiment zu Pferd zu Dienst der Kaiserlichen Majestät und Dero Erzhaus als auch des Römischen Reiches ins Feld geführt habe und zwar vor ergangenem Reichsbeschluß, weshalb er das Vertrauen hege, der Kaiser würde nicht weiter in ihn dringen und ihm noch mehr aufbürden. Er hoffe, S. M. werde es der Konkurrenz zum Kreis wegen dergestalt wiederum einrichten, wie es im letzten Kriege mit Hessen gehalten worden sei, „was der Landgraf aber fürs künftige in keine Konsequenz ziehen noch zu Präjudiz des Reiches zu prävalieren gesonnen sei".

Der Kaiser mochte nun wohl einsehen, daß er mit weiteren Einzelverhandlungen nicht zum Ziele käme, und erließ deshalb eine allgemeine „Admissionsakte" für den Beitritt zur „großen Allianz", die aber nur in „terminis generalibus" abgefaßt und lediglich formeller Natur war. Daraufhin trat dann Landgraf Karl auch dem Kaiser gegenüber dem Bündnis bei und unterzeichnete die Akte, was er Malsburg am 16. Januar 1703 mitteilte. Er übersandte ihm die Akte und befahl sie gegen die kaiserliche auszutauschen. Bald darauf kehrte v. d. Malsburg nach Kassel zurück.

Unterdessen hatten die hessen-kasselschen Truppen bereits ein Jahr im Felde gestanden und den wohlbegründeten Ruf ihrer Tapferkeit und Tüchtigkeit aufs neue erwiesen.

Lotte Gubalkes Selbstbiographie.

Lotte Gubalke, unsere rasch zu literarischer Anerkennung gelangte Landsmännin, hat nunmehr auch mit einer Reihe kleiner Novellen, „Reinhold Stades Liebe und andere Erzählungen", in Max Hesses bekannte „Volksbücherei" Eingang gefunden. Dem Bändchen ist sowohl das Bildnis der Schriftstellerin, als auch eine kurze Autobiographie, „Zur Einführung", vorgesetzt, die wir beide mit gütiger Genehmigung der Verfasserin und des Verlegers nachfolgend unseren Lesern vorführen:

„Lenzbach" nannte der Dichter des „Prinz Rosa Stramin" die kleine Stadt Witzenhausen im schönen

Werratal, in der ich geboren bin. Noch heute plagt mich das Heimweh, wenn nicht am arbeitsreichen Tage, so doch nachts im Traum, nach den engen Gassen der kleinen Stadt, nach dem Fluß, der in vielen Windungen sein silbernes Geleise durch Wiesen und Saatfelder zieht, nach den Burgen auf den waldigen Höhen und nach dem Glockengeläute, dessen Echo von den Bergen widerhallt.

Mein Vater war am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren und verstand wie kein zweiter aus seinem eigenen schicksalsreichen Leben und der wechselvollen Zeitgeschichte zu erzählen. Er war praktischer Arzt und einer von jenen freien, frommen, feingeistigen Männern, wie sie unsere heutige Zeit kaum noch kennt, diese schnelllebige Zeit, die der Besinnlichkeit abhold ist und von Eile mit Weile wenig wissen will und die Achseln zuckt, wenn jemand mit selbstverständlicher Sicherheit die Ewigkeit in Rechnung stellt.

Meine Mutter war eine kluge Frau, die immer den Humor einer Sache zuerst sah und mit ihrem praktischen Sinn die trefflichste Ergänzung für einen Mann bildete, der den Realitäten des Lebens etwas abhold war. Mit meinen Geschwistern, ich hatte drei Stiefgeschwister und zwei rechte, verband mich die herzlichste Liebe.

Meine Kindheit und meine Jugend vergingen wie ein schöner Sommertag. Alles war unser! Soviel Sonne, soviel Freude, soviel Liebe und soviel Freiheit!



Lotte Gubalke.

Den Unterricht genoß ich in einer vortrefflichen Privatschule, die weit über dem Niveau der meisten Schulen kleiner Städte stand. Die Leiterin war eine Schülerin Colshorns, unser Literaturlehrer ein Neffe Vilmars; diese beiden gaben meinem Leben eine besondere Geschmacksrichtung. Ich lernte durch sie die Schönheiten des Volksliedes und des Volksepos kennen. Der Religionsunterricht lag in der Hand eines Mannes, der es verstand, mit Kindern umzugehen, und in Gesprächen mit dem Vater erfuhr dies alles Vertiefung und Erweiterung, so daß mir „die andere Seite der Dinge" immer sehr am Herzen lag und das Wort: „Das Metaphysische beseligt, das Historische macht verständig" allmählich zum Leitfaden alles Erkennens wurde.

Und viele andere geheime Miterzieher hatten meine Eltern. Wer das Leben in einer kleinen Stadt kennt, weiß, wie nahe einem da Not und Leid und Glück und Freude der anderen rückt.

In meine Kindheit fiel der Krieg von 1866, in meine reifere Jugend der Deutsch-Französische Krieg. So fehlte es der jungen Seele nicht an tiefgehenden Eindrücken, und die Wogen der Begeisterung sind in reichem Maße über sie hingeflutet.

Eine Neigungsheirat verband mich früh mit einem um achtzehn Jahre älteren Manne. Diese Ehe war so recht eigentlich die Schule, die mich für meinen späteren Beruf erzog und mich fähig machte, früh Witwe geworden, meine fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, zu erziehen. Mein Mann war Pfarrer. Wir lebten im schönen Thüringen, meist sehr einsam und weltabgeschieden und doch nicht abgedämmt von dem Strom des geistigen Lebens, der durch die Zeit flutete. Wir waren bei den Großen der Vergangenheit zu Gast, und mein Mann verstand es, mich zu seiner Gefährtin zu erziehen. Das war nicht immer so ganz einfach und leicht, da er die Konsequenzen seiner Weltanschauung und seiner Überzeugung zog. Als er aus diesem Grund sein Amt als Pfarrer nicht mehr verwalten konnte, brachte uns das Leben manchen harten Kampf, und mir stärkte es die Fähigkeit, auf eigenen Füßen stehen zu können.

Meine ersten kleinen Arbeiten wurden im Bremer Protestantenblatt gedruckt. Dann war ich naiv und kühn genug, Westermanns Monatsheft eine kleine Novelle einzusenden, die dort Aufnahme fand, um dann lange Zeit nur für mich selbst zu schreiben. Meine Lieblingslektüre bildete Gottfried Keller

und Konrad Ferdinand Meyer, daneben hatte ich eine große ehrfürchtige Liebe für Goethe und eine heimliche Neigung, die mein Mann gerne nachsichtig belächelte, für Mathias Claudius, Johann Peter Hebel und „den alten Hippel". Nach dem Tode meines Mannes wurde ich Redakteurin und gab zu derselben Zeit meinen ersten Novellenband „Die Bilsteiner" bei Karl Vietor in Kassel heraus. Diesem folgte ein Band „Von seltsamen Leuten" und ein dritter „Der Tolle und die schöne Isabell" in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart und zwei weitere bei Reclam: „Lockenbertha" und „Das Testament des Fräulein von Rolhenkirchen", sowie „Eve Englis" bei Albert Goldschmidt, Berlin. Ich hatte immer diesen Wunsch, man kann es auch mit Achim von Arnim eine Art Gebet nennen:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, tue kund,
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd,
Gib Flügel mir und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Der erste Teil ist reichlich gewährt worden, vielleicht erscheint mir deshalb die Erfüllung des zweiten gewiß.

Die Miterbin.

Aus dem Nachlaß von H. Brand.

(Fortsetzung.)

„Meine Frau und meine Schwägerin", stellte Kurt mit einer Handbewegung, gegen alle Form, die Damen dem Herrn vor.

„Und nun ratet, wen ich hier habe?" fragte er dann heiter zu diesen gewandt.

Frau von Osten trat seitwärts, um das Licht voller auf den Fremden fallen zu lassen und sah ihn prüfend an.

„Ich glaube, das gnädige Fräulein hat mich schon erkannt", sagte Hans. Seine Blicke waren mit den ihren zusammengetroffen, und wie alles an ihr, so gefiel ihm auch, daß sie die langen Wimpern nicht senkte.

„Herr Hans von Osten", sagte sie zögernd.

„Vetter Hans!" rief Frau von Osten lebhaft. „Mein Gott, daß mir das nicht gleich einfiel! Kurts Freude allein hätte es mir sagen müssen! Seien Sie mir herzlichst willkommen; aber woher wußtest Du sogleich, Anna, daß es Vetter Hans ist?"

„Ich?" fragte sie verlegen und besann sich. Konnte sie sich auf eine innere Stimme berufen? Sie wußte selbst nicht, woran sie ihn erkannt.

„Sage doch einfach ‚Familienähnlichkeit'", half ihr der Schwager aus der Verlegenheit.

Alle lachten, denn nicht leicht konnte man zwei verschiedener aussehende Männer finden als die beiden schönen, stattlichen Vettern.

„Ist Ihr Gepäck schon hier?" fragte die Hausfrau und zog die Schelle.

Hans versuchte Einwendungen zu machen und sprach von Belästigung, obgleich es ihm jetzt sehr angenehm dünkte, seine viele freie Zeit in der Nähe Annas verbringen zu können.

„Sagen Sie es ehrlich, Hans, fürchten Sie den Lärm des kinderreichen Hauses und glauben Sie im Hotel freier zu sein, so nehmen wir das nicht übel. Wollen Sie aber es sich in der Heimat bei Ihren Verwandten gefallen lassen, so machen Sie mir eine besondere Freude damit."

„Dann nehme ich mit Dank Ihr Anerbieten an, gnädige Frau."

„Und nennen Sie mich bitte einfach Marie, wollen Sie das?"

„Mit Freuden", stimmte er zu und schlug kräftig in ihre Hand ein.

Die sorgfältig bereitete Abendmahlzeit und ein gutes Glas Wein hob die Stimmung der kleinen Gesellschaft, und bald war eine allgemeine lebhafte Unterhaltung im Gange.

„Du hast wohl das große Los gewonnen?" fragte Hans von Osten, als er hörte, daß Kurt in seiner eigenen Villa wohne.

„Mit meiner Frau gewiß", scherzte der Regierungsrat.

„Das klingt, als hättest Du an mir eine Geldheirat gemacht. Mein Schwiegervater hinterließ ganz unerwartet ein paar tausend Taler, und auch ich hatte ein kleines mütterliches Vermögen, und so kauften wir uns dieses Haus."

Man sprach dann von den Kindern, und stolz sagte Frau von Osten: „Ich hoffe, meine Tafelrunde erregt in Ihnen die Lust, auch einmal eine solche um sich zu versammeln."

„Wollen Sie, Cousine, Fräulein Witten zu ihrer Erbschaft verhelfen?"

„Und wenn Sie auch durch eine Heirat die Erbschaft verlieren, Sie werden immer noch dabei gewinnen, Vetter."

„Ich gehöre auch zu den deutschen Schwärmern, die aus Liebe heiraten wollen, jedoch trotz allem

Suchen habe ich noch keine Frau gefunden, für die ich Liebe und Verehrung fühlen konnte."

„Sie hätten sich noch niemals verliebt?" fragte Marie zweifelnd.

„Seit ich als Primaner meine viel ältere Holde verehrt, wie nur je ein Frommer die allerheiligste Jungfrau, habe ich nichts mehr dergleichen empfunden."

„Sie dürfen sich nicht in den Verdacht bringen, des Geldes wegen unvermählt bleiben zu wollen", sagte Frau von Osten.

„Hm", lachte Kurt. „Es wäre neu. Andere heiraten um des Geldes wegen, Du heiratest nicht um des Geldes willen."

„Ich hoffe eine Vereinbarung mit Fräulein Witten zu treffen."

„Haben Sie Aussicht dazu?"

„Ich weiß es nicht recht. Mein Sachverwalter ist merkwürdig zurückhaltend in bezug auf die Dame, und ich will versuchen, persönlich mit ihr zu unterhandeln. Ich bin ganz fest entschlossen, das Testament umzustoßen, denn ich kann mich nicht auf solche Weise der Freiheit meiner Handlungen berauben lassen und hoffe, Fräulein Witten alsdann zur Teilung mit mir zu bestimmen."

„Und wenn sie nicht darauf eingeht?" fragte Kurt.

„Dann überlassen Sie die Sache mir", sagte Frau von Osten. „Ich schlage Ihnen dann vielleicht als bequemsten Ausweg eine Heirat mit Fräulein Witten vor."

„Allerdings ein Ausweg," lachte Hans, „aber der nicht die geringste Aussicht des Gelingens hätte."

„Hm, wer weiß es", scherzte Marie die Achseln zuckend und zündete auf einem Seitentisch Lichter an.

„Ich weiß es", entgegnete Hans bestimmt und ernster, als der Scherz verdiente.

„Es ist spät geworden, Vetter," brach die Hausfrau das Gespräch ab. „Ich hoffe, Sie schlafen gut und haben schöne Träume." Sie reichte ihm die Hand und verließ das Zimmer.

Die jüngere Schwester hatte zu Hansens großem Verdruß die Gesellschaft schon viel früher verlassen.

* * *

Als Hans am andern Morgen zum Frühstück erschien, fand er nur Frau Marie und den kleinen Karl im Eßzimmer anwesend. Der Regierungsrat war auf sein Bureau gegangen, die Kinder in der Schule. Hans hatte von dem jungen Mädchen geträumt. Was? war ihm entfallen, aber der Traum hatte eine Empfindung unendlichen Glücks zurückgelassen, und seine Gedanken waren schon seit dem frühen Morgen mit ihr beschäftigt.

Einem kurzen Klopfen an der Tür folgte alsbald die Frage, ob man eintreten dürfe.

„Tante Anna!" jubelte Karl und eilte ihr entgegen.

Hans war aufgesprungen.

„Komm nur, Du erscheinst gerade recht, um eine Tasse Tee zu trinken".

„Der Hausbursch aus dem Hotel hat einen Brief an Herrn v. Osten irrtümlich oben bei uns abgegeben", sagte sie, nachdem sie Hans begrüßt, und reichte ihm einen Brief.

„Von meinem Rechtsanwalt", rief dieser lebhaft, nachdem er die Aufschrift gelesen. „Ich hatte ihn beauftragt, mir für heute eine Zusammenkunft mit Fräulein Witten zu verschaffen, ich bin neugierig, was er schreibt. Die Damen erlauben?"

„Das ist aber zu toll", rief der junge Mann, und warf den gelesenen Brief ärgerlich auf den Tisch.

„Schlechte Nachrichten?" fragte Marie leichthin, während Annas Antlitz eine feine Röte bedeckte.

„Dieses Fräulein Witten muß eine ganz verrückte, boshafte Person sein," rief Hans aufgeregt. „Da schreibt mir Dr. Schneider ganz kurz: Das Fräulein lehne jede Zusammenkunft, als gänzlich nutzlos, ab und sei jeden Augenblick, auch schon vor Ablauf der gesetzten Frist, bereit, die Erklärung von mir entgegenzunehmen, daß ich unvermählt bleiben wolle. Sie würde alsdann ihrerseits endgültig und für immer verzichten, unbeschadet späterer Entschlüsse von mir. Dieser Fall ist im Testament nicht vorgesehen und ein wahrer Advokatenkniff von der Dame. Wahrhaftig, ich hätte Lust, mich unerwartet zu vermählen und damit der alten Jungfer den ganzen Plunder vor die Füße zu werfen. Mag sie ihn haben wollen oder nicht!"

„So ist das Fräulein also schon alt?" fragte Frau von Osten, belustigt über seinen Ärger.

„Ob alt, ob jung," gab Hans zur Antwort, „jedenfalls ist sie boshaft."

„Woraus schließen Sie das, Herr von Osten?" fragte Anna, „die Arme ist in einer höchst peinlichen Lage. Können Sie das nicht der Dame nachfühlen?"

„Und können Sie mir nicht nachfühlen, mein gnädiges Fräulein, daß meine Lage noch tausendmal peinlicher ist?" fragte Hans, nicht ohne Empfindlichkeit im Ton. Es verdroß ihn, daß sich Anna mehr in Fräulein Wittens Lage als in die seine versetzte.

„Nein," sagte sie rasch und lebhaft, „Sie sind der gesetzmäßige Erbe des verstorbenen Herrn Witten und haben allein rechtlichen Anspruch auf das Vermögen. Sobald Sie dem Testament Ihre Anerkennung versagen, hat diese Laune eines Sonderlings nie bestanden, während dem Fräulein die Hände gebunden sind. Verzichtet sie auf das Erbe, so gehört es wohltätigen Anstalten und sie begeht damit einen

Raub an Ihnen. Ich finde, diese ganze letztwillige Verfügung ist eine Grausamkeit gegen die Dame."

„Kannten Sie den alten Herrn?" fragte Hans, dem es schien, als ob Anna mit besonderer Teilnahme spreche.

„Nein, ganz und garnicht, aber ich fühle die Ungerechtigkeit der Bestimmungen."

„Die gebe ich zu", erwiderte Hans etwas nachgiebiger. „Aber um so mehr sollte das Fräulein mich handeln lassen."

„Das ist es ja, was sie von Ihnen verlangt," warf Marie ein, als Anna schwieg. „Das Testament ist ganz ungesetzlich, und deshalb wünscht Fräulein Witten, Sie möchten es in einer Form umstoßen, die ihr einen freiwilligen Verzicht ermöglicht."

„Aber fühlen Sie denn wirklich nicht, Marie und Sie mein gnädiges Fräulein, daß ich solche Großmut als ehrlicher Mann nicht annehmen kann?" sagte Hans etwas gereizt und ungeduldig. „Warum will sie sich nicht in Freundschaft mit mir vertragen? Wenn nicht um ihrer selbstwillen, so sollte sie um meiner Selbstachtung willen die moralische Verpflichtung für sich erkennen, wenigstens mit mir zu teilen."

Die Regierungsrätin schwieg und Anna sagte nachdenklich:

„Sie hat vielleicht diesen Gesichtspunkt nicht in Erwägung gezogen und es widerstrebt ihr nur, sich mit einem Eigentum zu bereichern, das dem Berechtigten aus Laune entzogen wurde."

„Das dieser aber entbehren kann, während die Dame, wie mir Dr. Schneider zugibt, nicht reich ist. Wenn Sie durchaus großmütig sein will, so zwingt sie mich wahrlich noch zu einer Heirat."

„Das wäre entschieden das Gescheiteste, was Sie tun können," sagte Marie, „vorausgesetzt, daß Sie eine gute Wahl treffen."

„Mit Ihrer Hilfe, Marie, darf ich auf diese rechnen."

„Ich weiß nicht, was Sie beanspruchen," antwortete sie zögernd; der dringliche Ernst der Frage machte sie stutzig.

„Viel," sagte Hans, „ein glückliches Familienleben soll um mich erblühen, wie es sich hier um Sie und Karl entfaltet. Meine Frau soll mir alles sein, Weib, Freund und Gehülfin."

Hans hatte in steigender Erregung gesprochen. Er hatte gefühlt, daß Annas Blicke auf ihm ruhten, und das hatte ihn vergessen lassen, daß er nicht vor ihr allein sein Herz enthüllte, und als er jetzt schwieg, trat eine kurze Stille ein, dann sagte Marie:

„Es ist wohl wenig und doch viel, was Sie verlangen, Vetter." Sie blickte nach der Uhr und rief erschreckt: „Wie spät! Sie müssen mich entschuldigen, ich habe mehr Zeit verplaudert, als ich darf. Wollen Sie Kurt auf seinem Bureau aufsuchen?"

„Ich wollte mir erlauben, mich Ihrer Mutter vorzustellen", antwortete Hans, und zu Anna gewandt, fragte er: „Würde es Ihrer Frau Mutter jetzt oder, wenn ich von einem Gang zu Dr. Schneider zurück bin, am besten passen?"

„Die Mutter treffen Sie immer, Herr v. Osten," erwiderte sie freundlich, „und es wird ihr immer angenehm sein, Sie zu sehen. Dr. Schneider aber wartet nicht. Wenn Sie später hinauf kommen wollen, so haben wir dann um so länger das Vergnügen, Sie bei uns zu haben," setzte sie errötend nach kurzem Schweigen hinzu.

„Und wollen Sie mir keinen guten Wunsch mit auf den Weg geben?" fragte er.

„Ich weiß nicht . . ." stammelte sie verwirrt, und Hans glaubte einen leichten Druck ihrer Hand zu fühlen, dann entzog sie ihm diese und eilte aus der Tür.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Der Fuldaer Geschichtsverein, der am 1. August auf ein zwölfjähriges Bestehen zurückblicken konnte, veranstaltete am 30. Juli zum erstenmale seit seiner Gründung (1. August 1896) einen Sommerausflug und zwar nach Fraurombach-Schlitz. In Partiewagen ging es zunächst nach Fraurombach, wo unter Führung Prof. Dr. Richters-Fulda die erst vor wenigen Jahren entdeckten alten Wandmalereien der dortigen Kirche besichtigt wurden. Prof. Richter behandelte in seinem an Ort und Stelle gehaltenen Vortrag, nachdem er der uralten Beziehungen des Ortes Fraurombach zum Kloster Fulda wie zum Kanonikatsstift Hünfeld gedacht hatte, zunächst die Baugeschichte der in ihrer Hauptmasse aus romanischer Zeit stammenden Kirche. Dann machte er nähere Mitteilungen über die Auffindung der Malereien durch den Mainzer Architekten Professor Bronner sowie über die ersten vergeblichen Versuche zur Deutung der in ihrer Art ganz einzigen Bilderfolgen. Eingehend erläuterte er dann die einzelnen Szenen des gesamten Zyklus nach der zuerst von ihm angegebenen Deutung, wonach die kirchliche Legende von der Exaltatio sanctae Crucis (Kreuzerhöhung, Fest vom 14. September) den Hauptgegenstand der Darstellung bildet: die Wiedereroberung des von dem Perserkönig Chosroes aus

Jerusalem geraubten Kreuzes Christi und dessen Zurückführung durch den oströmischen Kaiser Heraklius (628). Vorher ist aber in einer größeren Zahl von Bildern auch die Jugendgeschichte dieses Kaisers dargestellt, so wie sie im Zeitalter der Kreuzzüge von zwei abendländischen Dichtern, einem französischen des 12. (Gautier von Arras) und einem deutschen des 13. Jahrhunderts (Otte), mit Benutzung verschiedener aus dem Orient stammender Erzählungen poetisch bearbeitet worden war. Vom benachbarten Stift Hünfeld aus, das den Titel „ad sanctam crucem" führte und im 14. Jahrhundert (1345) als Patronatsinhaber die Fraurombacher Kirche zur Pfarrkirche erheben ließ (vgl. Fuldaer Geschichtsblätter 1907, S. 170 ff.), war wohl eben damals die Auswahl des Stoffes für die Bemalung dieser Kirche getroffen worden. Besonderes Interesse fanden die Mitteilungen des Vortragenden über die bisherigen Resultate der verdienstvollen gelehrten Untersuchungen, die der Darmstädter Kunsthistoriker Prof. R. Kautzsch den Fraurombacher Malereien gewidmet hat. Interessante Architekturbilder bot den zahlreichen Teilnehmern am Ausflug die Stadt Schlitz, die ja einst auch zum Stift Fulda gehört hatte, und die ihr altertümliches Gepräge bis auf den heutigen Tag mit seltener Treue bewahrt hat. Besonders fesselten den Blick die verschiedenen Schlösser der Schlitzer Grafen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert und die in deren Mitte sich erhebende, mit vielen geschichtlichen Denkmälern ausgestattete Stadtkirche, zu einem erheblichen Teile ebenfalls noch ein romanischer Bau, dessen Vorgänger aus dem Jahre 812 eine der ältesten von Fulda gegründeten Pfarrkirchen gewesen war.

Marburger Hochschulnachrichten. Für das Wintersemester wurden zu Dekanen gewählt die Professoren Jülicher für die theologische, Enneccerus für die juristische, Benecke für die medizinische und Kayser für die philosophische Fakultät. — Den ordentlichen Professoren der theologischen Fakultät, Konsistorialräten Dr. Achelis und Dr. Budde wurde der Charakter Geheimer Konsistorialrat verliehen. — Der bisherige außerordentliche Professor Dr. August Gürber zu Würzburg wurde zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät ernannt. — Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Schaum wurde behufs Übernahme einer außerordentlichen Professur an die Universität Leipzig entlassen.

August Thiersch, der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule in München, tritt zum 1. Oktober in den Ruhestand. Er wurde 1843 zu Marburg geboren, besuchte die Polytechnische Schule zu München und wandte sich 1865 dem bayerischen Eisenbahnbau zu. 1868 kam er als Assistent an die neuerrichtete Technische Hochschule in München, wo er sich 1872 als Privatdozent an der Hochbauabteilung habilitierte. Nach dem Tode seines Lehrers Neureuther wurden ihm dessen Vorlesungen über Architekturgeschichte übertragen. 1874 wurde er Professor. In seiner Privatpraxis als Architekt baute er u. a. je eine Kirche in Eichstätt und Zürich, Wohnhäuser und eine Anzahl Landhäuser in Berchtesgaden. Professor Thiersch ist Ehrenmitglied der bildenden Künste in München.

Nachdem erst vor kurzem der Großherzog von Hessen eine Radierung Wilhelm Thielmanns angekauft hat, sind nunmehr sechs weitere, das Schwälmer Leben behandelnde Radierungen desselben Künstlers für das neue Landesmuseum angekauft worden.

Frithjof und Ingeborg, ein dramatisches Gedicht unseres schaffensfrohen landsmännischen Balladendichters Karl Engelhard in Hanau, erlebte am 25. Juli seine Uraufführung im Harzer Bergtheater. Wir kommen auf das Werk selbst noch eingehender zurück.

Die Königliche Kunstakademie in der Karlsaue ist bereits bezogen worden, und schon in den nächsten Tagen werden darin Lehrer und Schüler eine Ausstellung ihrer Werke veranstalten. Zur feierlichen Eröffnung, die auf den 18. Oktober festgesetzt ist, wird eine vom Professor Knackfuß verfaßte Geschichte der Kasseler Kunstakademie erscheinen.

Römerfunde. Im Auftrag der Limeskommission werden jetzt bei Ostheim-Eichen im Landkreis Hanau Ausgrabungen nach Überresten römischer Ansiedelungen vorgenommen. Es wurden bis jetzt einige im Quadrat vollständig erhaltene Grundmauern von Gebäuden sowie auch von zwei Türmen in runder und eckiger Form freigelegt. Ausgegraben wurden ferner ein Altar mit Figur, verschiedene Münzen und Halsschmuckstücke.

Todesfall. Am 8. August erlag zu Düsseldorf im Alter von 40 Jahren das bekannte Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, Prof. Josef Olbrich, einem Gallenleiden. 1899 hatte ihn, dessen Stil unserer modernen Baukunst ihren Stempel aufdrückte, Großherzog Ernst Ludwig nach Darmstadt berufen, und in der Ausstellung des Jahres 1902 nahm Olbrich die eigenartigste Stellung ein, mit Ausnahme des Behrens-Hauses waren sämtliche Bauten auf der Mathildenhöhe sein Werk; neben dem Darm-

städter Ausstellungsgebäude mit dem Aussichtsturm schuf er u. a. den Baseler Hauptbahnhof und die Karlsbader Kolonnaden; außerdem schuf er zahlreiche Pläne für große und kleine Landhäuser, Entwürfe für Innendekorationen, Goldgeschmeide, Gewebe usw., alles nicht so sehr auf das Zweckmäßige in Linie und Fläche als auf die dekorative Wirkung hin erdacht.

Dr. von Lucanus hessischer Abstammung. Der am 3. August verstorbene Chef des Geheimen Zivilkabinetts des Kaisers, Dr. jur. et med. von Lucanus, entstammt einer hessischen Familie, die noch dazu zu Goethes Vorfahren gehört, wie wir dem kürzlich im Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienenen Werk „Goethes Ahnen" vom Archivar am Marburger Staatsarchiv, Dr. Karl Knetsch, entnehmen. Der Stammvater der in Hessen sehr verbreiteten und geachteten Familie Lauck oder Lucan(us) soll, was allerdings nicht verbürgt ist, 1444 als Kaufmann aus Welschbrabant nach Frankenberg in Hessen gezogen sein. Johann Lauck der ältere, Ratsherr und Bürgermeister zu Frankenberg, der noch 1578 lebte, ist nach Knetsch vielleicht identisch mit dem Wirt „im bunten Löwen", Johann Lauke zu Frankenberg. — Nach der Frankenberger Zeitung verzweigte sich die Familie nach Rauschenberg und Hersfeld, und dieser Hersfelder Linie entstammte der Geh. Kabinettsrat des Kaisers.

Auf dem Ludwigseck, dem auf dem steilen Atzelstein im Kreise Rotenburg gelegenen Riedeselschen Schloß und Vorwerk, brach vor einigen Tagen Großfeuer aus, das den Gutshof in Trümmer legte.

Der Rhönklub hält vom 29. bis 31. August seine Hauptversammlung in Fulda ab in Verbindung mit dem 25jährigen Stiftungsfest des Verbandes deutscher Touristenvereine.

Der Niederhessische Touristenverein begeht in den Tagen vom 22. bis 24. August in Kassel die Feier seines 25jährigen Bestehens.

Hessische Bücherschau.

Ein Führer durch die Kunstdenkmäler in Hessen.

Der Wandrer durch die hessischen Städte und Landschaften, ebenso auch der dort ansässige, hatte es bisher schwer, sich mit der einschlägigen Architektur zu beschäftigen. Die gedruckten Reiseführer, die namentlich vom ehemalig kurfürstlichen Hessen wenig zahlreich und sehr unbedeutend sind, geben hierin verschwindend wenig, und das, was sich darin an Material vorfand, konnte nicht den Anspruch erheben, als wissenschaftliche Quelle zu gelten. Es war bald hier-, bald dorther zusammengetragen und konnte, da die Verfasser weder Kunsthistoriker waren noch überhaupt auf diese Dinge ein besonderes Gewicht legten, in Daten und Analysen sehr leicht irren, denn es fehlte die kunsthistorische Nachprüfung. Auch andre Werke, auf die sich vielleicht ein Uneingeweihter glaubte stützen zu können, kamen kaum in Frage. Die „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" bringt nur Historisches und Kulturhistorisches und läßt das Kunsthistorische ganz außer acht.*) Landaus „Hessische Ritterburgen" und Happels „Burgen im oberen Hessen" behandeln nur dies Spezialthema und sind gleichfalls nicht von einem kunsthistorischen Gesichtspunkt aus geschrieben. Das im Auftrage des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Kassel herausgegebene, groß angelegte Werk „Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel (Marburg 1901, I. Band Kreis Gelnhausen, II. Band Grafschaft Schaumburg) ist ein Inventarisationswerk großen Stiles, alles andre als ein Orientierungswerk für den Augenblick; es ist ein Werk für die Studierstube und ganz und gar nicht geeignet, auf Reisen als ratender Begleiter mitgenommen zu werden. Was uns fehlte, war ein vom großen Gesichtspunkt aus zusammengestelltes Handbuch, das nicht nur einen kleinen Kreis, sondern das gesamte, ausgedehnte Ortsgebiet umfaßte, ein Buch, nicht dickleibig und mit schwerem Geschütz aufwartend, sondern ein Nachschlagewerk für den Augenblick, ein Handbuch im eigentlichen Sinne des Wortes. Es mußte ein Buch sein, das auch vom kleinsten Ort das Einschlägige brachte, ohne Rücksicht darauf, ob es kunstgeschichtlich berühmt oder bekannt war. Dabei mußte aber die kunsthistorische Richtigkeit in Daten und Kritiken gesichert sein.

Nun haben wir dies Buch. Es nennt sich „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" und ist von Georg Dehio, dem Professor der Kunstgeschichte an der Universität Straßburg, bearbeitet. Der für Hessen geltende Teil ist im Band I (Mitteldeutschland) enthalten und bereits 1905 erschienen; da aber das ganze Werk noch nicht abgeschlossen ist, so dürfte eine Teilbesprechung noch immer (oder soll ich sagen: schon jetzt?) willkommen sein.

Das Buch schöpft unmittelbar entweder aus Autopsie oder spezialliterarischen Quellenschriften, leistet also für Richtigkeit Garantie im weitesten Sinne. Es behandelt die Kunstdenkmäler (Kirchen, Schlösser, bedeutende Privatbauten), sieht also von den Wehrbauten, den Burgen, Stadtmauern und Stadttoren ab, sofern sie nicht Kunstformen von Bedeutung, also namentlich architektonisches Ornament aufweisen. Auch Schmuck und Mobiliar findet Erwähnung. Nur die Werke der Bildnerei und Malerei, die sich in Museen befinden, sind von der Behandlung ausgeschlossen. Zeitlich ist die Grenze soweit gesteckt, wie es bisher — selbst bei der großen, voluminösen Inventarisation, die die deutschen Staaten und Provinzen seit mehr als 30 Jahren in Angriff haben — nicht üblich war: als äußerste Grenze zur Neuzeit hin sind die Freiheitskriege angenommen. Es ist also grade all das noch darin enthalten, was den Schlußstein in unserm künstlerischen Schaffen setzte, da die Kontinuität der Entwicklung unterbrochen wurde. Die Zeiten der Barbarei der künstlerischen und ästhetischen Verwirrung fehlen mit Recht. So ist am besten

*) Doch nicht ganz. — Das 1870 erschienene Werk „Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel" von Dehn-Rotfelser und Lotz muß in diesem Zusammenhang doch wohl auch genannt werden. (Die Redaktion.)

eine Richtung und ein Maßstab gegeben, wo wieder anzusetzen ist. Die Grenzen nach rückwärts bezeichnet das natürlich noch mit einbezogene Mittelalter. Römische und vorgeschichtliche Bauten finden — der Titel des Werkes besagt es ohne Weiteres — keinerlei Berücksichtigung.

Der Bearbeiter geht nicht um einen Deut zu weit, wenn er im Vorwort von seinem, im Auftrage des Tages für Denkmalpflege herausgegebenen Buche sagt: „Es drängt den Stoff in knappste Form zusammen; es will ein Nachschlagebuch für die Arbeit am Schreibtisch und zugleich ein bequemes Reisehandbuch sein, durch billigen Preis jedermann zugänglich."

Die Fülle des Gebotenen ist erstaunlich. Mögen wir nun Niederzwehren oder Kaufungen, Waldau oder Grebenstein, Nordshausen, Wanfried, Zierenberg oder Besse, Wilhelmsthal, Spangenberg oder Breitenau, Schwarzenborn, Immenhausen oder Ebsdorf suchen, kein Ort ist so klein, daß er nicht Erwähnung gefunden hätte, sofern er auch nur über ein winziges gotisches Kirchlein, ein Rathaus aus der Gründungszeit oder ein altes Herrenschloß verfügt. Die Art der Darstellung ist die, daß in kurzer, aphoristischer Form die Stilbezeichnung gegeben wird, Gründungsjahr und Daten der Erweiterungsbauten; Baumeister und Fortsetzer werden, wo sie bekannt sind, genannt. Gewölbe und Portale werden besprochen, auf Holzschnitzereien an Balkenwerk, an denen man leicht achtlos vorübergehen könnte, wird aufmerksam gemacht.

Besonders dankenswert ist die Einführung der Kritik in Ausdrücken wie „wertvoll", „beachtenswert", „stillos", „dürftig", „unbedeutend", „gut gegliedert" usw. Kritika wie „schön", „hübsch", „prachtvoll" sind in kunsthistorischen Kreisen nicht beliebt, weil sie zu sehr an den seligen Lübke erinnern, d. h. zu viel subjektive, zu wenig objektive Kritik geben. Bei einem Buch wie diesem aber sind auch diese Ausdrücke nur angebracht: den Laien machen sie aufmerksam und dem Kenner schaden sie wahrhaftig nichts.

Das Buch ist für jeden, mag er nun Künstler, Kunsthistoriker oder kunstliebender Laie sein, von unschätzbarem Wert. Henri du Fais-Berlin.

Die heilige Elisabeth. Von Dr. Karl Wenck, Professor der Geschichte in Marburg. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1908. Geh. M. 1,50.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, — die Heilige. Von Karl Dithmar, Pfarrer in Altenburschla. Eschwege (Verein für hess. Geschichte und Landeskunde, Zweigverein Eschwege) 1908. Geh. M. 0,50.

Die Wenckſche Abhandlung verdankt ihre Entstehung einem Vortrage, den der Verfasser gelegentlich der Feier des 700. Geburtstages der heil. Elisabeth in Marburg gehalten hat. In ungemein fesselnder Weise entwickelt er Elisabeths Persönlichkeit und Gedankenwelt aus den Ideen und Strömungen des 13. Jahrhunderts, des Zeitalters der Ketzer und Heiligen. Einen nicht leicht zu überschätzenden Einfluß räumt er dem Vorbilde Franzens von Assisi ein. So werden uns viele Züge ihres Wesens verständlich, die wir bisher nicht zu deuten vermochten. Einzelne Begebenheiten, das Verhältnis Elisabeths zu ihrer Schwiegermutter, die angebliche Flucht von der Wartburg, erscheinen in ganz neuer Beleuchtung. Zum Schluß rückt der Verfasser das für alle Zukunft Vorbildliche in das rechte Licht, den Geist echter Liebe, den sie als Gattin und als Pflegerin der Kranken und Schwachen in selbstloser Weise betätigte. Eine vortreffliche Übersetzung des Lebensabrisses Elisabeths aus aus dem Bericht Konrads von Marburg und eine Reihe wissenschaftlicher Nachweise über Quellen und Literatur sind eine sehr willkommene Beigabe.

Die zweite Veröffentlichung versucht eine volkstümliche Darstellung der Persönlichkeit Elisabeths zu entwerfen. Selbstredend konnte dabei Sage und Geschichte nicht reinlich getrennt werden, denn gerade durch starke Berücksichtigung des reichen Legendenschatzes wird bei dieser Materie ein größerer Eindruck auf naive Gemüter erzielt. Aus der großen Masse von Elisabeth-Dichtungen sind an passenden Stellen charakteristische Proben eingestreut. Lotze.

Geschichte der Burg Hanstein von Adolf Fey. Festausgabe zum 600jährigen Jubiläum. Mit Abbildung und Grundriß der Burg. Umschlagzeichnung von Hans Meyer-Kassel. Kassel (Druck und Verlag von Friedr. Scheel) 1908. Preis M. 0,80.

Eine Festschrift, die gewiß von allen Hansteinbesuchern mit Freuden begrüßt wird. Der Verfasser ist uns ein sicherer Führer, mag er nun inmitten der Trümmer der alten Feste ein Bild ihrer einstigen Herrlichkeit vor unserm geistigen Auge hervorzaubern oder von schwindelnder Höhe der Plattform unsere Blicke über die lachenden Fluren der Germaramark hin bis zum Inselsberg und Brocken lenken. Der geschichtliche Teil bringt uns die ältesten Urkunden und Nachrichten und verfolgt dann die Entwicklung des an charakteristischen Persönlichkeiten reichen Geschlechts bis zur Gegenwart. Dabei vermeidet er sorgfältig den trockenen, dozierenden Ton. An einzelnen Stellen ist die Darstellung reich an spannenden Momenten; ich erinnere an den Kampf zwischen Werner von Hanstein und Hans von Dörnberg.

Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, der Preis ein sehr geringer. Das Werkchen sei allen Hansteinfahrern bestens empfohlen. Lotze.

Schneiders Wanderbücher I. Durch das obere Lahn- und Edertal. Marburg — Erndtebrück. Führer von Emil Schneider. 3. Auflage. 189 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1908. Preis kart. M. 1.—

Bei der erfolgten Umarbeitung hat sich der Verfasser durch Anhäufung des Stoffes veranlaßt gesehen, den alten „Führer durch Oberhessen" in mehrere kleine Sonderführer zu teilen. Das vorliegende Bändchen bildet deren ersten Teil. So konnten neue Wanderstrecken hinzugefügt, die geschichtlichen Notizen vermehrt, Bahnfahrten neu aufgenommen werden. Nirgends wird man im Stich gelassen, selbst die Angabe der Preise in den empfehlenswerten Gasthöfen ist verzeichnet. Auch der Hauptzweck eines solchen Buches, die Handlichkeit, ist erfüllt. H'bach.

Wohnung und Hausrat. Beispiele neuzeitlicher Wohnräume und ihrer Ausstattung. Mit einleitendem Text von Hermann Warlich. XXVII Seiten Text u. 240 Seiten Illustrationen. München (F. Bruckmann A.-G.) 1908.

Unter der — je nach ihrem ästhetischen Empfinden — fördernden oder verurteilenden Anteilnahme aller „Gebildeten" hat das Kunsthandwerk im letzten Jahrzehnt die alten Bahnen verlassen und sich neuen, die gesamte Hauskultur umfassenden Formen zugewandt. Diese von einer künstlerischen Lebensauffassung und Lebenswertung diktierte Bewegung übt in wachsendem Maße einen wandelnden Einfluß auf Produzenten und Konsumenten aus

und gewinnt, wie man sich überall überzeugen kann, immer größeren Boden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert besaßen wir keine durch einen Stil, durch ein künstlerisches Gepräge beeinflußte Hauskultur. Nunmehr sind in den verschiedensten Städten des Reiches Kunstwerkstätten entstanden, die mit den bedeutendsten Künstlern in enger Fühlung stehen. Man wendet wieder sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung eines einfachen, gediegenen, zweckmäßigen und bei aller Einfachheit — und grade deshalb! — schönen Hausrates. Man begann den Rhythmus des uns umgebenden Wohnraumes, der allein die Grundlage einer ruhigen Behaglichkeit und Wohnlichkeit dieses Raumes ist, wieder zu fühlen, diesen Rhythmus als den Ausdruck einer erhöhten Lebenskunst zu begreifen, die Wohnung wieder einem Kunstwerk zu nähern. Abgesehen von der durch die Bestrebungen Paul Schultze-Naumburgs bezeichneten Richtung, die bewußt an die Tradition des Biedermeierstils anknüpft, ist dieser Hausrat seinem äußeren Ausdruck nach traditionslos, da er den Schöpfungen der genannten Epoche nur deren innere gute Eigenschaften entlehnte. Vier Hauptgrundsätze sind es, die heute die Künstler und die sich ihnen anschließenden Fabrikanten und Handwerker leiten: Ihre Schöpfungen müssen hygienisch, praktisch, schön und materialecht sein. Wohnung und Hausrat müssen die persönliche Gebärde unseres Wesens zeigen, unserer Lebensführung entsprechen; wir wollen mit unsrem Hausrat in eine gemütliche und harmonische Fühlung kommen, deshalb muß er auch unsrem Wesen entsprechen. Wohnung und Hausrat müssen eine künstlerische Einheit bilden.

Das vorliegende Werk, ein Folioband von XXVII und 240 Seiten, will die Erfolge, die diese Bewegung einer künstlerischen Kultur bis jetzt für unsere Wohnung zu verzeichnen hat, vorführen, die Arbeiten erster Künstler auf diesem Gebiet einmal im Zusammenhang veröffentlichen und dadurch die Verbreitung der in Deutschland angebahnten vornehmen Hauskultur fördern. In einer verschwenderischen Fülle von Illustrationen werden einfache und gute Wohnungseinrichtungen und daneben sämtliche häusliche Gebrauchsgegenstände in mannigfachster Ausführung, alle aber unter dem Gesichtspunkt der oben angedeuteten Grundsätze hergestellt, im Bilde vorgeführt. Der vorausgeschickte, von unserm Landsmann Dr. Hermann Warlich-Kassel verfaßte Text gibt, mit brillanter Beherrschung der Materie, in prägnanter und dabei erschöpfender Weise zunächst einen Überblick über die künstlerische Bewegung des letzten Jahrzehnts, soweit sie sich auf die Reform unserer Wohnräume bezieht, und gibt dann recht anregende Gedanken über die Einrichtung moderner Wohnräume, ohne dabei das Persönliche bei der Ausgestaltung eines Heims bevormunden zu wollen. In welchem Sinne diese Anregungen erfolgen, zeigt der Satz Goethes, den er ihnen voranstellte: „Das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen es dar, und Viele bedürfen es."

H'bach.

Goethes Ahnen. Von Dr. Karl Knetsch. 94 Seiten und XXX Tafeln. Leipzig (Verlag von Klinkhardt & Biermann) 1908. Preis geh. M. 4.50.

Eltern und Großeltern Goethes sind uns bereits durch verschiedene Publikationen näher gerückt und damit auch ein Teil der Quellen für den gewaltigen Gedankenreichtum dieses Dichters. Knetsch greift nun noch weiter zurück und geht den Spuren aller Vorfahren Goethes nach, soweit das von ihm mit immenser Akribie aufgesuchte Urkundenmaterial das heute noch gestattet. Zum Teil versagen bereits bei den Urgroßeltern die Quellen, eine Generation weiter kennen wir statt 32 Ahnen deren nur 23, dann statt 64 nur noch 34, statt 128 nur 41 usw. In einem Falle ist es Knetsch jedoch gelungen, bis in die 20. Generation vorzudringen. In diesen 20 Generationen hat er rund 350 Personen festgestellt. Von einer großen Menge Goethischer Vorfahren sind kaum noch mehr als Namen und kurze Lebensdaten zu ermitteln, von andern wissen wir nicht einmal den Beruf. Höchst interessant aber ist der nunmehr gewonnene Überblick. Die Mehrzahl der Goethischen Ahnen gehört dem kleinbürgerlichen Stande an, wir finden Handwerker der verschiedenartigsten Berufe, daneben aber auch Handelsherren, Künstler, Geistliche, Professoren, Kanzler, Rentmeister und Bürgermeister, auch eine Gruppe von jetzt meist nicht mehr existierenden Adelsfamilien und andrerseits von tüchtigen Bürgerfamilien, die jetzt dem Adel angehören. Knetsch machte auch die merkwürdige Entdeckung, daß ein Tröpflein Blutes von Lucas Cranach dem Ältern in Goethes Adern rann. Nach Landschaften betrachtet sind u. a. an der Blutmischung die Thüringer, Schwaben und Hessen in fast gleicher Stärke beteiligt. Die größere geistige Intelligenz scheint Süddeutschland und Hessen zu entstammen. Beigefügt sind dem Werk 30 Tafeln. Auf der ersten, die außer Goethe nur seine Eltern und Großeltern nennt, bauen sich alle übrigen auf. Die wertvollsten Quellen für diese arbeitsreichen Untersuchungen bildeten die Kirchenbücher, sodann sind in ausgedehntem Maße die einschlägigen Archivalien und die Goethe-Literatur benutzt; soweit sich diese speziell mit Goethes Ahnen beschäftigt, wird sie einer eingehenden Kritik unterzogen. Goethes Ahnentafel enthält eine ganze Reihe hessischer Namen, und so wird dieses einen gradezu erstaunlichen Fleiß und Findigkeit bekundende Werk unseres Landsmanns auch bei uns großem Interesse begegnen.

H'bach.

„Errungen." Roman von Hugo Frederking. 473 S. Kassel (Verlag von G. Berthold Dircks). Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Seinem einbändigen Roman „Schlangenminni" hat Frederking schnell eine neue Erzählung folgen lassen. Sie gehört durchaus in das Gebiet der *Unterhaltungsliteratur* und wird in dieser zweifellos eine geachtete Stellung behaupten. In einer Zeit, da das Publikum vor allem reine Spannung, atemlose Neugierde auf den Fortgang der Handlung verlangt, wird ein Buch sich voraussichtlich viele Freunde erwerben, in dem an anregenden, überraschenden und interessant angeknüpften Geschehnissen kein Mangel, in dem die geschäftige Phantasie des Verfassers sensationelle Geschehnisse aneinanderreiht und nach zahlreichen Verwickelungen alles doch zu gutem Ende bringt. Ein Hirtenmädchen, das sich als Baronin entpuppt, eine Schulzentochter, die einen Freiherrn freit, zwei Dörflerinnen, die sich mit überraschender Schnelligkeit zu weltberühmten Sängerinnen entwickeln, ein verbummelnder Gymnasiast, dessen edler arbeitsamer Bruder, ein aufopfernder Zigeunerjunge, ein adelsstolzer Baron, Arbeiterunruhen, Brandstifter, Überfall einer jungen Dame durch einen Lebemann, ihre Rettung durch den Zigeuner, Tod des Verbrechers und des Retters im Meer, — kurz an interessanten Personen, an aufregenden Begebenheiten fehlt es nicht. Frederking hat es verstanden, die Überfülle der Ereignisse hübsch zu verknüpfen und mit gestaltungskräftiger Phantasie für eine ununterbrochene Steigerung der Spannung zu sorgen. Und da das Buch mit Erfolg dem Unterhaltungsbedürfnis dienen will, wäre es müßig, die Geschehnisse auf ihre Lebenswahrheit zu untersuchen und darüber zu grübeln, ob wirklich das Leben so viele Sensationen auf kleinem Raum, in kleinem Kreis und in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammendrängt.

H. B.

Mamroth, Fedor. Aus dem Leben eines fahrenden Journalisten. 246 Seiten. Berlin (Egon Fleischel & Ko.) 1907.

Das wirkliche Feuilleton ist bekanntlich eine seltene Blume unserer Stilkunst, die nicht überall gedeihen will, darum soll man den wirklichen Feuilletonisten als einen feinen Künstler nicht etwa mit jedem landläufigen „Plauderschmock" dritter oder vierter Güte verwechseln. Fedor Mamroth, der im vorigen Jahre starb, gehörte immer zu den besten Jüngern dieser Kunst, obgleich in den letzten Jahren nicht mehr im schaffenden Schriftsteller, sondern im sichtenden Redakteur der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag. Denn als gedankenreicher Anreger hat er in dem Frankfurter Weltblatte lange Zeit seine Gerechtsame „unter dem Strich" literarisch salonfähig zu bebauen und zu verwalten gewußt. Mamroth, ein geborener Schlesier, hat sich im Schatten der großen Wiener Kritik herangebildet: Speidel, Hevesi, Uhl, Hanslick, Spitzer, vor allem aber Kürnberger, der an Eigenart und Tiefe der Auffassung wie an echtem Glanz der Diktion alle anderen überragte, haben besonders auf den heranreifenden Literaten und Kritiker ihre Wirkung ausgeübt. An den lachenden Ufern der „schönen blauen Donau" erlebte die Kultur des Feuilletons damals ihre Hochblüte. Denn alle diese Kritiker verschmähten es nicht, ihr edles Gedankengut in dem kristallenen Kelch dieser Kunstform zu verschenken. Dazu kam die besondere Atmosphäre jener geweihten Kulturstätte, in der das Verständnis für alle Äußerungen der Zeit um so leichter sich entfalten konnte. Hier und unter dem Einfluß seiner geistigen Leitbilder hat sich Mamroth wohl die wichtigsten Qualitäten erworben, die sein späteres Wirken besonders als Kunstrichter auszeichneten, so den weitschauenden Blick, die Schärfe und Klarheit des Urteils, die tiefschürfende Psychologie, die feinsinnige Gestimmtheit auf die Individualität des Künstlers; auch wohl besonders unter der zielsicheren, spürkräftigen Zeitkritik eines Kürnberger, die Fähigkeit, all die tausendfältigen Ausstrahlungen der Zeitphysiognomie in dem ungeheueren Hohlspiegel, Zeitung genannt, zu sammeln, um sie, zu kleinen Lichtbündeln vereinigt, wieder zurückwerfen zu können. — Die uns hier vorliegenden ausgewählten Schriften, die die Gattin des Verstorbenen, Frau Johanna Mamroth, herausgegeben und mit einem warm empfundenen „Vorwort" geschmückt hat, sind mit leichten Strichen hingeworfene Reiseskizzen, die von dem Autor in den letzten Jahrzehnten für sein Blatt geschrieben wurden. Eine liebenswürdige Persönlichkeit, von den lichten Faltern eines beweglichen Humors getragen, zeigt uns mit weltmännischer Geste Land und Leute, bald auf einer Nordlandsfahrt, bald am Seinestrand, an der Adria oder am Mittelmeer; originell, kapriziös, unterhaltsam, stets im Lichte subjektiver Impressionen — so ziehen diese graziösen Bilder an uns vorüber. Dem Journalisten flicht die Nachwelt keine Kränze. Es ist deshalb eine dankenswerte Tat, daß man in diesem Büchlein wenigstens einiges über den Tag hinaus erhalten hat, was Mamroth, der zu den Besten seines Berufes zählte, geschaffen hat.

Christian Burger

Eingegangen:

Frithjof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht von Karl Engelhard. Straßburg i. E. und Leipzig (Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung) 1908.

Giuliano. Schauspiel in 5 Aufzügen von Hans Plümacher. Köln (Selbstverlag) 1908.

Personalien.

Verliehen: dem Hofmarschall Sr. Kgl. Hoheit des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen, Kammerherrn v. Strahl, der persönliche Rang als Vizeoberhofcharge; dem Oberförster a. D. Moebes, früher in Bracht, der Titel Forstmeister; den Oberlehrern Dr. Elschner zu Schmalkalden und Graßhof zu Eschwege der Charakter als Professor; dem Postmeister Kunze zu Treysa und dem Eisenbahnsekretär Kirchner zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Landrichter Engelhard zu Kassel zum Landgerichtsrat; die Amtsrichter Jüngst und Hintze zu Kassel, Drüeke zu Eschwege und Spennemann zu Veckerhagen zu Amtsgerichtsräten; Gerichtsassessor Weymar zu Eschwege zum Amtsrichter in Sontra; Forstassessor Reichardt zu Steinau zum Oberförster; die Referendare Herwig und Schabe zu Kassel zu Gerichtsassessoren, 1. Pfarrer Superintendent Schafft zu Hersfeld zum Pfarrer in Wollrode; der 2. Pfarrer Stroh zu Wetter zum Pfarrer in Höringhausen; Pfarrer Dr. Preger aus Schweinfurt zum 6. Pfarrer an der evang.-luth. Gemeinde in Kassel; Kaplan Becker zum Kuratus in Künzell; Landmesser Höfer zu Kassel zum Oberlandmesser.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Kirschstein zu Lobberich als Landrichter nach Kassel; Forstmeister Mitsdörffer von Naumburg nach Grünaue bei Rathenow; die Kapläne Biermann von Großenlüder und Hünseler von Großauheim nach Kassel.

Übertragen: dem Oberförster Schnädter zu Xanten die Oberförsterstelle Naumburg.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Brehm als selbständiger Pfarrverweser in Gottsbüren; der Pfarrer extr. Feist als Hilfspfarrer an der evang.-luth. Gemeinde in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Gasthofbesitzer Hermann Golze und Frau Margarete, geb. Lederhose (Kassel, 8. August); Gerichtsassessor Curt von Hugo-Seelze und Frau Thyra, geb. Freiin von Münchhausen (Kassel, 5. August); Apotheker Curt Hellwig und Frau Gretchen, geb. Uehling (Berlin, 9. August); Gerichtsassessor Dr. Becker und Frau Auguste, geb. Schaffner (Kassel, 13. August); — eine Tochter: Dr. K. Justi und Frau Marie, geb. Külz (Marburg, 31. Juli); Dr. Ahlborn und Frau (Kassel, 7. August); Ernst Riebeling und Frau Carola, geb. Kleine (Kassel, 8. August).

Gestorben: Postverwalter P. Fasold (Wolfhagen, 29. Juli); Major Jérôme Saenger (Metz, 30. Juli); Gustav Tripp, früh. Brauereidirektor in Linden-Hannover (31. Juli); Lehrerin a. D. Marie Legorju (Kassel, 7. August); Stationsvorsteher Adolf Fehr (Kassel-Wilhelmshöhe, 9. August); Oberlandmesser a. D. Adalbert Vogel, 81 Jahre alt (Kassel, 10. August); Frau Luise Wohlrabe, geb. Schwabe, Gattin des Polizeirats (Kassel, 10. August); Kgl. Oberförster Forstmeister Pauli, 61 Jahre alt (Veckerhagen, 10. August); Kaufmann Jakob Hausmann, 52 Jahre alt (Kassel, 11. August); Kreissekretär Johann Goerz (Kassel, 13. August).

Ernst Koch-Gedenkstein.

Auf Anregung des Privatdozenten Herrn Gerichtsassessor Dr. Wedemeyer in Marburg ist auch in Marburg für den geplanten Ernst Koch-Gedenkstein gesammelt worden. Herr Dr. Hitzeroth-Marburg, Verleger der Oberhessischen Zeitung, der in dankenswerter Weise die Sammlung übernahm, sandte uns als deren Ergebnis 40,50 M., über die wir hiermit quittieren. Gesamtsumme bis jetzt **110 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XXII. Jahrgang. Kassel, 3. September 1908.

Mein Freund und ich.

In hohem Bergtal, wo die Quelle rinnt,
Da steht das Haus von meinem Freund, dem Wind,
Unscheinbar nur, ein einziges Gemach,
Ganz ohne Fenster, ohne Tür und Dach.
In Haselhecken liegt es, gut versteckt,
Kaum hat's ein andrer noch als ich entdeckt.
Dort sitzt er gern, wenn rings das schwere Land
Ausruhen muß im Sommersonnenbrand.
Wie über Auen eilt der Wolken Schatten,
Spielt fern sein Dänenroß auf weiten Matten.
So manche Stunde hab' ich dort gesäumt
Und manches Schicksal weltenmüd verträumt,
So manche Stunde hab' ich da gesessen,
Mit ihm geplaudert und die Welt vergessen.
Und manchmal, waren wir allein
Auf seiner Bank im lichten Mittagsschein,
Kam er mir schmächtig vor, alltäglich, klein
Wie irgend einer aus dem Menschenschwarme;
Und schlang er gar wie ich ums Knie die Arme
Und lauschte auf der Finken dünnen Sang
Und schaute talwärts durch den Tannenhang,
Dann dacht' ich froh: „Er ist genau wie du!"
Und freute doppelt mich der süßen Ruh . . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Aber wenn er dem Dänen pfeift,
Mit der Linken ihm in die Mähne greift,
Im Schwung die Peitsche die Luft durchreift,
Dann muß ich beschämt zu Tale gehn,
Wo die Menschen betteln und greinen und flehn
Und zagen ums Haus und zittern ums Brot. —
Und beschleicht mich dann auch dieselbe Not,
Dann sprengt er oft mit lautem Husei
Hinter mir her, an mir vorbei,
Reißt mir den Hut von dem wirren Kopf —:
„Die Augen auf, du zagender Tropf;
Nur dem lachenden Mute gehört die Welt!" —
Und weit schon ist er über das Feld . . . .
Er kennt kein Weichen, kennt kein Rückwärtsschauen;
Noch nie hat ihm ein wankendes Vertrauen
Den freien Blick, den kecken Mut geraubt,
Und immer vorwärts blickt sein jugendliches Haupt,
Und nur nach Hohem stets sein Sinnen greift,
— — Ja, ja, wenn er seinem Dänen erst pfeift.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und so geht es schon zwanzig Jahre lang
Immer den gleichen, den gleichen Gang;
In den Bergen träum' ich von Taten und Stolz,
Und fühle mich wieder als grünendes Holz,
Da weitet sich wieder mein hoffendes Herz,
Da schaue ich immer nur sonnenwärts;
Aber unten im städtischen Treiben — —
Nun, Philister läßt man Philister bleiben!

Kassel.

Valentin Traudt.

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde. II.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Schwälmer Haus- und Dorfnamen.

Benutzte Literatur:

1. Gustav Schöner, Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod, Ztsch. f. hochd. Mundarten, Bd. 2, 3, 4 u. 5. Darin Bd. 5, S. 325 ff.: Häusernamen, Familiensondernamen, Humoresken.
2. H. Heymann, Dorf- und Hausnamen in Rodheim a. d. Bieber (Mitteil. a. Geschichte und Heimatkunde des Kreises Biedenkopf, 2. Jahrg., Nr. 3).
3. Jos. Hofmann, Karlsbader Haus- und Spitznamen aus der Zeit von 1830 bis 1880 (Unser Egerland, 10. Jahrg. 1906. S. 85 ff.).

In jedem Gemeinwesen, wo noch unverfälschtes Volkstum herrscht, bestehen neben den amtlichen Schreib- oder Unterschriftsnamen sogenannte Dorf- und Hausnamen, auch Über- oder Beinamen genannt. In ihnen, nicht in den von Amtswegen aufgezwungenen Schreib- oder Geschlechtsnamen, kommt das wahre Denken und Fühlen des Volkes, seine reiche Einbildungskraft und sein urwüchsiger Humor, zugleich auch eine eigene Welt sozialer Anschauung von edlem, altem Bauerntum und von niederem, armem Bauerntum zum Ausdruck. Daß eine soziale Kluft, ein altererbter Bauernstolz sich auch sonst, nicht nur in der Namengebung, bei den Schwälmern geltend macht, ist bekannt und wird schon durch die Einteilung in „Weßburn“ (die eigentlichen Vollblutschwälmer) und in „Heckendörfer“ (vom Volksmund wegen ihrer Ärmlichkeit so genannt) hinreichend gekennzeichnet. So ist auch gewiß es kein Zufall, daß in der alten Bauernfamilie Hoos von Leimbach sich der Name Hans seit Jahrhunderten auf den erstgeborenen Sohn fortgeerbt hat, daß einige Dorfnamen älteren Ursprungs sich Generationen, Jahrhunderte hindurch in derselben Familie vererbt haben, während andere nur flüchtig zur Bezeichnung einer Person dienen, daß die erblichen Namen noch lange am Hofe oder Hause haften bleiben, wenn die Besitzer längst gewechselt haben oder ausgestorben sind usw. So wäre denn schon von diesem Gesichtspunkte allein aus eine Untersuchung der Schwälmer Dorfnamen gewinnbringend und interessant.

Aber auch sonst sind sie für die Volkskunde von bleibendem Werte. Hier ist, wie bei der Sammlung mundartlichen Materials überhaupt, die Mahnung am Platze, mit der Aufzeichnung nicht mehr zu zögern, da uns schon viel kostbares Gut durch Unterlassungssünden für immer verloren gegangen ist und oft schon nach einem Menschenalter die Deutung durch Entstellung und Verstümmelung der Namen vielfach verdunkelt wird und nicht immer mehr sofort möglich ist. Ein Beispiel, das Heymann a. a. O. anführt, mag das erläutern. Ein eingewanderter Schuhmacher, der in einer preußenfeindlichen Zeit die Sache der deutschen Einheit vertrat, erhielt den Beinamen dä Preissə Schusdər. Seine Nachkommen heißen heute, ohne daß der Name noch überall richtig verstanden wird, Braischusdərsch. Doppelt dringend ist hier zur Aufzeichnung zu mahnen, da diese Namen ähnlich wie die Volkslieder und Humoresken nur von Mund zu Mund wandern und mit dem letzten Träger ins Grab sinken. Für die früheren Jahrhunderte stand es insofern noch günstiger mit der Aufbewahrung dieser Namen, als in der Zeit des Aufkommens der amtlichen Geschlechtsnamen — im 15. bis 17. Jahrhundert — der Beiname vielfach dem Familiennamen in den Urkunden und Kirchenbüchern hinzugeschrieben wurde oder durch die Art der Aufschreibung leicht erschlossen werden konnte. Soweit ältere Dorfnamen aus der Schwalm in Betracht kommen, sind sie bereits früher*) von mir behandelt worden.

In dem vorliegenden Beitrag sind lediglich moderne Dorfnamen herangezogen worden, namentlich aus der lebenden Generation. Als Quelle diente mir das Volk selbst, namentlich ältere Leute. Doch wurden mit Erlaubnis der Herren Lehrer auch in den meisten Dorfschulen systematische Nachforschungen unter der Jugend angestellt. Im folgenden gebe ich eine Auswahl des Gesammelten in der Hoffnung, dadurch zu weiteren Sammlungen in anderen Gegenden unseres Hessenlandes anzuregen. Erst dann, wenn von allen Seiten hinreichendes Material vorliegt, läßt sich eine eindringende Untersuchung ermöglichen und damit die Hoffnung auf einen neuen Zweig an dem noch jungen Baume hessischer Volks- und Namenkunde verwirklichen.

Als Entstehungsursachen lassen sich folgende Gruppen zusammenstellen:

1. Von Vornamen und Geschlechtsnamen (älteste Gruppe),
2. Zur Unterscheidung gleichlautender Vor- und Zunamen,
3. Haus- und Hofnamen,
4. Von der Lage der Wohnung und Herkunft,
5. Von Gewerbe und Beruf,
6. Von körperlichen Eigenschaften,
7. Von besonderen Anlässen (Spitznamen).

*) Vgl. „Hessenland“ 1907, S. 90 ff., 110 ff.

I.

Die erste Gruppe von Dorfnamen bildet nicht nur die älteste, sondern auch zugleich die am häufigsten vertretene. Wie die ältesten Familiennamen in der Schwalm aus Vornamen entstanden sind, wurden auch die ältesten Dorfnamen aus Vornamen des Vaters, der Mutter, des Großvaters, der Großmutter, des Onkels, der Tante usw. gebildet, namentlich wenn diese zugleich Patenstelle bei den zu benennenden vertraten oder in einem Dorfe mehrere Familien desselben Namens vorhanden waren und der betreffende Vorname nur einmal oder selten vorkam. Waren z. B. in einem Dorfe mehrere Familien Köhler und hieß der Vater der einen Erasmus Köhler, so wurde die Tochter einfach Asman's Marii genannt. Aber auch wenn keine Verwechslung drohte, sondern der Vorname besonders auffällig war, pflegte man diesen Brauch, z B. Hartman's Hans für Johannes Spanknebel, weil der Vater Hartmann heißt. Andere seltene Vornamen dieser Art sind Philipp (Lipsəkon), Wigand, Lorenz, Burkhard (di aal Borkədən), Hermann, Valentin, Thomas, Adam, Christoph, Peter, Sebastian (Baasdə schusdər, Baasdə eerə, Baasdə ellərhäd), Ottilie, Magdalene, Dorothea, Gertrud, Rosina, Luise (Lowiis) usw. Doch kommt meistens hinzu, daß die Träger solcher Vornamen auch sonst im Ort durch besondere Charakter- oder Körpereigenschaften hervorragen. So heißt ein Johannes Diehl in Weisenborn Åårəm Häns nach seinem Vater, der Adam heißt, Musiker ist*) und im Dorf als Sbeelkasper bekannt ist, ein Friedrich Muhl in Ottrau zur Unterscheidung von einer anderen Familie desselben Namens nach seinem Vater Konrad Konə Fritzchə, ein Heinrich Freund nach seinem Vater Wilhelm Wilämə Hain (Nauses), ein Karl Fenner in Leimsfeld Kal's Kal nach seinem Vater, der ebenso heißt (der Name Fenner kommt mehrmals im Orte vor), ein Johannes Bierwirt in Görzhain nach seinem Vater Richard Richəds Häns, weil der Name Bierwirt öfters vorkommt usw.

Auch Benennungen nach dem Großvater kommen vor, besonders wohl dann, wenn dieser pädər (Pate) ist oder wenn der Vater viel auswärts ist, z. B. in Leimsfeld Doomass Kannenerch für Joh. Heinrich Hoos nach dem Großvater Thomas Hoos, ebenda Diidəsch Hain für Heinrich Jungclaus nach dem Großvater Dietrich Jungclaus, in Steina Lorendsə Hänəs für Johannes Knauf nach dem Großvater Lorenz Knauf, in Loshausen Kraft's Hanerch für Joh. Heinrich Ide nach dem Großvater Kraft Ide, ebenda Witzəls Hanerch für Joh. Heinrich Pohl nach dem Großvater Wigand Pohl usw.

Zuweilen werden die Namen von Vater und Großvater bzw. Mutter und Großmutter in dem Namen des Kindes und Enkelkindes zusammengefaßt. Z. B. Großvater: Paul, Vater: Johannes, Enkel: Kurt Bernhard, schlechthin: Paul Hänschəs Kuuət, oder Großvater: Matthias, Vater: Joh. Jost Diehl, Enkel: Andreas Diehl, schlechthin Mataise Rais (Kosef. zu Andreas). Großvater: Peter Battenberg, Vater: Wilhelm Battenberg, Enkel: Peter Wilhelm Battenberg, schlechthin Peedersch Wil. Ja, zuweilen haftet ein Vorname von Urväter Zeiten derselben Familie an. So ist in Ottrau in einer Familie Wind der Vorname Philipp vom Urgroßvater (wenn nicht noch weiter) auf den Großvater Joh. Jost Wind (Lipsə Joosd), auf den Vater Konrad Wind (Lipsə Kon) und auf den Enkel Joh. Jost Wind (Lipsə Jeesd) vererbt worden. Nicht genug damit, es werden manchmal auch Verwandtschaftsgrade zusammengefaßt, deren Zusammenhang nicht immer leicht erhellt. So heißt Else Kåotəs Eerəs Jong soviel wie der Sohn des Eidams der Katharina, die eine Tochter der Else (Elisabeth) ist, oder es schreibt sich jemand Elisabeth Block und heißt Peedersch Anleis, weil ihre Gote Anleis, ihr Vater Peter, ihre Schwester Anna Elisabeth sich schreibt. Letztere heißt zur Unterscheidung Peedersch Anels.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ähnlich heißt Joh. Fennel in Leimsfeld Bechdəls Hänəs nach seinem Onkel, der mit ihm in einem Hause wohnt und Musiker ist.

Der Kressenbrunnen bei Grebenstein.

Von F. Pfaff.

Viele alte Sagen und Bräuche sind gerade in Hessen mit den Quellen verknüpft, und nicht wenige von ihnen gehen ohne Zweifel auf den germanischen Götterglauben zurück. Die rastlose Tätigkeit der aus der Tiefe arbeitenden Natur, der Segen, den das quellende Wasser den Menschen, Tieren und Pflanzen spendet, haben bei fast allen europäischen Völkern die Quelle, das Brunnenhaupt, zu einem Gegenstand religiöser Verehrung werden lassen. Bei den Germanen war Donar der Quellenschöpfer; sein Blitz durchzuckt das regenschwangere Gewölk und fährt ins Erdreich: der Quell springt empor. Den Blitz vertritt in den Quellsagen auch wohl der Speer, das Schwert,

der Stab oder der Hufschlag des Rosses als eines Bildes der vor dem Wind dahinfliegenden Wolke. Die christliche Kirche hat dabei Neues mit dem Alten verwoben, indem sie Heilige an die Stelle der Götter und Helden setzte.

In der Quelle wohnen denn auch göttliche Wesen, Frauen, die Fruchtbarkeit hinbreiten über alles, was der Belebung fähig ist, den Leib von seinen Leiden befreien und die Rätsel der Zukunft enthüllen. Deshalb fordern sie vom Menschen Verehrung und Opfer. Durch die lange Reihe der Jahrhunderte erhielt sich beides in gewissen Bräuchen, obwohl es die Kirche früh verboten hatte. Andererseits kamen die Priester, die den Christengott verkündigten, auch hierin den Bedürfnissen der Volksseele entgegen. In großer Zahl entstanden Gotteshäuser neben altheiligen Brunnen oder über ihnen wie der Dom in Paderborn, die Stiftskirche in Corvey und die Michaeliskirche in Hildesheim, zuweilen so, daß die Quelle sich unter dem Altar befand, und an die Stelle der Brunnengottheit wurde mit Vorliebe die Jungfrau Maria gesetzt. Heute noch führen Wallfahrten, Bitt- und Dankgänge das gläubige Volk zu den geheiligten Stätten, und der bevorzugte Tag ist wie in der Urzeit der Johannistag, an dem besondere Kräfte dem Wasser innewohnen. Auch in protestantischen Orten, besonders wieder in Hessen, erhielt sich bis in die Neuzeit hin und wieder die Sitte, an diesem Tag die Brunnen zu bekränzen oder sie zu reinigen und mit Maien zu schmücken.

Es begreift sich leicht, daß den starken, nicht versiegenden und nicht gefrierenden Quellen besondere Kraft zugeschrieben und höhere Verehrung zuteil wurde. An Stelle einer namenlosen Brunnengottheit ist es in Hessen Frau Holle, die Königin des hohen Weißner, die in Teichen und Quellen wohnt, Frauen Fruchtbarkeit verleihen kann und als Beschließerin der Kinderseelen angesehen wird. Das Andenken an sie ist, wie Sagen und sprachwörtliche Redensarten beweisen, noch heute nicht erloschen. Zu den Kinderbrunnen, die sie verwaltet, gehört auch eine der schönsten und stärksten Quellen im nördlichen Hessen, der Kressenbrunnen bei Grebenstein. Vor anderen jener Art zeichnet er sich dadurch aus, daß er eine eigene Geschichte hat, von der im folgenden die Rede sein soll.

Der Born entspringt unterhalb der Burg Grebenstein, einen halben Kilometer in südöstlicher Richtung von ihr entfernt, an der Wand eines flachen Tales. In einem mehr als fußbreiten Strahl bricht das Quellwasser aus dem Gestein, ergießt sich zunächst in einen engen felsigen Behälter und weiter in einen Teich, der gegenwärtig etwa 60 Meter lang ist und abwärts sich bis auf das höchste Maß von 25 Meter verbreitert. Aus diesem Teich, in dem auch noch Quellwasser aufsteigt, führt ein Abfluß zur nahen Esse. Die Quelle ist ganz unabhängig von Niederschlägen und behält beständig dieselbe Stärke, ihre Temperatur beträgt stets 8 Grad Celsius, und die rasche Erneuerung des Wassers im Teich bewirkt, daß er auch im strengsten Winter nicht zufriert. Das Quellwasser ist nahezu chemisch rein und von so außerordentlicher Klarheit, daß man ähnlich, wie es beim Sammelwasser in Tropfsteinhöhlen der Fall ist, die Tiefe des Teiches nicht unwesentlich unterschätzt.

Die Geschichte dieser Quelle und des Teiches, den sie bildet, läßt sich an der Hand urkundlicher Nachrichten ziemlich weit rückwärts verfolgen. Ihr Bezirk bildete ehemals ein Zubehörstück der Burg Grebenstein, die ums Jahr 1270 von dem Grafen Ludolf von Dassel erbaut und von seinem Enkel, dem Grafen Otto von Everstein, im Jahre 1297 dem Landgrafen Heinrich I. von Hessen verkauft wurde. Nachdem alsbald unterhalb der Burg die Stadt angelegt war, besaß Hessen in Grebenstein einen Vorposten, von dem aus im Verlauf von zwei Jahrhunderten das vorliegende Land bis zum linken Diemelufer hinauf für das Fürstentum gewonnen wurde. Heinrich der Eiserne fand seine jüngeren Brüder Ludwig und Hermann mit einigen Festen ab, zu denen auch Grebenstein gehörte. In dem Steinbau auf dem Burgberg, der noch steht, ist als Sohn Ludwigs Hermann der Gelehrte geboren, Heinrichs Mitregent und dann sein Nachfolger, von dem alle späteren Linien des Hauses Hessen abstammen.

In jener Zeit wird der Kressenborn, der damals den Namen der breite Born führte, zum erstenmal erwähnt. Es war ein Lehenstück, auf dem die Verpflichtung lastete, Kresse für die Burgküche zu liefern, und mit dieser wurde er im Jahre 1340 einem Bürger von Grebenstein namens Heinrich Bischof erblich eingetan. Angehörige aller Stände, der Fürst und der Ritter so gut wie der Bürger und der Bauer, glaubten nicht besser für ihre Gesundheit sorgen zu können, als wenn sie die Reinigung des Geblüts regelmäßig betrieben. Dazu dienten außer dem Aderlassen und Schröpfen vorzugsweise diätetische Kuren, und besonders die Brunnenkresse stand in dem Ruf eines wirksamen Mittels.

In manchen Gegenden wird sie heute noch gern als Salat zubereitet, in der Nähe von Erfurt gibt es auch noch Anlagen, in denen sie künstlich gezogen wird. Wie zahlreiche Flurnamen beweisen, wuchs sie vielerorten ungepflegt, unter dem breiten Born aber wurde der Teich zu dem Zweck ein-

gerichtet, um Kresse in ihm zu ziehen. Kunigunde, die Witwe jenes Bürgers, verkaufte den Kressengarten zwei Priestern, die ihn von dem Vermögen des Altars der heiligen Katharina und Elisabeth in der Pfarrkirche zu Grebenstein erwarben. Der Landgraf Hermann stellte darüber eine Urkunde aus, durch die er das Grundstück dem genannten Altar als freies Eigentum überwies, das nur durch die Verpflichtung zur Lieferung von Kresse an den Landgrafen oder seine Burgmannen beschränkt war.*) Zur Wartung der Anlage waren zwei „Kressenlüde" angestellt, die sich allsonntäglich aufs Schloß begaben und dort eine Mahlzeit und Bier erhielten, gelegentlich auch wohl, wenn sie das Erzeugnis ablieferten, mit einem Scheffel Korn begabt wurden. Neben der Versorgung der Burgküche mit Kresse erfüllte die Quelle noch zwei andere Aufgaben: sie stellte, wie erwähnt ist, für Jung-Grebenstein den Kinderborn dar, und aus ihr entnahm man das Wasser zur Bierbereitung, dem das Grebensteiner Gebräu zum Teil seinen guten Ruf verdankt haben soll.

*) Urkunde vom 16. Mai 1365. Das Original befindet sich in der Registratur der Pfarrei von Grebenstein. Gedruckt bei Wenck, Hessische Landesgeschichte III. Urk. S. 212.

(Schluß folgt.)

74. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Hünfeld.

Wenn der hessische Geschichtsverein die Absicht hatte, durch Verlegung seiner diesjährigen Wanderversammlung nach Hünfeld auf einem bisher noch unerobertem Boden Interesse für seine Bestrebungen zu wecken, so ist ihm diese Absicht in vollem Maße gelungen. Schon das Festgewand, das die Stadt angelegt hatte, bekundete, daß man den Verein mit offenen Armen aufzunehmen gewillt war, und im Verlauf der Verhandlungen kam es wiederholt zum Ausdruck, daß der Verein fortab auf die neugewonnene Hünfelder Gruppe als auf einen zuverlässigen Stützpunkt werde rechnen können.

Der üblichen Sitzung des Gesamtvorstandes am 18. August folgte abends im Katholischen Vereinshaus ein Begrüßungsabend, der unter Mitwirkung des Oratorienvereins Hünfeld, der Frau Oberlehrer Fürst sowie der Herren Möller und Löhner einen angeregten Verlauf nahm. Am nächsten Morgen versammelte man sich zur gemeinsamen Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Allzuviel allerdings hat die jetzt etwa 2000 Einwohner zählende Stadt nicht aufzuweisen, da sie 1888 durch Brandstiftung eines Gendarmen, der sich dann selbst entleibte, zu zwei Drittel in Asche gelegt wurde. Die evangelische Kirche, die man zunächst unter Führung des Herrn Pfarrers besichtigte, stellt allerdings in ihrem Chor noch den letzten Überrest des alten Chorherrnstiftes dar, in das das Kloster Hünfeld, noch ehe das neben ihm entstandene Dorf zur Stadt erhoben war, umgewandelt wurde. Erst 1803 wurde das Stift aufgehoben; die Kirche, die lange Jahre als Magazin gedient hatte, wurde bis auf den Chor abgerissen, bis dann in neuerer Zeit hier aus Mitteln des Gustav-Adolf-Vereins die evangelische Kirche entstand. Gleichfalls vor dem verheerenden Brande gerettet wurde die auf der Höhe liegende katholische Kirche, die nunmehr unter Führung des Herrn Rektors Sondergeld eingehend besichtigt wurde. Der namentlich im Innern außerordentlich geschmackvoll ausgestattete gotische Bau wurde im 16. Jahrhundert errichtet, 1734 dann im Renaissancestil umgebaut; bei der 1898 erfolgten Restauration im Innern ging man wieder auf die reingotische Form zurück. Sowohl Altäre, Nachbildungen aus einer bayerischen Dorfkirche, als Wandgemälde haben hohen Kunstwert und fanden allgemeine Bewunderung. Von hier aus suchte man das 1856 im Bau begonnene Oblatenkloster St. Bonifatius auf, das etwa 90 Zöglinge für die äußere Mission vorbereitet und zu diesem Zweck vom Reich einen jährlichen Zuschuß von 10 000 Mark erhält. Unter dem Sehenswerten fiel besonders die in einem der Hörsäle eingerichtete umfangreiche Kolonialausstellung auf. Um 11 Uhr eröffnete General Eisentraut im großen Saale des Rathauses die eigentliche Mitgliederversammlung, die zunächst vom Landrat v. Trotha in herzlicher Weise im Namen der Staatsbehörden begrüßt wurde, die selbst das lebhafteste Interesse an der Förderung der Geschichtsforschung und namentlich der Heimatkunde hätten; denn durch die Liebe zur Heimat als die erste Quelle der Vaterlandsliebe werde die Grundlage für eine gesunde Entwicklung des ganzen Volkslebens gewährleistet; so diene die Geschichtsforschung zur Förderung eines tatkräftigen und gesunden politischen Sinnes. Der Kreis Hünfeld, in dessen Namen er den Verein begrüße, sei zwar in historischer Beziehung ungünstiger gestellt als manche anderen Kreise unserer Heimat, immerhin sei manches vorhanden, was des historischen Interesses wert sei; er erinnere nur an die Funde aus prähistorischer

Zeit, an die geschichtlich so interessante Epoche des Fürstabttums Fulda, ferner daran, daß Napoleon I. die Stadt flüchtig berührt und auch Goethe in ihr geweilt habe, und schließlich an das Gefecht bei Hünfeld, das hoffentlich den letzten Kampf dargestellt habe, in dem Deutsche gegen Deutsche die Waffen geführt hätten. Zum Schluß gab Redner nochmals dem Wunsche Ausdruck, daß die diesjährige Jahresversammlung gute Früchte zeitigen möge. In launigen Worten heißt hierauf Bürgermeister Beutling im Namen der Stadt den Verein willkommen, die ganze Einwohnerschaft freue sich, einmal eine so bedeutungsvolle Versammlung begrüßen zu können. Hünfeld habe nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Gegenwart und vor allem sonniges, klares Wetter, das dem Verein auf seinen letzten Jahresversammlungen immer gefehlt habe, auch sei der Kreis mit seinen 72 Ortschaften rings umgeben von einer Kette anmutiger Waldungen, bilde doch Hünfeld eine der Eingangspforten zum mächtigen Rhöngebirge. Geheimrat Osius übermittelte die Grüße des Landeshauptmanns und gab die Versicherung, daß auch der Bezirksverband den wärmsten, sich auch in werktätiger Unterstützung kundgebenden Anteil an den Bestrebungen des Vereins nehme. Grade der hessische Bezirksverband müsse eine besondere Freude an Arbeiten haben, die den Zweck hätten, unsere hessische Geschichte zu erforschen und hessische Eigenart darzustellen. Wer die Geschichte seines Volkes nicht ehre, sei nicht wert, das zu ernten, was er durch die Vorarbeit seiner Vorfahren empfange. Auch der Bezirksverband arbeite an der Geschichte mit; sein großes Unternehmen, die Herausgabe der Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Kassel, sei auch eine Arbeit, in der er dem Geschichtsverein die Hand reiche. Band I (Kreis Gelnhausen) und III (Kreis Grafschaft Schaumburg) seien bereits erschienen; in nächster Zeit wird Band II (Kreis Fritzlar) herauskommen und voraussichtlich im nächsten Jahr der zu Dreiviertel fertiggestellte Band über den Landkreis Kassel. In Arbeit sei der Stadtkreis Kassel, dessen historischer Teil noch in diesem Jahre vollendet werde; Vorarbeiten über den Kreis Wolfhagen lägen bereits vor und an dem historischen Teil über Fulda werde auch bereits gearbeitet; hieran werde sich voraussichtlich der Kreis Hünfeld anschließen, wie denn für eine ganze Reihe anderer Kreise die Vorarbeiten bereits erfolgt seien. Der Vorsitzende dankte im Namen des Vorstandes und der Versammlung für die einzelnen Begrüßungen und hob besonders die große Liebenswürdigkeit hervor, mit der der Verein begrüßt worden sei. Anknüpfend an die in letzter Zeit gemachten prähistorischen Funde bittet er dringend, nach Möglichkeit in den weitesten Kreisen über solche Funde und deren Erhaltung aufklärend zu wirken. Daß die Bestrebungen des Vereins nun auch in Hünfeld einem regen Interesse begegneten, sei namentlich der rührigen Tätigkeit des Rektors Sondergeld zu danken, und er bitte, daß auch die Vertreter des Kreises und der Stadt diesen Bestrebungen ihr Wohlwollen zuwenden. Nachdem er noch auf die vom Geheimen Baurat Hoffmann ausgestellten Ansichten und Risse der Rasdorfer Kirche und auf die ausliegenden Nummern der Zeitschrift „Hessenland“ hingewiesen, erteilt er dem Schriftführer des Vereins, Rechnungsdirektor Woringer, das Wort zum Geschäftsbericht über das verflossene Vereinsjahr, dem folgendes entnommen sei:

Seit der 73. Jahresversammlung des Vereines in Eschwege, (auf die Redner einen längeren Rückblick wirft,) sind 146 Mitglieder neueingetreten, während 22 Mitglieder uns durch den Tod entrissen wurden und 28 freiwillig austraten. Der Bestand an Mitgliedern ist hiernach von 1844 auf 1940 angewachsen. Unter den verstorbenen Mitgliedern haben wir besonders Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf, den stellvertretenden Schriftführer des Gesamtvorstands, zu erwähnen. Für den Gesamtverein, wie besonders für den Kasseler Zweigverein, bedeutet Schwarzkopfs Hinscheiden einen schweren Verlust. An seine Stelle haben wir zunächst Bibliothekar Dr. med. Lange durch Zuwahl in den Gesamtvorstand aufgenommen. Generalleutnant z. D. Beß war leider aus Gesundheitsrücksichten genötigt, sein Amt als Vorsitzender des Marburger Zweigvereins und als Mitglied des Gesamtvorstands niederzulegen. An seine Stelle wählte der Marburger Zweigverein Archivar Dr. phil. Rosenfeld. Im übrigen blieb die Zusammensetzung des Gesamtvorstandes, wie auch die des Redaktionsausschusses, unverändert. Wir haben im abgelaufenen Jahre Band 41 der „Zeitschrift“ und die „Mitteilungen“ für 1906/07 unsern Mitgliedern zugehen lassen, der stattliche Band der „Zeitschrift“ wird Ihnen den Beweis liefern, daß es für den Vorstand keine leichte Aufgabe ist, mit dem geringen Jahresbeitrage von 3 M. die Herausgabe so umfangreicher und wissenschaftlich wertvoller Veröffentlichungen zu ermöglichen. Um deshalb unserer Kasse, die bisher nur von der Königl. Regierung, dem Bezirksverband des Regierungsbezirks Kassel und dem Magistrate der Residenzstadt Kassel Zuschüsse bezog, die unbedingt nötigen weiteren Geldmittel zu verschaffen, hat sich der Vorstand an die Magistrate derjenigen kurhessischen Städte, die noch nicht Mitglieder unseres Vereins waren, mit der Bitte gewandt, den Verein durch regelmäßige Zuwendungen zu unterstützen. Ein gleiches Ersuchen wurde an die Kreisausschüsse gerichtet, die dem Verein noch nicht angehörten. Infolgedessen sind die Magistrate der Städte Lichtenau und Fritzlar dem Vereine mit dem gewöhnlichen Jahresbeitrage beigetreten, die Städte Großalmerode und Kirchhain bewilligten einen jährlichen Zuschuß von je 5 M., die Städte Allendorf a. d. W., Fulda, Grebenstein, Helmarshausen, Hersfeld, Rotenburg a. d. F., Witzenhausen und Wolfhagen einen solchen von je 10 M., Amöneburg und Karlshafen von je 15 M., Gelnhausen und Hofgeismar von je 20 M. und Homberg von 25 M., die Kreisausschüsse der Kreise Frankenberg, Fritzlar und Hanau (Land) von je 10 M., der Kreisausschuß des Kreises Homberg 50 M. 4 Städte und 1 Kreisausschuß bedauerten, aus Mangel an Mitteln eine Unterstützung unseres Vereins ablehnen zu müssen. Von einer weiteren Anzahl städtischer Magistrate ist uns eine Antwort bisher noch nicht zugegangen. Unsere an die

Städte gerichtete Bitte gab ferner noch Bürgermeister Nacken zu Amöneburg Veranlassung, dem Vereine als Mitglied mit einem Jahresbeitrage von 10 M. beizutreten. Wir benötigten eine Vermehrung unserer Einnahmen um so dringender, als die uns zugefallene Bickellsche Erbschaft leider unsere Kräfte sehr in Anspruch genommen hat und ein Wiedereingang der zur Abtragung auf dem Bickellschen Hause ruhender Hypothekenschulden aufgewendeten Beträge in absehbarer Zeit noch nicht in Aussicht steht. Wir konnten in Eschwege freilich mitteilen, daß die Auflassung des Bickellschen Hauses an den Käufer nach Überwindung zahlreicher und bedeutender Hindernisse in nächster Zeit stattfinden werde. Leider hat sich dies aber nicht verwirklichen lassen. Als nämlich die Auflassung vorgenommen werden sollte, erklärte das Königliche Amtsgericht in Marburg den von ihm selbst ausgestellten Erbschein für ungültig und verlangte die Erwirkung eines neuen, den gesetzlichen Anforderungen entsprechenden Erbscheins. Dazu ist nun wieder die Einwilligung der 28 in allen Weltteilen zerstreuten Bickellschen Intestaterben notwendig, deren Beschaffung lange Zeit und größere Ausgaben erfordern wird, für die wir in dem dankenswerten Anerbieten des Käufers des Hauses, des Malers Knochmann in Marburg, der den Kaufpreis bis zur Auflassung verzinsen will, nur geringen Ersatz finden. So ist denn die Bickellsche Erbschaft für uns vorläufig zu einer schweren Last geworden. Die Bickellschen Sammlungen, deren Besitz allerdings für uns von großem Werte ist, sind im abgelaufenen Jahre geordnet und verzeichnet worden. Unsere Bemühungen zur Erhaltung des Wachthäuschens auf Schloß Spangenberg, in denen wir von dem Spangenberger Verschönerungsverein unterstützt wurden, haben zur Erhaltung des Wachthäuschens geführt. Die Kommission zur Erforschung vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Hessen hat auch im Berichtsjahre eine sehr erfolgreiche Tätigkeit entfaltet. Die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein haben Ergebnisse gehabt, die für die Geschichte Hessens in der Römerzeit von großer Bedeutung sind. Eine Zusammenfassung dieser Ergebnisse ist aber erst möglich, wenn die Ausgrabungen auf der Altenburg und bei Metze beendigt sind, worüber bei dem Umfange der erforderlichen Arbeiten noch einige Jahre vergehen werden. In die Historische Kommission für Hessen und Waldeck ist Bibliothekar Dr. med. Lange als einer unserer Vertreter eingetreten. Bei der Hauptversammlung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine in Mannheim wurde der Verein durch den Vorsitzenden, General Eisentraut, bei der Jahresversammlung des Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung in Dortmund durch den Kasseler Vereinskonservator, Museumsdirektor Dr. Boehlau, bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Wohnhause unseres hessischen Dichters Ernst Koch in Witzenhausen durch den Schriftführer, Rechnungsdirektor Woringer, vertreten. Anläßlich des 100jährigen Geburtstages Ernst Kochs hat der Vorstand am 3. Juni d. Js. das Grab des Dichters in Luxemburg mit einer Blumenspende schmücken lassen. Dem Andenken der vor 700 Jahren geborenen heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, der Stammutter unseres hessischen Fürstenhauses, widmeten die Zweigvereine in Marburg und Kassel besondere Vortragsabende. Ein weiteres Jubiläum, den 150. Gedenktag der Schlacht bei Sandershausen, jenes für die hessischen Waffen zwar unglücklichen, aber äußerst ruhmvollen Kampfes gegen französische Übermacht, beging der Zweigverein Kassel am 23. Juli d. Js. durch eine Feier an dem vom Vereine auf dem Schlachtfeld errichteten Denkmal, das durch freiwillige Beiträge der Kasseler Mitglieder wieder in besseren Stand gesetzt wurde. Die Sammlung freiwilliger Gaben für ein Denkmal auf dem Grabe Steinhofers, des Erbauers der schönsten unter den Wilhelmshöher Wasserkünsten, hat eine genügende Summe ergeben; nachdem das Königl. Oberhofmarschallamt seine Genehmigung dazu erteilt hat, wird die Aufstellung des Denksteins in nächster Zeit erfolgen.

Der Rechnungsführer, Direktor Henkel, verlas sodann den Kassenbericht; es wird ihm Entlastung erteilt und, gleich dem Schriftführer, für die bewiesene Mühewaltung der Dank des Vereins ausgesprochen. Vorstand und Vorsitzender werden für das nächste Jahr wiedergewählt. Die nächstjährige 75. Jahresversammlung wird in der ersten Hälfte des August in Kassel stattfinden. Nunmehr erteilte der Vorsitzende Herrn Pfarrer a. D. Karl Vogt zu Bonn das Wort zu einem Vortrag über „Volkskundliche Mitteilungen aus dem Kreise Hünfeld“. Grundlage des Vortrages bildeten die vom Verein vor etwa vier Jahren an sämtliche Lehrer des ehemaligen Kurfürstentums Hessen versandten Fragebogen, die gerade aus dem Kreise Hünfeld in bedeutender Anzahl beantwortet wurden. Redner will weniger ein abgerundetes Bild geben, als vielmehr einzelne Punkte herausheben, an denen wir die Wurzeln der Sitten und Bräuche bis ins hohe Altertum zurückverfolgen können. In dem allgemeinen Teil über Land und Leute hob er zunächst hervor, daß an der Zugehörigkeit Buchoniens zum alten Chattenland nicht zu zweifeln sei. Die Siedelungen des Kreises zeigen die mitteldeutsche oder fränkische Haus- und Hofanlage. Bei der Nahrung gedenkt Redner besonders der Kümmel- und Huzzelheinze (Neujahrsgebäck) und der Schnecken und Rosen (Weihnachtsgebäck), die zweifellos eine symbolische Figur hatten; sie sind vielleicht Reste eines alten häuslichen Opfers. Zum Gebiet des Ackerbaues übergehend gab er der Vermutung Ausdruck, daß das christliche „Gott walt's“ wohl eine Umbildung eines Gebetes an die Mutter Erde beim Ziehen der ersten Furche sei. Die Mutze, eine Getreidepuppe, die man im fuldischen Land demjenigen an die Türe stellt, der zuletzt mit Dreschen fertig wird, ist wohl der Rest eines alten Feldgeistes. Der „Winkof“ ist gleichfalls eine alte Sitte; schon in mhd. Zeit war eine Konfusion der Begriffe eingetreten, und noch heute wird hier auch die Verlobung als Weinkauf bezeichnet. Redner behandelte dann verschiedene Sitten, die sich um Geburt, Werbung, Hochzeit, Tod und Begräbnis gruppieren. Das gefürchtete „Versehen“ steht in Beziehung auf die Vorstellung, die man früher über die Tätigkeit der Fruchtbarkeitsgeister hatte. Verbreitet ist der Glaube, daß die Kinder aus dem Wasser geholt oder aus der Erde gegraben werden, die Mutter Erde bringt nicht nur die Vegetation, sondern auch das animalische Leben hervor. Die Verlobung wurde als Weinkauf bezeichnet, und nach den ältesten Rechtsquellen handelte es sich tatsächlich

um den Kauf der Braut. Das Brauchkissen, Dödekissen (Döde = Patin) zeigt noch heute, daß früher der Einzug der Braut die Vollziehung der Ehe voraussetzte; auch das Hochzeitsmahl ist älter als die kirchliche Trauung. Beim Tod des Hausherrn scheuchte man das Vieh im Stalle aus seiner Ruhe, um ihm den Tod des Herrn anzusagen und es um Treue gegen den neuen Herrn zu bitten. Zum Jahr und den Festen übergehend, erinnerte der Vortragende daran, daß man zu Neujahr die als feindlich gedachte Geisterwelt durch Schießen und Läuten zu verscheuchen suchte. Auch die Hutzelfeuer sind ein Rest des alten Frühlingsfestes. Das im Eingang des am Hutzelsonntag gesungenen Liedes stehende Wort „Sillges“ (vgl. Hessenland 1907, S. 79) sucht Redner durch das mittelhochdeutsche zillic = mäßig groß, klein, zu erklären; danach bitten also die Kinder: „Gebt uns ein wenig Erbsen uff.“ Die am Vorabend der Walpurgisnacht angezündeten Hullräder sind die Hollenräder, die die bösen Geister vertreiben sollten. Reste des alten heidnischen Flurganges hat die Kirche erhalten in den Rogationes; auch die Maibüsche sind ein Rest des Frühlingsfestes, die Johannisfeuer sollten Viehseuchen und Hagelschlag abwenden. Reste des Herbstfestes haben wir in Kirmeß und Schlachtefest (Schwartekohl). Der Michelstag bedeutete Ende und Beginn des Wirtschaftsjahres. Bei Beobachtung des Wetters mischen sichVäterglauben und praktische Erfahrung. Im Alp sieht der Volksglaube eine schwarze Katze, in die sich ein Mensch verwandelt hat. Auch der Seele schrieb man einen Leib zu. In einzelnen Tieren glaubte man Verstorbene zu sehen, so in dem schwarzen Hund, der nachts die Pferde vor dem Wagen scheu macht. Feurige Erscheinungen deutete man als Seelen von Übeltätern und Verbrechern; hier wirkte aber schon das Christentum mit, weil das Germanentum keine Strafe nach dem Tode kennt. Die weiße Frau ist gleich der Schicksalsgöttin (ahd. wurt); im Gegensatz zu der einen germanischen Schicksalsgöttin sind die drei der nordischen Sage eine Nachbildung der drei Parzen. Auch Krankheiten führt der Volksglaube auf Geister (Dämonen) zurück; bekannt ist der Hexenschuß, den man als Geschoß eines bösen Geistes dachte. Die heidnischen Beschwörungsformeln, mit denen man dem entgegenzuwirken suchte, wurden später verchristlicht. Redner teilte einige Sprüche mit und stellte Vergleichungen mit den Merseburger Zaubersprüchen und dem sogenannten Segen an.

Der sehr beifällig aufgenommene Vortrag wird in Band 42 der Zeitschrift zum Abdruck kommen. Die Bearbeitung des gesamten volkskundlichen Materials auf Grund der beantworteten Fragebogen ist für Band 43 (August 1909) geplant. Dort wird auch die einschlägige Literatur mitgeteilt und Illustrationsmaterial beigefügt werden.

Das sich an die Mitgliederversammlung anschließende Festessen, bei dem von General Eisentraut, Landrat v. Trotha, Rektor Sondergeld, Direktor Henkel, Archivar Dr. Rosenfeld und Bürgermeister Beutling Toaste ausgebracht wurden, nahm den anregendsten Verlauf. Nach einem kurzen Nachmittagsausflug fand im katholischen Vereinshaus Militärkonzert statt, nach dessen Schluß die Jungen der Tanz, die Alten der Gerstensaft noch lange zusammenhielt.

In der Frühe des nächsten Tages führte die Kleinbahn eine stattliche Anzahl von Teilnehmern nach Großentaft, von wo aus, während unten in den Tälern dichte Nebel brauten, man im prächtigsten Sonnenschein zu dem in der Vorderrhön an der Straße Hünfeld—Vacha gelegenen 550 m hohen Stallberg aufstieg, dessen Ringwall besonders dadurch bemerkenswert ist, daß an ihm zum ersten Mal in Hessen 1903 von Dr. Lange und Professor Vonderau die senkrechte Außenflucht der Steinwand etwa 1,70 m hoch freigelegt werden konnte. Am Fuße des Berges gab General Eisentraut zunächst einige orientierende Erläuterungen.

Der Stallberg gehört zu den größeren Ringwällen. Man weiß noch nicht, ob es sich hier um eine Fliehburg handelt oder ein Heiligtum oder eine germanische Wohnstätte. Das läßt sich, ehe man den Spaten angesetzt hat, nicht feststellen; möglich wäre es, daß wir auch hier eine dauernde Wohnstätte vor uns haben. Gefunden sind bis jetzt Steinwerkzeuge und Bronzesachen, am Abhang des Berges auch Hügelgräber. Charakteristisch ist es, daß sich in der Nähe von Bergen mit Ringwällen auf einem kleineren Berg eine mittelalterliche Burg findet, so hier auf dem nahen Morsberg. Redner erging sich dann noch über die Konstruktion der Ringwälle. Man vermutet, daß diese Schutzwälle früher Mauern aus in in die Erde gerammten Holzpfählen bildeten, deren Zwischenräume mit Steinen ausgefüllt waren, oder auch die Wälle wurden aus Basaltsäulen aufgebaut. Eine solche Art des Aufbaues konnte den Teilnehmern an Ort und Stelle in überaus charakteristischer Weise vorgeführt werden, ebenso ein Zugang durch die Felsen, der zweifellos noch besonders habe verteidigt werden müssen. Dieser Ringwall auf dem Stallberg war, wie die gewaltigen Trümmermassen zeigen, von erheblicher Höhe, so daß es sicher einer jahrzehntelangen Arbeit bedurft haben wird, ihn aufzurichten.

Vom Stallberg aus brachte ein reizvoller Fußmarsch die Wanderer nach Rasdorf, eine der ältesten Besitzungen des Stiftes Fulda, wo namentlich die alte gotische Stiftskirche, wohl eine der schönsten

in Hessen, lebhafte Bewunderung fand. Das Endziel bildete Geisa; hier ward gemeinsam das Mahl eingenommen, bis nach einigen angenehm verlebten Abschiedsstunden der Zug die Kasseler Teilnehmer über Gerstungen und Bebra wieder der Heimat zuführte.

Ernst Kochs Gedicht „Das heimliche Leid".

In Nr. 8 des ersten Jahrganges unserer Zeitschrift ist unter dem Titel „Das heimliche Leid" ein Gedicht von Ernst Koch abgedruckt, das nach der Meinung des Einsenders bis dahin noch nicht veröffentlicht gewesen sein sollte. In der nächsten Nummer wurde diese Behauptung von einem Herrn P. dahin berichtigt, daß das erwähnte Lied unter der Bezeichnung „Reliquie eines Verschollenen" ohne Nennung von Kochs Namen bereits in Dingelstedts „Hessisch. Album" von 1838 auf S. 177 zu finden ist. Bei dieser Gelegenheit erwähnte der Einsender eine „Legende", derzufolge nicht das ganze Gedicht, sondern nur die drei letzten Strophen von Ernst Koch gedichtet sein sollten. Koch habe die erste Strophe in einer Gesellschaft singen hören, und da die Sängerin den weiteren Text nicht wußte, die folgenden Strophen hinzugedichtet. Diese Legende scheint in der Tat auf Wahrheit zu beruhen. Der Zufall spielte mir unlängst eine Sammlung von „Balladen, Romanzen und Liedern mit Begleitung der Guitarre von Karl Blum" in die Hände, die als op. 23 dieses Komponisten um das Jahr 1817 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist. Die zweite Komposition dieses Heftes ist überschrieben „Das Geheimniß" und beginnt mit den Worten „Es giebt verborgne Schmerzen, die klaget nie der Mund". Von ganz unbedeutenden Kleinigkeiten abgesehn (die Worte „geheim" und „verborgen" in der 1. und 7. Zeile sind vertauscht und statt „heimlich Sehnen" heißt es hier „tiefes Sehnen") stimmt die erste Strophe völlig mit der des „heimlichen Leids" überein, während die zweite und zugleich letzte völlig anders lautet:

Wollt ihr das Wesen kennen,
Das jene Sehnsucht hegt?
Soll ich den Engel nennen,
Der jene Schmerzen trägt?
Es ist das Kind der Jugend,
Von Unschuld noch umspielt,
Das in der Brust voll Tugend
Die erste Liebe fühlt.

Als Dichter ist über den Noten Salis angegeben, also vermutlich der Schweizer Joh. Gaudenz Salis-Seewis, der Freund Matthisons, wenn ich auch in der mir vorliegenden Ausgabe seiner Gedichte (Zürich 1823) dies Gedicht nicht finden kann. Es kann nun wohl kein Zweifel darüber sein, daß Ernst Koch diese erste Strophe von Salis (vielleicht ohne Kenntnis ihres Ursprungs) gekannt hat. Die im Jahrg. 1887 des „Hessenland" mitgeteilte Tradition über die Entstehung der folgenden Strophen hat viel für sich, umsomehr, wenn man damit das 6. Kapitel der Erzählung „Aus dem Leben eines bösen Jungen" vergleicht. Dort läßt Koch seinen Helden, zu dem er doch selbst Modell gestanden hat, erzählen, wie ihm seine angebetete Adelaide ein Notenblatt mit der Bitte übergibt, es für sie zu kopieren. „Lieber Herr Louis," sagte sie, „sehn Sie, ich habe da ein Lied, das mir gefällt, wie wohl der Text nicht so gut ist ... Wollen Sie mir nun das Lied copieren, damit ich das Original zurückgeben kann?" Er verspricht es, nimmt es mit in seine Schlafkammer und macht sich an die Arbeit. Aber der Liebeskummer überwältigt ihn dabei. „Mir schwammen die Sechzehntel vor den Augen und das ganze Lied sammt Baßschlüssel und Violinzeichen floß in eine Thräne zusammen. Ich las den Text. Er fieng mit den Worten an: Es giebt geheime Schmerzen usw. O wie paßten diese Worte zu meiner Lage; ich knüpfte daran neue Strophen, die mir meine Stimmung dictirte, und schrieb sie unter die Noten." — Ähnlich wie hier der „böse Junge" erzählt, mögen die drei neuen Strophen des heimlichen Leids wirklich entstanden sein. Ob Koch freilich die Komposition von Karl Blum gekannt hat, scheint mir zweifelhaft. An derselben Stelle seiner autobiographischen Erzählung heißt es: „Zwischendurch sang ich auch halblaut die Melodie. Dabei wurde ich immer wehmüthiger. Als ich an die Worte kam, die Spohr so schön in Töne gekleidet hat: ‚Es giebt ein still Versinken in eine innre Welt' usw. war mein Licht im Erlöschen" usw. Diese Anspielung auf Spohrs Komposition des Gedichtes ist an dieser Stelle eigentlich ein unentschuldbarer Anachronismus, da der Erzähler ja seine eigenen eben erst entstandenen Verse zitiert. In der Tat hat auch Spohr das Gedicht komponiert, nicht das ältere von Salis, sondern die von Ernst Koch erweiterte Fassung. Die Komposition erschien als Nr. 5 der „Sechs deutschen Lieder" (op. 103), die neben der Klavierbegleitung noch eine selbständige Klarinettenstimme erfordern und jetzt wohl kaum noch gesungen werden. Die Überschrift lautet hier „Das heimliche Lied" wie in Dingelstedts Album, aus dem Spohr wohl auch den Text entnommen hat. Eine weitere Komposition des Liedes „Es giebt geheime Schmerzen" von F. Kittan, die 1825 bei Breitkopf & Härtel erschien, bezieht sich auf das ältere Gedicht von Salis.

Ph. L.

Die Miterbin.

Aus dem Nachlaß von H. Brand.

(Schluß.)

In einer ihm selbst unerklärlichen Stimmung war Hans eine Stunde später von seiner Unterredung mit dem Rechtsanwalt zurückgekehrt. Er hatte von dem alten Herrn eigentlich nichts Neues erfahren und nur die Bestätigung erhalten, daß seine Miterbin sich weigerte, irgend einen Schritt in der schwebenden Angelegenheit zu tun. Es schien dem Rechtsanwalt sogar zweifelhaft, ob Fräulein Witten, selbst im Falle einer Heirat Ostens, jemals Gebrauch von der Erbschaft machen würde, und sein Rat ging deshalb dahin, Hans sollte das Testament umstoßen und die Hälfte des Vermögens zu Fräulein Wittens Gunsten deponieren, ohne sich in weitere Verhandlungen einzulassen. „Will sie das Geld nicht erheben, dann wird es zu der Dame Gunsten verwaltet und die Zinsen zu dem Kapital geschlagen und so das Vermögen den Erben des Fräuleins gesichert."

Hans hatte sich schon lange gesagt, daß dies für ihn der bequemste Ausgang sei, und noch gestern war er fest entschlossen gewesen, falls seine persönlichen Versuche, sich mit seiner Miterbin in gutes Einvernehmen zu setzen, auch scheitern sollten, diesen Weg zu beschreiten; heute jedoch widerstrebte er ihm. Der Gedanke an eine glückliche Ehe schwebte ihm vor, und da eine solche Fräulein Witten zur alleinigen Erbin machte, so wollte er nun doch keinen Schritt tun, der in zweideutigem Licht erscheinen konnte, indem er sich vorher eines Vorteils versicherte, der ihm sonst entzogen blieb. Er wolle sich die Sache noch überlegen, hatte er zu dem alten Herrn gesagt, der ihn zu einem Entschluß drängen wollte. Er stand nun in seinem Zimmer am Fenster und sah in den öden Garten hinab. Aber nicht an Fräulein Witten und das Testament dachte er, sondern Annas Bild stand vor seiner Seele und beschäftigte ihm Geist und Herz. So oft er auch seine Gedanken auf anderes richten wollte, immer wieder kehrten sie zu ihr zurück, und immer lebhafter ward er sich bewußt, daß er diesem Gefühl keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Er war kein Jüngling mehr, sondern ein gereifter Mann. Er kannte das Leben in seinen Höhen und Tiefen und hatte auch geglaubt, die Liebe zu kennen, aber dies Gefühl, das sich jetzt zu seinem Herrn gemacht, war ihm bisher fremd geblieben. Und war denn dies die Liebe? fragte er sich, war diese rätselhafte, unerklärliche Sehnsucht, die ihn unwiderstehlich an des jungen Mädchens Seite trieb, war die das allmächtige Gefühl, das Himmel und Erde bewegte, von dem die Zungen aller Völker der Erde Zeugnis geben und das die ganze Schöpfung erfüllt? Und was war es denn, was ihn zu dem Mädchen hinzog, seit er sie gesehen? Was wußte er von ihr? Kannte er sie denn? Und doch meinte er zu wissen, daß allein in ihrer Hand das Glück seines Lebens liege, und unter den tausend Fragen, die er sich vorlegte, war nicht ein einziges Mal die erstanden, ob sie auch ihn liebe.

Aus dem Blick ihrer Augen, an dem Druck ihrer Hand hatte er herausgefühlt, daß ihr Herz dem seinen Antwort gab. Aber gewohnt, in strenger Schulung sich selber Rechenschaft zu geben von seinem Tun und Lassen, versuchte er es auch jetzt, jedoch vergebens. Es war etwas in ihm zum Leben erwacht, das stärker war als alle seine Vernunft, und das war über ihn gekommen ohne sein Wollen.

Er hatte niemals die Absicht gehabt, unvermählt zu bleiben, aber es hatte auch nichts in seinem Leben ihn zu einem Entschluß gedrängt. Erst als vor einiger Zeit, nach dem Erscheinen eines Werkes von ihm, von der Universität seiner Vaterstadt die vertrauliche Anfrage an ihn gelangt war, ob er vorkommenden Falles geneigt sein würde, einen Ruf als Professor der Chemie anzunehmen, war das Vorhaben in ihm erwacht, sich alsdann nach einer Frau umzusehen. Als aber dann vor kurzem jener Ruf an ihn erging, da hatte ihm inzwischen das Testament Heimat, Professur und Heirat unliebsam gemacht, und halb und halb war er mit der Absicht gekommen, die letzten Fäden zu durchschneiden, die ihn noch mit der Heimat verbanden.

So war es noch gestern gewesen. Und heute? O wie schnell hatte ein Blick in Annas klare, tiefe Augen alles in ihm gewandelt; er wußte, nur an ihrer Seite konnte er sein Glück finden.

Er ließ sich bei der Pastorin Müller melden und fand die alte Dame bequem in einem Fahrstuhl ruhend, den man vor ein blumengeschmücktes Fenster geschoben hatte.

Die Greisin war allein. Sie hatte gelesen und reichte nun mit demselben herzgewinnenden Lächeln, das Hans bei Anna so entzückte, ihrem Besuch die Hand entgegen, die er, bezwungen von der schlichten Würde, die über dem Wesen der Frau lag, voll Ehrfurcht an die Lippen zog. Er hatte nicht gewußt, daß die Dame gelähmt war, und als er nach dem ersten Austausch der Reden sich auf dem Sessel niederließ, den die Dienerin herangeschoben, äußerte er einige Worte seiner Unkenntnis und der Teilnahme an solchem Leiden.

„Wenn man von so viel Liebe umgeben ist, wie ich, darf man nicht klagen. Ich empfinde mein

Geschick mehr als Härte für Anna denn für mich."

„Das gnädige Fräulein wird diese Meinung nicht teilen", sagte Hans ungeschickt. Er war enttäuscht, das junge Mädchen nicht anwesend zu finden. Er hätte gern von ihr gesprochen, nach ihr gefragt.

„Natürlich nicht," sagte die Pastorin, „aber mit nichts sollte man mehr geizen als mit den Tagen der Jugend; denn sie ist ein flüchtiges Gut, nach der Gesundheit das kostbarste, was uns das Leben beut, und sie wirft noch goldenen Schein auf das Alter."

„Gewiß, aber wirkliches Glück bringen doch eigentlich erst spätere Jahre."

„Sie haben recht. Die Tage, zu denen man sagen möchte: ‚verweilet doch, ihr seid so schön', die kommen erst, wenn die Erfahrungen hinter einem liegen und wenn keine Erwartungen mehr uns treiben, der Zeit Flügel zu wünschen."

„Das lautet ja so ernsthaft, liebstes Mütterchen," klang Annas frohe Stimme hinter Hans, „als wolltest Du Herrn von Osten verleiten, sich das Alter herbei zu wünschen, jetzt grade, wo er in ein neues Leben eintreten will!"

Hans von Osten war aufgesprungen und stand keines Wortes mächtig dem jungen Mädchen gegenüber, das offenbar soeben von einem Ausgang heimkehrte. Eine große Freude strahlte in ihren Augen, und Osten konnte seine bewundernden Blicke nicht von ihr abwenden, wie sie jetzt das reizende Gesicht zu ihm erhob und ihm mit lieblichen Lächeln die Hand bot.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Professor!" sagte sie, „es freut mich, die erste zu sein, die Ihnen zu diesem Titel gratuliert. Herr von Osten hat nämlich", wandte sie sich dann erklärend an die Mutter, „einen Ruf als Professor an unsere Universität hier erhalten, und wir hoffen, daß er ihn annimmt."

„Wer verriet Ihnen, was ich bisher als Geheimnis bewahrte, weil ich mich erst hier umsehen wollte?"

„Ach, das ist einfach! Der Rektor der Hochschule schloß Ihre Annahme aus Ihrem Kommen und hat es Kurt erzählt, mit dem ich eben auf der Straße zusammentraf."

„Und wünschen Sie, daß ich hier bleibe, Anna?" fragte Osten ernst; während er ihre Hand faßte, beugte er sich zu ihr und suchte ihre Augen. Sie antwortete nicht und hob nur die schönen Augen zu ihm auf, aber er mußte wohl in ihnen eine beglückende Antwort gelesen haben, denn mit einem hellen Jubelruf zog er sie in seine Arme. Und bevor die Pastorin noch recht begriff, was um sie her vorging, stand Hans und Anna Arm in Arm vor ihr und begehrten ihren mütterlichen Segen.

„Sie wollen Anna heiraten, Herr von Osten?" fragte die alte Dame ganz benommen.

Anna sah auf die Mutter und dann auf den Mann, der sie umschlungen hielt und nun einen langen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte, bevor er sie aus seinen Armen ließ. Sie kniete vor der Mutter nieder und umfaßte sie zärtlich.

„Und Du willst ihn haben, mein Liebling, den fremden Mann, den Du gestern noch garnicht gekannt, dem willst Du folgen für alle Zeit?"

Anna nickte stumm, und da wandte sie sich zu Hans und sagte:

„Herr von Osten, Sie kennen ja mein Kind kaum . . ."

„Wir lieben uns von ganzem Herzen, ist das nicht genügend? Nicht wahr, Anna, Du hast Vertrauen zu mir?"

Sie sah zu ihm auf und reichte ihm die Hand, an der er sie sanft in die Höhe und in seine Arme zog.

Die Türe öffnete sich, und Marie mit Kurt und ihren zwei ältesten Kinder traten ins Zimmer, blieben aber wie gebannt stehen, als sie Anna in Hansens Armen sahen.

„Was ist das?" rief Marie.

„Ein Brautpaar!" rief Hans in ausbrechendem Jubel, „das Eure Glückwünsche erbittet!"

Marie umarmte die Schwester, und der Regierungsrat rief:

„Das nenne ich die Leute überraschen! Da greife ich ihn gestern auf der Straße auf, schleppe ihn in mein Haus, beklage den armen Junggesellen, der kein Heim hat und nun höre ich, daß . . ."

Glückstrahlend fiel ihm Hans in die Rede.

„Daß er hier sich ein deutsches Heim gründen, ein deutsches Weib sich nehmen, ein deutscher Professor werden und auf gut deutsch Fräulein Witten zu ihrer Erbschaft Glück wünschen will."

„Fräulein Witten!" rief Marie und brach in ein fröhliches, helles Lachen aus, in das alle einstimmten.

Hans sah sich um.

„Was gibt es denn zu lachen?" fragte Osten erstaunt.

„Ist das nicht köstlich! Ich glaube wahrhaftig, Hans weiß nicht, wen er heiraten will."

„O doch! Fräulein Anna Müller!"

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Ich glaube auch, Du weißt nicht, wer ich bin", sagte sie schüchtern.

„O ja! eine ganz verrückte, boshafte alte Jungfer bist Du!" lachte Frau Marie.

Hans sah ratlos auf die fröhliche Gesellschaft.

„Kinder!" rief Kurt, „kommt und sagt dem Onkel, wie Tante Anna heißt."

„Fräulein Johanna Witten!“ klang der frohe Ruf der beiden Geschwister.

Hans stand wortlos den Lachenden gegenüber.

„Siehst Du, jedes Kind hier konnte Dir es sagen, aber Du wolltest die Dame ja durch die Vermittelung Deines Rechtsanwalts kennen lernen, und das brachte Dich so weit vom Wege ab.“

„Aber das ist ja unmöglich!“ rief Hans ungläubig.

„Lassen Sie es mich Ihnen erklären“, sagte die Pastorin. „Daß ich Mariens Stiefmutter bin, haben Sie wohl gehört?“

Hans verneinte.

„Ich war die zweite Frau von Mariens Vater und vorher schon vermählt gewesen mit dem Pastor Witten, und aus dieser Ehe stammt mein einziges Kind Johanna Witten, Ihre Miterbin, da der verstorbene Witten ein ganz entfernter Verwandter meines seligen Mannes war. Ich glaubte, Sie wüßten das alles, als Sie um meine Tochter anhielten.“

Mit ängstlicher Spannung suchte Anna in seinem Antlitz zu lesen. Er hatte sie losgelassen und hielt die Augen mit der Hand bedeckt.

„Vetter,“ sagte Marie, „ich bin die Schuldige. Ich beredete Kurt und Anna zu schweigen, bis Sie uns selbst nach Fräulein Witten fragen würden oder der Zufall Ihnen alles verriet.“

„Ja, es war ein Glück, daß ich nicht wußte, daß Fräulein Witten Deine Schwägerin sei, ich glaube wahrhaftig, ich wäre nicht mit Dir gegangen, Kurt.“

„Hans, lieber Hans“, sagte flehend eine zärtliche Stimme neben ihm.

Zärtlich zog er Anna in seine Arme.

„Du meine böse, böse Miterbin, beinahe hätt' ich mein Glück nicht gefunden.“

„Hätte Geld uns trennen können, nachdem wir uns kannten?“

„Weigertest Du Dich nicht, mit mir zu teilen?“

„Bevor ich Dich kannte, mit dem Fremden,“ sagte sie lieblich errötend, „mit dem Geliebten teile ich nun alles — Dein Leben, Deinen Namen und Dein Geld.“

„Nein, Anna, dieses teile ich nun mit Dir. Darin hast Du Deinen Willen durchgesetzt, Du meine Miterbin!“

Die Geisterparade auf dem Karnberg bei Wanfried.

Wenn des Nachts die Geisterstunde
Aus dem grauen Kirchturm quillt,
Wird's lebendig auf dem Karnberg,
Auf dem alten Schlachtgefild.

Durch die Wälder, durch die Täler
Gleitet jetzt ein Hornsignal,
Und auf schwarzen, wilden Rappen
Stürmt's heran in großer Zahl.

Alle Schläfer in der Runde,
Die erwürgt die grause Schlacht,
Steigen aus den Hügelgräbern
Wie in jeder Mitternacht.

In dem Dunkel blitzt der Pallasch,
Glimmt manch schweres Wurfgeschoß,
Aus den dichten Buchenwäldern
Zwängt sich wiehernd Roß an Roß.

Und in jeden leeren Sattel
Schwingt sich rasch ein Reitersmann,
Greift die goldbetreßten Zügel,
Daß der Kampf beginnen kann.

Auf dem buntgescheckten Schimmel
Sitzt der Schwedengeneral,
Hell die grauen Augen blitzen,
Das Gesicht ist starr und fahl.

Jetzt ein Wink — und vorwärtsstürmend
Setzt sich alles rasch in Trab,
Denn jetzt nimmt der bärt'ge Alte
Schweigend die Parade ab.

Rosse wiehern — Waffen klirren —
Mäntel flattern nebelweiß,
Und aus weitgesperrten Nüstern
Stiebt der Roßhauch glühendheiß.

Dreimal donnert die Parade
An dem General vorbei,
Ob die Kraft noch ungebrochen,
Ob der Mut der alte sei.

Heller leuchtet dessen Auge
Auf im alten Schlachtenmut:
Ja, in jedem Reiter flutet
Noch das alte Schwedenblut.

An der Spitze seiner Reiter
Kommt er selbst im Nebeldampf,
Daß er seine treuen Helden
Führe in den blut'gen Kampf.

Da schlägt's eins! Wie weggeblasen
Sind die Reiter — Glied für Glied —,
Nur der Sturm im dunklen Forste
Pfeift ein schaurig Geisterlied.

Nebelfetzen wogen — wallen
Durch die Buchen dichtgedrängt,
Und es scheint, als ob die Geister
Ihre Mäntel aufgehängt. — —

Wanfried. **Wilhelm Pippart.**



Aus alter und neuer Zeit.

Über das Gefecht bei Hünfeld geht uns noch folgendes zu: Zu dem interessanten Aufsatz des Herrn Dr. Siebert über das Gefecht bei Hünfeld am 4. Juli 1866 in Nr. 16 des „Hessenland“ möchte ich mir eine kleine Berichtigung erlauben.

Der Aufruf des Gouverneurs von Kassel an die Frauen und Jungfrauen Kassels zugunsten der bei Hünfeld verwundeten Preußen und Bayern ist allerdings ergangen, bezog sich aber nicht auf die Verwundeten aus dem Gefecht mit der bayerischen Reiterei bei Hünfeld selbst, sondern auf die Verwundeten aus den Gefechten bei Dermbach, Wiesenthal und Roßdorf zwischen Hünfeld und Schmalkalden, die ebenfalls am 4. Juli stattfanden und in denen eine große Menge Preußen und Bayern verwundet wurden und teilweise ohne jede Hilfe waren. General Vogel von Falckenstein suchte deshalb überall her Hülfe zu verschaffen, telegraphierte nach Kassel und schickte auch nach Schmalkalden, wo ich damals als Rechtsanwalt lebte, eine Patrouille schwarzer Dragoner mit der Aufforderung, schleunigst nach Roßdorf Hilfe zu senden, wo 300 Bayern ohne jegliche Pflege seien. Wir kamen der Aufforderung nach und sandten eine große Menge Liebesgaben hin, die reißenden Abgang fanden, nahmen auch vier Bayern und einen Preußen mit nach Schmalkalden ins Landkrankenhaus, wo ein Bayer starb, den wir so feierlich als möglich, sogar mit Böllerschüssen, begruben. Ich selbst fuhr am 6. Juli nach Roßdorf und sah dort die trostlosen Zustände. Meine Eindrücke von diesem Besuche sind wenige Tage darauf in der „Hessischen Morgenzeitung“ veröffentlicht worden.

Hildesheim. Otto Gerland.

Aus Heimat und Fremde.

Grabschmückung. Am Geburtstag des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen (20. August) wurde dessen Ruhestätte auf dem alten Totenhofe in Kassel mit zahlreichen Kränzen mit Schleifen in den hessischen Landesfarben geschmückt.

Marburger Hochschulnachrichten: Dem ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Hensel wurde der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. — Der Kurator der Universität, Geheimer Justizrat Dr. jur. Friedrich Schollmeyer, konnte am 29. August auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor zurückblicken. — Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Neumann wurde zum ordentlichen Professor ernannt. — Für ein neues Extraordinariat für römisches Recht in Kiel wurde Privatdozent Gerichtsassessor Dr. Wedemeyer in Aussicht genommen.

Stiftungsfeier. Am 22. und 23. August feierte in Hanau die aus Künstlern und Kunstfreunden bestehende Gesellschaft „Samstagia“ in den Räumen des Bürgervereins ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest. Die zwanglose gesellige Vereinigung wurde im Herbst 1858 von den Hanauer Künstlern G. Cornicelius, H. Gollner, K. Hausmann, August und Louis Schleißner und noch andern ins Leben gerufen und hat sich nach mancherlei Stürmen in den Zeitläuften bis heute als lebenskräftig erwiesen. Die Festlichkeiten wurden mit einem Herrenabend am Samstag eröffnet, während am Sonntag um 1 Uhr eine akademische Feier, die von dem derzeitigen Vorsitzenden, Herrn Bijouteriefabrikanten Fritz Kreuter geleitet wurde, den Höhepunkt bildete. Rückblicke und Ausblicke, Glückwünsche und edle musikalische Darbietungen waren das Programm der würdigen Feier. Ein sich anschließendes Festmahl bildete den Schluß der Festlichkeiten. Interessant war die in dem höchst originellen Raume der Gesellschaft veranstaltete Ausstellung von kleinen Kunstwerken, die im Laufe der Jahre als Beiträge zur Weihnachtsverlosung von den Mitgliedern geschaffen wurden. Fast sämtliche Arten der darstellenden Kunst konnte man bewundern, Malereien in Öl, Aquarell, Gouache und Email, Zeichnungen in Blei, Kreide und Rötel, Federzeichnungen, Radierungen, Gravierungen usw., nicht minder war die Plastik in ihren verschiedenartigsten Techniken vertreten. Man gewann alsbald einen kleinen historischen Überblick über die Tätigkeit der einzelnen Hanauer Künstler der letzten Jahrzehnte, und vor allem konnte man sich auch an Werken der angewandten Kunst, deren Schöpfer dem Lehrerkollegium der Zeichenakademie angehören, herzlich freuen. Einen Glanzpunkt bildete die in der Art der Münchener „Jugend“ ausgeführte Festschrift, die in Bild und Wort Ereignisse in der Gesellschaft aus jüngster Zeit humoristisch und satirisch behandelt; sie ist im wesentlichen eine Schöpfung des auf diesem Gebiete hervorragend veranlagten Malers Professor Wilhelm Schultz. Möge die Samstagia die ihren Gründern vorschwebende Idee, die Hanauer Künstler gesellig

zu vereinigen und einander neue Anregungen zu bieten, noch auf eine lange Reihe von Jahren weiter verwirklichen! K. S.

Aus Frankenberg. Am 30. August fand die feierliche Enthüllung des vom Kasseler Bildhauer C. Melville geschaffenen, und von uns vor einiger Zeit im Bilde wiedergegebenen und in einem Aufsatz von C. Zöllner nach seiner künstlerischen Bedeutung gewürdigten Kreiskriegerdenkmals statt. (Vgl. „Hessenland" 1907, S. 326).

C. Bantzer. Als Ergänzung der in voriger Nummer erwähnten Ankäufe von Radierungen Wilhelm Thielmanns für das neue Landesmuseum in Darmstadt sei noch hinzugefügt, daß auf der hessischen Landesausstellung auch das große Ölbild unseres Landsmannes C. Bantzer in Dresden „Hessische Bauern" für die gleiche Sammlung käuflich erworben wurde. Das in Farbe, Form und Auffassung vollendet durchgeführte Gemälde erregte schon im letzten Jahre auf der internationalen Jubiläums-Ausstellung in Mannheim große Aufmerksamkeit, und es ist sehr zu begrüßen, daß das durchaus bodenständige Kunstwerk nicht seinen Weg ins Ausland gefunden hat. Vielleicht als eine Anerkennung hierfür hat Professor Bantzer das lebensgroße Ölgemälde einer Bauernbraut dem Museum zum Geschenk gemacht. Die „geschappelte" Braut in ihrer reichen Schwälmer Tracht sitzt erwartungsvoll da, sie zeichnet sich weniger durch eine strenge Individualisierung aus, sondern ist mehr als ein farbenfrohes Kostümbild im edelsten Sinne aufzufassen. K. S.

Todesfall. Am 20. August starb zu Kassel 68jährig der Kgl. Konzertmeister Hugo Dilcher, der seit seinem 16. Jahr als Geiger im Orchester der Kasseler Hofbühne tätig gewesen war. Dilcher stammte aus Fulda und war Schüler Spohrs.

Naturdenkmalschutz! Die „Hessische Post" berichtet aus Fürstenwald: „Um ein herrliches Naturdenkmal und vielbesuchten Aussichtspunkt, den riesigen, grotesk emporragenden „Hangars" verhandeln gegenwärtig die Besitzer, die hiesigen Waldinteressenten, mit einer auswärtigen Genossenschaft. Diese beabsichtigt den genannten Felsen in größerem Steinbruch-Betrieb auszubeuten." — So wird es wohl auch kommen, da die Geldfrage nach wie vor bei uns in Hessen der größte Feind der Naturdenkmäler ist. Wenn dieser trotz seinem unästhetischen Namen so prächtige Felsen schwindet, kann auch Frau Sage dort ihr Ränzel schnüren und sich nach einer anderen Unterkunft umsehen.

Hessische Bücherschau.

Chronik der Stadt Wanfried von Reinh. Strauß, Stadtsekretär. 220 S. Wanfried (Verlag von C. Braun) 1908. Preis M. 2,25.

In einem sehr geschmackvoll hergestellten Werk bietet der Verfasser aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier Wanfrieds dessen Chronik als Ergebnis einer 25jährigen fleißigen Sammelarbeit. Das Material wurde aus der bereits vorhandenen Literatur, namentlich Chroniken, vor allem aber aus den städtischen Akten zusammengetragen, und es ist erstaunlich und erfreulich zugleich, welche Fülle von Stoff sich dabei ergab. Die Chronik enthält in chronologischer Reihenfolge fast alles, was sich aus Wanfrieds Geschichte seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 860 bis zur Neuzeit nachweisen ließ. Es kann für den nur halbwegs historisch veranlagten Leser kaum etwas Fesselnderes geben als Schritt für Schritt das Werden einer kleinen, aber in früherer Zeit recht bedeutenden und auch jetzt wieder frisch aufblühenden Stadt, die schweren Zeiten des Krieges und der Pest und die frohen des durch der Bürger Fleiß bewirkten Aufschwunges an der Hand einer eingehenden Chronik zu verfolgen. Man gewinnt ein höchst lebendiges Bild von den städtischen Zuständen namentlich im 17. und 18. Jahrhundert. Darum hat das Werk auch nicht nur für die Wanfrieder Interesse. Da der Preis dieser Chronik zudem ein überaus wohlfeiler ist, sei sie unseren Lesern um so mehr empfohlen, als ihr durch die Hollsteinsche „Geschichte der Stadt Wanfried" bis jetzt eine ziemliche Beschränkung im Absatz zu teil geworden ist. Wie mir der Verfasser mitteilt, hat er seinerzeit zu diesem Werke sein Material gleichfalls hergegeben in der Annahme, daß es zu einer kostenlos zu verteilenden in knappstem Rahmen gehaltenen Festschrift verwandt werden sollte. Möge er für sein Mißgeschick noch nachträglich in einem recht regen Absatz des trefflichen Werkchens einigen Trost finden. H'bach.

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Niederhessischen Touristenvereins. Im Auftrage des Vorstandes verfaßt vom Schriftführer Rechtsanwalt Hermann Wenning. August 1908. VII und 128 Seiten. Kassel (Druck von Weber & Weidemeyer). Preis M. 0,50.

Wer vor etwa zwei Jahrzehnten eine Fußwanderung nach dem Hohen Gras, dem Firnsbachtal oder gar in die Langenberge oder in die Söhre unternahm, wurde von der großen Mehrzahl seiner Kasseler Mitbürger fast wie ein Weltreisender angestaunt. Daß an einer solchen Fußwanderung vollends das weibliche Geschlecht teilnehmen könnte, galt geradezu als undenkbar. Daß das heute so ganz anders geworden ist, bleibt das unbestrittene Verdienst des Niederhessischen Touristenvereins, das wir heute, wo die Hygiene des Wanderns als eminent wichtiger, sozialer Faktor allgemein erkannt und anerkannt ist, nicht hoch genug anschlagen können. Die äußere Anerkennung wurde dem Verein durch die ihm aus allen Kreisen entgegengebrachten Sympathien, die zugleich seine Existenzberechtigung bewiesen. Keine Treibhauspflanze, die nicht leben und

sterben kann und, kaum gepflanzt, schon früh wieder abgehauen wird und verdorrt, sondern seinem Symbol, der kraftstrotzenden Eiche des niederhessischen Waldes vergleichbar, wuchs der Verein aus einer Mitgliederzahl von 75 im Gründungsjahr 1883 heraus zu einer solchen von 3158 im Jahr 1908. In der vorliegenden Festschrift führt uns Wenning in klarer und übersichtlicher Weise Geschichte und Tätigkeit des Vereins vor, dessen Ziel, die Belebung und Förderung touristischer Interessen, die Erschließung des Vereinsgebietes und Erleichterung in dessen Bereisung, auf die mannigfachste Weise erstrebt und erreicht wurde. Der Verein hat nicht nur durch Anlage von Fußwegen und Wegebezeichnungen, Errichtung von Aussichtstürmen und Schutzhütten und Anlage von Ruhebänken die Verkehrs- und Unterkunftsmittel verbessert, sondern auch durch Herausgabe einer Vereinszeitschrift und Veranstaltung von Vorträgen, geselligen Zusammenkünften und Ausflügen die Kenntnisse der Heimat in Wort und Schrift erfolgreich erweitert. Wiederholt hat er Baumpflanzungen errichtet und Quellen eingefaßt Auch auf die Förderung der Heimatschutzpflege und des Beförderungswesens erstreckte sich seine Tätigkeit, wie denn auch die Herausgabe von Karten und Führern z. T. auf seine Anregungen hin erfolgte. Dem Abschnitt über die Vereinstätigkeit geht ein solcher über den Hauptverein, dessen Gebiet, Zusammensetzung und Verfassung sowie über die Vereinsmitglieder voraus. Den Beschluß bildet ein umfassender Nachweis über die Tätigkeit der 31 Zweigvereine. Wenn das Kapitel über den Turmbau auf dem Hohen Gras auch eines wehmütigen Untertones nicht entbehrt, so bringt der Schluß doch einen versöhnenden Ausblick. Die Festschrift enthält 42 treffliche Illustrationen nach Aufnahmen von Bruns, Tellgmann, Leonhardt, Fr. Wenning, Hemstedt, Kahl, Thoericht, Groll, Zobel, Bielefeld, Saal und Zeichnungen von Happel, Dr. Severin und Walter. Möge der darin geführte Nachweis der opferwilligen und gemeinnützigen Tätigkeit noch manchen veranlassen, den Bestrebungen des Vereins sein Interesse und seine werktätige Unterstützung zuzuwenden und so mitzuhelfen an dem steten Wachsen und Gedeihen des N. H. T. V.! H' bach.

Die Verwaltung der judenschaftlichen Angelegenheiten im ehemaligen Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte der Emanzipation der Israeliten von L. Horwitz, Lehrer in Kassel.

Am 29. Oktober d. Js. kehrt der Tag zum fünfundsiebzigsten mal wieder, an dem das kurhessische Gesetz von 1833 in Kraft trat, das den Juden des Kurfürstentums die Gleichberechtigung brachte. Als Jubiläumsgabe hat der Verfasser das Manuskript der Schrift dem Vorsteheramt der Israeliten überreicht. Dieses hat die Arbeit drucken lassen in der Annahme, daß es den Angehörigen der Israelitischen Gemeinden Kurhessens wertvoll sein würde, „Einblick zu erhalten in die Vorgeschichte jenes Gesetzes, dessen segensreiche Wirkung in Gemeinde, Schule und Synagoge sich auch heute noch zeigt und in weiten Kreisen dankbar anerkannt wird". Aber auch über diesen Rahmen weit hinaus wird die Horwitzsche Arbeit auf Beachtung rechnen dürfen. Fleißig und sorgfältig ist hier ein großes Material zusammengetragen und gesichtet worden. Die Ergebnisse werden in konziser, knapper Form vorgetragen, so daß das Heft, trotzdem es nur vierzig Seiten aufweist, eine Fülle des Interessanten bietet. Eine Schilderung der Selbstverwaltung unter landesherrlicher Aufsicht, wie sie schon seit Jahrhunderten durch aufgeklärte hessische Fürsten den jüdischen Gemeinden gewährt war, leitet die Arbeit ein. Es werden sodann die Vorgänge geschildert, die zum Erlaß der Verordnung von 1816 führten, die den in Hessen angesessenen Untertanen — ausschließlich der in Hanau und Fulda — den Genuß der bürgerlichen Rechte erteilte, und die Vorgeschichte erzählt der Verordnung vom 30. Dezember 1823, die im wesentlichen die Einrichtungen traf, die in der Verwaltung der „Judenschaftlichen Angelegenheiten" heute noch zu recht bestehen. Die Gliederung und Verwaltung der einzelnen Kreise und Gemeinden, die Befugnisse und Pflichten der Vorsteherämter, wie sie in dieser Verordnung festgelegt worden, sind heute noch in Kraft, und mit Recht meint der Verfasser: „Fast ein Jahrhundert leben die kurhessischen Israeliten unter den Wohltaten dieses Gesetzes, das namentlich für die Schulen von solch großer Bedeutung war und ist." Einen breiten Raum nimmt, dem Entstehungsanlaß des Werkes entsprechend, die Darstellung der Verhandlungen ein, die dem Gesetz vom 29. Oktober 1833 vorangingen. Hier wird der Tätigkeit des Dr. Pinhas ausführlich gedacht, der unermüdlich im Interesse der Angehörigen seiner Glaubensgemeinschaft auftrat und von dem mehrere Briefe und ein Auszug aus der Schrift zur Emanzipation mitgeteilt werden. Verhandlungen mit dem Vorsteheramt, Beratungen in der Ständekammer, alle möglichen kleinen Zwischenfälle werden dann geschildert, die dem Erlaß des Gesetzes vorausgingen. Ein ausführliches Verzeichnis der landesherrlichen Kommissare seit 1823, der Mitglieder des Vorsteheramts seit dem gleichen Zeitpunkt, der Obervorsteher der Judenschaft im 17. und 18. Jahrhundert, der Gelderheber von 1690—1698 und einige andere Personallisten folgen. — Nach eingehenden Betrachtungen kommt Horwitz zu folgendem Schluß: „Jeder, der die Geschichte der Israeliten im ehemaligen Kurhessen objektiv beurteilt, wird die Tatsache anerkennen müssen, daß hier im Kleinstaate Großes geleistet wurde. Mit unauslöschlichem Danke wird man jener Männer gedenken, die ihrer Glaubensgemeinschaft und ihren Mitbürgern so große, unvergängliche Dienste in selbstloser Weise geleistet haben. Mit froher Hoffnung darf man in die Zukunft schauen, denn sicherlich wird bei der Neugestaltung der israelitischen Gemeindeverhältnisse in Preußen die altbewährte kurhessische Gesetzgebung beachtet werden. So dürfte die hier gestreute Saat auf größerem Feld in den fernsten Zeiten die besten Früchte zeitigen." Das mit liebevollem Verständnis, mit Sachkenntnis und mit hingebendem Fleiß geschaffene Werkchen verdient in allen den Kreisen Eingang und Beachtung zu finden, wo man sich für die Geschichte des ehemaligen Kurhessen interessiert. Es ist dankenswert, daß der Verfasser sich dem wenig beackerten Felde der Geschichte der israelitischen Gemeinden und ihrer gesetzlichen Einrichtungen zugewendet hat, und man darf hoffen, noch weiteren interessanten Veröffentlichungen aus seiner Feder zu begegnen. H. B.

Weinmeister, Professor Dr. Paul. Münzgeschichte der Grafschaft Holstein-Schauenburg. 136 Seiten 8° mit Textabbildungen von Wappen, Münzmeisterzeichen 2c. und 6 Lichtdrucktafeln. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1908.

Der Verfasser hat bereits eine Schaumburg-Lippische Münzgeschichte veröffentlicht (Dresden, C. G. Thieme, 1907), die aus Studien*) über die für Hessen-Schaumburg und Schaumburg-Lippe geprägten Münzen hervorgegangen ist (Blätter f. Münzfreunde, 1906, Nr. 7—12; 1907, Nr. 1—4). Jetzt ist er nun rückwärts schreitend zur Münzgeschichte des 1640 ausgestorbenen Hauses übergegangen, dessen haupt-

*) Vgl. „Hessenland" 1907, Nr. 2, S. 25.

sächliche Erben Hessen und Lippe wurden. Die Arbeit ist veröffentlicht in Band XXVI, Heft 4 der Zeitschrift für Numismatik (erschienen im August 1908). Sie umfaßt fünf Teile. Nach einer geschichtlichen Übersicht folgt ein heraldischer Teil; er gibt eine Entwickelung des Wappens mit dem etwas rätselhaften Nesselblatte, das auch in das hessische Wappen übergegangen ist und sich überdies in den Städtewappen von Obernkirchen, Oldendorf, Rinteln, Rodenberg und Sachsenhagen vorfindet. Danach sind eingehend die Münzstätten und die Münzmeister behandelt. In der Stammgrafschaft Schauenburg kommen als Münzstätten Rinteln (1567—1604 und 1618—20), sowie Oldendorf (1604—18 und 1620—40) mit 9 Münzmeistern, für Holstein Altona (1589—1640) mit deren 7 in Betracht. Nach einem geldgeschichtlichen Teile folgt die Beschreibung von 390 Münzen, von denen der älteste bekannte Brakteat im Text, 48 meist besonders schöne Stücke auf den beigegebenen Lichtdrucktafeln abgebildet sind. —n—

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Herausgeg. von Dr. D. Greiner. Kommissionsverlag für Kurhessen N. G. Elwert in Marburg. Jährlich 6 Hefte. Einzelheft M. 2,50. Abonnement jährlich M. 15.—

Die Zeitschrift umfaßt alle Künste: die Künste des Wortes, der Töne, der Formen, der Farben, der Linien und Flächen, und will in erster Linie die Kunst in Hessen fördern. Die bis jetzt vorliegenden drei Hefte des neuen Jahrgangs 1908 dieser vornehmen Zeitschrift gewähren ein erschöpfendes Bild ihrer Reichhaltigkeit. Lyrische Beiträge lieferten Gottfried Schwab, F. Kaege, Karl Engelhard, Otto Berth und Helene Brehm; die Belletristik ist sonst noch vertreten durch Walter Kinkel, W. Holzamer, Alfred Bock und Fritz Philippi; Professor Henckelmann schrieb einen volkskundlichen Aufsatz über Rosmarin, Alexander Burger über die Hessen in der Literatur, Karl E. Knodt über den Dichter Gottfried Schwab. Von den kunstgeschichtlichen, meist illustrierten Aufsätzen seien erwähnt F. Como über Gemälde Steinhausens, P. F. Schmidt über den Architekten Hugo Eberhardt und über künstlerische Kultur der Druckschrift; O. Schwindrazheim bringt eine ästhetische Studie über die „böse Straßenecke", der Herausgeber selbst charakterisiert den Maler Johannes Lippmann und verbreitet sich in einer fesselnden Skizze über die von ihm ins Leben gerufene Vogelsberger Spielwarenindustrie. Außer den Musikbeilagen enthält jedes Heft eine große Anzahl meist ganzseitiger Bilderbeilagen. Das vornehme Ziel, das sich der Herausgeber gesteckt hat, verdient eine wachsende Anteilnahme aller derer, denen die Kunst unserer Heimat am Herzen liegt, und deshalb ist dieser sich auch in ihrem äußeren Gewand höchst gediegen darbietenden Zeitschrift speziell in Hessen die weiteste Verbreitung zu wünschen. H'bach.

Aus dem Festjubel der Hundertjahrfeier des Kasseler „Lyceum Fridericianum". Erzählung in Kasseler Mundart von Heinrich Jonas. 36 S. Kassel (K. Vietor, Hofbuch- und Kunsthandlung) 1908. Preis M. 0,30.

Die kleine vortreffliche Erzählung des Meisters des Kasseler Dialektes, bei der nur zu bedauern ist, daß sie nicht ganz im Dialekt geschrieben ist, erschien 1879 in der „Kasseler Tagespost" und kurz darauf als fliegendes Blatt, das aber auch nicht mehr im Handel zu haben ist. Es war also ein dankenswertes Unternehmen des Vietorschen Verlages, sie durch eine Sonderausgabe der Vergessenheit zu entreißen. Die Erzählung, deren Schauplatz die Gegend am ehemaligen Auetor bildet, führt mit dem Jonas eigenen kernigen Humor einige Szenen vor, die sich am zweiten Abend der 100jährigen Jubelfeier des Kasseler Lyzeums am 14. August 1879 ereigneten. Der langatmige Titel ist recht unglücklich gewählt, er paßt zu der Erzählung wie Frack, Handschuh und Zylinder zu ihrem Verfasser. Für eine zweite Auflage — für deren Erscheinen wohl schon alle alten Friedrichspennäler, die jenen denkwürdigen Abend miterlebten, sorgen werden — möchte ich einen zutreffenderen und passenderen vorschlagen: „D's Omiesenhennerchen." Der „Festjubel" kann dabei zur Orientierung immer noch als Untertitel beibehalten werden. H'bach.

Personalien.

Verliehen: dem Major a. D. Geßner in Marburg der Kgl. Kronenorden 3. Kl.; dem Seminardirektor Dr. Grau zu Schlüchtern der Rang der Räte 4. Kl.; dem Regierungssekretär a. D. Henze zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: 2. Vorstandsbeamte der Reichsbankhauptstelle zu Dresden Bankassessor Hein vom 1. Oktober ab zum 1. Vorstandsbeamten der Reichsbankstelle in Fulda; Referendar Dr. Fritze zum Gerichtsassessor; Landbauinspektor Möckel zu Homberg zum Kreisbauinspektor; Administrator Woestendick zu Beberbeck zum Kgl. Oberamtmann.

Versetzt: die Forstmeister Jordan von Hersfeld nach Elsterwerda und Schulz von Windhof bei Weilburg nach Hersfeld; Pfarrer Herbert zu Obernkirchen an die Elisabethkirche in Kassel.

Übertragen: dem Oberförster v. Bardeleben zu Rotenburg a. F. die Oberförsterstelle Erlenhof bei Langenschwalbach.

Geboren: ein Sohn: Hofspediteur Konrad Wenzel und Frau (Kassel, 23. August); Apotheker Nierhaus und Frau (Kassel, 23. August); — eine Tochter: Rechtsanwalt Eckhardt und Frau (Witzenhausen, 5. August); Prokurist Rud. Muth und Frau, geb. Goebel (Kassel, 14. August); Fabrikant Julius Wenzell und Frau Paula, geb. Hoppe (Kassel, 18. August); Dr. med. Fertig und Frau Gertrud, geb. Boddin (Hanau, 25. August).

Gestorben: verw. Frau Marie Mergell, geb. Leitheußer, 67 Jahre alt (Kassel, 15. August); Gutsbesitzer Karl Wolfram, 45 Jahre alt (Albshausen, 16. August); Obergütervorsteher Sendke, 68 Jahre alt (Fulda, 16. August); verw. Frau Elise Heußner, geb. Brandt, 90 Jahre alt (Kassel, 16. August); Kgl. Konzertmeister Hugo Dilcher, 68 Jahre alt (Kassel, 18. August); früh. Fabrikdirektor, Kgl. Baurat August Schäffer, 74 Jahre alt (Kassel, 21. August); prakt. Arzt Dr. Hermann Römer, 69 Jahre alt (Kirchhain, 25. August); Kaufmann Ferdinand Peter, 56 Jahre alt (Beckerhagen, 27. August); Postmeister a. D. Wilhelm Bönning, 80 Jahre alt (Kassel, 29. August); Mühlenbesitzer Ludwig Hamenstädt, 72 Jahre alt (Forstmühle bei Niedervorschütz, 30. August); Kgl. Zollinspektor Franz Joseph Meßler (Marburg, 30. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. September 1908.

Unser Stern.

Wir wandelten still und traurig,
Im Herzen Abschiedsweh. —
„Ob ich Dich, Du Geliebte,
Hienieden wiederseh'?"

Und unsre Blicke irrten,
Verloren wie im Traum,
Zu einem hellen Sterne
Im fernen Weltenraum.

„So oft ich den erschaue
Der dort herniederblickt,
Sei'n tausend heiße Grüße
Dir, Liebste, zugeschickt.

Und wenn Dein Auge spiegelt
Des Sternleins lichten Schein,
Laß Dir mein Bild erstehen
Im tiefen Herzensschrein."

Wir schworen's, und haben's gehalten
Wohl manches lange Jahr. —
Das helle Sternlein glitzert
Am Himmel noch immerdar,

Doch nur allein noch blick' ich
Durch Tränen zur lichten Höh' —
Ob ich Dich, du Geliebte,
Dort drüben wiederseh'?

Franz Treller †.

Du.

Ein welkes Blatt fiel vor uns nieder,
Fahl zitterte das Sonnenlicht;
Die Schatten flogen hin und wieder
Über Dein frommes Angesicht.

Im Westen sank der Tag zur Neige,
Verhallend klang Dein leiser Schritt,
Und mit dem Sommer, der gegangen,
Gingst Du, und nahmst den meinen mit.

Marburg. **Tilly Buss.**

Es blüht eine Blume irgendwo.

Es blüht eine Blume irgendwo,
Die such' ich schon lange vergebens.
Es gähnt ein Grab, ich weiß nicht wo,
Das ist das Ziel meines Lebens.

Und wenn ich das Grab einst gefunden hab',
Dann werft mir viel Blumen hinunter,
Vielleicht, daß ich finde im kühlen Grab
Die ersehnte Blume darunter!

Marburg. **M. B.**

Der Kressenbrunnen bei Grebenstein.

Von F. Pfaff.

(Schluß.)

Allmählich änderten sich die Zeiten. Wenn die Landgrafen gelegentlich in Grebenstein verweilten, wohnten sie nicht mehr in der Burg, sondern zogen es vor, ihr Quartier in der Stadt zu nehmen, und bald saßen auch keine Burgmannen mehr oben. Die Burg verlor ihren Charakter als Kriegsfeste, nachdem die Mittel der Kriegführung von Grund aus geändert waren; endlich sank sie zum Fruchtspeicher herab, um schließlich das Schicksal der weitaus größten Zahl von Burgen zu teilen, die durch Verwahrlosung unbewohnbar und dann, als bequeme Steinbrücke benutzt, zu Ruinen wurden. Nur die starken Mauerwände des Pallas haben allen Unbilden getrotzt und werden jetzt vor weiterer Zerstörung nach Möglichkeit geschützt. Freilich ist der Eindruck dieser Ruine einer Burg, der von jeher der Bergfried fehlte, nicht besonders malerisch. Seitdem Philipp der Großmütige die evangelische Lehre in Hessen eingeführt hatte, gab es auch in der Pfarrkirche zu Grebenstein keinen Altar der heiligen Katharina und Elisabeth mehr. Die Kirchengüter, zu denen gar mannigfache Vermögensstücke gehörten, wurden eingezogen, ihre Hauptmasse diente zur Ausstattung der Pfarrstellen und der milden Stiftungen, den Rest behielt der Landesherr. Auch der Kressengarten fiel ihm zu, doch überwies er die Hälfte des Pachtaufkommens von 20 Gulden den armen Leuten im Hospital. Ein kleines Haus, das später von dem Landesherrn auf dem Grundstück errichtet wurde, brachte ihm zwei Gulden Zins. Der Garten war im ganzen fast zwei Morgen groß, der Teich mag die Hälfte davon eingenommen haben. Er bildete ein Rechteck und war durch Erdaufwürfe in acht Beete geteilt, die mit Kresse belegt waren. Rings um ihn hatte man zum Schutz gegen die Einflüsse der Witterung Bäume und Büsche gepflanzt, und da der kleine Bau, den man aufgerichtet hatte, als Lusthaus bezeichnet ward, so mögen die Grebensteiner hier gelegentlich ihre Erholung gesucht haben.

Der dreißigjährige Krieg war über das Land hingegangen, ein Unwetter ohne Ende, das sich wohl einmal zu beruhigen schien, um über kurz oder lang aus anderer Richtung loszubrechen. Fast nichts gab es im Land zu Hessen, das nicht verwüstet und verkommen gewesen wäre, und auch dem Kressengarten scheint übel mitgespielt zu sein, das Häuschen war verbrannt und mußte wieder aufgebaut werden. In den Schreibstuben in Kassel wurden die Federn emsig in Bewegung gesetzt, um etwas Ordnung in die Verhältnisse zu bringen und die eingerissene Gleichgültigkeit zu besiegen; die Beamten im Land hatten dann über dies und jenes zu berichten. So erging auch an den Rentmeister und den Schultheiß in Grebenstein die Aufforderung mitzuteilen, welche Bewandtnis es mit dem Kressenborn habe. Wahrscheinlich hat der Schultheiß Franz Schotten die Feder geführt; er stammte aus Grebenstein und hatte sich im Jahre 1634 auf der Akademie in Kassel einschreiben lassen. Es hat fast den Anschein, als hätte er den nach allen Regeln der Kunst disponierten Aufsatz lieber in seinem geliebten Latein niedergeschrieben. Er lautet nach Vornahme unwesentlicher Änderungen:

A. 1669. Notanda de fonte nasturtico Grebensteinensi. Notatio 1. Wird von den dieses Orts wachsenden vielen und gesunden Kressen allhier zu Grebenstein der Kersenborn genennet. Olim und für mehr als 300 Jahren ist er a latitudine sua der breite Born genennet worden, dahero denn auch der Fahrweg, so über diesem Borne her und auf Ostuffeln und forters auf Kassel zugehet, der Breiteborniſche Weg genennet wird.

2. Situs eiusdem. Ist gelegen über dem über dieser Stadt weit zusehenden Berge und darauf annoch stehenden starken, schönen Mauerwerk des vor mehr als 300 Jahren gewesenen Fürstl. Hess. Residenzhauses gegen Aufgang und erstreckt sich gegen Westen zu in einem des Sommers über überaus lustigen und mit mancherlei, jedoch aber nicht sonderlich fruchtbringenden Bäumen, um damit den Kressen vor der Kälte, Winden und Regen zu beschützen, auch mit einem Aufwurf verwehrten schönen Tale.

3. Scaturigo. (Der Springquell.) Das Wasser, so diesen Brunnen und den in selbigem enthaltenen Kressen durchläuft, befruchtet und zum Wachstum aufhilft, springt aus dem über selbigem gelegenen Hügel an verschiedenen Orten, am meisten aber in demjenigen Pfuhl oder Bett, welches der Kinderpfuhl genennet wird, fast eines kleinen Wassereimers dick.

4. Magnitudo et circumferentia eiusdem wird ab beikommendem Abriß zu ersehen sein. (Fehlt.)

5. Disterminatio. Wird in acht classes oder Betten verteilet gefunden, also daß jedes seinen absonderlichen Wall oder Aufwurf hat und mit selbigem von den andern unterschieden ist.

6. Causa efficiens. Ist Gott der allmächtige Herr, welcher, wie er in prima creatione alles grüne Gras, also auch diesen Kersen erschaffen hat.

7. Materia. Ist das grüne und langstengliche Kraut, hat kleine Blätter, also bitter, daß der, so dieselbe Bitterkeit nicht vertragen kann und doch aber dessen zu einem Kohle genießen will, ihnen den Kersen zuforderst mit heißem Wasser brühen und darmit dieselbe Bitterkeit vertreiben muß.

8. Forma dieses Kersens möchten sein die Fäserlein, so von unten an bis fast an das Herz hinaufreichen, dann wann er aufs neu ein den Brunnen gelegt wird, so müssen solche Fäserlein an den Stengeln gelassen werden.

9. Finis, daß er sowohl zur Lust als auch zu Stillunge des Hungers, insonderheit aber auch zu Reinigung des Geblüts, Abtreibunge des Steins, Scharbocks und anderen Dingen mehr, davon die Herren medici weiteren Bericht zu tun wissen werden, zu gebrauchen ist.



Der Kressenbrunnen. Nach einer älteren Aufnahme.

10. Qualitas des Wassers. Dasselbe ist überaus hell, klar und des Sommers sehr kühl, des Winters aber laulich, ist vor wenig Jahren mit einem Lusthause an des abgebrannten Statt wieder bebauet.

11. Proprietas des Brunnens. Stehet Ihrer Durchlaucht unserm gnädigsten Fürsten und Herren zu, wiewohl daß aus dero gnädigster Concession und einer für langen Jahren gemachten Ordnunge den alten und armen Leuten im Hospital dahier von dem daraus fallenden locario der 22 Gulden jährlicher Renten zehn Gulden alle Jahre gegeben werden müssen. Ist vor mehr als 300 Jahren laut beikommender Kopieen annoch vorhandener Briefe von denen auf vorangeregtem Fürstlichen Residenzhause allhier wohnhaft gewesenen Fürsten Ludwig und Hermann hochlöblicher Gedächtnisse gewissen Bürgern allhier auf die in selbigen Briefen vermeldete Maßen eingetan worden.

12. Subiectum des Kersens. Ist grantiges Erdreich mit roten und braunen Kieseln vermengt.

13. Adiunctum. Ist diese Frucht oder grünes Kraut, so Kresse genannt wird, grünet Winter und Sommer, wächset fast einer Ellen hoch, kann des Winters sowohl als des Sommers zu Salat und Köhlen gebraucht werden, wie denn der zeitige Konduktor jährlich zu Winter, Sommer aber, ehe das gute Gewächse aufkömmt, von diesem Kressen wochentlichen zur Fürstlichen Hofhaltung nach Kassel zweimal Lieferungen machen muß.

Datum Grebenstein am 24. Septembris
Anno 1669.

Auf sonderbaren günstigen und gnädigen Befehl

Johannes Prangs, Rentmeister.
Franciscus Schotten, Schultheiß.

Am Hofe des Landgrafen Karl scheint man der Kresse weder zur Lust noch zur Stillung des Hungers noch zur Reinigung des Geblüts mehr bedurft zu haben, denn als der Brunnenkressenteich im Jahre 1698 dem Bürger Störtzebach in Grebenstein zum üblichen Preis vermeiert wurde, nahm man in den Meierbrief die Verpflichtung zur Lieferung von Kresse an die Hofküche nicht mehr auf. Es wurde dem Pächter nur zur Bedingung gemacht, die Anlage gehörig in Ordnung zu halten und die Kresse zu mäßigem Preis zu verkaufen.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts trat dann eine wesentliche Änderung ein. Mag die Kresse sich beim Publikum nicht mehr der gleichen Beliebtheit erfreut haben wie früher und der Absatz erschwert worden sein oder ein anderer Grund vorgelegen haben, genug, das Grundstück wurde verkauft und es entstand an der Stelle ein Gutshof. Nachdem die französischen Kolonieen den Anfang gemacht hatten, ging man nämlich hier und da wieder zum Ausbau aus dem Schutz der Stadtmauern über, der ehedem gesucht worden war. Im 19. Jahrhundert befand sich der Hof längere Zeit hindurch im Besitz der Familie Fehrenberg, damals erhielt er seine gegenwärtige Gestalt. Der Kressenteich wurde in seinem Umfang beträchtlich eingeschränkt, unmittelbar an seinem Nordrand wurde ein Wohnhaus gebaut und etwas weiter zurück von seinem Südrand ein zweites. Durch den Zukauf von Grundstücken entstand ein

größeres Gut, das infolge der Zusammenlegung auch den Charakter der Geschlossenheit erhielt.

Wer Kassel mit der westfälischen Bahn verläßt, kann unmittelbar vor der Station Grebenstein rechts der Fahrtrichtung auf den Gutshof und den Teich, der in einem parkmäßig gehaltenen Garten liegt, herabsehen. Die Kresse, die vor einigen Jahren noch stellenweise vorkam, ist jetzt verschwunden. Die Hauptquelle aber ist gefaßt und mit einem Brunnenhaus überdeckt worden. Ein Teil ihres Wassers wird zur Burgmühle geleitet und von dieser zum Hochbehälter am Nordwestrand des Burgbergs emporgetrieben, von wo aus nicht nur die Stadt Grebenstein versorgt wird, sondern auch der Gutshof das vom ihm gelieferte Wasser unter hohem Druck wiedererhält. Die überschüssige Kraft der Quelle ist dabei noch so groß, daß die moderne Technik es ermöglichen würde, ohne besonders umständliche Anlagen durch sie den Hof mit elektrischem Licht zu versehen.

So hat der Ort im Laufe vieler Jahrhunderte große Umwandlungen durchgemacht, aber der Quell, das Geschenk der beharrenden Natur, sprudelt noch so mächtig und klar wie in den längst vergangenen Tagen, als der Germane der Urzeit hier zur Göttin betete und einfache Opfer, Blumen, Früchte oder Brot, ins Quellbecken hinabwarf.

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde. II.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Fortsetzung.)

Es kommt auch vor, daß der Sohn nach dem Vornamen der Mutter benannt wird, namentlich dann, wenn das Kind unehelich und der Vater unbekannt ist, wenn er früh gestorben oder viel auswärts ist, auch wohl wenn sich die Mutter zum zweitenmal verheiratet, z. B. Driinəs Kuuət für Kurt Bernhard (Immichenhain), nach der Mutter Katharine, Gerdə Peedər für Peter Kranz (Ottrau), nach der Mutter Gertrud Kranz, während dessen Sohn Johannes Kranz Peedersch Hans heißt, Anmareijs Häns für Joh. Kurz (Schorbach) nach der Mutter Anmarei Kurz usw. Besonders üblich ist diese Gewohnheit, wenn die Mutter eingewandert ist und ihr Name sonst wenig vorkommt, z. B. Odeels (Ottilie) Jakob für Jakob Bierwirt (Ottrau, Vater war früher viel in der Fremde), Leenə (Magdalene) Kon für Konrad Lendenbach (Loshausen), Siinəs Fritz für Friedrich Jung nach der Mutter Anna Rosina Wallenroth (Ottrau), Lowiisə Jusd für Justus Schmerer (Schorbach), dessen Mutter Lowiis (Luise) heißt.

Daß die Tochter oder Enkelin nach dem Vornamen des Vaters oder Großvaters benannt wird, findet sich auch ziemlich oft, besonders in Fällen, wo die Mutter oder Großmutter gestorben ist und Vater oder Großvater deren Stelle (auch Patenstelle kommt in Betracht) vertritt oder wo der Vorname des Vaters oder Großvaters dazu besonderen Anlaß bietet. So heißen in Hauptschwenda die drei Töchter eines Johs. Schneider, die sich Maria Elisabeth, Maria und Anna Katharina schreiben, Hanəsə Maréi, Hanəsə Maríi und Hanəse Dreng oder in Leimsfeld heißt eine Anna Katharina Ochs nach ihrem Vater Wigand Koch Weegəds Angkətreng (vgl. dazu oben Witzəls Hanerch). Ebenso heißt Anna Katharina Hahn in Loshausen nach ihrem Großvater Hermann Hahn Hermanə Angəktreng, ebenda Maria Elisabeth Dörbecker nach ihrem Großvater Christoph Dörbecker Stoffəls Mädleis und ihr Vater schon Stoffəls Hinerch (Heinrich), Katharina Boß in Görzhain nach ihrem Großvater Valentin Boß Feltə's Kätchə, ebenda Barbara Elisabeth Mengel nach ihrem Großvater Valentin Mengel Feltə's Bär, Anna Eva Günther nach ihrem Großvater Philipp Quehl Lipsə Ann, Anna Kunigunde Richard (ebd.) nach ihrem Großvater Joh. Heinrich Richard Hanəsə Kin usw.

Verheiratet sich eine Frau, so ist es nicht üblich, daß der Dorfname des Mannes auf die Frau übergeht, sondern diese behält in der Regel ihren alten Namen. Heißt der Mann z. B. Clausə Webər (im Gegensatz zu andern Familien Weber, weil er Besitzer des Klaushofes [bei Neukirchen] ist) oder dä Kleisənər, so wird seine Frau nicht Klausə Webərsch oder Kleisənərsch Leisəwit, sondern sie bleibt ihr Leben lang Schusdərsch Leisəwit, weil ihr Vater, der jetzt Musikant ist, früher einmal ein Jahr lang das Schuhmacherhandwerk gelernt hat. Daneben heißt sie auch Clausə Webər sings (sc. weismensch). Erst die Kinder der beiden erhalten in der Regel den festen Dorfnamen, aber es ist ungewiß, ob hier der Name der Frau oder der des Mannes den Ausschlag gibt, wie wir oben gesehen haben. Es kommt nicht selten vor, daß der Dorfname der Mutter auf ihre Kinder und sogar ihre Kindeskinder übergeht. Außer den bereits oben genannten Beispielen seien hier noch erwähnt: Geelchəs Lisəkät für Elisabeth Katharina Stein in Ottrau, Daijəhâd's

Amm für Anna Maria Schultheiß in Görzhain (Mutter ist eine geborene Degenhard), Reerəsch Hen für Heinrich Kurz in Schorbach (Mutter eine geborene Röthe), Mertzə Hen für Heinrich Mangold in Ottrau (Mutter eine geborene Merz, Vater dient auswärts). Daß er auch noch auf Kindeskinder fortwirken kann, beweisen Beispiele wie Mariiə Hain für Heinrich Schmidt in Schorbach (Großmutter heißt Marie), Drengə Leisəwit für Elisabeth Diehl in Nauses (Großmutter heißt Katharina), Bärbə Bärbchə für Anna Barbara Schäfer in Immichenhain (Großmutter heißt Barbara), Jundə Hanerch für Joh. Heinrich Fassold in Weißenborn (Großmutter heißt Kunigunde), Bechdəls Krestjan für Christian Wust in Leimsfeld (Großmutter eine geborene Bechtel), Schenkə Anmarii für Anna Maria Bierwirt in Ottrau (Großmutter eine geb. Schenk), Miilings Anmarii und Basd für Anna Maria und Sebastian Pfalzgraf in Nauses (Großmutter eine geborene Mühling) usw. Daß hier außer Gründen wie Patenverhältnis, Zusammenwohnen von Mutter und Tochter auch der Vorname und die eigenartige Persönlichkeit der Namengeberin mitwirken können, ist schon oben angedeutet worden. So ist in Ottrau eine Frau als di aal Borkədən (= Burkhardin, d. h. Burkhard's Tochter oder Frau) bekannt. Daher heißt ihr Sohn Joh. Heinrich Schreiber Borkədə Hanerch und noch ihr Enkel Heinrich Schreiber Borkədə Hain. Ein anderes Beispiel, wo sogar der Name der Frau auf den Mann übergeht, Getzə Schmeed, wird weiter unten behandelt.

Wie aus einer mir vorliegenden Statistik hervorgeht, scheint bei den jungen Leuten immer mehr die Bildung von Dorfnamen mit Hülfe des Zunamens aufzukommen. Dabei pflegt man den Namen, der ein patronymisches, metronymisches, verwandtschaftliches oder sonst irgend ein Verhältnis andeutet, dem Vornamen voranzustellen und zwar war die älteste Form die, bei der der Vorname ohne jedes Bindeglied dahinter trat, wie dies noch vielfach aus alten Urkunden bezeugt wird (z. B. Heiner Curtt [1555], Duer Henne genant Dueringk [1555], Kuntzel Henne (1555), Laur Gelchenn [1555] usw.). Später kam die Bildung mit Binde-n (Dial. ə), zuletzt erst die mit Binde-s (Dial. oft sch) auf, die die übrigen Bildungen fast ganz verdrängte und heute als Kollektivname (zur Bezeichnung einer ganzen Familie) zur Regel geworden ist, z. B. Gimbəls, Benads, Bekərsch, Linkərsch, Borkərds usw., d. h. Familie Gimbel, Bernhard, Becker, Linker, Burkhard usw. Alle drei Arten finden sich noch heute bei der Bildung sowohl von Dorfnamen aus Vornamen als aus Familiennamen, z. B. Aårem Häns (= Adams Hannes), Konə Fritzchə (= Konrads Fritz), Baasdə Eerə (= Sebastians Schwiegersohn), Asmans Marii (= Erasmus Marie) usw., ferner Haan Hain (= Hahns Heinrich), Dotzəl Hain (= Dotzels Heinrich), Bak Hain (= Heinrich, dessen Eltern im Backhaus wohnen), Giisə Gretchə (= Anna Margarete Gies), Scherzə Lisbet (= Elisabeth Scherz), Plochə Anəkin (= Anna Kunigunde Ploch), Nollə Kon (= Konrad Noll), Grooə Häns (= Joh. Grau), Kranzə's Kåt (= Katharina Kranz), Floorsch Kon (= Konrad Flohr), nebeneinander Schenkə Hain (= Heinrich Schenk) und Schenkəs Borkərt oder Botz (= Burkhard Schenk), Merləs Lis (= Elisabeth Merle) neben Merlə Häns (= Joh. Merle), Stumbəs Gret (= Marg. Stumpf) neben Stumbə Kes (= Kaspar Stumpf) und Stumbə Kuuət, auch Stumbəs Kutsch (= Kurt Stumpf), Schmeed Jåkobəs (= Jakob Berg) und Schmeeds Kåthreng (= Kath. Thamer) usw.

II.

In engem Zusammenhang mit den Dorfnamen, die von Vor- und Familiennamen abgeleitet sind, stehen die Bildungen zur Unterscheidung gleichlautender Vor- oder Zunamen. Es kommt in der Schwalm öfters vor, daß Geschwister oder andere Verwandte denselben Taufnamen erhalten, wohl weil sie gleiche Paten haben. So findet sich Johann George Bambey neben George Konrad Bambey bei Brüdern, deren Großvater sich George, und deren Vater sich Konrad Bambey schreibt. Ersterer heißt nun Bambey's Jerjə, letzterer Bambey's Schorsch (zugleich Rufname, für ersteren Hanjerch). Ähnlich gibt es in Ottrau einen Großvater Joh. Kurz, einen Vater Joh. Kurz und einen Enkel Joh. Heinrich Kurz. Der Erste heißt, da er Schmied ist, im Gegensatz zu andern Schmiedemeistern des Dorfes Getzə Schmeed nach seiner Frau, die eine geb. Götze ist, der zweite Getzə Hänəs und der dritte Getzə Hanchə (der Familienname wird vermieden, da noch mehr Familien des gleichen Namens sich im Dorf finden). Ähnlich unterscheidet man in Ottrau zwei Schwestern Anna Katharina und Anna Katharina Knoch als Borjəmeesdərsch Kådəriin und Borjəmeesdərsch Anəkådreng, in Schönborn zwei Schwestern Anna Elisabet Wüst und Anna Katharina Wüst als Wisdə Anels und Wisdə Anchə, ebenda zwei Schwestern Elisabeth und Anna Elisabeth Block als Peedersch Anleis und Peedərsch Anels, in Rörshain zwei Schwestern Martha Kesinger und Martha Elisabeth Kesinger als Ke-

singersch Mâdchə und Kesingersch Mâdleis, ebenda zwei Schwestern Elisabeth und Anna Elisabeth Stuhlmann als Stuulman's Leisəwit und Stuulman's Els usw. Hierher gehört auch das schon oben erwähnte Beispiel Hanəse Marei und Hanəsə Marii für Maria Elisabeth und Maria Schneider in Hauptschwenda.

Schwieriger noch gestaltet sich die Unterscheidung bei den Familiennamen. Hier ist ein Unterscheidungsname geradezu geboten. Gibt es doch in einem Dorfe oft 5—6 Familien, welche die Namen Kurz, Merle, Roth, Quehl, Völker, Kranz, Bierwirt, Pfalzgraf, Fenner, Braun, Falk usw. führen, und wollen diese doch alle auseinander gehalten sein. Kam es doch vor, daß in einem Dorfe sich annähernd 100 Familien befanden, denen nicht viel mehr als ein bis zwei Dutzend Schreibnamen zur Seite standen. Da half sich denn der Volkswitz drüber hinweg, nicht indem er wie das Bürokratentum Kurz I, Kurz II usw. unterschied, sondern indem er mit viel Humor und gesunder Einbildungskraft oft auf die sonderlichsten Einfälle kam, Einfälle, die indes ebenso scharfsinnig wie vortrefflich zur Orientierung dienten und selten sich als unpraktisch erwiesen, wenn auch zuweilen eines gewissen Spottes nicht entbehrend. Erwähnt ist bereits das Beispiel Getzə Schmeed im Gegensatz zu andern Schmieden. Da der Familienname Kurz zu häufig vorkommt, findet Unterscheidung nach dem Handwerk statt, da auch diese Bezeichnung schon im Dorf vorhanden ist, muß noch eine genauere Bezeichnung hinzutreten, im vorliegenden Fall nach der Familie der Frau. Ein ähnliches Beispiel ist Basdə Schusdər für den bekannten Volksdichter Joh. Knauff in Zella, der seines Zeichens ein Schuhmacher ist. Da es noch mehr Schuhmacher im Dorfe gibt, wird er durch einen Vorfahren mit dem charakteristischen Vornamen Sebastian kenntlich gemacht. Doch können sich diese Angaben auf alle möglichen Gebiete (Lage der Wohnung, körperliche Eigenschaften, seltene Vornamen, Alter usw.) erstrecken. So gibt es in Allendorf drei Familien des Namens Rothe, von denen zwei (Vater und Sohn) das Dachdeckergewerbe treiben. So heißt der eine dä aalə Dachrood, der andere dä jongə Dachrood, dessen Sohn Heinrich Rothe, der noch zur Schule geht, ist Dachrood's Hain. Eine dritte Familie heißt Beerkrood, weil sie am Berge wohnt. (Unterscheidung nach Gewerbe, Alter und Wohnort.) Ebenda ist die Familie Fenner (auch sonst in der Schwalm stark vertreten) sehr verbreitet. Deshalb unterscheidet man eine Familie Dietzə Fennər (nach dem Großvater), Ochsə Fennər (nach der Großmutter), Annchəs Fennər (ebenfalls nach der Großmutter), Hoop Fennər (nach dem Grundbesitz) und einen Egə Fennər (nach der Lage des Wohnhauses in der Ecke bei der Pfarre). Der Name Fennər kann auch wegbleiben und so heißt der Egə Fennər im Dorf kurzweg der Egə Helwig. Die Familien, die sich dort Köhler schreiben, unterscheidet man als Greewəkeelərsch (weil ein Vorfahre Bürgermeister war), Budərkeelərsch (der Mann fährt auf den Buttermarkt nach Kassel), Wisəkeelərsch (= Wiesenköhler), derə Keelersch (= dürre Köhler), Asman's Keelərsch (= Erasmus Köhler), Dikfərsch Keelərseh (Bedeutung ?) usw. Der Familienname wird bei den letztgenannten gewöhnlich fortgelassen, z. B. Derə's Marii, Derə's Els, Derə's Ekərd (= Eckhard), oder Asman's Marii, Asman's Els, Dikfərsch Hinerch (für Joh. Heinrich Köhler) usw. Eine ebenfalls dort sehr verbreitete Familie Vogel hat nicht geringen Spott über ihren Namen ergehen lassen müssen. Sie werden gekennzeichnet als Drosəl Vogel oder bloß Drosəls (nach dem Schmutz, weil die Drossel ein schmutziger Vogel ist), Vogel afis (lat. avis), Buuərn Vogel (weil er ein wohlhabender Bauer ist) und als Stinərn Hänəs (weil der betreffende ein massives Haus hat). Eine weitere dort ansässige Familie Wickert ist bekannt als Loch Wikərt (von der tiefen Lage der Wohnung), Hunə Wikərt (weil er mit einem Hundewägelchen zum Markt fährt), Kudsəl Wikərt (weil er krauses Haar hat), Borkərds Wikərt (nach dem Vater Burghard), Elsəwitz Wickərt (nach der Mutter Elisabeth usw.*) In Ottrau gibt es 3 Familien Namens Krey, daher unterscheidet man nach den Eltern bzw. Voreltern eine Familie Kraiə Kon, Kraiə Borkədəs (= Burkhards) und Kraiə Jerjəs. Der letztern Familie Kinder Joh. Jost und Sophie Krey heißen daher Krai Jerjə Joosd und Krai Jerjə Sófii. Ebenda unterscheidet man 2 Familien Schreiber als Borkədə Schraibər und Hänsə Schraibər, erstere nach der Großmutter, die im Dorf als die aal Borkədən bekannt ist, letztere nach einem Verwandten der Mutter. So heißen die Nachkommen einfach Borkədə Hanerch, Borkədə Hain, oder Hänsə Mariichə usw. Da es in Weißenborn 2 Familien Diebel gibt, wird die eine dadurch kenntlich gemacht, daß sie neben einer Familie Werner wohnt. So heißt schon der Großvater Werner Diibels Kon und seine Enkelin Anna Elisabeth Diebel Werner Diibəls Anchə. Ja es kommt sogar vor, daß der eigentliche Familienname dabei wegfällt. So heißt in Ottrau ein Konrad Geisel Schraibersch Kon, weil die

*) Vgl. ähnlich bei Kranz u. Schwalm „Kreizschwernäng“: Wäwəschneiresch Ellerhöus.

Nachbarsleute Schreiber heißen. Schon der Vater Johannes Geisel hieß Schreibers Häns. Ein noch sonderbarerer Fall ist mir aus Görzhain bekannt. Dort gibt es 3 Familien Bierwirt, deren Kinder Geschwisterkinder sind. Der Vater der einen heißt wohl nach der Großmutter Christine Kresdengə Derich oder Detz (= Dietrich). Dessen Sohn, der sich Heinrich Bierwirt schreibt, sollte also eigentlich Kresdengə Hain heißen. Da aber schon der Vatersbruder so heißt, nennt man ihn einfach Dewə Hain, weil er neben (schwälm. dewə) Kresdengə Hain wohnt. Dementsprechend heißt sein Vetter Dietrich Richard Bierwirt (dessen Vater Johannes Bierwirt Richəds Häns heißt) Dewə Detz oder auch Kresdengə Detz. Ähnlich heißt Anna Gela Kurz in Immichenhain Kortzə Schniirərs Anna, weil der Familienname Kurz dreimal im Ort vorkommt und im Hause eine Familie Schneider wohnt. In Ottrau gibt es 2 Familien Muhl. Daher heißt die eine nach dem Stand Schneirersch und der Sohn Johann Jost Muhl Schneirersch Hanjoosd (seltener Muul Hanjoosd), die andere nach der Lage der Wohnung (am Ende des Dorfes) Meng, z. B. Meng Konchə für Konrad Muhl. Dessen Sohn Friedrich wieder heißt Kon Fritzchə. Ganz ähnlich verhält es sich mit den beiden Familien Völker in Rörshain, von denen die eine nach dem Vorfahren Lorenz Völker als Loorendsəs (z. B. Loorendsə Otai für Dorothea Völker), die andere nach dem Besitztum als Engərmelesch (Untermühle) bezeichnet wird. Endlich sei noch ein Unterscheidungsmerkmal erwähnt, das lediglich auf starker oder schwacher Biegung des Familiennamens beruht: Falks Hanerch und Falks Kinchə neben Falkə Hanerch und Falkə Kinchə für 2 Familien, die beide Johann Heinrich Falk und Kunigunde Falk sich schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Friedrich Opper.

Von Prof. Dr. Schantz.

Als sich am 22. Mai d. J. in Kassel die Nachricht verbreitete, Pfarrer Opper sei gestorben, herrschte Schmerz und Trauer in weiten Kreisen der Bevölkerung. Vielen schien die Kunde kaum glaublich; manchem war er vor nicht langer Zeit auf einem Amtsgang noch begegnet und hatte in seiner liebenswürdigen Weise einige Worte mit seinem Gemeindemitglied oder Bekannten gewechselt. Doch die Nachricht war leider traurige Wahrheit: in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag war er am 22. Mai in der ersten Stunde des Tages nach kurzem Todeskampfe heimgegangen, und trauernd stand seine Familie und seine Verwandten, seine Gemeinde und seine Freunde an seiner Bahre.

Geboren wurde er am 30. Oktober 1841 in dem benachbarten Oberkaufungen als ältestes Kind des Privatmanns Friedrich Opper. Sein Vater war wie so viele Hessen in das westfälische Heer eingereiht worden und hatte, erst 18 Jahre alt, den Feldzug in Spanien, später den in Rußland mitmachen müssen; er war einer der wenigen, die bei dem schrecklichen Übergang über die Beresina mit dem Leben davonkamen. In der Völkerschlacht bei Leipzig kämpfte er anfangs auf seiten der Franzosen — das Los teilte er gezwungen mit vielen Deutschen —, ging aber noch während des Kampfes mit zu den Verbündeten über und focht von da an mit seinen Landsleuten gegen den korsischen Eroberer. Späterhin lebte er als Pensionär anfangs in Kassel, dann in Oberkaufungen, nachdem er sich, obwohl schon in vorgerückten Lebensjahren stehend, 1840 verheiratet hatte. Seinen Kindern erzählte er gern von den Feldzügen, die er mitgemacht hatte, und schilderte besonders das grausame hinterlistige Wüten der Spanier gegen die ketzerischen Fremden, die außerordentlichen Strapazen in Rußland, die ihm wiederholt drohenden Gefahren und seine Errettung: all dies regte die Phantasie des jungen Fritz so an, daß die Erinnerung daran nie in seinem Geist verblaßte. Zugleich weckten diese Erzählungen des Vaters in ihm den Patriotismus, den er sein Leben lang betätigt hat. Außerdem knüpften sich des Knaben erste Erinnerungen an das alte Schulhaus, worin er aufwuchs; diesem gegenüber, auf demselben Berg, von dem Schulhaus nur durch den alten Friedhof getrennt, liegt die alte, ehrwürdige Kirche Sanctae Crucis, die das jetzt lebende Geschlecht an die einstige deutsche Kaiserherrlichkeit erinnert, vor allem an den frommen Kaiser Heinrich II., „des sächsischen Geschlechtes letzten Zweig“, dessen Gemahlin Kunigunde die Stifterin des Klosters Kaufungen war, zu dem die Kirche einst gehörte. Täglich und stündlich stand dem Knaben, mochte er an einem Fenster eines Vorderzimmers oder vor der Haustür mit der Steinbank daneben oder in dem Garten neben dem Hause weilen, die stattliche Kirche und der Turm mit dem Kickelhahn vor Augen, und dies Bild prägte sich ihm tief ein. Ebenso war ihm auch das Innere

des Gotteshauses wohlbekannt. Oft half er die Glocken läuten, das Lied anschreiben, die Türen schließen. Zugleich verkehrte er viel in der benachbarten Pfarrerfamilie, deren Kinder seine und seiner Geschwister Gespielen wurden. So war es nicht zu verwundern, daß schon früh in ihm der Gedanke aufkam und festwurzelte, Pfarrer zu werden.

In seinem Heimatdorf wuchs er in ländlicher Einfachheit und Stille auf, unter der treuen Hut seiner Eltern, die schon früh Gottesfurcht in sein Herz pflanzten. Hierzu diente auch das gemeinsame Gebet in der Familie, wobei der greise Vater das Käppchen vom Haupte nahm; bald mußte Fritz als der Älteste das Lesen und das „Unser Vater" übernehmen.

Da der Vater seinen Kindern eine gute Bildung mitgeben wollte, so nahm er seine beiden Söhne früh aus der Dorfschule und ließ sie die lateinische Privatschule besuchen, die der in seinem Hause wohnende Kandidat, der spätere Generalsuperintendent Adolf Koppen in Detmold, leitete.

Bald traf die Familie ein schwerer Schlag: der Vater starb 1853 und ließ die Mutter mit ihren drei Kindern zurück. Trotzdem führte sie den Erziehungsplan des Vaters weiter durch, in ihrer Absicht bestärkt von dem Kandidaten Sartorius, Koppens Nachfolger, der sich der begabten Knaben annahm. Auf seinen Rat brachte die Mutter im Herbst 1854 beide Söhne auf das Hersfelder Gymnasium. Der dem ältern Geschlecht Hessens wohlbekannte tüchtige Schulmann Direktor Dr. Wilhelm Münscher, dem gegenüber die neuen Schüler wohnten, sorgte väterlich für die beiden. Während der jüngere Bruder wegen der pekuniären Lage der Mutter das Gymnasium bald wieder verließ, durchlief Fritz es in regelmäßigem Aufsteigen und legte unter tüchtigen Lehrern einen guten Grund in den klassischen Sprachen wie in andern Wissenschaften.

Auch im Zeichnen, Turnen und Schwimmen war er tüchtig. Daher wurde er, als der Schwimmlehrer des Gymnasiums bei der Rettung eines Knaben ertrunken war, vom Direktor einen Sommer lang mit der Leitung des Schwimmunterrichts betraut. Seinen Mitschülern war er ein treuer Kamerad, und mit einigen war er durch enge Freundschaft verbunden, die noch in späteren Jahren die Mitglieder dieses Bundes oft zusammenführte und gedauert hat, bis der Tod auch dieses Band löste.

Nachdem er im Herbst 1860 die Reifeprüfung in Hersfeld als primus omnium bestanden hatte, bezog er die Landesuniversität Marburg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Unter seinen akademischen Lehrern gedachte er stets mit besonderer Dankbarkeit des Professors Henke, dessen milde und doch entschiedene Richtung ihm am meisten zusagte; außerdem hörte er hauptsächlich bei den Professoren Mangold, Heppe, Dietrich, Ranke; unter ihrer Leitung kam er zu der milden, irenischen Richtung, die vermittelnd und versöhnend wirkte und auch in freieren Anschauungen noch Christentum findet und anerkennt. Dagegen zog Vilmar, der gerade auf andere Studiernde einen außerordentlichen Einfluß übte, ihn nicht an. „Bei Vilmar", so sagt er selbst, „hörte ich praktische Bibelerklärung und zwar nicht nur deshalb, weil diese sonst niemand las, sondern auch um meiner Entscheidung und Urteilsbildung willen. Da ich seine hierarchische Richtung nicht teilte, hörte ich Dogmatik bei Heppe, der mich zu einem Anhänger der Schleiermacherschen Schule machte."

Doch auch der Jugendfreude gönnte er ihr Recht. Mehrere seiner Hersfelder Mitschüler waren bei dem Korps der Teutonen eingetreten; was lag da näher, als daß er sich ebenfalls dieser Verbindung anschloß? So trat er, da ihm seine beschränkten Geldmittel nicht erlaubten, aktiv zu werden, als Konkneipant diesem Korps bei. Mancher gelungene Studentenulk, manche „Spritztour" in die Umgegend Marburgs lebte noch in spätern Jahren in seinem Gedächtnis, gern erzählte er im Kreise seiner Familie und Verwandten oder bei gemütlicher Tafelrunde mit seinen Freunden von der schönen Studentenzeit. Wie hätte er sich Marburgs nicht gern erinnern sollen, fand er doch hier eine liebe Braut, mit der er später in fast 41jähriger Ehe vereinigt war!

Wie in Hersfeld, so widmete er auch in Marburg manche Stunde der edlen Musika. Eine schöne Singstimme war ihm zu teil geworden, sowie eine bedeutende musikalische Anlage. So war es ihm eine große Freude, sich an seinem Klavier die edelsten Genüsse zu verschaffen. Seine musikalischen Talente verschafften ihm Eingang in manche Familie; so zog ihn Professor Ranke zu den in seiner Familie gehaltenen Gesangsübungen heran. Und wenn im Freundeskreise ein Lied angestimmt werden sollte, so übernahm er mit sicherer Hand die musikalische Begleitung oder mit seiner klaren Stimme und großen Treffsicherheit war er der Leiter des Gesanges.

Rasch verflossen so unter Arbeit und Frohsinn, unter ernstem Schaffen und Erholung die drei Jahre des akademischen Studiums. Vor dem Examen, diesem Schreckensgespenst für manche, brauchte er nicht zu zittern. Im November 1863 bestand er die Prüfung vor der theologischen Fakultät in Marburg und im Dezember das Tentamen bei dem Generalsuperintendenten Martin in Kassel, worauf er zum Kandidaten der Theologie ernannt wurde. Aber an eine Verwendung im geistlichen Amt war vorläufig noch nicht zu denken. Der Überfluß an jungen Theologen war damals in Kurhessen so groß,

daß jeder Kandidat auf ein jahrelanges Warten gefaßt sein mußte. Daher folgte Opper dem Beispiel der meisten Kandidaten: er nahm eine Hauslehrerstelle an und zwar auf dem Gute Hohenborn unweit Zierenberg im schönen Warmetal. Als aber die Honoratioren in seiner Heimat Oberkaufungen ihm die Leitung der dort bestehenden Kandidatenschule antrugen, folgte er gern dem Ruf und übernahm mit Genehmigung der Kurfürstlichen Regierung die Leitung dieser Anstalt. Zwei Jahre lang hatte er nun wieder das Glück, im elterlichen Hause wohnen und der alleinstehenden Mutter eine Stütze sein zu können. Während dieses Zeitraums unterzog er sich im Mai 1865 in Kassel der Prüfung pro rectoratu und im April 1866 derjenigen pro ministerio (Pfarrerprüfung) und wurde von dem Generalsuperintendenten Martin ordiniert.

Im Herbst 1866 wurde er vom Magistrat zu Allendorf a. d. Werra zum Rektor der dortigen Stadtschule gewählt und zugleich zum Pfarrer der benachbarten Gemeinde Ellershausen bestellt. Nun konnte er daran denken, einen eigenen Herd zu gründen, und am 6. Juni 1867 führte er seine liebe Braut, Amanda Groscurth, heim; und als ihm dort seine ersten Kinder geboren wurden, war das Glück der Eltern groß. An Arbeit fehlte es dem jungen Ehemann nicht. Zunächst hatte er zahlreiche Schulstunden zu geben und die Verwaltung der ganzen Schule zu führen; daneben mußte er sonntäglich predigen sowie in Ellershausen alle vorkommenden kirchlichen Handlungen besorgen. Pfarr- und Schulamt verwaltete er mit Gewissenhaftigkeit und Treue und hatte sich des Wohlwollens seines Vorgesetzten, des betagten Allendorfer Superintendenten Schüler — nach althessischer Kirchenorganisation hatte die reformierte Kirche Niederhessens zwei Superintendenten in Kassel und Allendorf, außerdem nur Metropolitane — stetig zu erfreuen.

Sechs und ein halbes Jahr war er so in dem alten Städtchen im lieblichen Werratal tätig. Da bot sich ihm ein größerer Wirkungskreis. Die Rektorstelle an der damaligen Bürgertöchterschule I (der späteren Mädchen-Mittelschule) in Kassel wurde von dem Magistrat ausgeschrieben. Opper meldete sich, und seine Bewerbung hatte Erfolg; er wurde von dem Magistrat gewählt. Vor seinem Eintritt in die neue Stelle bat er das Konsistorium in Kassel um seine Entlassung, behielt sich aber den Wiedereintritt in das Pfarramt vor; denn für immer der ihm lieb gewordenen Tätigkeit eines Geistlichen zu entsagen war nicht seine Absicht.

Im April 1873 trat er sein Amt in der einstigen Residenz Hessens an. Die Bürgertöchterschule I (in der Frankfurter Straße) war schon damals eine der größten in der Stadt. Unter seiner Leitung aber wuchs sie bald so, daß noch das Nebenhaus in der Frankfurter Straße für neue Klassen eingerichtet werden mußte. Von 32 Lehrern und Lehrerinnen wurden schließlich in 23 Klassen auf 8 Stufen über 1000 Schülerinnen unterrichtet.

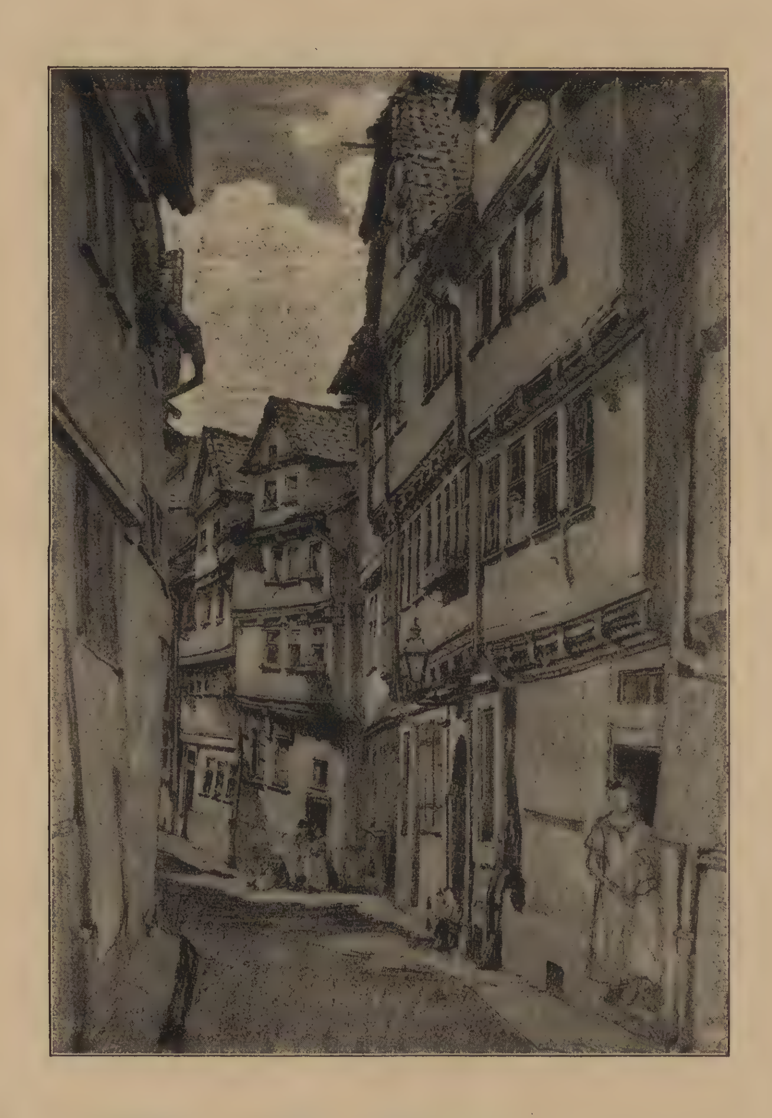
Daß die Leitung eines so großen Schulorganismus viel Kraft und Tüchtigkeit, Weisheit und pädagogische Kenntnisse erforderte, ist wohl klar. Aber Opper wurde seiner großen Aufgabe nach allen Seiten hin vollkommen gerecht. Mit den städtischen Behörden stand er im besten Verhältnis; diese lernten den neuen Rektor bald schätzen, und da er nur das für seine Schule Notwendige forderte, so wurden ihm seine Anträge in der Regel genehmigt. Seinen Lehrern und Lehrerinnen war er allezeit ein freundlicher und wohlgesinnter Rektor, der ihre berechtigten Forderungen vertrat, aber er war auch kräftig und energisch, wußte seine Stellung stets zu wahren und duldete keine Eingriffe in seine Rechte. Den Schülerinnen war er ein gütiger, geschickter Lehrer und väterlicher Freund. Als er zum ersten Pfarrer an der hiesigen lutherischen Gemeinde gewählt war, begrüßten ihn in späteren Jahren frühere Schülerinnen, wo sie mit ihm in Familien oder Gesellschaften zusammentrafen, auf das herzlichste und baten sich von ihm das alte vertraute „Du" aus; gar manche hat es sich später von ihm als besondere Ehre ausgebeten, daß er ihren Ehestand einsegnen oder ihr Kind taufen möchte.

Mit den Direktoren der Kasseler höheren Schulen stand er in freundlichem kollegialischen Verhältnis. An den regelmäßigen Zusammenkünften dieser Schulleiter nahm er fleißig teil und beteiligte sich mit großem Interesse an der Erörterung pädagogischer Fragen.

Auch persönlich trat er so den meisten nahe, u. a. dem bekannten Gymnasialdirektor Gideon Vogt und dem Direktor der alten Kasseler Realschule Dr. Buderus. Mit diesem, der ihn in Hersfeld in der Prima unterrichtet hatte, verband ihn schon von jener Zeit an ein enges Verhältnis, mehr wie des Freundes zum Freunde als des Lehrers zum Schüler. In Kassel wurde die alte Freundschaft, die zugleich durch die Zugehörigkeit beider zu derselben Studentenverbindung befestigt war, im Lauf der Jahre enger und enger. Mit Recht wurde Opper daher, als dankbare Schüler ihrem früh verstorbenen Direktor Buderus ein Denkmal auf seinem Grabe setzten, gebeten diesen Denkstein einzuweihen, und in warmen Worten würdigte er die Verdienste des noch im Tode so Geehrten. In dem Direktoren-Kränzchen regte Opper den Gedanken an, Kaiser Wilhelm I. bei seinem Verweilen in Kassel eine Huldigung durch einen Festzug sämtlicher Schüler und Schülerinnen darzubringen. Der Vorschlag fand

allgemeinen Beifall. So kam die großartige Huldigung am 22. September 1878 zustande. Der Kaiser, auf dem Balkon des früheren kurfürstlichen Schlosses stehend, umgeben von seinem Gefolge, unter dem die hohe Gestalt seines Sohnes, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, hervorragte, neigte wiederholt dankend sein Haupt bei dem Vorbeimarsche der Jugend Kassels, die jubelnd und Hoch rufend den von den Verwundungen durch Mörderhand eben genesenen greisen Fürsten begrüßte. Der Urheber der Kinderovation, Rektor Opper, wurde zusammen mit Direktor Vogt in das Schloß befohlen und mit einer huldvollen Ansprache durch den König geehrt.

(Schluß folgt.)



Die alte Fliegengasse in Kassel. Bleistiftzeichnung von Friedrich Fennel

Warum Rehms Ludewig doch noch geheiratet hat.

Eine Geschichte von der Diemel. Von H. Bertelmann.

I.

Der alte Rehm hatte zwei Jungen und einen Hof. Der stand nach Landesbrauch dem Ältesten zu. Aber der Ludewig trat in die Kule[1]), wie die Leute sagten, darum wollte er das Heiraten aufstecken. Denn wenn's in einer Bauernehe auch blitzwenig mehr zu tanzen gibt, so haben die Mädchen ein grades Bein immer lieber als ein krummes.

Auf den zweiten, den Wilm, machte daher der Alte seine Rechnung. Von den Soldaten hatte er ihn glücklich frei bekommen. Nun konnte er bald heiraten.

Eine junge Frau war nötig. Denn die alte Rehmen war die letzten Jahre immer kränklich gewesen. Unter dem schwarzen Tuche, das sie beständig um den Kopf trug, schaute ein wachsbleiches Gesicht hervor. In den Mundwinkeln lag ein Zug tiefen Leides. Ihre Stimme klang weinerlich. Gegen ihren Mann war sie kalt und kurz. Nie saß sie bei den Mahlzeiten mit am Tische. Weil die Jungen das immer so gesehen hatten, fanden sie nichts darin.

Mit Wilm allein konnte sie lächeln. An ihm hing ihre Seele. Eigentlich hätte er ein Mädchen sein müssen, wünschte sie sich manchmal. Denn er verstand sich am besten zu allerlei Verrichtungen, zu denen Manneshand in der Regel kein Geschick hat. In seinem Wort und Wesen lag eine wohltuende Wärme, der Sonnenschein der einsamen Frau.

Im Herbst, da Wilm fünfundzwanzig zählte, wurde sie bettlägerig. Ihr Mann durfte ihr nicht nahe kommen. Nur Wilm wollte sie um sich haben. Selbst der Ludewig wagte sich nicht weiter bis auf die Ofenbank.

Eines Abends ergriff die Frau lebhaft Wilms Arm: „Junge,“ sagte sie, „wenn Du mal friggest[2]), si jau got jigen dat Wiwesmensche. — Süh, Din Vatter — de is dat ni west.“

Die letzten Worte stieß sie kurz hervor wie einer, der sich etwas von der Seele schwatzen will.

Wilm wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Seine Mutter machte ihn hier zum Richter über ihr Verhältnis zu seinem Vater. Ob das ein gutes oder schlechtes sei, darüber hatte er sich eigentlich bis dahin keine Gedanken gemacht. Auf einmal packte ihn doch eine tiefe Wehmut an. Der Vater an seiner Mutter schuldig! — Es wollte nicht in seinen Kopf. Vielleicht nur ein Wahn und die Ursache der Schwermut, zu der die Frau in letzter Zeit neigte! — Und doch — das kühle Verhältnis der beiden all die Jahre her! Jetzt wurde ihm klar, daß da irgend etwas nicht richtig gewesen war.

[1]) hatte ein lahmes Bein; [2]) heiratest.

Wilm tat, als habe er nichts verstanden. Die Kranke starrte ihn unaufhörlich an, faßte seine Hand fester und zog ihn nieder. „He is 'n slächter[1]) Hund jigen mik 'ewest“, flüsterte sie ihm halblaut ins Ohr.

„Ach, Modder, säget sowat ni — wat sall ik —“

„Kast 'et gleiwen — maket ni auk so — dat bringet kin Glücke — 't is min Daut[2])!“

Wilm schüttelte den Kopf. Ihm war, als fingen die beiden Pfosten im Torgange seines Lebensweges zu wanken an und drohten ihn zu erschlagen.

Endlich hatte er sich loswinden können. Nur den quälenden Gedanken von des Vaters Schuld wurde er nicht los.

Ein paar Tage danach war die Frau eingeschlafen, ohne daß jemand zugegen gewesen. Von da an begegnete Wilm seinem Vater mit Mißtrauen.

So saßen den Winter über drei Mannsleute am Herd. Als aber der Mai kam, fing der Alte einmal beim Abendbrot an: „Wi mot'n Wiwesmensche in't Hus hawen, so geiht dat ni mei. Süh to, Wilm!“

Der fing an zu husten, als wäre ihm ein Brocken im Halse stecken geblieben.

Sein Vater schien keine Antwort erwartet zu haben, denn er fuhr fort: „Da is dem Kunzen sin in der Twete[3]), dat krieget 'n schön Vermögen un stellt auk wat vörr.“

Hier fiel der Ludewig ein: „Nä, nä, Vatter, so'n Ruschenplaster[4]), wat olle Burßen to Narren het, so'n slimm Mul — dat wü wi ni in't Hus hawen. — Nä, wenn Ji kin better witet!“ — Ludwig dachte daran, wie ihn das ausgelassene Mädchen auf der vorletzten Kirmes im Übermut zum Tanz aufgefordert hatte.

„Bi Mäkens läget sik de Hauchmot, wenn se frigget hat.“

„Dem Düker sin Zofie — wie wör't denn damidde?“ fuhr Ludewig fort und nahm Wilm scharf aufs Korn.

Der schnappte flugs sein Messer zu, stand auf und wischte sich am Handtuch hinter der Tür den Mund.

„Verständig un dügend[5]) is et. Äwer sine Möme[6])! — Ik wet ni —“, der Alte zuckte mit den Schultern, „de sall supen.“

„Ne raue Nase het se“, nickte Ludewig.

„Ik gleiwe, dat Minchen up'm Fälle[7]), dat passede

[1]) schlechter; [2]) Tod; [3]) Wegbezeichnung: zwischen den Hecken; [4]) Bezeichnung für ein Mannweib; [5]) tüchtig; [6]) Mutter; [7]) Felde.

nau am besten. 't is 'n nütsch Blage[1]), fine Ellern sid daut, da krieget et gliek olles midde. Wilm, wat menste? Du swigest stille"

Der kramte zwischen den Zeitungsblättern auf dem Ecktisch, als ginge ihn die Sache nichts an. Jetzt drehte er sich um: „Wat ik mene? — Frigget doch en dervon, wenn Ji Lust hat." Dann nahm er die Tür in die Hand und verschwand.

„Nu kuck, so'n Eckkopp! Wat het me sine Last!"

„Düt söll mik wunnern, wo de sine Feddern ma hünne blefet!"[2])

Damit erhoben sich die Zwei. Ludewig folgte Wilm. Der Alte aber legte sich ins Fenster und machte die stille Nacht zur Vertrauten seines Ärgers.

Derweil Ludewig im Stalle bei der Abendarbeit alle heiratsfähigen Mädchen vor seinem Geiste vorüberziehen ließ, schob Wilm leise den Riegel der Gartentür auf, die hinunter in die Diemelwiesen führte. Noch einmal spähte er zurück wie einer, der entwischen will. Die kurze, blauleinene Jacke knöpfte er zu und besah sich im Taschenspiegel. Braunes, gekräuseltes Haar umrahmte ein offenes, treuherziges Gesicht. Prüfend fuhr die Hand über den spärlichen Schnurrbart, dann holte sie aus der Hecke eine volle Fliedertraube. Damit ging es den Wiesenpfad hinab.

Wie da die Halme sich hoben und Blumen empordrängten! Wenige Wochen noch, dann mußte man wieder das Werkzeug zurecht kriegen. Der Bursche dachte an den duftigen Morgen, da hier das Sensenlied erklingt, und schnalzte mit den Fingern.

Nun stand er vor den Kämpen. Einem dichten Netze schwellender Linien gleich zogen gewaltige Hecken durch die Flußniederung, hinter denen in den Sommertagen die Kühe weideten. Eine Anzahl durchschritt er, ehe er auf eigenem Grunde stand. Die schwarzbunte Bleßkuh witterte ihn sogleich. Schnurstracks kam sie auf ihn zu, nach dem Flieder gierend.

„Dat is niks vörr dik." Er kraulte dem Tiere zwischen den Hörnern. Die übrigen Kühe und Rinder ließen sich nicht stören. Wohlgefällig lauschte Wilm dem regelmäßig ruckendem Ton des Grasens.

Ein Rauschen in der Hecke riß ihn herum. Eine Mädchengestalt schwebte aus dem Grünen. Sie hatte den blanken Melkeimer am Arm und richtete ihr Augenmerk nur auf den Strickstrumpf. Plötzlich blickte sie zur Seite. Überrascht gewahrte sie den Burschen.

„Go'n Awend, Wilm. Wit Du mälken?"

„Nä, dat besorget use Ludewig."

Ehe er sich auf ein freundliches Wort besinnen konnte, war das Mädchen vorüber. Als hätte er eine Erscheinung gehabt, so schaute er sich zwischen den hohen Heckenwänden verwundert um. Ihr nachzurufen wagte er nicht.

Die braunen Haarflechten, das rote Leibchen, die hellen Hemdärmel, der hin- und herfliegende Rock — er sah das Bild noch einmal vorübergleiten. Nun nahm es Besitz in seinen Gedanken. — Nicht einmal hatte er ihren Gruß erwidert. Er griff sich an die Stirn und wurde rot. Da nahm er den Flieder in den Mund und schnitt sich eine Gerte. Nun folgte er der Spur des Mädchens, unaufhörlich ins Blaue fuchtelnd.

So gelangte er auf den Fahrweg, der die Diemel überbrückte. Drüben lag der große Gemeindekamp, die Sommerweide für die Kühe der kleinen Leute.

An das Holzgeländer der Brücke lehnte sich Wilm. Sein träumender Blick verlor sich in den wirbelnden Wassern, die hier, durch eine Kiesinsel getrennt, einander wieder in die Arme jauchzten. Wo die Fluten ruhig standen, schimmerten die aufbrechenden Knospen des weißen Hahnenfußes über dem dunklen Grunde wie der Hochzeitsstrauß an einer Bräutigamsbrust. Da lösten sich aus dem welk gewordenen Fliederstrauße ein paar rote Tropfen. Hurtig hüpften sie im tollen Tanze dahin, den weißen Schwestern in die Arme. Ein kurzes Kosen — dann kam eine Welle und zerstörte das trauliche Bild.

Mittlerweile stellten sich andere Burschen ein. Von Pferden und Fahrten ging es da, von Mai und Mädchen. Frauen und Mädchen kamen und gingen. Die da gingen, trugen auf dem Kopfe den gefüllten Eimer. Den Strickstrumpf in den Händen, schritten sie steifnackig dahin.

„Läß' je ne Masche fallen!"

„De Strump wärd äwer te wiet!"

„Prost auk! Drink us doch 'emal to!"

So riefen sie hinterher.

„Rappet[1]) Juch heme un dot wat, Ji Fulenzers! Da flütt wat, we Dost hat, mag supen!"

So hallte es schnippisch zurück.

Wenn dann für jeden Burschen die Erwartete kam, schlenderte er scheinbar gleichgültig nach, bis die Hecke das Paar verdeckte.

Wilm stand wieder allein, als das Malchen herzukam.

„Go'n Awend, Malchen!"

Diesmal vergaß das Mädchen den Gruß zu erwidern. — Ein Weilchen gingen sie schweigend nebeneinander. Der Bursche schlug verlegen mit seiner Gerte in die Luft.

„Wenn düt Din Vatter süht!" sagte das Mädchen.

„Dat lat 'ne sehn, ik gah, wo ik will!"

„Un Juge[2]) Ludewig? — de flüget Di an'n Kopp."

---

[1]) niedlich Kind; [2]) hinbläst.

[1]) Macht, daß Ihr nach Hause kommt! [2]) Euer.

„De het mi niks te befellene.[1]) — Geihst Du bis Sunndag in't Holt?"
„Dat wäre ik wall."
„Ik komme auk."
„Vör min't wägen!"
Dann kam eine lange Pause. Als sie in die Kämpe traten, blieb das Mädchen stehen und sagte: „Witte ma drinken?" Dabei hob sie schon den Eimer nieder. Wilm schlürfte den dargebotenen Trank und wischte sich den Bart.
„De is äwer hellisch söte."
„De Drunk sall Di üwel bekommen, Du Slüngel," rief plötzlich eine bekannte Stimme hinter der Hecke.
Ludewig war es, der das Melkgeschäft besorgen wollte. In schweigendem Erstaunen sahen sich die beiden an.
„Sühste nu, Wilm, hawe ik et ni gliek' esеggt!" meinte das Malchen.
„Also hinger so eme löppest Du herr? Warte nur, wenn Du heme kömmest!" wetterte Ludewig.
„Halt Din Mul!" rief Wilm lachend hinüber. „Kumm, Malchen, wi gaht."
So ließen sie bald die bösen Worte und Wünsche hinter sich.

II.

„Also hinger Beddelpack[2]) driewest Du Dik herr? So ener bis Du? Söll me't gleiwen? — Wat kann Di denn so en helpen, wat niks het wie ne schöne Fratze un so arm is wi ne Kerkenmus?[3]) Bis Du dull, Junge!"
Damit überschüttete der alte Rehm seinen Jungen, als der in die bereits dunkele Stube trat. Mit erhobener Faust stand er da: „Düt will ik Di sägen: bring me nur dat Deer ni int Hus, süß kast'e wat aferliwen[4])!"
„Wat is denn laus? Dot doch ni so gefährlich!"
„Frag auk nau lange, wat laus is! Ik wet olles!"
„Dat is je got, wenn Ji olles witet! Is denn dat so slimm mit 'm Mäken te gahne? — Ha Ji dat ni dan?"
„Kuck! So 'n Wäffel[5])! — Ik hawe mik jümmer to minesglieken 'e hallen."
„So —? We't gleiwet?"
Wieder erhob der Alte die Faust: „Junge, Junge, ungerstah[6]) Dik un seg da nauma!"

[1]) zu befehlen; [2]) treibst; [3]) Kirchenmaus; [4]) kannst Du etwas erleben; [5]) ein Vorlauter; [6]) untersteh.

Wilm wich zur Seite und lenkte ein: „Ik wet ni, wat Ji jigen dat Mäken hat. Et gefällt mi, un wenn ik frigge, nomme ik kin anger."
„Da hawet schon, dat Unglücke!"
„Is dat 'n Unglücke, wenn ik 'n ehrlik Mäken frigge, wat kin Vermögen het?"
Der Alte schlug auf den Tisch: „Wat, so 'ne Dageleihnerprise[1]) wit Du nau rutstrieken?"
„Sine Ellern hat je olle Beide rinne dent.[2]) Ji wittet je, wo 't von herstammet."
„Twelf Jahre is sin Modder rinne west, un sin Vatter siwen Jahre. Düchtig waren se olle Beide, da is wieder niks bi — olles wat rächt is. Der Christian war jümmer 'n suprigen Kärel[3]), äwer in der Arweit war he got."
„Da kann 't Malchen niks to, wenn sin Vatter drunk. Nahsägen konn Ji den Allen süß niks, also ehrlik iset."
Der Alte holte tief Atem, als fehle es ihm an Kraft: „Denkest Du denn ni an Dine Modder? Wat söll de sägen?"
Wilm sah eine Weile in die dunkle Ofenecke. Ein Zittern überlief ihn, als er gedehnt und weich antwortete: „Wat mine Modder sägen söll? — Dat will ik Juch sägen —."
Der Alte setzte sich auf die Bank und lauschte.
„Ik söll jigen 'n Wiewesmensche got sien, het se segt." Nach einer Pause fügte er ungewollt hinzu: „Ji sied' et ni west!"
Der Alte packte die Tischkante. Ihm war, als tauchten da aus dem Dunkel allerlei ungebetene Gäste auf, das harte Urteil zu bezeugen. Er wollte aufstehen und sie hinaustreiben. Aber was legte sich so bleischwer auf seine Schultern?
Verzweifelt hob er die Hände: „Achott, achott, wat 'n Unglücke!"
Da stand Ludewig in der Tür, der den Horcher gespielt hatte.
„Dem is aftehelpene!" Damit sprang er zu Wilm, und seine Fäuste weckten den Träumenden. Im nächsten Augenblicke wälzten sich die Brüder am Boden.
Das brachte den Alten auf die Beine. Er sprang herzu, zerrte, riß — vergeblich.
„He dempet[4]) mik, he dempet mik! — Vatter — Hülpe!" rief Ludewig. Das lockte die Nachbarn herbei, die draußen unterm Fenster verwundert lauschten. Endlich ließ Wilm ab und räumte unter Wutausbrüchen und Flüchen des Bruders das Feld.

[1]) Tagelöhnermädchen; [2]) gedient.; [3]) Saufkerl; [4]) dämpft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Zur Geschichte des Löwensteiner Grundes. Vor einigen Monaten berichtete Unterzeichneter über ein im Jahre 1760 auf dem Biegeberg*) bei Waltersbrück über dem Einschnitt der Main-Weser-Bahn durch Truppen Herzog Ferdinands errichtetes Feldlager. Der Gedanke liegt nahe, bei dieser Gelegenheit zweier Schanzen in der Nachbarschaft zu gedenken, die ebenfalls aus dem siebenjährigen Kriege herrühren. Die eine dieser Schanzen befindet sich in der Gemarkung Jesberg auf dem rechten Gilsaufer vor der Mehlstäube auf dem jetzt Walkoffschen Plane gegenüber dem Schloßberge. Eine zweite Schanze befand sich an dem Altenholz, Gemarkung Reptig, auf dem Anteil des obern Wickershofes und wurde bei der Anrodung zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingeebnet, wobei sich eine Feldflasche mit dem hessischen Löwen fand, die viele Jahre in meinem Besitz gewesen ist. Dem ehemals hier befindlichen Erdwerk gegenüber in nordwestlicher Richtung, am alten Fahrwege nach Oberurf, heißt es „Auf dem Wartkringel“, wodurch der Standort eines zum Schloß Löwenstein ehemals gehörigen Wartturmes noch jetzt bezeichnet wird. Hieraus geht hervor, daß auch die Alten schon militärisch wichtige Punkte im Gelände zu finden und zu benutzen wußten. An unsern Biegeberg aber schließt sich nach Osten hin die Gemarkung Zimmersrode an, in Urkunden des 14. Jahrhunderts Cymesrade genannt, wonach der Name des zuerst Rodenden noch festzustellen bliebe. Weitere Personennamen aus der Zeit der Urbarmachung dieser Feldmark stecken in den Flurbezeichnungen Peterswald, Georgenroth (rod), Abelwiesenfeld. Beachtenswert ist auch „die Heilswiese“. Der für eine große Fläche vorkommende Name „vor der Senge“ erzählt von deren Anrodung durch Abbrennen des darauf befindlichen Waldes. Das „Geräumse“ an der „Merre“, die an dem „Seeholze“ entlang fließt, und das Feld „vor der Hölle“ nach Römersberg hin mögen den Schluß bilden. Die Gründung des Dorfes Zimmersrode fällt, ganz abgesehn von den sprachlichen Anhaltspunkten, in eine viel neuere Zeit, wie zum Beispiel Niederurf, was auch aus den ganz unbedeutenden Waldungen hervorgeht, die dazu gehören, während zu letzterem ansehnliche Wälder auf der Altenburg, dem Homböhl und Kellerwalde sich im Gemeinde- und Privatbesitz befinden.

F. v. u. z Gilsa.

*) Unterhalb des erwähnten Einschnitts der Eisenbahn auf dem Biegeberg in der Gemarkung Waltersbrück liegt der sogenannte „Galgenacker“, wo sich mit größter Wahrscheinlichkeit vormals der Galgen des alten Gerichts Waltersbrück befunden hat, worüber sich in Band 6 der Zeitschrift für hessische Geschichte (N. F.) S. 301 urkundliche Nachricht findet. Den Ganerben des Gerichtes — den Herren von Löwenstein genannt v. Schweinsberg und v. Gilsa z. Gilsa — hat danach auch die höhere Gerichtsbarkeit zugestanden.

Aus Heimat und Fremde.

Kunst-Ausstellung. Am 4. September wurde in dem neu hergerichteten Raum des Kasseler Kunstvereins eine reichhaltige Ausstellung des Kurhessischen Künstlerbundes eröffnet, die wieder Zeugnis ablegt von dem fleißigen Schaffen und Können unserer hessischen Künstler. Gegen 100 Gemälde von Kolitz, Knackfuß, Adolf Wagner, Hans Meyer, Ferdinand Koch, Fennel, Jeschke, Hellner, Giebel, Lins, Holzapfel usw., sowie Plastiken von Bernewitz und Melville sind ausgestellt. Außerdem ist die Schlierbacher Steingutfabrik mit Keramik vertreten. Sowohl auf diese bis zum 20. Oktober währende Ausstellung wie auf diejenige in unserer neu erbauten Kunstakademie in der Aue werden wir noch eingehend zurückkommen.

Der Hessische Geschichtsverein zu Marburg besuchte am 12. September das Gefechtsfeld vom 21. September 1762 bei der Brücker Mühle am Fuße der Amöneburg, wo General Beß Erz. in anschaulicher Weise die Stellungen der französischen und der verbündeten Truppen erläuterte. Nach Besichtigung des Gefechtsfeldes und des Denkmals bestieg man die Amöneburg, deren Sehenswürdigkeiten unter Führung des Dechant Krah und des Bürgermeisters Nacken gleichfalls besichtigt wurden, worauf man den Rückweg über Kirchhain antrat.

Am 100. Todestag von Goethes Mutter wurde das von unserer Landsmännin Elisabeth Mentzel verfaßte Buch über die Frau Rat unter die Schüler der oberen Klassen der Frankfurter Schulen verteilt.

Ehrung Olbrichs. Zu Ehren des verstorbenen Prof. Olbrich soll demnächst in Darmstadt eine großartige Totenfeier veranstaltet werden, mit der eine Sonderausstellung von Plänen und Entwürfen Olbrichs, die das Lebenswerk des vielseitigen Künstlers verkörpern soll, eingeleitet wird. Der Plan geht von der Ausstellungsleitung aus, die gemeinsam mit

der Stadt diese Ehrung veranstaltet. Das Arrangement ist von der Darmstädter Künstlerschaft übernommen worden. Als Schauplatz der Totenfeier, die abends nach Sonnenuntergang vor sich gehen soll, ist die Terrassentreppe an der Rückseite des monumentalen Olbrichschen Ausstellungsgebäudes auf der Mathildenhöhe in Aussicht genommen.

Verlobung. Gräfin Hella von Zeppelin, die Tochter des Erfinders des lenkbaren Luftschiffes, hat sich mit dem Oberleutnant von Brandenstein verlobt. Der Bräutigam entstammt dem hessischen Uradel. Das Geschlecht leitet seinen Namen von dem Stammschlosse Brandenstein bei Elm im Kreise Schlüchtern her, das urkundlich seit 1125 erwähnt wird. Nach mancherlei Schicksalen wurde es 1719 von den Grafen von Hanau für 100 000 fl. an die Landgrafen von Hessen-Kassel verkauft. 1887 kam Brandenstein in den Besitz des damaligen Hauptmanns von Scheffer, der 1895 das Schloß an den Württembergischen General der Infanterie von Brandenstein verkaufte, wodurch die Burg wieder in den Besitz der Familie, der sie den Namen gab, kam.

Denkmalschutz. In dem hinter dem Dorfe Altenburg im Großherzogtum Hessen gelegenen Walde Gänsberg sollten dort zusammenliegende Steine zu Wegebauten benutzt werden. Da jedoch der Denkmalpfleger Professor Dr. Müller-Darmstadt in ihnen Reste vorgeschichtlicher Wohnstätten vermutete, ließ er sie durch Leutnant Gieß-Heppenheim untersuchen, der Schnitte durch die Wälle legte und einige Hügelreste durchforschte. Dabei stellten sich die Hügel als Brandgräber aus der Hallstattzeit, die Wälle als Einschließungsmauern der Wohnstätten heraus. Die dabei gemachten Funde überwies der Besitzer, Baron von Riedesel, dem Alsfelder Museum.

Todesfälle. Am 2. September starb zu Kassel der Mittelschullehrer a. D. Siegmund Schlitzberger. Am 18. Juli 1844 zu Simmershausen geboren, war er seit 1868 an der Bürgertöchterschule, der späteren Mädchenmittelschule, tätig, nach deren Teilung er bis zum 1. Oktober 1907, wo er in den Ruhestand trat, an der Luisenschule wirkte. Schlitzberger war weithin bekannt durch seine im Auftrag der Regierung herausgegebenen Pilztafeln. Auch sonst verfaßte er eine große Zahl naturwissenschaftlicher Werke, so über die einheimischen Giftpflanzen, die einheimischen Schlangen, die Kulturgewächse der Heimat, ein illustriertes Taschenbuch der Gift- und Heilpflanzen und verschiedene Hilfsbücher für den naturkundlichen Unterricht.

Abermals hat der Tod eine Lücke unter den hessischen Schriftstellern gerissen — ein warmherziger Freund seiner hessischen Heimat und Mitarbeiter unserer Zeitschrift ging am 4. September mit dem Kgl. Steuerinspektor a. D. Hugo Frederking dahin. Einer althessischen Offiziersfamilie entstammend, wurde er am 23. Juli 1846 zu Kassel geboren, wo er sich auf der Polytechnischen Schule für das Bergfach vorbereitete. Nach bestandenem Landmesserexamen nahm er am Feldzug gegen Frankreich teil, wurde bei Wörth verwundet, war dann nach seiner Verheiratung längere Zeit in Spangenberg, seit 1882 in Bromberg tätig, kehrte 1889 in die Heimat zurück, verwaltete mehrere Jahre als Steuerinspektor das Katasteramt in Witzenhausen und lebte, seitdem er in den Ruhestand getreten, wieder in Kassel, an dessen Entwickelung er regen Anteil nahm; so gehörte er u. a. zu der Türmerkommission, die seinerzeit in Wort und Schrift für die Errichtung eines Rathausturmes eintrat. Auch auf literarischem Gebiet war er sehr fruchtbar. Sein dreibändiger, 1883 erschienener Roman „Stromschnellen“ ist jetzt im Buchhandel vergriffen. Im vorigen Jahr gab er seinen außerordentlich spannend geschriebenen Roman „Schlangenminni“, vor einigen Monaten den in unserer Zeitschrift kürzlich besprochenen weiteren Roman „Errungen“ heraus. Gleichfalls im Vorjahr erschien sein Gedichtband „Jedem etwas“, in dem er besonders eine brillante Beherrschung der Sonettenform bekundete; von packender Wucht ist seine in diesem Band enthaltene „Dorfhexe“, während einige poetische Erzählungen doch etwas trivial anmuten; überall aber erfrischt der kecke Mut, mit dem er allem hohlen Schein und Trug zu Leibe geht. In einem Epos von zehn Gesängen hat auch er die Liebenbachsage besungen (Der Born der Liebe, 1885). In einer historischen Skizze „Der Wahrheit die Ehre“ (1889) nahm er die hessischen Landgrafen gegen den Vorwurf des Soldatenhandels in Schutz. Die für diesen Winter geplante Aufführung des Chorwerkes „Kaiser Max“, dessen Text von ihm herrührt, hat er nicht mehr erlebt. Frederking war bis zu seiner Erkrankung mehrere Jahre hindurch Vorsitzender der „Freien Feder“, um deren Förderung er sich sehr verdient machte. In weiten Kreisen wird das echt hessische Wesen und der lautere Charakter Frederkings nicht vergessen werden.

Schloß Bieberstein in der Rhön, das im Mai abbrannte, ist bereits wieder aufgebaut. Dabei wurde die Inneneinrichtung, besonders die Simse, Waffen, Kamine, in der früheren Gestalt ausgeführt.

Einweihung. In dem im Burgwald gelegenen Emigrantendörfchen Wiesenfeld wurde die aus 1260 stammende, restaurierte ehemalige Johanniterkirche eingeweiht.

Hessische Bücherschau.

Heßler, Karl. Die Eddertalsperre. 39 S. und 14 Abbildungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Preis 80 Pf.

Das vorliegende Schriftchen bildet den Abdruck eines Vortrages, den der Verfasser auf Grund der einschlägigen Literatur und ihm zugegangener Mitteilungen im Verein für Erdkunde zu Kassel gehalten hat. Da diese größte Talsperre Europas und die dort dem Untergang geweihten Ortschaften auf waldeckischem und hessischem Boden augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses stehen, wird das aktuelle Werkchen, das namentlich durch sein Illustrationsmaterial einen guten Überblick gewährt, vielen willkommen sein. Vorgesetzt ist das den Lesern unserer Zeitschrift bekannte, dem Eddertal gewidmete Gedicht Th. Endemanns.

H'bach.

Ernst Kochs Schicksale in der Fremdenlegion. Auszug aus der Novelle „Aus dem Leben eines bösen Jungen", ausgewählt und mit Erläuterungen und Anmerkungen versehen von Rechtsanwalt Eckhardt. 46 S. Witzenhausen (Verlag von Chr. Trautvetter).

Die Novelle „Aus dem Leben eines bösen Jungen" gehört zu dem wenigen von Kochs Werken, das uns heute außer dem prächtigen „Prinz Rosa" noch zu fesseln vermag. Ist sie doch auch im großen und ganzen die Lebensgeschichte des Dichters selbst, soweit sie sich auf dessen trauervolle Erlebnisse als Fremdenlegionär bezieht. Da das Werk im Buchhandel längst vergriffen ist, kann der Eckhardtsche mit verbindendem Text und Anmerkungen versehene Auszug nur begrüßt werden.

H'bach.

Eingegangen:

Weil sie liebten. Novellen von Dorothea v. Essen. 117 S. Straßburg i. E. und Leipzig (J. Singer, Hofbuchhandlung) 1908.

Die Tochter Siegfrieds. Dramatische Ballade von Karl Engelhard. 38 S. Straßburg i. E. (Josef Singer, Hofbuchhandlung) 1908. Preis 50 Pf.

Aus der Jugendzeit. Verse von H. O. Heinemann. 65 S. Straßburg i. E. (Josef Singer, Hofbuchhandlung) 1908.

Wilhelm Tischbein. Ein Künstlerleben des 18. Jahrhunderts. Von Franz Landsberger. 221 S. und 17 Abbildungen. Leipzig (Klinkhardt & Biermann) 1908. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Geschichte des Schützen-Vereins zu Kassel. Von Jean Gümpell. Herausgegeben vom Schützenverein. Kassel (G. Dufayel) 1908.

Verhandlungen der XIX. Jahresversammlung des Hessischen Städtetags zu Wanfried am 26. u. 27. Juni 1908. Hrsgeg. von Stadtrat Boedicker-Kassel. Druck von Weber & Weidemeyer.

Lauterbach und Umgebung. Herausgegeben vom Verkehrsverein Lauterbach. 1909.

Personalien.

Verliehen: dem Hofmarschall des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen Kammerherrn v. Strahl in Philippsruhe das Großkreuz des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem ord. Professor in der philos. Fakultät der Universität Marburg Dr. Hensel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Musikreferenten der „Frankfurter Zeitung" Musikschriftsteller Dr. phil. Gehrmann in Frankfurt a. M. der Titel Professor; dem Amtsrichter Hengsberger zu Schlüchtern und dem Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Woltmann zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.

Ernannt: Ober- und Geh. Regierungsrat Dr. Michaelis zu Kassel zum Präsidenten der Kgl. preuß. und Großh. hess. Eisenbahndirektion in Mainz; der frühere Landrat des Kreises Gelnhausen, Geh. Oberfinanzrat und vortragender Rat im Finanzministerium von Baumbach zu Berlin zum Regierungspräsidenten in Osnabrück; Regierungsassessor Dr. Lohr zum kommiss. Landrat von Kulm; Oberlehrer Professor Dr. Endemann zu Kassel zum Direktor des Gymnasiums in Dillenburg; Hilfspfarrer Koch zu Marburg zum Pfarrer in Löhlbach; Stadtvikar Bäumler zu Nürnberg zum Oberpfarrer in Tann; Regierungsbaumeister Stracke zum Bauinspektor der Polizeibauinspektion in Kassel; Referendar Hecht zum Gerichtsassessor; Dr. med. Kahl zu Melsungen zum Kreisarzt.

Übertragen: dem Forstmeister Schulz zu Windhof die Oberförsterstelle Hersfeld.

Versetzt: Oberlehrer Professor Dr. Ludwig Lahmeyer zu Fulda vom 1. Oktober ab an das Wilhelmsgymnasium zu Kassel; die Wasserbauinspektoren Soldan und Schilling von Fritzlar nach Hemfurt.

Vermählt: Architekt Fritz Stück und Frau Margarete, geb. Klein (Niederzwehren-Kassel).

Geboren: ein Sohn: Dr. Franz Wehmer und Frau Käthe, geb. Greveler (Kassel, 10. September).

Gestorben: Rentier J. E. Biebing, 65 Jahre alt (Naumburg, 1. September); Privatmann Heinrich Engelhardt, 76 Jahre alt (Wolfhagen, 1. September); Mittelschullehrer a. D. Siegmund Schlitzberger, 64 Jahre alt (Kassel, 1. September); Postverwalter Häfner (Jesberg, 1. September); verw. Frau Baronin Christine von Herzeele, geb. Armbruster (Koblenz, 1. September); Kreisarzt a. D. Medizinalrat Dr. Heinrich Knatz, 75 Jahre alt (Schmalkalden, 2. September); Pfarrer Dr. Otto Schönewolf aus Wächtersbach, 29 Jahre alt (Eski-Schehir, Kleinasien, 2. September); Frau Amalie Prolius, geb. Henkel, Witwe des Pfarrers, 82 Jahre alt (Kassel, 3. September); Regierungsbauführer a. D. Hubert Scheck (Kassel, 4. September); Frau Sophie Schmidt, geb. Schilling, Witwe des renit. Pfarrers, 50 Jahre alt (Melsungen, 4. September); Schriftsteller und Kgl. Steuerinspektor a. D. Hugo Frederking, 62 Jahre alt (Kassel, 4. September); Frau Maria Anna Dux, geb. Fabra, Witwe des Kreisphysikus, 86 Jahre alt (Hersfeld, 5. September); Wagnermeister Wilhelm Müller, 78 Jahre alt (Kassel. 6. September); Frau Amanda Maier, geb. Ißbrücker, Witwe des Apothekers, 65 Jahre alt (Kassel, 7. September); Rentier Karl Schilling, 74 Jahre alt (Kassel, 7. September); Kaufmann Karl Pabst, 58 Jahre alt (Kassel, 8. September); Landgräflicher Wildmeister Karl Schlemme, 62 Jahre alt (Schloß Adolfseck, 8. September); Amtsgerichtsrat Bürner aus Schmalkalden, 54 Jahre alt (Stralsund, 9. September).

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Von E. B. 3 M.; Dr. phil. Hitzeroth von der in Marburg veranstalteten Sammlung als zweite Sendung 20 M. 30 Pfg. Zusammen bis jetzt **92,80 M.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XXII. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1908.

Gedichte von M. Herbert.

Der Tod der Droste.

Vom Säntis floß der Gletscher Silberstaub,
Die Wasserlilie blühte auf im Ried,
Der Sonne goldnes Strömen quoll im See:
Es war auf Maies Höhen — als sie schied.

Die Nachtigall voll wilder Sehnsucht schlug,
In deutscher Weichheit schmolz das Amsellied,
Die Schwalbe baute still am Schloßportal —
Es war auf Maies Höhe — als sie schied.

Und übern Bodensee hin glitt ein Kahn,
Von tiefem Heimweh sang der Rud'rer schwer.
Und weit verloren rief ein Glockenklang,
Als flög' er hoch vom Dom zu Münster her.

Da fuhr sie auf aus ihrem letzten Schlaf
Und lächelte. Die Träne sprang ins Lid,
Sie fühlte, daß des Todes Botschaft nah.
Es war auf Maies Höhen — als sie schied.

Ihr lauschend Ohr trank ein den süßen Schall,
Ihr brechend Auge sank ins Farbenmeer,
Und tausend Strahlen trugen sie empor,
Und Blütendüfte wogten um sie her.

Die große Liebesfülle der Natur
Sie drängte sich ans schmale Fensterlein
Der Sterbenden, die still und schweigsam rang
Den bitt'ren Kampf. — Ein Engel ließ sie ein,

Damit ihr scheidend Herz gesegnet sei
Hoch vom Gebirg und tief vom dunklen See,
Und daß, was ihres Lebens Tröstung war,
Ihr liebend nahe noch im letzten Weh.

Lorbeerkrone.

Arme Lorbeerkrone, ausgetrocknet
Hängst du fahl und welkend an der Wand —
Staubig deine breite Seidenschleife,
Umgebogen deiner Blätter Rand.
Eines Abends lagst du mir zu Füßen,
Meiner armen, wehen Verse Lohn.
Jenes Abends Lichter sind verglommen —
Lange schon, wer weiß, wie lange schon.
Meine jungen Verse, einst geboren
Aus der Liebe tiefem Urweltsborn —
Meine Verse, die wie Blumen fielen
Aus des Lenzes reich gefülltem Horn. —
Schüchtern traten sie ans Licht der Lampen —
Gingen wie die Fremdlinge vorbei.
Sind vergessen wie der stille Wandrer,
Der den Menschen fern und einerlei.

Damals, Lorbeer, wußtest du zu schweigen,
Warst wie tausend Beifallszeichen — hohl.
Aber jetzt — in tief versonn'ner Stunde
Hör' ich deiner Stimme Mahnung wohl.
Redest von dem alten, alten Mythos,
Da der Gott nach Daphnes Liebe schrie,
Da er mit den ausgestreckten Armen
Um sie werbend sank in seine Knie.
Aber — ach — als er die Liebste rührte,
Ward ihr Lockengold zum Lorbeerzweig,
Und ihr süßer Leib zum harten Stamm —
Stand der Gott vor ew'ger Sehnsucht bleich. —
Meiner armen Liebeslieder dacht' ich,
Gab sie für den grünen Lorbeer hin,
Der nun dürr und grau und welk geworden. —
Werft ihn in das Feuer im Kamin!

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde. II.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Fortsetzung.)

III.

Vielfach hat ein Haus oder Hof den Namen einer Familie, die gar nicht mehr in demselben wohnt, ja schon seit Generationen ausgestorben oder ausgewandert ist. Statt Hausnummern bedient man sich meist des Namens, der dem Hause anhaftet, besonders bei älteren Leuten. Daher wird bei uns noch heute in der Sprache des Volkes zur Bezeichnung der Wohnung nur der Name des Besitzers im Genetiv mit Weglassung von haus gebraucht, z. B. in Gutbernds, d. h. in Gutberlets Wirtschaft in Neukirchen, in Gimbəls (sc. hous) in Gimbels Haus, ebenso auf die Frage wohin? ins Plitt's (sc. hous), ins Otten, ins Riibəlings usw., vgl. auch engl. at the dentist's, at the grocer's und Ortsnamen wie Solms, Dipperz usw. Vgl. auch Vilmar, Zeitschr. f. hess. Gesch., I, 276 ff. Durch die Sage bekannt ist Bornəmann's Haus in Riebelsdorf, dessen Besitzer eigentlich Lange hieß. Zum Unterschied von einer andern Familie nannte man ihn den Bornəlangə, da er in der Nähe eines altmodischen Brunnens wohnte. Hieraus wurde später durch Mißverständnis Bornemann. In Weichhaus (Vorstadt von Ziegenhain) ist der Begriff „Haus" heute verloren gegangen. Es scheint, als ob auch hier ein alter Personenname*) in dem ersten Teil steckt. Im Volksmund sagt man noch richtig Wichhous.

Jedenfalls pflegte man, im Gegensatz zu den Hausnamen, wie sie später in Städten üblich wurden, die Häuser nach den aus Vor- und Geschlechtsnamen entstandenen Dorfnamen zu benennen. Dieser Name ging dann oft auf die späteren Inhaber über. Spuren dieser Benennung findet man noch öfter auf der Schwalm, obgleich sie im Schwinden begriffen zu sein scheint. Solche Bezeichnungen sind Gimbəls Bast für Sebastian Hoos (Loshausen), weil des Großvaters Hof früher Gimbəls hoof hieß, Diils Helwig für Helwig Gimbel, weil die Eltern in Diils Hof wohnen (Losh.), Bulai's Hänəs für Johannes Bär nach dem Hof Buleis (Leimsfeld), Rood's Marilis für Maria Elisabeth Geisel (Hattendorf), Dirərsch Joosd für Joh. Jost Frank nach dem Hof Ditter (ebd.), Langə Kätchə für Katharina Dörbecker (Görzhausen), weil der Vater in den Hof Lange geheiratet hat, ebenso nach dem Haus Waal's Anmarii für Anna Maria Kurz (Berfa), Knochə Jerjə für Joh. George Pfalzgraf (Schorbach), Bengərsch*) Joosd für Joh. Jost Schmidt (ebd.) usw. Besonders häufig habe ich diesen Brauch noch in Wasenberg erhalten gefunden.

*) Entgegen der üblichen Erklärung von got. veihs, lat. vicus wie in Weich-bild u. a. Vgl. dagegen Wichmannshausen, Wichmann, Koseform oder Patronymikon zu einem Personennamen Wich- (zu Wigand?).

IV.

In enger Berührung hiermit stehen die Namen, die von der Beschaffenheit und Lage der Wohnung und der Herkunft abgeleitet werden. Erwähnt sind schon Beerkrood, Loch Wikərt, Stinərn Hänəs sowie Meng Konchə für Konrad Muhl, weil er am Ende (am eng > meng, vgl. dazu Heinze, Deutsche Familiennamen, 2. Aufl., S. 61, der ein analoges Beispiel [Molfenter] anführt) des Dorfes wohnt. Auch Egə Helwig für Helwig Fenner ist bereits angeführt. Ein ähnliches Beispiel ist Egəfelbuschə Helwikchə für Helwig Feldbusch (Leimsf.), weil er an der Ecke wohnt**) im Gegensatz zu einer andern Familie des gleichen Namens. Ein Joh. Heinrich Schmidt in Ottrau und schon dessen Onkel gleichen Namens heißen Bilsəsdains Han und Bilsəsdains Hanerch, weil sie nahe beim Bilsestein, einem Berge bei Ottrau, ihr Häuschen haben. Ein Johannes Völcker in Röershain heißt zum Unterschied von einer gleichnamigen Familie Engərmelersch Hänəs, weil er aus der Untermühle stammt. Analoge Benennungen sind Bruchmelersch†) Nex und Anleis für Nikolaus und Anna Elisabeth Dödenbier (Nauses). Ebenda heißt Elisabeth Kalbfleisch Wed's Leisəwit, weil die Mutter in der früheren Wirtschaft wohnt, in Hattendorf Katharine Merle Bakhaisərsch Kätchə, weil die Mutter im Backhaus wohnt usw.

Sogenannte Herkunftsnamen††) sind Sdeesch Anleis für Anna Elisabeth Ide (Losh.), weil die Mutter aus Steina stammt. (Die Steinaer stehen bei den Loshäusern in nicht zu großer Beliebtheit, wie sie ja auch spottweise die ååschnerər [d. h. die das Brod åå, nicht oo schneirə] von ihnen

*) = Binders.

**) Ganz ähnliches Beispiel führt Helene Brehm („Hessenland" 1905, S. 315) für ihr Heimatsdorf Abterode am Meißner an. Eine dorfbekannte Persönlichkeit heißt der Eckenlor (= Lorenz in der Ecke), weil sein Häuschen sich vor einem stattlichen Bauernhaus, das ihm fast um die Hälfte vorgebaut ist, ganz in die Ecke drückt. Weitere Beispiele finden sich bei Schöner a. a. O. S. 329.

†) Vgl. auch Rombəlmelersch Konərååd bei Kranz und Schwalm a. a. O. S. 1.

††) Vgl. auch meine Ausführungen „Hessenland" 1907, S. 111 ff.

genannt werden). Weiter gehören hierher Folkərschheefər Fil für Philipp Kuh aus Hattendorf nach der Domäne Volkershof bei Hattendorf, Moorərsch Kin und Liscə für Anna Kunigunde und Elisabeth Schäfer aus Hattendorf, weil der Vater aus Großenmohr Kr. Hünfeld stammt, usw. Diese Herkunftsnamen haben den Zweck, schon äußerlich die Träger dieser Namen von den Ortseingesessenen zu trennen und sie als Fremde kenntlich zu machen.

V.

Benennungen wie Bruchmelersch Nex, Wed's Leisəwit, Bakhaisərsch Kåtchə fallen schon eng zusammen mit den Namen, die ihre Entstehungsursache im Gewerbe und Beruf*) suchen. Wer nicht Bauer war, d. h. keinen Hof besaß, wurde gewöhnlich nicht nach seinem Zunamen oder Familiennamen benannt, sondern nach seinem Gewerbe oder Handwerk. Wie bei den zugewanderten Fremdlingen, sehen wir auch hier den sozialen Unterschied schon rein äußerlich gegeben. Diese Art Benennung haftet der Familie oft lange an, auch wenn die Nachkommen das Geschäft längst nicht mehr betreiben. War dadurch ein Mißverständnis möglich, so wurde die Familie, die später das Handwerk ausübte, nach einer andern Ursache benannt (heute auch schon mehr wie ehemals nach dem Familiennamen). Im allgemeinen kam es selten vor, daß mehrere zugleich dasselbe Handwerk im Dorf betrieben. War eine Unterscheidung nötig, so fügte man eine nähere Bezeichnung hinzu, die jeden Irrtum ausschloß, wie das oberwähnte Basdə schusdər, Gedsə schmeed oder Hardmelərsch Kaninerch, d. h. Johann Heinrich Ochs, der Sohn des Müllers, der die Hartmühle (= Waldmühle) besitzt, im Gegensatz zu Bruchmelərsch Nex oder Engərmelərsch Hänəs, den Kindern von den Besitzern einer andern oder dem Dorf benachbarten Mühle. Befindet sich im Umkreis des Dorfes nur eine Mühle, so genügt die Bezeichnung Milərsch Kuurd für Hanskurt Braun, falls nicht schon der im Dorf ansässige Müller so benannt wird. Andere Bezeichnungen nach dem Gewerbe sind Schmeeds Nix für Nikolaus Batz (Immichenhain), weil der Großvater Schmied war, Schneirərsch Hin für Heinrich Schwalm (Nauses), weil der Großvater Schneider ist, Scheefərsch Anels für Anna Elisabeth Glintzer (ebd.), weil der Großvater Gemeindeschäfer ist. Nach dem väterlichen Gewerbe sind benannt: Maisdərsch Jerjə für George Heinrich Merle (Schorbach), weil der Vater Maurermeister war, Schmeed Jakobəs für Jakob Berg (Ottrau) und Schmeeds Kätreng für Katharina Thamer (ebd.), deren Vater Schmied ist (vgl. hierzu Falks Hanerch und Falkə Hanerch), Schneirərsch Kåt für Katharina Noll (Berfa, Vater ist Schneider), Schusdər Hein für Heinrich Knauf (Nauses, Vater Schuhmacher), Wäänərsch Gred für Anna Margarethe Bernhard (Hauptschwenda, Vater Wagner), Bakhaisərsch Kåtchə und Bak Hain für Katharina und Heinrich Merle (Hattendorf), weil sie im Backhaus wohnen, Wed's Hain für Joh. Heinrich Ort (Obergrenzebach) und Wed's Hänəs für Joh. Burghard (Schönborn), weil der Vater Wirt ist, Bodərmann's Anchə für Anna Katharina Koch (Losh.), deren Vater früher Buttermann war und noch jetzt Bodərmann's Kon heißt (vgl. auch das oben erwähnte Bodərkeeler), Måådhänsə Anels für Anna Elisabeth Heck (ebd.), weil der Vater zum Markt fährt (vgl. auch das oben erwähnte Hunəwikərt), Het Hinerch für Georg Heinrich Ort (Immichenhain), weil die Mutter früher die Gänse gehütet hat, Kasbərsch Lis für Elisabeth Kurz (Immichenh.), weil der Vater Musikant ist. Dieser selbst heißt Sbeelkasper, ohne daß sein Vorname Kaspar lautet. Dieselbe — entschieden herabwürdigende — Bezeichnung findet sich öfter noch, z. B. in Weißenborn, wo der Betreffende sich Adam Diehl schreibt.*)

*) Vgl. auch „Hessenland" 1907, S. 92 ff.

*) Vgl. auch bei Kranz und Schwalm: Kezəflekərsch Hin (S. 12), Bäsəbengersch Anəkin (S. 48), Genshäts Hänəs von Schebånn [Schönborn] (S. 152) usw.

(Schluß folgt.)

In der neuen Königl. Kunstakademie.

Die Bauten.

Jahrzehnte hindurch hat sich die Kasseler Königl. Kunstakademie in einem Anbau des alten Bellevueschlosses mit Räumen begnügen müssen, die zu verschiedenen Zeiten für andere Zwecke entstanden waren. Immer fühlbarer wurden die baulichen Mängel, das Verfehlte der ganzen Anlage und der inneren Einrichtung. Durch solche Zustände war die Forderung nach einem Neubau mehr wie begründet.

Und heute ist der langgehegte Wunsch endlich erfüllt: Kassel hat seine neue Akademie, ein Bauwerk, das den Bedürfnissen einer Kunstschule genau entspricht, eine Anlage, die außerdem für den südöstlichen Stadtteil einen vornehmen Schmuck be-

deutet. Die neue Akademie erhebt sich dicht am Rande der Karlsaue, seitab vom städtischen Getriebe. Ihre Lage ist allseitig frei, ist geradezu idyllisch und einzigartig. Welche andere Akademie könnte sich rühmen, einen Hochwald dicht vor der Tür zu haben? Konnte es eine glücklichere Lösung der Platzfrage geben? Man könnte aus der Wahl des Baugrundes eine — natürlich ungewollte — Symbolik, herauslesen, dieselbe, die Professor Bernewitz in seinem Giebelrelief zum Ausdruck gebracht hat: die Betonung inniger Beziehungen zwischen Natur und Kunst, die Rückkehr der Kunst zur Natur. Und leicht schlägt der Gedanke weiterhin eine Brücke zu einem Ereignis, das heute freilich schon ein weites Stück zurückliegt: Man denkt an die Schule von Barbizon, an die Maler, die sich an den Rand des Waldes von Fontainebleau flüchteten. War es nicht in Wirklichkeit dieses Ereignis, diese Flucht an den Busen der Allmutter Natur, die der Kunst neue Kräfte zu einer ungeahnten Fortentwicklung lieh? Möge für das weitere Gedeihen unserer Kasseler Akademie die bevorzugte Lage, die ihr Neubau erhalten hat, eine gute Vorbedeutung sein!

Die im Pavillonsystem ausgeführte Gesamtanlage besteht aus sieben Gebäuden, bei deren symmetrischer Gruppierung man in erster Linie von der Absicht geleitet wurde, helle zweckdienliche Arbeitsräume zu schaffen. Die die Atelierfenster enthaltenden Vorderfronten des dreigeschossigen Hauptgebäudes und der sechs kleinen eingeschossigen Gebäude sind sämtlich nach Nordosten gerichtet. Die von praktischen Erwägungen geleitete Anordnung der Baulichkeiten erweist sich als eine sehr glückliche. Man hat den vorgedachten Zweck erreicht und zugleich ein von allen Seiten anmutig wirkendes Platzbild geschaffen. Das Hauptgebäude enthält in seinem Längsflügel im Erdgeschoß die Unterrichtssäle und die Bibliothek im Obergeschoß die Ateliers der malenden Professoren, den Fest- und Ausstellungssaal. Im westlichen Seitenflügel sind im Erdgeschoß die Verwaltungsräume und ein Vortragssaal, im Obergeschoß das Direktorzimmer, ein Sammlungsraum und der Aktsaal untergebracht. Im Untergeschoß liegen die Kesselräume der Dampfheizung und die Wohnung des Pedellen und des Heizers. Von den kleinen Gebäuden enthält das mittelste das Atelier des Bildhauermeisters, zwei Modellierklassen, einen Ziselier- und einen Gießraum. Die eigene Gießerei bringt für die Schüler den Vorteil einer gründlichen technischen Ausbildung mit sich, außerdem verbilligt sie die Arbeit, da man einer fremden Werkstatt, eines fremden Gießers entraten kann. Das Bildhauermeistergebäude ist der größte unter den sechs kleinen Atelierpavillons und wird durch ein deren Gruppe beherrschendes Uhrtürmchen bekrönt. Von den anderen kleinen Gebäuden dienen vier der Aufnahme von je fünf Ateliers für Malerschüler; im letzten Hause befinden sich fünf Ateliers für Bildhauerschüler, ein Gipsraum und ein Lagerraum.

Im Einklang zu den älteren Gebäuden Kassels erhielten die Akademiebauten die Stilformen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die die Atelierfenster enthaltende Front des großen dreigeschossigen Gebäudes ist als Hauptfassade ausgebildet worden. Infolge eines großen Abstandes von der Gruppe der kleinen Atelierhäuser kommt die Fassade des Hauptbaues voll zur Geltung. Ihr wesentlichster Schmuck ist das Giebelfeld mit einem Hochrelief, dessen zahlreiche Figuren mit schöner plastischer Wirkung im Raum stehen. Der Schöpfer dieser Komposition ist der Akademielehrer Prof. Bernewitz. Die Mitte des Reliefs wird von zwei Frauengestalten beherrscht, welche die Natur und die Kunst symbolisieren, von rechts und von links naht sich huldigend der Zug der Jünger, denen die Kunst die Natur als erhabenes Vorbild hinstellt.*) Der sonstige architektonische und plastische Schmuck ist auf wenige Punkte, namentlich die kunstgeschmiedeten Brüstungen der Atelierfenster und das Hauptportal beschränkt. Bei der Rückfront ist bildhauerischer Schmuck nur an den Schlußsteinen der Eingangstüren und des Treppenhauses, bei den kleinen Gebäuden nur an den Eingangstüren verwandt. Die Wirkung der Bauten ist vor allem durch eine schöne Harmonie in den Verhältnissen der einzelnen Bauteile erzielt worden. Der vornehmen Einfachheit des Äußern entspricht das Innere des Hauptgebäudes. Lediglich in seinen mittleren Räumen, in seinem reicher ausgestatteten Treppenhaus und Vestibül wird man sich stärker bewußt, daß es nicht nur der Arbeit dient, daß es zugleich das Repräsentationshaus der Akademie ist. Regelmäßig gestaltete gärtnerische Anlagen umrahmen und verbinden die einzelnen Gebäude. Die Entwürfe zu den Akademie-Neubauten wurden 1904 unter Leitung des inzwischen verstorbenen Geheimen Baurats Bohnstedt von dem Landbauinspektor Vogel angefertigt. Die feierliche Eröffnung wird am 18. Oktober d. J. erfolgen. Bis dahin enthalten die Räume des Hauptbaues eine dem Publikum täglich zugängliche Kunstschau.

Die Ausstellung,

die der Eröffnung der neuen Akademie vorangeht, bietet eine wohl sobald nicht wiederkehrende Gelegenheit, sich mit der Eigenart einer Anzahl der namhaftesten Künstler, die unter uns leben, näher ver-

*) Wir werden das Giebelrelief im nächsten Heft abbilden. D. Red.

traut zu machen. Selbst Koch und Wünneberg vergaßen bei diesem Anlaß das „odi profanum vulgus“ und zeigen sich einmal den erstaunten Blicken.

Professor Louis Kolitz, seit dreißig Jahren die Seele der Kasseler Akademie, war mit der Ausstellung seiner Arbeiten auch bislang weniger zurückhaltend, und so kommt es, daß wir bei ihm die Freude des Wiedersehens mit vielem Bekannten und lange Vertrautem genießen. Der Meister hat hier zusammengetragen, was er in mehr als dreißig Arbeitsjahren geschaffen hat. Die Übersicht ist nicht lückenlos, aber sie genügt, um die Entwickelung dieses genialen Künstlers vom Anfang seiner hiesigen Tätigkeit bis zu seiner höchsten Reife zu verfolgen. Und an dieser Versammlung seiner Werke werden wir uns mit einem Male seiner ganzen Bedeutung inne.

Kolitz ist von der Landschaft ausgegangen. Er war Schüler Oswald Achenbachs und hat einige Zeit unter dem Einfluß der Düsseldorfer Schule gestanden. Da jedoch die wenigsten seiner Bilder datiert sind, ist nicht bestimmt zu sagen, wann er eigentlich von dem Kolorismus der Düsseldorfer abgeschwenkt ist. Jedenfalls zeigt sich schon in seinen italienischen Landschaften, seinem „Nemi-See“, „Monte Pincio“ und anderen eine freiere, persönlichere Anschauung und Ausdrucksweise. Und später hat der Meister auch den Anschluß an die Errungenschaften des Pleinairismus und Impressionismus gefunden. Das lehrt ein Blick auf seine „Herbststimmung im Habichtswalde“ oder seinen „Regnerischen Sommertag“ (*Motiv an der Holländischen Straße*). Indessen — ein heimlicher Romantiker ist Kolitz stets geblieben. Die Kunst des Landschafters war ihm niemals ein bloßes Abschreiben der Natur. Auch das realistische Wollen hat ihn niemals gehindert, einen Natureindruck verinnerlicht wiederzugeben. Seine Landschaftsbilder sind immer ein Stück von seinem Selbst, bewußte poetische Übersetzungen der Natur. Am wenigsten „modern“ mag Kolitz manchem in seinen Portäts erscheinen, direkt „unmodern“ aber nur dem, der nicht fühlt, daß zwischen echter Kunst aller Zeiten ein inniger Zusammenhang besteht, daß auch die älteste Kunst sofort „modern“ d. h. lebendig und gegenwärtig wird, wenn wir nur selbst vermögen, den lebendigen Punkt in ihr zu finden. Kolitz verdankt das Beste an seinen Porträts dem innigen Verstehen der Alten. An einem Bildnis des früheren Akademiedirektors Müller, an einem Porträt der Frau Rubensohn und manchen andern läßt sich erkennen, wie verehrungsvoll er bei den alten Meistern in die Schule gegangen ist, wie er einen Dürer studiert, einen Holbein verstanden hat und im Gefolge vieler anderen Größten verschiedener Zeiten ein Menschenmaler, ein Charakteristiker von tiefster Gründlichkeit, höchster Virtuosität und Vielseitigkeit des Vortrags geworden ist. Unzweifelhaft hat sich Kolitz in seinen späteren Bildnissen — ihre Galerie ist von erstaunlichem Umfang — mehr und mehr aus dem Banne des Alten gelöst, allein der Zusammenhang mit ihnen bleibt gleichwohl unverkennbar bis in die jüngste Zeit.

Am bedeutendsten erscheint mir Kolitz als Schlachtenmaler. Auf dem Gebiete des Kriegsbildes wird man ihn nun ganz „modern“ nennen dürfen. Denn er beweist, daß man sogar den Krieg malen kann, ohne Geschichten zu erzählen. Und das belletristische Element in der Malerei ist ja bekanntlich heutigen Tages total verpönt. Die Kriegsbilder von Kolitz sind durchaus Stimmungsbilder, Impressionen, die aus der eigenen Empfindungswelt des Meisters stammen. Der Feldzug von 1870, an dem Kolitz als Offizier teilgenommen, war das größte Ereignis seiner menschlichen Entwickelung. Der Künstler fand die Kraft zu gestalten, was er als Mensch in großen Momenten empfunden und durchlebt hat. Gefühls- und Anschauungsformen — das sind seine Kriegsbilder. Nichts weiter. Man betrachte: „Kronprinz Wilhelm im Kriege 1870/71“, „Kaiser Wilhelm vor Paris“, „Prinz Friedrich Karl auf dem Wege nach Orleans“. Diese Bezeichnungen — Namen sind in der bildenden Kunst meist vom Übel und überflüssig — könnten zu der Annahme verleiten, daß die Bilder um der erwähnten Persönlichkeit willen gemalt seien. Ich wage zu behaupten, daß es gänzlich gleichgültig ist, wer dargestellt ist, und daß die Personen der Darstellung ebensowohl wie die summarisch geschilderten marschierenden Kolonnen und die feuernden Batterien an sich für den künstlerischen Wert der Bilder durchaus belanglos sind, daß sie ihre Bedeutung nur als Kompositionswerte erhalten, die durch Licht und Luft und das Verhältnis zu den übrigen Valeurs bestimmt werden. Also kein patriotischer Personenkultus, kein von Heldentaten erzählender Inhalt, keine spannende Handlung — aber dennoch mehr, als ausnahmslos sämtliche bis auf den letzten Uniformknopf peinlich genauen deutschen Schlachtenmaler heute zu geben vermögen. Das ist: die Stimmung, die einen Menschen, einen Mitkämpfer in großer Zeit, da und dort gepackt hatte und die wir nun miterleben, da dieser Kämpfer ein echter Künstler ist, dem die Gabe ward, zu sagen, was er empfand. Wie armselig, nüchtern und tot erscheinen dem gegenüber die korrekten Herren der sauber gemalten Uniformen und Abzeichen, die ein Gefecht nach den Regeln des Exerzierreglements konzipieren und Grund haben, den Photographen

als Konkurrenten zu fürchten oder die günstigenfalls, wenn sie einige Phantasie besitzen, aus einem Schlachtenbild eine gemalte Oper machen.

Über den sehr relativen Wert des Historienbildes können heute unter künstlerisch empfindenden Menschen eigentlich keine Meinungsverschiedenheiten mehr bestehen. Zweifellos ist auch der als feinsinniger Kunstschriftsteller bestens bekannte langjährige Lehrer der Kasseler Akademie Professor Hermann Knackfuß sich wohl bewußt, daß seine Historien, die vom Kaiser in Auftrag gegebenen Bilder aus der Hohenzollerngeschichte, lediglich als farbige Illustrationen, nicht als rein künstlerische Erzeugnisse zu bewerten sind. Denn Kunst muß frei sein, und wer Historien malt, macht die Kunst unfrei, macht sie zur Dienerin der Geschichte, gibt ihr strikte zu befolgende Weisungen aus den Wappenbüchern, aus Kostüm- und Waffenkunde und was dergleichen Fesseln mehr sind. Höher als die Geschichtsbilder von Knackfuß — die Skizzen dazu sind ausgestellt — vermag ich sein jüngstes Kriegsbild einzuschätzen, die „Erinnerung an einen Januartag 1871“. Das ist freier, lebendiger, persönlicher. Wenn auch einer Anekdote, der Erzählung eines Zusammenstoßes zwischen einer deutschen Husarenpatrouille und feindlichen Chasseurs, das Hauptgewicht beigelegt ist und außerdem mit der Darstellung noch eine Porträtaufgabe gelöst werden sollte, so besitzt das Bild doch etwas künstlerisch Wertvolles, nämlich den Reiz einer sehr fein empfundenen Winterstimmung. Damit berühre ich das Gebiet, auf dem Knackfuß wirklich freischaffender Künstler ist, die Landschaft. Er hat neben weniger geglückten, mit symbolischen Figuren ausgestatteten Landschaftsbildern eine größere Anzahl vortrefflicher Studien ausgestellt, die nichts anderes als subjektive Impressionen aussprechen wollen: die Gewitterschauer, den Neuschnee, die Abendsonne im Gebirge, Herbstabend im Habichtswald, Blick in die Gegend östlich von Bettenhausen u. a. m. Das sind „Winkel der Natur, gesehen durch ein Temperament“. Nur Studien, aber echte Kunst, in der, wie in der Musik, die Form, das Form gewordene Gefühl der einzige Inhalt ist. Auch als Porträtmaler hat Knackfuß eine Reihe guter Leistungen aufzuweisen und dokumentiert durch eine Anzahl Bildniszeichnungen seine hervorragende Begabung, mit einigen sparsam hingesetzten Linien eine Physiognomie treffsicher zu charakterisieren.

In der Ausstellung des Professors Karl Wünneberg erlebte man etwas wie Entdeckerfreude: ein eigenartiger Malerpoet tritt aus langer selbst gewollter Verborgenheit. Kostbare Schätze werden ans Licht gebracht: Studien (Interieurs römischer Kirchen und Bibliotheken, Parkpartien u. a. mehr), die dem, der sein Sehen geschult hat, eine köstliche Augenweide sind, Bilder, in denen ein Romantiker und ein elegischer Lyriker sein volles Herz ausgeschüttet hat. Das romantische Fühlen des Künstlers offenbart sich in seiner Hingabe an den Madonnenkult; dreimal hat er das Thema der Maria mit dem Kinde und den huldigenden Pifferaris behandelt, und jede Variation ward ein neuer Ausdruck religiösen Empfindens, ein neues Erlebnis wohltuender Formen- und Farbenerscheinungen. Die dichterisch schaffende Phantasie und die künstlerische Anschauung stimmen bei Wünneberg aufs innigste zusammen: Der Maler ist befähigt restlos zu sagen, was der Dichter in ihm empfand. Eine keusche Anmut lebt in den Wünnebergschen Bildern, die die Schönheit des unbekleideten weiblichen Körpers verklären. Vor seinem Liebespaar, das in einer Wiese am Bache ruht, vor dem weiblichen Akt in einer Flußlandschaft und der anderen blonden Schönheit, einem Rautendelein vielleicht, das eben dem Brunnen entstieg, fällt mir immer das Heinesche Lied ein: „Des Weibes Leib ist ein Gedicht, das Gott der Herr geschrieben ins große Stammbuch der Natur.“ — Freilich Wünnenbergs Freude an der sinnlichen Erscheinung ist anders geartet, als die eines Heine; er empfindet das Gleiche, wie der Sänger des Buches der Lieder, aber er empfindet es anders, nicht mit so voll erwachter Lust. Seine Farbenlieder von des Weibes Schönheit erklingen in leiseren, gedämpfteren, in träumerisch-weichen Akkorden.

Eine Wünneberg nahe verwandte Natur scheint Professor Koch. Auch er ist Poet. Zwar kein Poet der Farbe, aber einer von den seltenen Schwarz-Weiß-Künstlern, die mit dem bescheidenen Material Graphit und Lindenkohle Bilder malen können, in denen sich eine ganze innere Welt ausspricht. Damit will ich nicht etwa sagen, daß der Meister Phantasien malt. Er ist Landschafter. Aber gerade die Landschaft ist es, in der die allermeisten unserer heutigen Maler die volle Seligkeit ihres Herzens ausströmen lassen. Auch bei Koch klingt wie bei Wünneberg ein elegischer Grundton. Ein träumerischer, fast schwermütiger Hauch breitet sich über seine Bilder, zu denen ihm Alt-Kassel, das weitere Hessenland, der Süden mit seinen feierlichen Zypressen und die romantischen Winkel alter Schloßparks die Motive gaben. Wunderbar ist der Tonreichtum in diesen Gemälden ohne Farbe, erstaunlich die virtuose Technik, die einzig und allein mit dem trockenen graphischen Material einen fabelhaften Reichtum an feinen und feinsten Nüancen in die Erscheinung bringt und vor der Wiedergabe der differenziertesten Abstufungen im Spiel von Licht und Schatten nicht zurückschreckt. Eine großartige Ausdrucksfähigkeit bekundet Koch ferner in zahlreichen Studienköpfen bald auf dem Wege weicher modellierender Behand-

lung mit der Zeichenkohle, bald durch die Führung der Linie, durch die Anwendung von Strichlagen, deren Klarheit und Sicherheit an einen Dürer und Marcanton erinnert. Ich muß mich mit diesen Andeutungen begnügen, denn noch eine Reihe von Ateliers harrt unseres Besuches. Variatio delectat. Wenden wir uns der Abwechslung halber nun einem Architekten zu.

Bei Professor Schneider werden wir sofort an einige Daten aus der lokalen Baugeschichte erinnert. Die Türme der Kasseler St. Martinskirche und die neue lutherische Kirche sind sein Werk. Doch ist die Schätzung Schneiders nicht auf seine Vaterstadt beschränkt geblieben. Er ist darüber hinaus bekannt geworden als Sieger in großen auswärtigen Konkurrenzen. In Köln, in Aachen und Bremen sind ihm bedeutende Aufgaben anvertraut worden. Schneider ist, wie noch die meisten Baumeister des 19. Jahrhunderts, Eklektiker. Die Architektur, die schwerfälligste aller Künste, trennt sich am langsamsten von der Tradition. Ein Versuch, sich von den historischen Stilen zu scheiden, ist in Werken Schneiders nirgends ersichtlich. Er suchte sein Selbst in der Gotik wieder zu finden. Ihr hat zeit seines Lebens seine ganze Liebe gegolten. Die konstruktive Logik des gotischen Stils mit seiner genialen Entwickelung der Schmuckformen aus dem Zweck und dem Material war ihm, man darf wohl sagen völlig in Fleisch und Blut übergegangen. So ist Schneider immerhin über eine äußerliche Nachahmung hinausgekommen: er durfte sich als schöpferischen Verwalter eines überkommenen Gutes betrachten. Für Aufgaben, wie die Errichtung eines Brunnens auf dem Domplatz in Bremen und die Schaffung der Türen des Kölner Domes, war er der rechte Meister. Das bezeugt die Wirklichkeit und bezeugen auch die in der Akademie ausgestellten Abbildungen und Zeichnungen, sowie die Abgüsse der Füllungen (Bronzereliefs) von mehreren Haupttüren des Kölner Domes. Schneider hat sich nicht begnügt, nur die Entwürfe zu zeichnen, er hat die Reliefs selbst modelliert, um der Ausführung dessen, was ihm vorschwebte, die frische Ursprünglichkeit zu wahren. Dann und wann ist in ihm auch die Lust am Malen erwacht. Einige Porträts zeigen, daß er auch auf malerischem Gebiete mit einer gewissen Begabung gewirkt hat.

Eine reiche Fülle von Eindrücken erwartet uns in der Ausstellung von Professor Adolf Wagner. Eine Beobachtung prägt sich besonders ein: Wagners Stärke ist heute die Tiermalerei. Wer sich für die Werkstatt des Tiermalers interessiert, wird sich hier lebhaft gefesselt fühlen. Neben raschen mit Bleistift, mit Aquarell, mit Ölfarben hingeschriebenen Notizen aus dem Berliner Zoo, neben Studien, in denen das Tier (Löwe, Puma, Wolf, Elephant, Nilpferd, Nashorn, Tapir, Marabu usw.) in den mannigfachsten Stellungen und Bewegungen erfaßt ist, stehen als Endergebnis dieser außerordentlich mühevollen, schwierigen Vorarbeiten größere, mit Ölfarbe oder Pastell gemalte Tierbilder, richtiger: Tierporträts. Denn Wagner stellt das Tier meist um seiner selbst willen dar als farbige Erscheinung in seiner natürlichen Umwelt, oder um seine Eigenart zu charakterisieren, um die Tierseele sprechen zu lassen. Das gilt für seine Gemälde. Jeder genrehafte Zug, jede erzählende Absicht ist fern gehalten. Das Gegenteil wirkt fast immer unkünstlerisch. Wohl verstanden: im Gemälde. Anders verhält es sich in der Illustration. Wagner ist als Illustrator außerordentlich fruchtbar, und es lag ihm, dem Tiermaler, nahe, seine Studienobjekte gelegentlich auch zu Erscheinungen einer Phantasiewelt zu machen (Märchenbilder), oder sie — wie Oberländer — im erzählenden und besonders im humoristischen Genre zu verwenden. (Siehe die Federzeichnungen für Lampmanns „Reflexlichter".) Neben dem Tiermaler und Illustrator kommt auch der Landschafter in seinen Stimmungsbildern („Feierabend", „Die ersten Sterne", „Abend auf Capri"), der Porträtist und der Stillebenmaler („Pfingstrosen") zur Geltung. Mannigfaltig wie seine Stoffgebiete sind Wagners Techniken, und es gibt kaum ein dem Maler und Graphiker dienendes Material, mit dem er sich nicht erfolgreich versucht hätte.

Professor Bernewitz, dessen jüngste Schöpfung, das Giebelrelief der neuen Akademie, bereits oben Erwähnung fand, hat zusammen mit seiner Schule ausgestellt. Ihm verdankt der bildhauerische Unterricht der Kasseler Akademie eine nachhaltige Belebung. Um ihn schaaren sich junge Talente von viel versprechenden Anfängen: K. Rehmann, der u. a. vorzügliche Pferdestudien in Gips, Holz und Bronze ausgestellt hat, E. Timaeus, der sich mit gutem Gelingen an schwierigen Reliefproblemen versucht, Breidenbach, der ebenfalls mit einem Relief und einer hübschen Genrefigur („Musikant") vertreten ist, Fräulein Gerlach, die in einem Torso (Rückenansicht) eine vorzügliche Bewegungsstudie geliefert hat. Meister Bernewitz selbst zeigt uns die meisten seiner Arbeiten vereinigt, die wir in den letzten Jahren bei verschiedenen Anläßen, namentlich auf den Künstlerbund-Ausstellungen, einzeln zu sehen bekamen: die Psyche, die den Amor sucht, die beiden Wettläufer, die den „Kampf ums Leben" verkörpern, den „Sieger", die „Taubengruppe", eine „Beleuchtungsfigur" u. a. m. Neu ist eine flott modellierte Porträtstatuette (des Künstlers Söhnchen) und eine vorläufig nur in

Gips ausgeführte, aber zweifellos für den Bronzeguß bestimmte Brahms-Statuette. Die Bronze ist des Meisters bevorzugtes Material. In ihm gewannen seine schönsten Ideen Form und Leben. Unermüdlich hat er daran gearbeitet, den Bronzeguß, das Wachsausschmelzverfahren, zu vervollkommnen und den Japanern, den ersten Bronzetechnikern der Welt, die Geheimnisse ihrer Patinierungsmethoden zu entreißen. Wohl nie hat sich Bernewitz mit der Bronze so begnügt, wie sie der Guß lieferte, ganz abgesehen davon, daß die Kompliziertheit mancher Kompositionen ein Gießen in Teilstücken erfordert, die dann zusammengesetzt werden müssen. Mit einer Sorgfalt, die sich nie genug tun konnte, hat er seine Arbeiten immer und immer wieder vorgenommen, nachgefeilt und ziseliert, so daß sein künstlerischer Wille bis ins Kleinste, Äußerste, Letzte daran ausgeprägt ist. Bernewitz ist der Vertreter einer entschieden idealisierenden Richtung. Selten, wie in seiner „Träne" (z. Zt. im Kunsthaus) macht er der realistischen Forderung unserer Tage einige Konzessionen. Nur einmal, in seinem „Kampf ums Dasein", erweckt er die Illusion großer Kraftentfaltung und starker Bewegung. Schön gerundete, edel geschwungene Linien geben seinen Kompositionen vornehmlich den Rhythmus. Herbe, ursprüngliche Wahrheit ist nicht sein Bestreben. Seine virtuose, auf den höchsten Schliff, die letzte Politur bedachte Technik führt ihn von selbst zur schmeichelnden Anmut, zu einer weichen Formengebung, zu einem gefälligen Vortrag, der zuweilen sogar (s. die „Taubengruppe") nicht ganz frei von Süßlichkeit bleibt.

Professor Karl Holzapfel beteiligt sich nicht an der Ausstellung der Akademielehrer. Er war genötigt, sein Atelier dem Publikum zu schließen, da er mit den für das Vestibül des neuen Rathauses bestimmten Wandgemälden beschäftigt ist. Doch wird bei einer Betrachtung der jüngsten Leistungen des Kurhessischen Künstlerbundes in der nächsten Nummer des „Hessenland" Gelegenheit gegeben sein, auch ihn, besonders in seiner Eigenart als großzügiger Schilderer der niederdeutschen Landschaft, näher kennen zu lernen.

Zum Schluß noch ein Wort wenigstens über die sehr umfangreiche Ausstellung von Arbeiten der Malerschüler. Man braucht in Sachen der Kunst mit dem Kaiser sonst durchaus nicht übereinzustimmen, aber man wird die Bewunderung teilen können, der Wilhelm II. im August gelegentlich eines Besuches in der Akademie in seiner bekannten offenen und temperamentvollen Weise Ausdruck verliehen hat. Er sprach unumwunden aus, daß er ähnliche Resultate des akademischen Zeichen- und Malunterrichts bisher niemals gesehen. In der Tat: das Erreichte steht sehr hoch und die Art, wie es erreicht wurde, die Lehr- und Lernmethode ist eigenartig. Vielen Talenten ist Kolitz ein Führer gewesen, ein weiser Führer in eigenen Bahnen. In wesentlichen Punkten steht sein Unterricht im Gegensatz zu mancherlei Bestrebungen, die sich im modernen akademischen Unterrichtsbetrieb geltend machen. In einem Punkte vor allem: Seine Erziehung ist eine Erziehung zur Bescheidenheit, zur Einsicht, daß das Größere nur aus dem Kleineren erwächst. Und die Früchte dieser Erziehung preisen den Meister. Mit Dankbarkeit und Begeisterung gedenken seiner viele, und der Kreis der Schüler der Kasseler Akademie mehrt sich weiter von Jahr zu Jahr.

Ernst Zöllner.

Hermann Friedrich Opper.

Von Prof. Dr. Schantz.

(Fortsetzung.)

Daneben unterließ Opper es nicht, die Verbindung mit dem Pfarramt nach Kräften aufrecht zu erhalten; die Absicht, wieder in den Dienst der Kirche zurückzutreten, hatte er keineswegs aufgegeben. Den Geistlichen der Stadt Kassel zeigte er sich stets als hilfsbereiter Kollege. Wenn ein Pfarrer durch Krankheit, Urlaub oder Versetzung seine sonntäglichen Geschäfte nicht erledigen konnte, so trat Opper gern für ihn ein. Zugleich stellte er sich dem Kasseler Konsistorium zur Verfügung, um bei der Vertretung erkrankter oder versetzter Geistlichen bzw. bei Versehung erledigter Stellen verwandt zu werden. Die Kirchenbehörde sandte ihn so in eine ganze Reihe von Gemeinden. Dann reiste er, wenn er die ganze Woche über seine Schularbeit geleistet hatte, den Sonnabend Nachmittag oder Sonntags in aller Herrgottsfrühe ab, z. B. nach Treysa, Großalmerode, Felsberg, Velmeden usw. und tat da den Sonntagsdienst. Oft mußte er noch auf ein Filial wandern, wo er wie am Hauptort zu amtieren hatte. In etwa 50 Orten hat er während seiner Kasseler Rektoratszeit ausgeholfen und über 200 Predigten in Vertretung anderer Geistlicher gehalten. Es erforderte in der Tat große Rüstigkeit und geistige Frische, diese neue Arbeit zu übernehmen, etwa mitten im Winter, z. B. auf Weihnachten, das Familienheim zu verlassen und für andere einzutreten.

In der Schularbeit jedoch, so groß und umfangreich sie auch war, ging seine Tätigkeit nicht auf. Als guter Patriot nahm er an allen vaterländischen

Ereignissen lebhaften Anteil, ohne sich freilich an politischer Agitation zu beteiligen. Als zur Erinnerung an den großen Krieg von 1870/71 und den unvergleichlichen Sieg von Sedan in Kassel jährlich am 2. September die großen Festzüge nach dem Bowlinggreen vor dem Orangerieschloß stattfanden, wo ein Festredner die Schuljugend und die andern Festteilnehmer an die hohe Bedeutung dieses Tages erinnerte, da wurde Opper im Jahr 1874 zu diesem Ehrenamt ausersehen, und er verstand es, in packender, allgemein verständlicher Weise dem patriotischen Gefühl beredten Ausdruck zu geben.

Daneben fand er noch Zeit, sich wie in Allendorf der Geselligkeit zu widmen; in verschiedenen Kreisen fand er Aufnahme und jeder sah den liebenswürdigen Mann gern; so war er im Quartettverein sowohl wegen seiner schönen Singstimme als seiner Unterhaltungsgabe ein stets willkommenes Mitglied, das man mit Freuden erscheinen, mit Bedauern scheiden sah. Manche Freundschaft hat er da geschlossen, die später in seinen Krankheiten sich in herzlicher Teilnahme und tatkräftigem Entgegenkommen bewies.

Sein Familienleben war schön und herzlich. Besondere Freude machte es ihm, in seinen Kindern schon in deren früher Jugend die musikalischen Anlagen zu entwickeln. Gern setzte er sich ans Klavier und sang mit ihnen die alten schönen Volkslieder. Es war ein lieblicher Anblick zu sehen, mit welcher Hingebung und Eifer Groß und Klein sich der edlen Musika widmete und wie man in ihr den schönsten Genuß fand. Als seine Söhne erwachsen waren, machte er mit ihnen fast Jahr für Jahr kleinere oder größere Reisen, wobei die Mahnung: „Reise zu Fuß!" in weitgehender Weise berücksichtigt wurde. Luxus und Wohlleben, Bequemlichkeit und Trägheit wurde nicht geduldet. Des Morgens in aller Frühe wurde aufgebrochen, dann in die schöne Gotteswelt hineinmarschiert. Oft ging es seitwärts von der großen Straße durch Feld und Wald, wobei eine Karte oder der Stand der Sonne die Orientierung ermöglichte, und manches schöne Lied wurde angestimmt und erhöhte die frohe Wanderstimmung. Kam man abends in die Herberge, so schloß sich Opper gern an frohe Gesellschaft an, und sein Erzählertalent, sein Humor und nicht zum letzten seine Gesangesgaben gewannen ihm viel Entgegenkommen und Freundlichkeit. Mit ein paar Franziskaner-Patres, die er auf einer Rhönfahrt unterwegs traf, verlebte er nachher im Kloster ebenso gemütliche Stunden wie mit dem bayrischen Ökonomen und dem österreichischen hohen Beamten, mit denen er auf einer Reise nach Oberbayern und Salzburg zusammentraf. Weil er so ein Herz für seine Kinder hatte, darum hingen auch alle an ihm in Liebe und Verehrung und beweinen jetzt den Tod des gütigen Vaters.

Inzwischen war seine Familie zahlreicher geworden — drei Kinder waren in Allendorf geboren, drei in Kassel —, sie wurden größer und machten größere Ausgaben notwendig, so mußte er auf eine Verbesserung seiner materiellen Lage denken, da der Rektorengehalt auf die Dauer nicht ausreichen konnte. Er dachte wohl daran, auf eine auswärtige Pfarrei mit größerem Gehalt zu gehen, aber er sollte seiner Heimat, seiner Vaterstadt — denn das war Kassel im Lauf der Jahre geworden — erhalten bleiben. Plötzlich bot sich ihm eine Gelegenheit, die niemand hatte ahnen können. Der erste Pfarrer der Kasseler lutherischen Gemeinde starb. Für diesen hatte er während dessen Krankheit wiederholt gepredigt, so war er der Gemeinde wohlbekannt. Der Vorsitzende im lutherischen Vorsteheramte Direktor G. Vogt und andere Vorsteher kannten und schätzten ihn. So wurde er aufgefordert, sich um die erledigte Pfarrstelle zu melden. Da er persönlich theologisch auf einem milden Standpunkt stand, sah er kein Hindernis, der Aufforderung nachzukommen. Er tat es und wurde einstimmig gewählt. So wurde er im April 1887 als erster lutherischer Pfarrer eingeführt.

Seinem neuen Amte widmete er sich mit großer Liebe und unermüdlichem Eifer, wie es seinem religiösen und theologischen Standpunkt entsprach. Er war ein persönlich frommer, überzeugter evangelischer Christ, dem es eine Herzenssache war, dem Reiche Gottes zu dienen. Ein Parteimann war er freilich nicht, er hielt sich daher von den Kämpfen fern, die auch jetzt in den evangelischen Kirchen zwischen den verschiedenen Richtungen fortdauern, denn seinem alten vermittelnden Standpunkt war er treu geblieben. Dies kam in seinen Predigten deutlich zum Ausdruck. Die Vorbereitung auf sie war ihm allezeit eine ernste und wichtige Sache; in seiner Predigt legte er den Hauptnachdruck auf praktisches Christentum. Die konfessionellen Unterschiede zwischen den evangelischen Kirchen auch seiner Heimat berührte er nicht, da die Predigt nicht dem Streit, sondern dem Frieden dienen soll. Schon in seinem Vortrag konnte man sein warmes, religiöses Gemüt spüren, und weil sein Wort aus dem Herzen kam, ging es auch zu Herzen. Daher wirkten seine Predigten stets anregend und erbaulich; gern wurde er gehört und die von ihm gehaltenen Gottesdienste waren stets gut besucht.

Auch in anderer Hinsicht war er ein Pastor, d. h. ein Hirt seiner Gemeinde. Oft besuchte er die Kranken und Schwachen, tröstete und richtete sie auf. Wie viel Arme und Bedrängte kamen zu ihm und baten ihn um seinen Rat und seine Unter-

stützung! Gern diente er allen mit seiner reichen Lebenserfahrung und willig gab er, wo er es für nötig hielt.

Außer seinen Predigten und Armenbesuchen hatte er eine reichliche Arbeit zu erledigen, aber er wurde ihr in allen Stücken gerecht. In seinem großen Bezirk hatte er zahlreiche kirchliche Handlungen zu vollziehen, Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Hauskommunionen; denn er wurde gerade besonders viel von den Gemeindegliedern in Anspruch genommen, da er allgemein bekannt und beliebt war. Dazu hatte er an den Sitzungen des Vorsteheramtes teilzunehmen, die Kirchenbücher abwechselnd mit den andern Geistlichen zu führen und zahlreiche Schreibereien zu erledigen. Manches Brautpaar, dem er eigentlich nicht zuständig war, wollte von ihm eingesegnet sein, und ähnlich wurde er bei Taufen und andern Handlungen gewünscht; in seinem Pflichtgefühl gab er dergleichen Bitten Gehör, wenn ihm auch manchmal die Ruhe nötiger gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Warum Rehms Ludewig doch noch geheiratet hat.

Eine Geschichte von der Diemel. Von H. Bertelmann.

(Schluß.)

III.

Am Ende des Dorfes, wo der Weg zum Hellberg aufsteigt, wohnte das Malchen. Des Vaters Schwester, das Mariketrin, hatte es großgezogen. Die war ledig geblieben. So fand sie Zeit, den Dorfleuten Tauf- oder Totenhemden zu nähen. Mit mütterlicher Liebe hing die kleine Frau an dem Mädchen und fühlte sich nun durch dessen Hoffnungen nicht wenig gehoben. Der stolze Gedanke, mit den Großen im Dorfe verwandt zu werden, verlieh ihrem noch frischen Gesicht ein dauerndes Lächeln.

Hinter dem Fenster des engen Stübchens saßen die beiden Frauen und nähten am Kirmesstaat. Der Wilm hatte seinem Mädchen ein himmelblaues Kleid gekauft. Genau so eins, wie des Bürgermeisters Tochter auf der letzten Hochzeit getragen. Die Herbstnachmittagsonne lachte durch den dichten Rosmarin, beguckte neugierig das werdende Gewand, glitt dann mit ihren Goldfingern über die sauberen Glasschrankgardinen, betrachtete gemächlich nacheinander das vergilbte Erlöserbild an der getünchten Wand, das blind gewordene Messingschloß der alten Bibel am Kannbrett und das schneeige Handtuch hinter der Stubentür, das mit seinen langen Fransen fast den Lehmestrich berührte.

Endlich hob die Wase den Blick, schob die Stahlbrille hoch und sah mit Wohlgefallen eine Weile dem gegenübersitzenden Mädchen auf die Finger. Dann schüttelte sie den Kopf, ließ die Hände sinken und sagte: „Mäken, Mäken, wenn düt Dine Allen doch afverliwet hädden, dat Du nu ne Burenfruge wärst!"

Malchen sah auf, lächelte und errötete leicht.

„Ik kann't ni vergetten, wie ji Pinkesten [1]) ut'm Holte kammen mit jugen Burßen, un de Wilm hadde dik inehengelt[2]). Wie se da oll im Dorpe Mul un Nase upridden un segten: Nu gleiwe ik et auk, nu hawe 'k et silwest 'esehn."

Da ließ auch das Mädchen die Nadel ruhn und meinte bedenklich: „Wenn je nur de beiden Mannslü ni so derjigen wören! — We wet, wat dat nau jit!"

„De sollt sik schon rumdräjen[1]), wenn dat sowiet is. Wat willt se denn maken? Wenn Ji beiden Juch enig sid, könnt se niks wollen."

„Ji hat got swatzen, Wase. De Alle het sek schon utedahn[2]), he wöll Wilm dat Werk[3]) ni ansetten."

„Wem'e denn? Dem scheiwen Ludewig? De krieget doch me Lewe kinne Fruge."

„We wet dat?"

„Ik will Di ma wat sägen: Up de Kermesse gah Ji tesammene na'm Allen un gönnt 'me dat Mul. Wenn Du denn in Dinem Staa[4]) vör 'me steihst — ik gleiwe, he säget ni nei."

„Un de Ludewig?"

„De wärd ni fragt!"

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und fuhr fort: „Ik hawe so bange vör dem Allen. Schon als Blage[5]) hadde ik dat. Wenn ik 'me in'n Worp[6]) kamm, kuckede he mik jümmer an, ose[7]) wenn he mik fretten wöll."

„He is äwer ni unrecht un het et jümmer got mit Dinen Elleren 'emennt. Nu lat'ne auk 'n bidden polterig sin! Un de Ludewig sleit[8]) up den Allen. Paß up, am Enge sid se Beide frau[9]), wenn se 'n Wiewesmensche in't Hus krieget."

„De Wilm will pardu, wi sollt nan vör Christage Hochtiet hallen. Ik wet ni, wi dat gahn sall. Mi iset, ose wenn wi vör 'ner swarten Wand stüngen un sögen kinne Dürr."

„Ach wat, denn mot me sik 'n Dürrloch slan[10]), denn wärd et helle."

[1]) Pfingsten; [2]) im Arm.

[1]) herumdrehen; [2]) ausgetan; [3]) Haus und Hof; [4]) Staat; [5]) Kind; [6]) Wurf; [7]) als; [8]) schlägt; [9]) froh; [10]) schlagen.

Das Mädchen schaute eine Weile in den Rosmarin, dessen Spitzen die letzten Sonnenstrahlen küßten. Dann nahm sie die Arbeit wieder auf. Plötzlich schrie sie hell. Sie hatte sich gestochen. Begierig sog der weiche Stoff die quellenden Blutstropfen auf.

„Dat bedüt niks Godes!"

Erschrocken schaute auch die Base auf die unangenehmen Flecken: „Dat geiht ni rut, schade!"

„Jetz fällt mi auk min Draum widder in: et kamm'n graut Water de Strate runger, dat steig langsam an usem Huse in de Heih und spolte 't up ema midde. Ik rep Hülpe, de Wilm stund von wiedem un konnte ni helpen. Ik si unger 'e gahn."

Die Base machte eine krause Stirn: „Sowat mos'te ni dreimen. Du makest Di auk to sware Gedanken. Süh ma, dat is Gottes Wille, Mäken. Bis Du dem Wilm nahlaupen? He is nah Di kommen. Da kas'te ganz stille öwer sin. Wat sin sall, dat drepet[1]) in. Woto dat Gröbeln[2])? Da stiket niks drinne!"

„Rächt ha Ji, Wase, äwer we kann dervör, wenn de Gedanken kommet! De latet sik ni wi'n Hund vör de Dürr jagen. — Wenn ik et nur jedem im Dorp sägen könnte: Dat Werk will ik ni, ik will nur den Wilm. Äwer de Lü[3]) ment oll, ik bede't üme't Vermögen. — Mi iset, Wase, ose wenn nau wat datwischen keme."

„Mak so kinne alwernen Geswätze, wat will datwischen kommen?"

„Wenn wi vonangere laten mößten, ik gleiwe, wie fengen wat an."

„Nu will ik äwer niks mei heiren", fuhr die Base ärgerlich auf, faßte den Überrock zusammen und sagte: „Jetz wärd an'epasset."

Wie schön der Stoff fiel. Wohlgefällig strich die Wase über die dichten Falten. Am Boden kniend, schaute sie an der schlanken Gestalt empor. „Nei, wat Du vöre ne stolze Brut bist, Mäken!"

Das Malchen tat einen tiefen Seufzer und sagte mit betrübtem Tone: „Achott, Wase, säget dat ni harte.[4]) Mi is so bange dervör!" —

IV.

Kirmessonntag. Wer einen Funken Lebenslust in sich verspürte, ließ ihn im Kruge zur Entzündung kommen. Nur die Alten und Kranken blieben dem Freudenorte fern. Auch der alte Rehm. Als acht Uhr vorbei war, legte er sich ins Fenster. Das Dorf hüllte sich in Nacht und Stille. Leise schloß er das Fenster, blies die Lampe aus, und über den Hausheren, die „Dele", den Pferdestall nahm er seinen Weg ins Freie. Nicht zur Kirmes zog es ihn, nein, ihm war gar nicht wie Kirmes zu Sinn. Eine Unruhe hatte ihn gepackt, die trieb ihn hinaus. Über den Hof stolperte er, dann ging es die Dorfstraße hinauf. Wenn ein Fenster aufging, blieb er stehen, er wollte nicht erkannt sein. So dauerte es eine gute Weile, bis er sein Ziel erreichte.

Das Mariketrin hatte noch Licht. Gott sei Dank. Leise versuchte er die Türklippe zu ziehen. Aber im Hineintreten stieß er sich heftig an die geschlossene Obertür.

Die erschrockene Frau kam aus der Stubentür geschossen. „We is denn da?"

„Ik sid, Mariketrin. Brukest kinnen Schrecken to kriegene. Ik hawe ni an Dine gewittersche Öwerdürr 'edacht."

Das Mariketrin schlug die Hände zusammen. „Harre Jeses, Ji, Vedder Rehm! Gott nei, kommet doch rin. — Willkommen auk! — Settet Juch!"

Die überraschte Frau wischte mit der Schürze den nächsten Stuhl ab und stellte ihn in die Mitte des Stübchens. Der Bauer ließ sich nieder, die Arme breit auf seinen Stock stützend.

„An mik hes'te ni dacht, Mariketrin!"

Das stand immer noch da am Schrank wie aus den Wolken gefallen. „Nei, Vedder, nei."

„Warüme ik komme, dat kas'te denken."

Die Frau lächelte verlegen vor sich hin und nickte. „Üme't Malchen, ni."

„Je, ut der Geschichte kann niks wären, dat mos'te doch insehn."

Das kleine Mariketrin wuchs und fragte: „Warüme ni?"

Der Mann stieß mit dem Stocke auf: „Weil ik't ni hawen will!" Seinem zornigen Blick wich die Frau aus.

„Dat Malchen is doch 'n got Blage, got wie de Dag. Ik will nau so en söken! Un we kann me wat nahsägen?"

„Un wenn't 'n Engel wör — et jit niks."

„Ik gleiwe ni, dat Ji de Beiden utenangere krieget."

Der Bauer fuhr in die Höhe: „Dat wör nau schönner! Drüme si 'k 'ekommen." — Er neigte sich vertraulich der Frau entgegen und flüsterte: „Dem Jütten Snieder sin Soldate is hie, vör den wör't wat! De het nau en Jahr, denn will he sin Handwerk hi bedriewen. — Et söll mi up hunnert Daler ni ankommen, wenn Du 't Malchen rümkriegen könntest."

„Dat do ik ni", sagte das Mariketrin mit einer abwehrenden Handbewegung und trat ans Fenster. „Ik hawe se ni tesammeneswatzet und bringe se auk ni utenene. Dat wör slecht von mi!" Sie ergriff einen Fensterknebel und starrte in die Nacht hinaus.

[1]) trifft; [2]) Grübeln; [3]) Leute; [4]) laut.

Der Bauer drehte den Kopf ratlos um und um. „Ik söll menen, hunnert Daler fünge me ni up der Strate. Öwerleg di dat!"

„Ik hawe niks te öwerlegen."

Der dicke Kopf des Mannes wurde feuerrot. Seine Augen quollen zornsprühend hervor. Er erhob sich, trat an das immer noch abgewandte Mariketrin heran, tippte ihr auf die Schulter und sagte mit unheimlichem Tone: „Wenn Du ni wit, denn mot ik Di wat sägen, wat nur twe wußt hat: dem Malchen sine Modder un ik. Dem Malchen sin Modder konnte swiegen un war ni so dumm ose Du. Dat Malchen — ik si sin Vatter!"

Toterschrocken fuhr das Mariketrin herum. Es begegnete einem wilden Gesicht und barg die Augen in den Händen: „Ach, du lewer Gott! Ach, du lewer Gott!"

„Nu wes'te, wat Du te done hest. — Hunnert Daler, Mariketrin! Ik halle min Wort. Go' Nacht!"

Da hatte er schon die Tür in der Hand. Das Mariketrin leuchtete ihm.

Sie ließ sich auf den Stuhl niederfallen und vergrub lange den Kopf in ihren Händen, als bange sie vor der grausamen Wirklichkeit.

„Wie sall ik da dör kommen? Ik sall dat sägen, dat se von erren Allen bedrogen sid? — Ji armen Blagen! Wie slimm si Ji dranne!" Sie brach in Tränen aus. Ob sie sich gleich zu Bette begab, sann und sorgte sie die ganze Nacht, dem Schicksal einen Weg zu weisen, aber sie fand keinen. — — —

„Dün [1]) Awend mot'et sik utwiesen. Up ema halle wi nau Handsleg [2]). De Wilm is'et tefridden: wi willt na'm Allen gahn," sagte das Malchen zur Wase beim Kaffee und war so heiter und lustig, wie der Fink in der Apfelblüte. Von gestern wollte sie eben erzählen, wie alles so schön gewesen, immer an Wilms Arm. Aber dazu kam sie nicht

„Ach du lewer Gott!" seufzte die Wase auf einmal und ließ den Kuchen aus der Hand fallen.

Verwundert schaute Malchen auf die Wase, die ganz bleich da saß: „Wat is Juch denn, Wase? Feilt Juch wat?"

Die stützte den Kopf in die Hand: „Nä, nä, mi feilt niks, Mäken — niks — nä — achott — wenn Du 't wüßtest? — Et mot rut — et mot rut — ach du lewer Gott!"

Das Mädchen war aufgesprungen und hatte die Base an den Schultern erfaßt: „Wat is denn? Wat mot denn rut? Säget!"

„Ji konnt ni hünne gahn, Mäken. Dat helpet niks mei!"

[1]) Diesen Abend; [2]) Verlobung.

Das Mädchen fuhr zurück: „Dat helpet niks mei? So säge Ji nu up ema! Wie is dat? Woher wite Ji dat?"

Da fing die Base an zu zittern und zu zagen, und unter einem Strome von Tränen verkündete das beladene Weib dem armen Mädchen den Schicksalsspruch, der es wie ein Wetterstrahl traf.

Die beiden Frauen waren sich einig geworden, Wilm heute noch zu verschonen. Als er am Nachmittag kam, sein Mädchen abzuholen, zwang sich die Totbetrübte zu einem freundlichen Lächeln. Die Aufregung der Beiden war Wilms Blicken nicht entgangen, doch vermutete er einen anderen Grund. Darum sagte er beim Abschied zur Base: „Düse Kermesse wärd richtig utefiert, de mot vör us Beiden 'n got Enge nommen."

„God Enge, Wilm, jo — Gott mag't jiwen." Die Base wollte lächeln, aber es gelang nicht. Ein Glück war's, der Wilm sah nicht, wie sie mit dem Schürzenzipfel über ihr Gesicht fuhr.

Wilm sah nur das Malchen in seinem blauen Kleide, auf dem die Sonne spielte.

„Kommet ni to spede [1]) heme!" Das preßte sie noch heraus. Dann schwammen auf einmal Farben und Formen vor ihren Augen ineinander. Sie schlug die Tür zu. Ein unbeschreibliches Weh legte sich auf ihre Seele, wenn sie daran dachte, daß das schmerzverzehrte Mädchen zum Tanze gehen mußte.

Und das Paar versäumte keinen Tanz. Im Taumel schien einzige Linderung für des Mädchens Pein zu liegen. Plötzlich in der Dämmerung legte sich Malchens bleiches Gesicht an Wilms Schulter, baumelnd wie die erfrorene Blume an ihrer Stütze. Aus dem dumpfen Saale führte sie Wilm ins Freie. Sie gingen durch den langen Grasgarten hinunter in die Diemelwiesen. Sie gingen und gingen und wußten nicht wohin.

Auf einmal blieb Wilm stehen. Zur Linken lag das väterliche Besitztum. In schwachen, schwarzen Umrissen zeichnete es sich auf den sternenlosen Nachthimmel. Wilm hob den Kopf, faßte das Mädchen fester. Er dachte an Zukünftiges und wollte ein stolzes Wort sagen. Aber das Mädchen machte ihn irre. Es warf sich erregt an seinen Hals und rief: „Wilm, Wilm, wi sid bedrogen!"

Dem Burschen war, als trüge er das schwere schwarze Himmelsdach auf seinen beiden Schultern, als ihm das Mädchen das Geheimnis enthüllte.

In stürmischer Leidenschaft umarmten sie sich.

Wilm aber erhob fluchend die Faust gegen das schwache Licht seines Vaterhauses: „Du Schuft!" schallte es durch die Stille.

[1]) spät.

In zorniger Aufwallung wollte er sich losreißen. „So'n Hund", knirschte er. Aber das Mädchen hing sich wie Blei an seine Glieder und bannte ihn so. Schweigend wanderten sie da dorffern durch die Kämpe.

Ferne verhallten schon die Töne der Tanzmusik. Zur Rechten gurgelte das Diemelwasser. Je weiter sie kamen, desto mehr horchten sie auf die unheimliche Melodie.

Rabenschwarz war die Nacht geworden. Sie sahen einander nicht mehr. Jeder fühlte nur des anderen kalte Hand und den heiß gehenden Atem. — Über die Brücke verhallten ihre Tritte. — Einmal war es, als jauchzten die Wasser auf, dann wurden sie wieder still und summten die alte Leier wie die Mutter, wenn ihre Kinder schlafen gehen.

Der dritte Kirmestag wurde diesmal nicht gefeiert: die Burschen und Männer lockte heute ein schlimmer Spielmann. Der alte Rehm stand den ganzen Tag auf der Diemelbrücke. Gegen Abend zog man die beiden Entseelten aus den Fluten. – – –

„Wat kann dat oll helpen, Ludewig — nu most Du friggen!" sagte nach einem halben Jahr der alte Rehm. Und der Ludewig holte sich richtig dem Kunzen sein Mädchen ins Haus.

Als dann für den Alten die Zeit kam, da er tagein, tagaus im Sorgestuhl sitzen mußte, sah er zu seinem Verdrusse, wie die junge Frau das Haus seiner Väter herumdrehte. Wenn er dann etwas sagte, trat die Schwiegertochter vor ihn hin und sagte höhnisch: „Ji ment wall, ik ginge auk vör Juch in't Water? Nä, so dumm si ik ni!"

Am liebsten wäre er da jedesmal auf und davongelaufen, wenn ihn nur seine Beine getragen hätten. Wenn er sich dann von der Welt wünschte, mußte er hören: „Ji sterwet so geswinde ni, Ji mot ehr nau afhallen, wat Ji an Wilm und Malchen verbroken hat!"

Darüber hatte er schließlich den Verstand verloren. Als er dann endlich von den Seinen wie eine Plage schied, wollte ihm das Mariketrin erst kein Totenhemd nähen. Nachher aber hat sie es doch getan. Und heimlich hat sie in den weiten Falten ein Läppchen von Malchens Brautkleid versteckt. Warum, sie wußte es selbst nicht zu sagen.

Aus Heimat und Fremde.

Johannes Becker †. Der Tod hält dieses Jahr reiche Ernte in der an markanten Persönlichkeiten nicht überreichen hessischen Schriftstellerwelt. Nun hat dieser Unerbittliche am 18. September auch Johannes Becker aus Marburg plötzlich hinweggerafft, „Beckerschhann", wie er kurz genannt wurde, der in gleichem Maße als Prosadichter und als Tagesschriftsteller in allen Schichten der oberhessischen Bevölkerung volkstümlich geworden war, wie er sich auch in der Literaturgeschichte unseres engeren Vaterlandes längst eine Heimstätte gesichert hat. Becker war ein Heimatskünstler im guten Sinne des Worts. Sein Dichten und Denken zog die besten Säfte aus dem Boden seiner Heimaterde, die er nur einmal während der Zeit seiner Wanderschaft verlassen hat, doch war sein offener Blick, sein gesundes humanes Fühlen weltenfern von philiströsem Partikularismus oder beschränktem Eigensinn geschieden; er war ein Mann, ein Künstler, deren wir mehr ersehnen möchten, für Zeitläufte, die dem modernen Menschen zwar Unschätzbares gegeben, aber auch reiche Werte genommen haben und noch nehmen werden; die ihn nicht nur der heimatlichen Scholle (soweit er eine solche noch kennt) mehr und mehr entfremden, sondern auch in Haus und Familie das Erdreich langsam auflockern. — Unter Beckers bekanntesten Erzählungen, die lebendig und unmittelbar aus dem oberhessischen Dorfleben heraus entstanden sind, zählen „Der Wildhirt", „Karthäusersch' Anndorf" und „Das Goldfeuerchen am Wittstrauch", sämtlich in der Volksbibliothek von Reinhold Werther-Leipzig erschienen. Dagegen liegen seine neueren größeren Erzählungen leider noch nicht in Buchform vor; es sind dies: „Zieglerfritz", „Die Lumpenlene" und „Auf der Reih", mit der gelegentlich eines Preisausschreibens der von D. Friedrich Naumann herausgegebenen Zeitschrift „Die Hilfe" Becker den Siegespreis davontrug. Es ist natürlich nicht alles gleichwertig, was Becker geschaffen hat, aber die herzgewinnende Gemütstiefe und Innigkeit, mit der er Natur und Menschen seiner Heimat dem Leser zu schildern weiß, die epische Einfachheit, die Anschaulichkeit und Plastik sind überall die stärksten Merkmale seiner schlichtechten Volkspoesie. Die engbegrenzte Sphäre seines Dichtens gewinnt unter seinen Händen ein ganz eigenes Leben. Wenn ich sein Wesen auf eine Formel zu bringen hätte, würde ich ihn vielleicht als einen Romantiker des Realismus bezeichnen. Es ist möglich, daß wir später einmal hier versuchen werden, die Bilanz dieser literarischen Persönlichkeit zu ziehen. Im Journaldienst ist Becker fast 21 Jahre hindurch in Marburg tätig gewesen. Sein „Bote aus Oberhessen", die sonntägliche Beilage der „Hess. Landeszeitung", auf dessen erster Seite „Hannes und Henner" oder „Schoarsch und Konrad" einen humorgespickten, manchmal auch satirisch-bissigen Dialog über Ereignisse in Dorf oder Stadt hielten, war ein gern

gesehener Gast in den meisten Landhäusern Oberhessens. Wenn wir uns der heftig bewegten politischen Parteikämpfe in Marburgs Mauern erinnern, so taucht da eine Schar interessanter Charakterköpfe vor unserm geistigen Auge empor: Kurt Eisner, Paul Bader, Otto Böckel, H. v. Gerlach u. a. m. Daß ein so lebhaftes Temperament und manchmal fast zu geradliniger Charakter wie Becker nicht lange feierte, sondern ab und zu kräftig dreinschlug, um hier die Wahrheit zu sagen, ist nur zu natürlich. Und Becker focht, wenn es nottat, mit wuchtiger Säbelklinge, doch die Politik ist nie seine eigentliche Domäne gewesen . . . . .

Die „Hess. Landesztg.", der Becker bis zuletzt als Lokalredakteur angehört hatte, bringt folgenden Nachruf an ihn aus dem Leserkreise des Blattes:

Nicht Lorbeerreis noch Eichenlaub
Will ich um deine Stirne winden,
Nur Immergrün und Rosmarin,
Was in dem Gärtchen noch zu finden.
Die Blümlein all' im grünen Klee
Sie wollen noch für dich erblühen,
Des wilden Weines Purpurpracht
Sie möchte noch für dich erglühen.
Das Volk, dem du entsprossen bist,
Es steht gebeugt an deinem Grabe.
Du sangst ihm seine Lust, sein Leid,
Und botest manche heitre Gabe.
Fahr wohl, du stiller Schläfer du,
Und warte auf ein neues „Werde"!
Du Hessenlandes treuer Sohn,
Leicht werde dir der Heimat Erde!

Das äußere Leben Beckers ist mit wenigen Worten erzählt, denn es spielte sich ganz im stillen Kreise ab. Johannes Becker wurde am 2. Juli 1851 auf dem in der Nähe von Kappel idyllisch gelegenen Glaskopf geboren, einer Schäferei, die ehedem als Gutshof zum Marburger Schloß gehört hatte. Hier war sein Vater Schäfer, der an langen Winterabenden seiner Familie gern vorzulesen pflegte, „entweder aus der Gartenlaube oder von Walter Scott u. a." Er besuchte die Kappeler Dorfschule, ward Schriftsetzer und ging auf die Wanderschaft nach Süddeutschland und in die Schweiz. Als Autodidakt, der seine Begabung wohl bald erkannte, hatte er in seinen Mußestunden fleißig gelesen und sich gebildet. So fand er in Marburg eine reiche Tätigkeit als Redakteur und Schriftsteller. Hier schrieb Becker dann in den reiferen Jahren seine bekannten Erzählungen. Ch. Bg.

Marburger Hochschulnachrichten: Dem Privatdozenten Dr. Hans Köppe wurde das bisher von Prof. Sieveking bekleidete Extraordinariat der Nationalökonomie übertragen. — Der Privatdozent für Philosophie an der Universität Halle, Prof. Dr. Hermann Schwarz, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor angenommen. — Der Universitätssekretär Rechnungsrat König tritt am 1. Oktober in den Ruhestand. — Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der Erdkunde an der Universität konnte in diesen Tagen Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Theobald Fischer zurückblicken. — Am 27. September starb im 48. Lebensjahr der Prosektor am anatomischen Institut, Prof. Dr. med. Zumstein. Er war 1861 zu Wiedlisbach in der Schweiz geboren, kam 1887 nach Marburg als erster Assistent am anatomischen Institut, habilitierte sich 1891 und wurde 1895 Professor. Seinem Rufe war es zu danken, daß so zahlreiche Schweizer Akademiker die Marburger Hochschule aufsuchten.

Berufung. Professor Petersen, Direktor der Kgl. Zeichenakademie in Hanau, wurde an das Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin berufen, wo er eine Klasse für Metallotechnik mit besonderer Betonung kirchlicher Kunst (einschließlich der Architektur und des Kunstgewerbes) übernimmt.

Der Geschichtsverein für den Kreis Biedenkopf darf sich fortgesetzt einer günstigen Entwickelung erfreuen. Die Mitgliederzahl ist auf 207 gestiegen und die Veröffentlichungen in den „Mitteilungen" finden gebührende Beachtung in fachwissenschaftlichen Kreisen. Am 25. Oktober d. J. eröffnete er sein Heimatmuseum in den Räumen des Biedenkopfer Schlosses. Die Ausstellung kann schon jetzt als äußerst lehrreich und sehenswert bezeichnet werden, besonders was Trachtenstücke anbelangt. Daneben finden sich eine Menge Gegenstände, Haus- und Feldgeräte, Waffen und Schriftwerke, die auf die Vergangenheit des Hinterlandes Bezug haben. Den Grundstock bildet die Privatsammlung des Schornsteinfegermeisters Pfeil, die er dem Verein in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat. Z.

Die Herrenmühle in Marburg, die auch außerhalb Hessens durch die Mannfeldsche Radierung weithin bekannt geworden, wurde, wie wir mitteilten, kürzlich vom Brand betroffen. Man hat die Absicht, den vorderen Teil der Mühle am Pilgrimstein zum Zwecke der Straßenverbreiterung niederzulegen. Bis jetzt haben sich auf aufgelegten Listen 700 Bürger für und 19 gegen die Abreißung ausgesprochen.

Aus Wanfried. Zur Erinnerung an die 300jährige Jubiläumsfeier stiftete Kammerherr von Scharfenberg der Stadt einen auf dem Marktplatz zu errichtenden Zierbrunnen, der vom Sohne des Kammerherrn modelliert wird.

Münzversteigerung. Am 13. Oktober gelangt bei Josef Hamburger in Frankfurt a. M. die Münzsammlung des verstorbenen Professors Dr. Suchier in Hanau zur Versteigerung. Die Spezialabteilungen von Hessen und Schlesien sind sehr bedeutend, die kleinen Silber- und Kupfermünzen enthalten viele Seltenheiten, im Ganzen über 8000 Stück.

Der diesjährige (7.) Niedersachsentag, der am 4. Oktober eröffnet wird, bietet eine niedersächsische photographische Ausstellung, Lichtbildervorträge über die Lüneburger Heide und Kloster Loccum, Verhandlungen und Vorträge über den Stand und die Pflege des Volksliedes in Niedersachsen, über den Plan einer allgemeinen niedersächsischen Biographie, über Sitten und Gebräuche des Unter-Eichsfeldes und die älteste Geschichte des Sachsenstammes. Ein Tag ist einer Konferenz über Stand und Aufgaben der wissenschaftlichen Heimatforschung gewidmet, die Heimatkunst ist außer der Ausstellung vertreten durch den üblichen Dichterabend und eine Aufführung eines plattdeutschen Schauspiels durch die Mitglieder des Hamburger Schiller-Theaters. Den Heimatschutz behandelnde Vorträge, Berichte und Diskussionen füllen den zweiten Kongreßtag. — Warum ist so etwas nicht in Hessen möglich?

Funde. Bei Ausschachtungsarbeiten wurde in Sooden a. W. ein großer irdener Topf zu Tage gefördert, der vollständig mit gut erhaltenen Silbermünzen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gefüllt war. Die Münzen sind zum großen Teil hessischen Gepräges. — Gleichfalls bei Ausschachtungsarbeiten stieß man im Hofe des bischöflichen Priesterseminars zu Fulda, etwa 5 Meter hinter der Bonifatiusgruft, auf einen Steinsarg, der im Innern seidene Gewänder und ein Paar weißer Schuhe barg. Bei angestellten Nachforschungen stieß man auf drei weitere Steinsärge, die außer den Skeletten Teile der Sterbekleider usw. enthielten. Die Steinsärge sollen dem Diözesanmuseum überwiesen werden. Sicher handelt es sich um eine Begräbnisstätte vornehmer geistlicher Herren im früheren Dom.

Wißmann-Denkmal für Ostafrika. In diesen Tagen wird das für Dar-es-Salaam bestimmte Wißmann-Denkmal seine Reise nach Afrika antreten. Das Denkmal ist ein Werk unseres Kasseler Landsmannes, des Bildhauers Adolf Kürle in Berlin. Die in Bronze gegossene, überlebensgroße Figur steht auf einem 2 Meter hohen Granitsockel; Wißmann trägt Tropenuniform, zu Füßen steht ein gleichfalls in Bronze gegossener Askari-Krieger, der eine Fahne über einem toten Löwen ausgebreitet hält.

Todesfälle. Am 20. September starb zu Frankfurt a. M. im hohen Alter von 91 Jahren der Amtsgerichtsrat a. D. Ignaz Hoefle. 1817 in Fulda als Sohn des Archivars Hoefle geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat nach vollendetem Studium in Marburg und Heidelberg in den Kurhessischen Justizdienst, war in Schmalkalden, Steinbach-Hallenberg, Netra und Salmünster Richter, trat 1879 in den Ruhestand und siedelte nach Frankfurt a. M. über, wo er viel mit seinem Altersgenossen und Landsmann, dem 1902 verstorbenen früheren Garnisonauditeur Josef Schwank aus Fulda verkehrte. Mit Hoefle ist der älteste aus der Zahl der trefflichen hessischen Juristen hingeschieden, die noch im alten Kurstaate ihre hauptsächliche Ausbildung erhielten und deren Erinnerungen in jene Zeit zurückreichten, in der Kurhessen im Mittelpunkt der deutschen Streitigkeiten stand.

Am Hirnschlag verschied am 21. September der Kaiserliche Postdirektor Diebel in Eschwege. Geboren 1857 in Treysa, trat er 1874 in Hersfeld, wo er das Gymnasium besuchte, in den Postdienst, bestand 1888 die höhere Verwaltungsprüfung für Post und Telegraphie, wurde 1889 Oberpostsekretär in Köln, 1892 Postkassierer in Düren, 1898 Postdirektor in Rheine und dann in Neumünster und kam 1905 als Leiter des Postamtes nach Eschwege.

Am 23. September verschied im 82. Lebensjahr in seiner Vaterstadt Kassel, wo er am 3. August 1827 als Sohn des späteren Kurhessischen Kriegsministers Heinrich Schmidt geboren war, der Generalleutnant Julius von Schmidt. Er war 1846 in das Leibregiment eingetreten, wurde 1863 zum Hauptmann befördert und dem Generalstab zugeteilt. Im Oktober 1866 trat er in preußische Dienste, wurde dem Großen Generalstab aggregiert und dem Generalkommando des 3. Armeekorps zugeteilt. Seit 1867 Major, stand er 1870 als erster Generalstabsoffizier beim Oberkommando der 2. Armee im Felde, die Prinz Friedrich Karl führte, und erwarb sich das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Am 3. Oktober 1871 wurde er Kommandeur des 1. Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 52, 1873 erhielt er den erblichen Adel verliehen und wurde Oberstleutnant. Von 1875 bis 1881 befehligte er das damalige westfälische Füsilier-Regiment Nr. 37 und stand von da ab als Generalmajor an der Spitze der 37. Infanteriebrigade, bis er 1886 als Generalleutnant zur Disposition gestellt wurde. Weiteren Kreisen bekannt wurde Schmidt durch sein Werk „Die Schicksale der hessischen Armeedivision 1866“.

Naturdenkmalschutz? Trotz allen schönen Reden über die Erhaltung der Naturdenkmäler fällt von den charakteristischen Basaltfelsen Kurhessens und der Rhön einer nach dem anderen der industriellen Ausbeutung zum Opfer. Das Schicksal des Bühl und Hirzsteines steht nicht nur, wie wir schon mitteilten, dem Hangars am Dörnberg und dem wildromantischen, zwischen Haselstein und Mackenzell gelegenen Ulmenstein bevor, von dessen 548 Meter hohem Gipfel man eine herrliche Fernsicht in das hessische Bergland und nach Thüringen genießt, sondern es sollen nunmehr auch die beiden 730 und 678 Meter hohen sogenannten Bursteine bei Riedenberg, die im Volksmunde Tintenfaß und Streusandbüchse genannt werden, an ein bereits in Betrieb genommenes Basaltwerk übergehen.

Eingegangen:

Marie Burmester, Gottfried Rissoms Haus. Roman. 2. Aufl. 242 Seiten. Hanau (Clauß & Feddersen). Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

A. von Wehlau, Die Stimme des Blutes. Roman. 256 S. Hanau (Clauß & Feddersen). Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Sammlung Göschen 376. Landeskunde des Großherzogtums Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck von Prof. Dr. Georg Greim. Mit 13 Abbildungen und einer Karte. 158 Seiten. Preis geb. 80 Pf.

Personalien.

Verliehen: dem Konsistorialpräsidenten von Altenbockum zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse mit der Schleife; dem Direktor des Staatsarchivs zu Marburg Geh. Archivrat Dr. Könnecke vom Großherzog von Baden das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen; dem Rittergutsbesitzer Kammerherrn v. Scharfenberg auf Kalkhof (Kreis Eschwege) der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Oberleutnant im Drag.-Reg. Nr. 5 Rabe von Pappenheim, dem Bürgermeister Keßler zu Wanfried und dem Rektor Brehm zu Schmalkalden der Kronenorden 4. Kl.; dem Hüttenbesitzer Jung zu Biedenkopf der Charakter als Kommerzienrat; den Oberlandesgerichtssekretären Lungwitz und Steinhoff zu Kassel und den Obersekretären Wiltberger zu Marburg und Boecken zu Fulda der Charakter als Rechnungsrat; dem Kunstmaler Adolf Müller-Kassel in Charlottenburg vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Beigelegt: den Kanzleiräten Birnbaum, Hurttig, Ißmer, Sunkel und Wieser zu Kassel, Luley und Wolff zu Hanau, Maibaum zu Allendorf, Fröhlich zu Wolfhagen und Penningh und Warnke zu Marburg der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Gerichtsassessor von Beneckendorff und von Hindenburg zu Naumburg a. S. zum Amtsrichter in Frankenberg; Baugewerkschullehrer a. D. Schmiedt zum Kgl. Oberlehrer an der Baugewerkschule zu Kassel; prakt. Arzt Dr. Kranepuhl zu Kassel zum Kgl. Kreisarzt in Rinteln.

Versetzt: Forstmeister Grebe zu Hofgeismar zum 1. Dezember an die Oberförsterei Veckerhagen; Archivar Dr. O. Grotefend zu Marburg an das Staatsarchiv in Stettin; Amtsgerichtsrat Hahn von Hünfeld nach Weißenfels; Regierungsbaumeister Mahlberg von Kassel nach Hofgeismar; Postmeister Jung von Fritzlar nach Karlshafen; die Kreissekretäre Conrad von Hanau nach Kassel, Hartmann von Gersfeld nach Hanau und Krug von Ziegenhain nach Gersfeld; Amtsgerichtssekretär Rupp von Wolfhagen nach Eschwege.

In den **Ruhestand** versetzt: der Direktor des Kgl. Friedrichsgymnasiums Geh. Reg.-Rat Dr. Heußner zu Kassel; die Kgl. Kreisärzte Geh. Med.-Rat Dr. Lambert zu Melsungen und Med.-Rat Dr. Coester zu Rinteln; der Obersekretär, Rechnungsrat Heynich zu Marburg; der Landessekretär Knobel und der Landeshauptkassen-Buchhalter Ide zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. Claus und Frau Lilli, geb. Koester (Leopoldshall-Staßfurt, 26. September); — eine Tochter: Dr. H. Luecke und Frau Luise, geb. Hill (Köslin, 13. September); Steuersekretär Bauerhenne und Frau Johanne, geb. Ohlhorst (Kassel, 26. September); Professor Dr. Neumann und Frau Johanna, geb. Kautzsch (Marburg, 27. September).

Gestorben: Oberstleutnant a. D. Max v. Oppeln-Bronikowski, 56 Jahre alt (Berlin, 16. September); Redakteur und Schriftsteller Johann Becker, 57 Jahre alt (Marburg, 19. September); Amtsgerichtsrat Ignaz Hoefler, 91 Jahre alt (Frankfurt a. M., 20. September); Kaufmann Louis Wegener (Kassel, 20. September); Kunstmaler Ernst Koch, 59 Jahre alt (Kassel, 20. September); Postdirektor Diebel, 50 Jahre alt (Eschwege, 21. September); Kanzleirat August Möfta (Kassel, 21. September); Generalleutnant z. D. Julius v. Schmidt, 82 Jahre alt (Kassel, 23. September); Frau Anna Rothe, geb. Dieck, Witwe des Unterstaatssekretärs (Kassel, 23. September); Privatmann Otto Stölzel, 73 J. a. (Portici, 23. September); verw. Frau Baronin Sidonie von und zu Schachten, geb. Freiin von Hausen, 86 Jahre alt (Baden-Baden, 25. September); verw. Frau Anna Lorenz, geb. Basse (Kassel, 25. September); Kaufmann Richard Heuser, 56 Jahre alt (Kassel, 26. September); Rittergutsbesitzer Gustav von Baumbach zu Obermöllrich, 47 Jahre alt (Göttingen, 26. September); Prof. Dr. Jakob Zumstein, 47 Jahre alt (Marburg, 27. September).

Briefkasten.

S. in Detmold. Wir sind mit Ihrem Vorschlag gern einverstanden.

S. in Frankenberg. Wir können aus Raummangel nicht noch einmal näher auf den Fall eingehen, den wir bereits eingehend behandelten.

E. in Swinemünde, K. in Regensburg. Dank und frdl. Gruß.

D. in Alsfeld. Dank für Ihre Sendung. Der Aufsatz wird gebracht werden.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Von Pfr. K. 2 M., Pfr. R. 1 M., Referendar M 1 M, Rektor S. 2 M., Lehrer D. 1 M., Lehrer B. 1 M., sämtlich in Frankenberg. Gesamtsumme bis jetzt **141 M. 30 Pf.**

(Auf S. 268, letzte Zeile, ist zu lesen: statt 92,80 M. 133,30 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. Oktober 1908.

Vom Magister Laukhard.

Von Alexander Burger.

Wir müssen hinabsteigen in die Niederungen deutschen Schrifttums, wenn wir von dem Manne sprechen wollen, dessen Name als Titel über diesem Aufsatz steht. Wir müssen uns in eine Zeit zurückversetzen, die, wie man in den Lehrbüchern liest, erfüllt war von dem Geiste des Klassizismus. Die Zeiten Goethes und Schillers, die Jahre Lessings und Kleists sind es, von denen wir sprechen. Wie kann in einer solchen Zeit, glanzvoll durch die Namen, glänzend durch Geistestaten, wie sie keine Epoche deutscher Geschichte vorher oder nachher wieder gesehen — wie kann in einer solchen Zeit eine Niederung sich erkennbar machen? Wir bilden uns doch so gerne ein und tun dies deshalb, weil wir uns aus den Miseren der Gegenwart zu einem Nirwana der Vergangenheit zurücksehnen, daß die Tage, in denen die Großen in Weimar wirkten, Tage höchster Ideale, Zeiten unnennbarer Begeisterung waren. Und dann kommen diese schlechten Chronikenschreiber und zerstören unsern schönen Wahn; weisen uns darauf hin, daß es auch damals nicht besser in der Welt bestellt war und daß, während Goethe und Schiller in Weimar Unsterbliches wirkten, dicht daneben in Jena die akademische Jugend sich von nichts ferner hielt wie von dem idealen Geiste, der die Werke unserer Meister trägt; und daß, während Jahrzehnte später die Rahel ihre Gläubigen zum ästhetischen Tee versammelte, vielleicht im Hause daneben, dieselben Szenen sich ereigneten, die man heute unter dem Titel „der Sumpf der Großstadt" schön zusammenfaßt. Alles schon dagewesen — aber traurig ist es doch, wenn einem der Jugendglaube zerstört wird und man einsehen lernt, daß in einer Zeit, die man von lauter Schöngeistern erfüllt glaubte, auch nur — Menschen lebten. Wer dazu einen Führer haben will, der lese die Lebensbeschreibung des Magisters Friedrich Christian Laukhard — wer seinen Glauben nicht verlieren will, der lasse die Hände von diesem Buche.

Es ist eine der interessantesten Figuren der deutschen Literatur, die wir in Laukhard kennen lernen. Eine von den Persönlichkeiten, die man heute gerne unter dem Sammelnamen „verkommene Genies" zusammenfaßt. Ein Geist, der, in rechte Bahnen gelenkt, sicher großes und bedeutendes hätte leisten können, der aber so ein Kind seiner Zeit war, daß er mit ihr nur leben und in ihr zu Grunde gehen mußte. Der sich nicht selbst überlebte, sondern als Kind jener vielbewegten

Tage zu Ende des 18. Jahrhunderts seine Gaben verkümmern ließ und zu Grunde ging. Mehr wie seine eigenen Aussagen zeigen seine Werke an, welch bedeutender Geist in Laukhard sein Wesen trieb. Seine Bücher, meine hessische Bibliographie führt deren 21 in 37 Bänden an, sind heute verschollen. Ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht so ohne weiteres zu behaupten. Jedenfalls lebt aber ein Werk noch und ist erst kürzlich durch eine Neuausgabe*) wieder zugängig geworden, „Leben und Schicksale. Von ihm selbst erzählt.“ Als 34 jähriger begann Laukhard seine Selbstbiographie, der letzte 5. Band erschien 20 Jahre vor seinem Tode, 1802. Und da die Jugendgeschichte einen breiten Raum in seinen Schilderungen einnimmt, haben wir also ein autobiographisches Bild dieses seltsamen Mannes von der Wiege bis zu des Lebens Mittagshöhe.

Es ist ein seltsames Leben, das sich hier vor uns aufrollt. Laukhard stammt aus einer Pfarrersfamilie in der Pfalz. Geboren wurde er, wie Holzhausen nachgewiesen hat, 1757 und nicht, wie er selbst schreibt 1758 in Wendelsheim in der Pfalz. Wir genießen gleich auf den ersten Seiten seiner Biographie einen kleinen, netten Einblick in das Kleinstaatentum jener Zeit. Wendelsheim gehörte zur Rheingrafschaft Grehweiler, einem „Staate“, an dessen Spitze der edle Rheingraf Karl Magnus stand, den, ich zitiere nach einem Laukhardschen Buchtitel, „Joseph II. auf zehn Jahre ins Gefängnis nach Königstein schickte, um da die Rechte der Untertanen und anderer Menschen respektieren zu lernen. Zur Warnung für alle winzigen Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner“. Und wie der Herr so waren die Diener. Laukhard erzählt manches gepfefferte Stückchen, das sich die Herren Beamten und Geistlichen der Pfalz damals erlaubten. Der Vater unseres Laukhard gehörte, wenn man dem Berichte des Sohnes trauen kann, zu den Besten seines Standes. Nur daß er zu gutmütig war und selbst grobe Unarten des Buben mit einem verzeihenden Lächeln dahingehen ließ und sich fast gar nicht mit seinem Sohne beschäftigte. So war dieser auf die Gesellschaft seiner Tante angewiesen, die dem Trunke ergeben war und den jungen Christian bereits mit sechs Jahren zum Säufer ausgebildet hatte. Dieses Laster verläßt ihn sein Leben lang nicht mehr. Es erging ihm darin, wie seinem Landsmann Niebergall, der, wenn auch der verstorbene Hofbibliothek-Direktor Dr. Nick den Versuch gemacht hat, es abzuschwächen, doch auch als Trinker angesehen werden muß. Bei Laukhard wuchs dieses Laster im Laufe der Jahre derart, daß die Kinder ihm, dem Magister in Halle, nachliefen und Spottverse auf ihn sangen. Und daß, als Laukhard Student geworden, das dünne Gießener Bier ihm nicht mehr behagte, da es ihn nicht betrunken machte, sondern er den Schnaps kannenweise trank, spricht Bände für sich.

Es kann hier, wo ich auf eine interessante Persönlichkeit hinweisen will, nicht der Platz sein, das Leben Laukhards genau weiter zu verfolgen. Uns interessiert vielmehr, welche Bedeutung Laukhard und sein Werk für die Gegenwart hat. Seine Romane und Erzählungen sind zum großen Teil langweilig, namentlich da, wo er von seinem ureigenen Stoffgebiet abgeht. Und dieses Stoffgebiet macht auch gleichzeitig seine Bedeutung nach einer Hinsicht aus. Das ist: kein Kulturhistoriker überhaupt und speziell keiner, der das Fach der Geschichte der Universitäten und des Studententums bearbeitet, kann die Werke Laukhards umgehen. Sie sind Fundgruben für ihn, wie sie in dieser Art die deutsche Literatur nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat. Laukhard hat selbst, als tätigstes Mitglied, in dem rohen, allen Grenzen der Ordnung und Sitte hohnsprechenden Burschentume seiner Zeit gestanden. Das Wort von der rohesten Universität Deutschlands galt damals für Gießen. Unfähige Professoren, unter denen nur wenige, wie Höpfner, die geringsten Anforderungen befriedigten, Mißstände aller Art ließen Gießen als einen von jedem ästhetischen Geist zu fliehenden Ort ansagen. Umso roher und wilder entwickelte sich das *Studententum*, dem die ganze Stadt, Bürger und Militär einbegriffen, ihren Tribut bezahlen mußten. Wer so vorbereitet hin kam, wie Laukhard, der mußte sich wohlfühlen und bald, wie das bei ihm auch geschah, eine führende Stellung unter den Studenten einnehmen. Seine Schilderungen, die er in anerkennenswerter Offenheit liefert, sind deshalb wahre Fundquellen für die Geschichte des Studententums geworden. Aber nicht nur Gießen hat er so kennen gelernt, auch Halle, Göttingen und Jena wurden ihm, der sich studierens- oder besuchshalber dort aufhielt, vertraut und forderten ihn zu Vergleichen mit seinen Gießener Erlebnissen heraus. — Das wäre die eine Seite der Bedeutung Laukhards für die Gegenwart.

Die andere liegt auf geschichtlichem und auch besonders wieder kulturgeschichtlichem Gebiete. In Halle hatte Laukhard, wieder einmal in Schulden geraten, die sein Vater nicht bezahlen wollte, sich als Soldat anwerben lassen und machte nun als Gemeiner, dann als Korporal, aber immer in Reih und Glied, den Feldzug gegen die „Neufranken“ mit. Dadurch, daß Laukhard mit der

*) Bei Robert Lutz in Stuttgart in 2 Bänden erschienen.

Muskete auf der Schulter, mit dem Heere leidend und darbend nach Frankreich zog und von diesem Standpunkte aus, nicht etwa als Heerführer, schildert, wird seine Beschreibung zum bedeutenden Dokument der Zeit. Ob das, was er vorbringt, alles wahr ist, kann hier nicht entschieden werden. Wer will aber mit dem armen Magister Laukhard rechten, falls ihm ein Irrtum passierte, wenn selbst Goethe in seiner Kampagne in Frankreich nicht frei davon ist. Und dabei hatte Goethe, der im Gefolge Karl Augusts den Feldzug mitmachte, sein bequemes Zelt, in dem er in aller Ruhe, frei von allen materiellen Sorgen, seinen Geist sammeln konnte, während Laukhard, des Abends im Biwak oder Quartier angekommen, zuerst für den knurrenden Magen sorgen mußte, um dann auf dem Tornister seine spärlichen Notizen niederzuschreiben. Gerade aber wenn wir dies bedenken, ist Laukhards Werk umso lehrreicher, ist sein Inhalt für uns umso bedeutungsvoller. Es ist das einzige Dokument der Revolutions- und Emigrantenzeit, das vom Standpunkt des mitschaffenden Soldaten geschrieben ist. Seine „Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792, Germanien, 1794" haben somit, wie gesagt, mehr als biographischen Wert, es ist ein Quellenwerk, dem man mit Vorsicht entgegentreten mag, was die historischen Zusammenhänge anlangt, das man aber nicht übergehen darf, wenn es sich um das Leben und Treiben der Soldateska, um den Ton, der im Okkupationsheere herrschte, handelt. Natürlich fällt dabei, immer vom Standpunkt des gemeinen Mannes, mancher lehrhafte Blick auch auf die Führer — manches bittere Wort ertönt und mancher Seufzer eines gequälten Herzens macht sich gewaltsam Luft.

Damit ist Laukhards Bedeutung auch für die Gegenwart gekennzeichnet. Nebenbei geht natürlich noch manches, was erwähnenswert wäre: seine schon genannten Schilderungen des deutschen Kleinstaatentums, die Beschreibungen der sittlichen Verhältnisse seiner Zeit usw. — das alles macht seine Bücher nicht zur Lektüre für Backfische oder den Familientisch, eröffnet aber weite Perspektiven für den, der sich ernsthaft mit diesen Dingen befassen will oder muß. Wie weit seine Darstellungen ehrlich gemeint sind, bleibe dahin gestellt. Laukhard hat nämlich die Manie angenommen, sich über seine Jugendsünden in einem moralisierenden Tone auszusprechen. Ob das wirklich aus innerem Herzen kommt oder ob auch da nicht ein wenig Pose und Lust am Frivolen mitspielt, ist eine Sache für sich. Schließlich ist dies aber ganz einerlei, viel wichtiger und für Laukhard einnehmend ist die Tatsache, daß er, während seine Umgebung im Schmutze versank, das Gefühl der Scham, oder wenigstens der Erkenntnis seiner unwürdigen Lage noch nicht verloren hatte. Er, der vermöge seines klaren Verstandes, seiner gewandten Redegabe als Geistlicher hervorragendes hätte leisten können, wird so gegen Willen mit in den Sumpf hineingerissen und versinkt immer mehr darin. Er, der es fertig brachte, als er kurze Zeit in der Pfalz als Pfarrer fungierte und seine Haupttätigkeit nicht in der Seelsorge, sondern in den Wirtshäusern entwickelte, direkt aus der Gaststube nach der Kirche zu gehen und dort eine unvorbereitete hinreißende Predigt zu halten, der Mann marschiert als 35jähriger Soldat für eine Sache, die ihn nichts angeht und auch kaum interessiert, nach Frankreich hinein. Und von der Schlagfertigkeit und dem Witze Laukhards erzählen weniger seine Werke wie die unzähligen Anekdoten, die noch heute in der hessischen Pfalz, am Orte der früheren Tätigkeit Laukhards, umgehen.

Die Hauptphasen seines Lebens haben wir hier kurz skizziert. Wir sind im übrigen noch im Dunkel über manchen Punkt in der Erdenpilgerschaft dieses seltsamen Menschen. Erst die sorgfältigen Untersuchungen Karl Holzhausens haben uns über manches Licht gebracht. Wir wissen so, daß Laukhard 1822 in Kreuznach starb — wir wissen, daß er wahrscheinlich vorher als Pfarrer eine Pfarrei verwaltet hat, das alles interessiert aber nicht um seiner selbst willen, sondern wegen des seltsamen Lebenslaufes, den er vorher durchgemacht hat. Ob das Leben Laukhards philisterhaft verlief, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, das gewohnte Treiben bis zu seinem Tode fortsetzte, wissen wir nicht, da Berichte von ihm selbst oder von Genossen aus seinen letzten Lebensjahren fehlen. Schriftstellerisch ist er bis zum Jahre 1811 tätig gewesen, oder genauer gesagt: wir kennen bis 1811 seine schriftstellerische Tätigkeit. Denn da die meisten Bücher Laukhards anonym herausgegeben wurden, ist es möglich, daß noch das eine oder andere Produkt seiner Feder unerkannt in Bibliotheken lagert. Und auch die 21 Werke, die wir kennen und ihm sicher zuschreiben können, gehören heute zu den seltensten Objekten des Antiquariatshandels. Selbst die Darmstädter Hofbibliothek besitzt nicht alle Laukhardschen Bücher. Von dem „Roman" Wilhelm Steins Abenteuer ist mir nur ein Exemplar bekannt geworden. So steigt am Anfang des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit, in der man sich gerne in das Leben seltsamer Menschen vertieft, auch der Ruhm Laukhards. Noch immer geht man, und das mit Recht, mit einem gewissen

Mißtrauen an den literarischen Nachlaß dieses Mannes heran. Noch immer kann man ihn mit Recht einen Pornographen nennen. Dabei soll aber doch nicht vergessen werden, daß auch die Schriftsteller, die auf der Nachtseite der deutschen Literatur arbeiteten, ihre Bedeutung für die geschichtliche Forschung haben. Sie geben, vielleicht besser wie die, die sich in des Lebens Glanz sonnen konnten, ein wahres Bild ihrer Zeit. Abschreckend mag es sein, oft ungenießbar, oft Ekel erregend — aber darum ist es nicht weniger wahr. Laukhard ist gerichtet, weil er so geschrieben; ob mit Recht, ob mit Unrecht, könnte man heute nur dann endgültig entscheiden, wenn man in des Autors Seele lesen könnte. Wenn man herausfinden könnte, ob seine Schilderungen einem Akte der Selbstbefreiung, des Losschreibens, oder der Lust, im Schmutze zu waten, entstammten.

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde. II.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Dieselbe Erscheinung, daß der Name eines Gewerbes der Familie anhaftet, ohne daß die Nachkommen das Gewerbe noch treiben, findet sich auch bei den Benennungen nach Amt oder Beruf. So heißt in Ottrau eine Familie Koch Borjəmeedərsch, weil einmal vor 100 Jahren ein Mitglied der Familie Koch Bürgermeister war, so z. B. Anna Katharina Koch Borjəmeesdərsch Kädəriin, weil ihr Urgroßvater Bürgermeister war, während die nachfolgenden Dorfoberhäupter nach dem Dorfnamen benannt werden. Es ist dies zähe Festhalten an althergebrachter Bezeichnung durch Übertragung der Sprache der alten Leute im Dorf auf die jüngern zu erklären, wie wir ähnliches auch bei den Verwandtschaftsnamen kennen (Begriffsübertragung). Ein anderes Beispiel ist Scholdaisə Hinerch und Scholdaisə Mådchə für Heinrich und Martha Knauf in Leimsfeld, deren Großvater Schultheiß war, sowie das obenerwähnte Greewəkeelər für eine Familie Köhler in Allendorf im Gegensatz zu den übrigen gleichnamigen Familien des Orts. Derselbe Vorgang wird auch von Schöner a. a. O. S. 328 und für eine ganz andere Gegend von Tobler, Appenzellischer Sprachschatz (Zürich 1837) S. 328 bezeugt. Es heißt dort: „1638 wurde ein gewisser Joseph Künzler der erste Meßner (Küster) in Walzenhausen. Bis z. J. 1741 behielt der männliche Stamm den Posten und obschon von da an Keiner aus der Familie mehr denselben versah, werden die jungen Leute noch heute Mesmerschlüt genannt, seien sie Söhne oder Töchter."

Andere Bezeichnungen nach Amt oder Beruf sind Dorman's Hainər für Heinrich Schmidt (Neukirchen), weil Vater und Großvater Torwächter waren, Grandiirsch Niklaus für Nikolaus Weimar (ebenda), weil er bei den Grenadieren gedient hat, Odsdiinərsch Lischə für die Tochter des Ortsdieners, Penərsch Marii, Meləbodaan's Miilə (= Emilie), Uwərferschdərsch Eldsə, Rekdərsch Kal, Kandərsch Just usw. für die Kinder des Pfarrers, Metropolitans, Oberförsters, Rektors usw., doch sind sie wegen ihres geringeren Alters weniger interessant und bedürfen keiner näheren Ausführung.

VI.

Benennungen nach körperlichen Eigenschaften finden sich in den Urkunden der Grafschaft Ziegenhain verhältnismäßig selten und so ist es wohl zu erklären, daß sie auch in den Dorfnamen spärlich vertreten sind und wenig eigenartiges Gepräge oder gar Derbheit aufweisen. Erwähnt ist bereits dä Kudsəl Wikərt (Allendorf) zur Unterscheidung von den andern Wikərt, weil er krolliges Haar hat, ferner dä derə Keeler (ebd.).*) Ein weiteres Beispiel ist Rabich's schwadsə (neben Rabich's Hinersch) und Rabich's wigsə (weiße) für ein Brüderpaar Heinrich Adam und Friedrich Rabich in Schönborn. Ähnlich heißt (allerdings nicht auf der Schwalm) eine Familie noch heute s Lååməs, weil der Großvater ein lahmes Bein hatte.

VII.

Endlich wäre noch eine Reihe von Namen anzuführen, die ihre Entstehung besonderen, meist humoristischen Anläßen verdanken. Doch ist hier, obwohl viele im Laufe der Zeiten ihren giftigen Stachel, ja ihre eigentliche Bedeutung (durch Verstümmelung) verloren haben, eine gewisse Rücksicht auf noch Lebende geboten. Wie solche Namen entstehen können, dafür nur ein Beispiel. Ein Bauer, der seinen Schreibnamen nicht kennt (wie das noch zuweilen bei älteren Leuten vorkommen soll), wird vor Gericht nach seinem Namen gefragt. Auf die Frage „Wie heißen Sie?" (statt wie er richtiger hätte gefragt werden sollen „Wie schreiben Sie sich?") antwortet er Jusd. Als das dem Richter nicht genügt und er noch den

*) Vgl. auch Schneiresch Därər, Kranz u. Schwalm a. a. O. S. 116.

Zunamen wissen will, antwortet der Bauer „Bloß Just". Seitdem heißt er sein ganzes Leben lang Bloosə Jusd. Einige andere Spottnamen (wahrscheinlich nur fingiert) finden sich bei Kranz und Schwalm a. a. O., z. B. Penjerj, Beinamen für einen, der gern trinkt, Schmondsəljoosd für einen, der zu allem schmunzelt. Hier sind die Vornamen schon zu Appellativen geworden, d. h. es werden mit bestimmten Namen bestimmte Eigenschaften verbunden. Von diesen ebenso wie von den Schwälmer Vornamen soll ein andermal die Rede sein.

Hermann Friedrich Opper.

Von Prof. Dr. Schantz. (Schluß.)

Oppers Wirken beschränkte sich nicht auf den engen Kreis seiner Gemeinde, freudig widmete er seine Kräfte auch den großen Aufgaben der evangelischen Kirche Deutschlands. Zu dem Gustav-Adolf-Verein gehörte er von seinem ersten Amte an und war allezeit für dessen Aufgaben und Ziele begeistert und tätig. In Kassel wurde er bald in den Vorstand des hessischen Hauptvereins gewählt und gehörte diesem seit 1877 lange Jahre als Schriftführer an. Seine Referate, die er so jährlich auf den Hauptversammlungen des hessischen Zweigvereins gab, zeichneten sich stets durch ihren warmen Ton wie durch große Klarheit aus. Als Glied des Vorstandes war er in der Regel einer der Vertreter des hessischen Vereins auf den großen Jahresfesten des ganz Deutschland umfassenden Gustav-Adolf-Vereins. Manche anregende und interessante Bekanntschaft hat er da gemacht, aber nie fiel es ihm ein, damit andern gegenüber zu prahlen oder eine solche für sich auszunutzen.

Dem Evangelischen Bund, dessen Notwendigkeit für Deutschland er rückhaltlos anerkannte, schloß er sich von dessen Gründung an sofort an und war lange auch da im Vorstand tätig. Später trat er aus diesem aus, nicht aus Gleichgültigkeit oder Lauheit, sondern weil er es im Interesse des Vereins für geboten hielt, daß Nichtgeistliche die Leitung dieses Bundes übernahmen, damit man diese Arbeit nicht als eine „Pastoren-Sache" ansehe und beurteile. Ebenso brachte er der Innern Mission, der Diakonissensache, dem Volkskindergarten u. a. warmes Interesse entgegen.

Auch als Pfarrer konnte er noch für die ihm lieb gewordene Aufgabe, der Jugenderziehung zu dienen, weiter arbeiten. Durch das Vertrauen der städtischen Behörden wurde er in die städtische Schulkommission berufen und hat darin seine reiche pädagogische Erfahrung gern in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Bis zu seinem Tode hat er dieser Kommission angehört.

Ebenso diente er freudig mit allen Kräften allgemeinen, nationalen Bestrebungen. Dem deutschen Sprachverein brachte er großes Interesse entgegen und förderte dessen Ziele, wo es ihm möglich war. Auch hier gehörte er dem Vorstand an und wurde mit zum Abgeordneten gewählt, um den Kasseler Verein auf der allgemeinen Hauptversammlung zu vertreten. Seiner engern Heimat hing er stets in treuer Liebe an. Freilich den Anschauungen der preußenfeindlichen, partikularistischen Partei stand er stets völlig fremd und ablehnend gegenüber. Von Jugend auf der nationalliberalen Partei angehörig, sah er die Annexion Kurhessens durch Preußen als in der politischen Entwicklung Deutschlands begründet an, trotzdem blieb er seiner Heimat treu ergeben. Daher war er lange Jahre hindurch Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, trat auch alsbald dessen jüngerem Bruder bei, dem Verein für hessische Volkskunde. Der Zeitschrift „Hessenland" gehörte er als Mitarbeiter an und lieferte mehrmals Beiträge, u. a. im Jahre 1889 eine Erzählung aus dem Volksleben seines Heimatsdorfes: „Der Josthenner" in niederhessischer Mundart. Zur Förderung der Volksbildung übernahm er öfters öffentliche Vorträge populär-wissenschaftlicher Art, so im Arbeiterfortbildungsverein und Beamtenverein, der ihn deshalb zum Ehrenmitglied ernannte. Für solche Vorträge wählte er gern ein Thema aus der hessischen Geschichte. Ihr sich in seinen Mußestunden widmen zu können, war ihm eine Freude und Erholung.

Welcher großen Liebe und Wertschätzung er sich in der Gemeinde, ja über diese hinaus in weiten Kreisen der Bürgerschaft erfreute, zeigte sich bei seiner silbernen Hochzeit, die er im Jahr 1892 in voller Kraft und Gesundheit, umgeben von all den Seinen, feiern durfte.

Ebenso trat es deutlich zutage, als er im Jahr 1897 erkrankte. Durch Überanstrengung in seinem Beruf zog er sich einen Riß in der Stimmritze zu, und nachdem der berühmte Spezialist Prof. Dr. Schmidt in Frankfurt das Leiden festgestellt hatte, mußte er eine langwierige Kur, erst in Falkenstein im Taunus, dann zu Hause und in Wilhelmshöhe durchmachen. Hier konnte er in der Villa seines alten treuen Freundes, des Architekten Schmidtmann, der sich seinen Besuch zur Nachkur bestimmt ausgebeten hatte, recht seiner Gesundheit leben, kehrte von dort gekräftigt und gestärkt in sein Haus zurück und konnte nach 1¼vierteljährigem Urlaub sein Amt

wieder übernehmen. Das Übel war völlig geheilt, die Stimme ebenso klar und wohlklingend wie früher, nur mußte er sich künftig größere Schonung auferlegen. Groß war damals die Teilnahme an dem Geschick des beliebten Geistlichen, groß die Freude, ihn wieder geheilt zu sehen; und als er zum erstenmal wieder auf der Kanzel stand, da war das Gotteshaus gedrängt voll von Andächtigen. — So sehr er auch über seine Heilung erfreut war, ein Umstand war ihm bei seiner Krankheit besonders schmerzlich: die neue Luther-Kirche auf dem alten Friedhof, an der Lutherstraße, für deren Erbauung und würdige Gestaltung er so viel Zeit und Mühe verwendet hatte, war während seiner Kur, als er fern in Falkenstein weilte, eingeweiht worden. Er hatte sich so darauf gefreut, sie einzuweihen und in ihr zum erstenmal Gottes Wort verkündigen zu können. Dieser Wunsch war ihm nicht gewährt.

Als die lutherische Gemeinde durch das Vorsteheramt in andere Bezirke geteilt wurde, mußte er, um seinen Bezirk im Westen der Stadt behalten zu können, das ihm und seiner Familie lieb und wert gewordene lutherische Pfarrhaus am Marställer Platz, wo er mit den Seinen so viele glückliche Jahre verlebt hatte, verlassen und im Stadtteil Wehlheiden eine Mietwohnung beziehen. Aber was ihm anfangs schmerzlich gewesen war, wurde für ihn bald eine Quelle der Freude. Die lutherische Gemeinde im Westen wuchs, da der Zug der Bevölkerung nach Westen stärker und stärker wurde, in ungeahnter Weise. Bald mußte man daran denken, eine würdiges Gotteshaus für die zahlreichen Lutheraner zu beschaffen. Der Plan, mit der Oberneustädter Gemeinde zusammen zu bauen und die Kirche gemeinsam zu benutzen, zerschlug sich. So entschloß sich die Gemeindevertretung ein eigenes Gotteshaus im Westen zu erbauen. Diesen Plan förderte Pfarrer Opper mit allem Eifer und Hingebung. Unermüdlich war er tätig, alle Hindernisse und Bedenken, die sich bei der Wahl des Bauplatzes, des Risses usw. erhoben, zu beseitigen. Eine große Freude für ihn war es, den Grundstein zu legen und den Fortgang des Werkes zu beobachten. Sein letzter Ausgang, acht Tage vor seinem Tode, ging nach der neuen „Friedenskirche“, wie sie nach seinem Vorschlag heißen sollte. Schon vorher hatte er in den Stunden, wo die Schmerzen seiner Krankheit es zuließen, an der Einweihungspredigt gearbeitet und sie noch vollendet. Die Hoffnung, die neue Kirche einweihen zu können, richtete ihn immer wieder auf, wenn ihn auch zuweilen Zweifel erfüllten, ob das Geschick ihm die Ausführung dieses Wunsches ermöglichen werde. Leider waren diese Zweifel nur zu berechtigt. Vom Landkrankenhaus, in das er sich nach menschlicher Meinung auf ein paar Tage begeben sollte, ist er nicht wieder zurückgekehrt. Plötzlich, selbst den Ärzten unerwartet, starb er in der Frühe des 22. Mai, eine innere Verblutung hatte seinem Leben zu früh ein Ende gemacht. Die Leichenfeier in der alten lutherischen Kirche am 25. Mai bewies, welcher Liebe und Achtung er sich überall erfreute. Wie er selbst wohl an 10 000 Menschen in Kassel persönlich kannte, so war er selbst noch weit mehr Personen bekannt, so daß er zu den volkstümlichsten Persönlichkeiten der Stadt gehörte — daher gaben ihm zahlreiche Bürger das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte.

Wie beliebt und geachtet der Entschlafene war, das bezeugen auch die zahlreichen Beileidsbezeugungen und Zuschriften an die Angehörigen und Verwandten. Nur eine Stelle aus solchen Briefen möge hier noch folgen:

„Ein herrlicher Mann ist von uns gegangen, gleich wertvoll wie seiner Familie, so auch dem Staat, der Kirche, der Stadt und seinen Freunden durch die Eigenschaften des Charakters und des Herzens. Ja, ein echtes, treues Hessenherz hat aufgehört zu schlagen, dem aber, der es besaß und der es so gern jedem ihm im Leben Begegnenden entgegenbrachte, gehört und ist gesichert für alle Zeiten ein liebendes und dankbares Gedenken.“

Die dritte Ausstellung des Kurhessischen Künstlerbundes.

Sie steht im Zeichen einer Verbesserung des Ausstellungswesens, im Zeichen veränderter Verhältnisse innerhalb des Kunstvereins, der als einzige Pflegestätte bildender Kunst für Kassel in Betracht kommt. Der Vorstand dieses Vereins hat sich im verflossenen Sommer neu konstituiert. An seine Spitze ist Museumsdirektor Dr. Boehlau getreten, von dessen energischer Persönlichkeit sich etwas erwarten läßt. In der Tat scheint dem Kunstverein eine neue Ära bevorzustehen. Sein neuer Vorstand hat einen Weg zum Stadtsäckel gefunden. Im Magistrat und im Stadtparlament erlebte man auf einmal eine Bewilligungsfreudigkeit, von der früher dem Kunstverein gegenüber nie etwas zu bemerken war. Gleichzeitig hat der Kurhessische Künstlerbund Einfluß im Kunstverein gewonnen. Zwei seiner Mitglieder, Hans Meyer-Kassel und Karl Melville, sind in den Vorstand gewählt worden. Ihnen war die Erneuerung des Ausstellungssaales anvertraut, der im Laufe der Jahre einer Scheune immer ähnlicher als einem Kunstsalon geworden war. Die beiden neuen Mitglieder des Vereins sahen sich vor eine durchaus nicht leichte Aufgabe gestellt. Umsomehr hat die Lösung über-

rascht, die vollständige, gründliche Verwandlung, die der alte ungemütliche Ausstellungsraum durchgemacht hat. Er ist heute nicht wiederzuerkennen, so zweckdienlich und würdig ist er gestaltet worden, so vornehm freundlich, zum Genusse stimmend, empfängt er jetzt den Besucher.

Dem wieder anständig gewordenen Kunsthause gab der Bund der Kurhessen die Weihe, indem er — zum dritten Male seit seinem Bestehen — Einzug in corpore hielt. Zwei Plakate von Hans Meyer kündeten mit kräftigen Symbolen das frohe Ereignis wiedererwachter Kunstfreudigkeit und die neue Darbietung reifer Früchte künstlerischer Arbeit.

Im Gesamtbild der Ausstellung überwiegt, wie immer, die Landschaft. Darin liegt etwas Symptomatisches. Die Trennung vom geliebten Gegenstand steigert die sehnsüchtige Leidenschaft: Jemehr uns die wachsenden Städte von der freien Natur geschieden haben, umso stärker, umso intensiver ward die Liebe zu ihr. Ein Gang in die Natur ist für den modernen Kulturmenschen eine Art freien Gottesdienstes geworden. In ihr finden wir unser Selbst. Und nicht anders ergeht es dem wahren Künstler, wenn er uns ein Abbild der Natur gibt: er kann gar nichts anderes als in ihr nur immer sich selbst sehen. Wenn hundert Künstler dieselbe Landschaft malen, so wird sie doch nie dieselbe sein. Ein jeder begreift die Natur von einer anderen Seite und in anderer Art. Alle befleißigen sich eine Schönheit zu geben, die zugleich Wahrheit bedeutet — aber wie die Wahrheit nie bei einem Menschen allein ist, so kann auch ein Kunstwerk nie den Anspruch auf absolute Naturwahrheit machen. Ein Kunstwerk gibt immer nur eine Anschauungsform und jede Anschauungsform entspricht einem bestimmten Gefühl, einem Temperament. Je reiner das Gefühl, umso reiner und einheitlicher ist die Kunstform. Unter den Malern unseres Hessenlandes stehen weitaus die meisten bewußt oder unbewußt der Natur mit lyrischen Empfindungen gegenüber. Was sie jedoch durchaus nicht etwa an einem recht gesunden realistischen Sehen hindert. Zu diesem Kreise sind zu rechnen Georg Braumüller, Friedrich Fennel, Julius Hellner, Richard Jeschke, Julius Jung, Ferdinand Koch, Heinrich Metz, Hans Meyer-Kassel, Adolf Müller-Kassel, Heinrich Otto und Paul Scheffer-Rotenburg. So verschiedenartig diese Künstler hinsichtlich ihres Könnens, ihrer technischen Geschicklichkeit und Produktivität zu beurteilen sind, sie alle sind Vertreter der intimen Stimmungslandschaft, sie alle bringen mehr oder minder gelungene farbige Lieder auf die kleinen liebenswürdigen Reize, auf die stillen Schönheiten, die sich allüberall in der Natur den durstigen Sinnen offenbaren. Mit dieser summarischen Feststellung muß ich mich begnügen und es dem Leser überlassen, im Kunsthause den Lyrismus unserer hessischen Landschafter in seinen mannigfaltigen individuellen Schattierungen näher zu betrachten. Auch auf die behandelten Motive kann ich hier nicht eingehen, sie spielen ja auch an sich weder für den Wert der in Frage stehenden Kunstwerke noch für den Genuß eine Hauptrolle. Denn nicht die beschreibende Darstellung eines Gegenstandes, sondern die Interpretation einer Stimmung ist in all den Studien und Bildern, die der Katalog der Ausstellung bei den erwähnten Namen verzeichnet, das eigentliche Thema und das eigentlich künstlerisch Wertvolle. Will man all diese Künstler recht verstehen, so gehe man den praktischen Weg, den Goethe für die gymnastische Schulung des Auges empfohlen hat: man versuche nach dem Genuß eines Kunstwerkes die Auffassungsart des Künstlers in der Natur wiederzufinden. —

Unter den Vertretern der intimen Landschaft nannte ich auch Hans Meyer, doch ist noch hinzuzufügen, daß der Künstler als Ölmaler neuerdings zuweilen durch eine größere Vereinfachung und Konzentration seiner Motive eine mehr dekorative Wirkung anstrebt. Mit einem umfangreichen Figurenbilde — feiertäglich gekleidete Rauschenberger Bäuerinnen in landschaftlicher Umgebung — ist Hans Meyer einer Richtung gefolgt, die für uns in Hessen durch den Namen Bantzer am klarsten angedeutet werden kann. Meyers „Feiertag in Rauschenberg" ist ein Bauernbild im Geiste des modernen Genres (ohne die früher übliche literarische Pointe), eine farbenfrohe lebendige Komposition von kräftiger Bildwirkung, zugleich eine vorzügliche Lösung eines sehr schwierigen Licht-Luftproblems.

Prof. Karl Holzapfel bietet in seinen „Sturmwolken auf der Elbe" ein glänzendes Impressionistenstück, das dem alten Menzel Recht gibt, der Holzapfel einmal einen bedeutenden Wolkenmaler genannt hat. Epische Beschaulichkeit, dekorative Breite des Vortrags zeichnen Holzapfels „Kartoffelernte auf Sylt" aus, ein großes toniges Gemälde, in dem eine kompakte Licht- und Schattenmasse durch die Horizontlinie getrennt, einander gegenüberstehen. Ähnliche luministische Verhältnisse finden sich in Holzapfels „Schäfer auf der Heide". Besonders interessant ist an diesem Bilde der architektonische Aufbau der Landschaft, die Blickführung durch horizontale Parallellinien, die der niederdeutschen Ebene einen so ruhigen monumentalen Charakter geben. Von Professor Knackfuß sieht man eine flott und lebendig hingeschriebene Skizze des Vorbeimarsches der Beduinen vor dem Deutschen Kaiser in der Parade zu Damaskus am 8. November 1898, zwei gute landschaftliche Studien und ein schlichtes, aber sehr ausdrucksvolles Knabenbildnis (Kopfstück), eines

der wenigen Porträts, denen man auf dieser Ausstellung begegnet. Bei einem kürzlich vorgenommenen Bilderwechsel hat auch Hans Meyer noch ein mit Pastell gemaltes Kinderbildnis von warmer Farbigkeit beigesteuert. Außerdem findet man Jean Baptist Scherers peinlich saubere, fleißige Pastelltechnik an einem lebensgroßen Damenporträt angewendet. Hellner gibt einen famos aufgefaßten Kopf einer heiteren, lebensprühenden Blondine, Heinrich Giebel-Marburg das Profil eines dunkelhaarigen, schwarzäugigen jungen Mädchens mit gelblichem Teint. Eine durch das Sujet und die malerischen Qualitäten des Vortrags gleich anziehende Studie. Von Karl Horn-München, einem ausgesprochenen Hellmaler, sieht man das elegante Porträt einer Dame. Die Bildwirkung wird allerdings durch die etwas allzugleichwertige Behandlung der Gegenstände des Interieurs, in das die Figur gestellt ist, beeinträchtigt. Von demselben Künstler ist ein Hell in Hell gemalter weiblicher Akt, der einzige auf dieser Ausstellung, vorhanden. Emanuel Potente, der in Berlin lebt, hat sich die dort kürzlich versammelten englischen Meister des Portäts gründlich angesehen und kopiert mit viel Geschick und Geschmack die Manier Gainsboroughs in dem Bildnis einer vornehmen Schönheit aus „früheren Zeiten“. Fritz Rhein, dessen gesunder, kräftiger Realismus sich frisch weiter entwickelt hat, gibt ein lebens- und charaktervolles Porträt seines Vaters, ferner ein Baby-Bild, bei dem sich erweist, daß man auch ein so zartes Motiv ohne Süßlichkeit behandeln kann, endlich ein schönes Stillleben: Feldblumen, deren Gelb köstlich mit dem Braun des Tisches und dem Heliotrop eines Stoffes im Hintergrund zusammenklingt. Professor Adolf Wagner bringt ein Damenbildnis (Pastell), ausgezeichnet durch sehr flotte Linienführung und pikante Farbenkonstellation. Außerdem zeigt sich der Künstler auf seinem Spezialgebiet, der Tiermalerei, mit dem Porträt eines jungen Puma und einem lithographischen Blatt, einem charaktervollen Löwenhaupte. Außerdem ist von Adolf Wagner ein liebenswürdiges Märchenbild zur Stelle, in dem die grotesken Erscheinungen zweier Schleiereulen in Verbindung mit einem kleinen nackten weiblichen Figürchen sehr humoristisch wirken. Als Entenmaler ist Adolf Lins-Düsseldorf wieder vortrefflich, dagegen kann ich seinem flau gemalten Genrestück „Feierabend“ keinen Geschmack abgewinnen.

Die Plastik ist bei den Kurhessen durch Professor Bernewitz und Karl Melville vertreten. Von Bernewitz begegnet man dem schon bekannten „Ikarus“ und einer gehämmerten Bronze, „Die Träne“ betitelt. Das Werk ist realistischer, als man es sonst bei Bernewitz gewöhnt ist; es steckt viel Leben und ursprüngliche Empfindung in dieser kleinen Gruppe von Mutter und Kind. Karl Melville hat das Modell seines Frankenberger Löwen ausgestellt und selbst im geschlossenen Raum kommt die ruhige, kräftige Silhouette des Tierkörpers einigermaßen zur Geltung. Die schöpferische Arbeit des Bildhauers hat Melville in geistvoller Weise durch eine größere Plastik versinnbildlicht, die er „Das Geheimnis des Steins“ nennt. Das Geheimnis, das der Künstler dem Stein entreißt, ist nichts anderes als das Kunstwerk selbst. In der toten Materie ruht verborgenes Leben, das nur des Erweckers harrt. Dieser Gedanke ist plastisch ausgedrückt durch den Körper eines schlummernden Weibes, der sich aus der Materie herauslösend, allmählich Form gewonnen hat. Im Hinblick auf das Thema und die Pointe dieser Arbeit ist es allerdings nicht ganz unbedenklich, daß der Stein, der das Geheimnis in sich bergen soll, hier durch einen Gipsblock vertreten wird. Außer seinen beiden großen Plastiken hat Melville einige hübsche Kleinbronzen ausgestellt, darunter eine humoristisch aufgefaßte und dementsprechend stilisierte Statuette einer Schwälmerin. Ernst Zöllner.



Giebelrelief am Gebäude der neuen Kunstakademie in Kassel (von Professor Bernewitz).

Sonnenvögel.

Novelle von Valentin Traudt.

Der Königliche Auepark zu Kassel gehört zu jenen Anlagen alter Gartenkultur, deren unauffällige Vereinigung von Natur und Kunst den sinnigen Menschen immer wieder anlockt und von neuem mit geheimen Reizen überrascht. Weit hinten, nach dem Ausgang in das Feld zu, steht eine verschwiegene Bank. Von ihr aus hat man einen die Gedanken sanft einschläfernden Blick auf die stillen Wasser des großen Teiches, den weiße Schwäne langsam durchziehen; man kann zwischen riesigen alten Bäumen hindurch nach der Insel Siebenberg lugen, die von einem anderen kleinen Wasser umspült wird, und auch linkshin nach den dunkeln Nadelholzgruppen, deren unaufhörliches Rauschen der Zeit eine Stimme verleiht.

Und diese alte graue Bank ist mir lieb geworden; sie hat für mich eine Seele bekommen und wird nicht müde, mich an eine Geschichte zu erinnern, zu der ich nie, ich mag es wenden wie ich will, einen befriedigenden Schluß finden kann. — —

Meine Kunst zu vertiefen und auf Eigenes zu stellen, hatte ich mir vorgenommen, Beleuchtungs- und Farbenstudien zu machen und wanderte darum allmorgendlich, wenn die Nacht kaum ihre Schleier von dem Häusermeer der Stadt hob, hinaus in die Aue. Lichte Baumgruppen, dunkle Gehölze und düstere Alleen wechseln dort mit weiten Rasenplätzen ab. Das gibt eine reiche Farbensymphonie in Grün, die bei hellem Sonnenlicht aufjubelt in lachender Freude, bei trübem, wolkenverhangenem Himmel aber dumpf hinzumurmeln scheint, als sei ihr großes Leid angetan. Anders ist es, wenn das erste Rot des Morgens über die Wipfel gleitet, anders wieder, sobald die Sonne voll über den östlichen Bergen steht, und in den Teichen und langen stillen Kanälen tausend kleine Silberschifflein hinter den Schwänen und Enten herschwimmen.

Schon seit Anfang April durchstreifte ich regelmäßig in den ersten Tagesstunden die weiten Anlagen. Nur hier und da begegnete mir ein Arbeiter, den die Pflicht von seinem dörfischen Wohnsitz in die Stadt rief. Hastig und ohne Blick schritten die meist dahin, innerlich bewegt von den Gedanken an das verlassene Heim, an Weib und Kind und an die wartende Tageslast. Und ebenso freudlos fielen Dohlen und Raben in die hochwipfeligen Bäume.

Je weiter die Jahreszeit vorrückte, um so lustiger wurde es hier draußen. Zu all den wechselnden Farben der erblühten Natur gesellte sich der immer voller werdende Gesang der Vögel.

Und im Mai erst!

Hinten auf der Insel Siebenberg hatte ein Freund und Kenner der Vogelwelt in einem alten Gartenpavillon Sonnenvögel, chinesische Nachtigallen, ausgesetzt, um zu versuchen, ob die munteren Gesellen nicht heimisch bei uns werden könnten. Ihr freudiges Geschmetter belebte bald alle Büsche und Hecken, und ich weilte nun oft einige Minuten auf der alten Bank, hinzuhorchen, wie die Weibchen lockten und willig Antwort bekamen, wie sich Liebe und Lebensfreude in neckischer Zwiesprache umwarben.

Als ich eines Morgens jedoch wieder bei der Bank anlangte, fand ich sie schon besetzt. Zwei Damen hatten sie mit Beschlag belegt. Ich sah es erst, da ich noch kaum zwei Schritte davon entfernt war, fuhr unwillkürlich zusammen, zog etwas verlegen und verstimmt zugleich den Hut und ging dann langsam weiter, um nach einer Weile stehen zu bleiben und neugierig zurückzuschauen. Die eine war etwas älter und weniger sorgfältig gekleidet, während die andere kaum am Anfang der Dreißig zu stehen schien und einen feinen Geschmack in der Schlichtheit, mit der sie sich trug, verriet. Es ließ mir keine Ruhe; mit unwillkürlicher Hast ging ich einen Seitenweg, der mich wieder in die Nähe der Bank brachte. Die zarte Schönheit der Jüngeren, die durch einen leidenden Zug etwas abgeklärt Seelenvolles erhielt, ließ mich wünschen, sie kennen zu lernen. Eingehüllt, als ob sie fröstele, schaute sie träumend in den werdenden Tag. Da schlug ein Sonnenvogel, bald noch einer. Unsere Blicke trafen sich wie die zweier Kinder, die zum erstenmal in die Kirche treten, und ich ging davon, hastig und scheu. Den ganzen Tag verfolgte mich ihr Bild und ich beschloß, am nächsten Morgen noch früher mein altes Plätzchen aufzusuchen und dann, wenn sie kommen würde, aufzustehen und ihr die Bank mit einigen Worten zu überlassen. Doch als ich noch vor Beginn der Morgenröte zwischen den bewegten Bäumen daherkam, sah ich zu meiner Verwunderung, daß die Beiden sich schon wieder dort niedergelassen hatten. Während ihre Begleiterin an mir vorbeiblickte, weilten ihre Augen mit einem leichten Lächeln auf mir, und ihre weichen Lippen zuckten unmerklich. Ich fühlte, daß sie mir nachsah, und doch ging ich weiter. Bei jedem Schritte vorwärts wurde der Wunsch in mir mächtiger, wieder umzukehren und die Damen anzureden. Ich blieb stehen, stehen ohne festen Entschluß, bestürmt von einer beklemmenden Erregung, sah nach der Sonne, sah nach der Uhr . . .

Da schlug der erste Sonnenvogel.

Und heute war es mir, als sei sein Lied eine Klage um das verlorene Heimatland, und die Welt hier war doch so schön, so schön.

Du mußt sie kennen lernen. — Sie will es. — Gewiß will sie es. — In ihren Augen liegt der Wunsch.

Immer von neuem redeten solche Gedanken auf mich ein.

Doch so hingehen, so ohne ein vernünftiges Wort, ohne irgend einen passenden Anlaß vor sie hintreten? — Vielleicht errötend und stotternd wie ein kleiner Junge, der einen dummen Streich gemacht hat, dann vor ihr zu stehen? O, ich kannte mich. Ich hätte gewiß etwas höchst Lächerliches gesagt; denn mein Inneres war in solchen Augenblicken noch stets ohne Fassung gewesen, willenlos bewegt wie ein Blatt im Wirbelwind, und meine Zunge war dann schwer.

Und unentschlossen ging ich weiter.

Rings schlugen die Sonnenvögel, wetteifernd mit Buchfinken und Grasmücken. Drüben lag Siebenberg in seiner farbenbunten Pracht wie ein Juwel in Silber gefaßt. Die Blumenbeete der Insel standen in voller Blüte. Das mußte sie erst sehen! Ich könnte es ihr doch sagen, daß es dort wie im Paradies sei! — Aber erst nach neun Uhr kam ja der Wärter der Fähre, die angeschlossen an schwerer Kette lag. Das wäre noch eine lange Zeit zu warten. Bald zögernd, bald schneller wurde mein Gang. Endlich hatte ich die Aue hinter mir. — So weit das Auge reicht, breitet sich da eine herrliche Wiesenfläche aus, hin und her durch einzelne Baumgruppen unterbrochen. Dort wandern die Wasser der Fulda gemächlich weiter.

Ein langgezogener Pfiff weckte mich aus meinen Träumereien, die mich auf den Weg nicht hatten merken lassen.

Fern dampfte ein Eisenbahnzug dröhnend über eine eiserne Brücke. Ich war also doch noch in der Welt, mitten im Leben! —

Bald darauf schlug ich den Wiesenpfad ein und griff wieder meine alten Beobachtungen und Farbenstudien auf. Ich sah zu, wie die Wolkenbilder lautlos über den Spiegel des Wassers zogen, und vertiefte mich in die Farbenstille der tannendunkeln Berge, die das weite Tal umschlossen. Auf dem Rückweg mied ich die Bank, um sie am kommenden Morgen doch wieder aufzusuchen, getrieben von einer sehnenden Unruhe, einem zehrenden Begehren, neben ihr sitzen und plaudern zu dürfen.

Morgen für Morgen wiederholte sich genau dasselbe. Sie sah mich mit ihren milden Augen freundlich an, sagte ihr ruhiges „Guten Morgen" und trieb mich mit ihrem Liebreiz zum Parke hinaus. Alle meine Vorsätze, sie näher kennen zu lernen, aller Mut versagte, sobald ich in ihre Nähe kam. Es war gerade, als ob eine unsichtbare Hand sich zwischen uns ausstreckte, sie schirmend, mich bedräuend. Ich fühlte das förmlich. Es dauerte auch gar nicht lange, da bildete ich mir ein, das liebe Weib dort wüßte, was mich bewegte, es könne in meine Seele schauen, und ich schämte mich dann immer über mein Vorhaben, sie anzureden. Die Herzensgüte und Seelenreinheit, die aus ihren regelmäßigen, leidenschaftslosen Zügen zu sprechen schien, wob von Tag zu Tag einen geheimnisvolleren Schleier um ihre Erscheinung und ließ mich mehr und mehr daran zweifeln, mich ihr nähern zu können. Ich bin durchaus kein Anhänger der Idee, man könne aus dem Antlitz auf die geistige und seelische Beschaffenheit eines Menschen schließen; aber doch jedesmal, wenn ich sie sah, stellte ich mir vor, daß alle ihre Worte, alle ihre Handlungen von einer hohen, klaren Seele eingegeben und durchdrungen seien. Ich mußte immer an eine zarte, weiße Lilie denken, überrascht von der Morgenröte, eine Vorstellung, die einen Künstler berücken kann. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Karl Steinhofer-Ehrung. Bei prächtigstem Herbstwetter fand am 6. Oktober morgens auf dem kleinen Friedhofe zu Mulang neben dem Lac die feierliche Einweihung des vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde aus öffentlichen Mitteln errichteten Denksteins zur Erinnerung an Karl Steinhofer statt. Nur wenige Leute kannten bisher die Stätte, wo seit fast 80 Jahren dieser geniale „Wassergott", der Schöpfer des nach ihm benannten, sowie des Neuen Wasserfalls, schlummert. Üppiges Unkraut wucherte auf dem Grab, an dessen Kopfende eine Pyramideneiche sich nur mühsam zum Lichte rang. Auf Anregung des Redakteurs Paul Heidelbach beschloß nun der Vorstand des Geschichtsvereins im Oktober 1906, das Grab durch einen besonderen Schmuck auszuzeichnen und kenntlich zu machen. Schon bald ergab eine durch den Vorstand des Geschichtsvereins veranstaltete öffentliche Sammlung die erforderlichen Mittel, und nunmehr ragt ein imposanter, von der Firma Holtzmann errichteter Steinblock auf dem bislang verfallenen Grab mit der einfachen Inschrift:

Karl Steinhofer
geboren 5. April 1747 zu Zweibrücken
gestorben 19. Februar 1829 zu Kassel.

Damit ist Steinhofer auch endlich wieder diejenige Schreibung seines Namens zuteil geworden, deren er sich selbst befleißigte. Außer dem Vorstand des

Geschichtsvereins waren zu der Einweihungsfeier anwesend der Gutsvorstand von Wilhelmshöhe, Vertreter des Verschönerungsvereins Wilhelmshöhe, des Magistrats der Stadt Kassel, des Fremdenverkehrsvereins und des Niederhessischen Touristenvereins. Der Vorsitzende des hessischen Geschichtsvereins, General Eisentraut, betonte im Eingang seiner eindrucksvollen Rede, daß es nicht Friedhofsstimmung sei, die die heutige Feier beherrsche, sondern das Gefühl unauslöschlichen Dankes gegenüber einem Mann, der unter all denen, die sich durch ihre Kunst auf Wilhelmshöhe verewigt hätten, der populärste gewesen sei und nicht zuletzt zu dem Weltruhm der Wilhelmshöhe beigetragen habe. Als er am 23. Februar 1829 hier zur Ruhe bestattet worden sei, sei schon in treffender Weise die Treue und Gewissenhaftigkeit gewürdigt worden, mit der dieser schlichte Mann drei Regenten aus dem Hause Hessens gedient und was er für die Entwickeluug der Wilhelmshöhe bedeutet habe. Aber die Erinnerung an ihn müsse sich auch an diejenige Stätte knüpfen, an der er ausruhe von seiner irdischen Tätigkeit, und es sei die höchste Zeit gewesen, das Grab vor völliger Vergessenheit zu retten. Heute sei diese Dankespflicht erfüllt, und er danke nun auch im Namen des Vorstandes des Geschichtsvereins allen denen, die das Werk angeregt und gefördert hätten. Darauf übergab er es der Gutsverwaltung Wilhelmshöhe. Gutsvorstand Hofbaurat Oertel versprach, dem Denkmal stets die gebührende Pflege und Obhut zuteil werden zu lassen und sprach namentlich in seiner Eigenschaft als Amtsnachfolger Steinhofers seine besondere Freude über diese Ehrung aus. Als Vertreter des Magistrats der Stadt Kassel begrüßte Stadtrat Schmidt diese neue Schöpfung des Geschichtsvereins, der stets bereit sei, die Traditionen unserer hessischen Heimat zu wahren, auch erinnerte er an ein kleines charakteristisches Bild Steinhofers und gab dem Wunsche Ausdruck, daß dieses der Öffentlichkeit bekannt gemacht werde. Im Namen des Fremdenverkehrvereins betonte Kommissionsrat Schlemming, daß auch dieser Verein ein Interesse an den Schöpfungen der Wilhelmshöhe und somit ein reges Gefühl des Dankes auch gegen Steinhofer habe und gab in herzlichen Worten der Genugtuung über diese Ehrnng Ausdruck. Nunmehr legte General Eisentraut einen prachtvollen mit Schleifen in den hessischen Farben geschmückten Kranz am Denkmal nieder, womit die in ihrer Schlichtheit erhebende und würdige Feier ihren Abschluß fand. (Hess. Post.)

Hessischer Geschichtsverein (Kassel). Am 5. Oktober eröffnete Rechnungsdirektor Woringer den ersten Herrenabend des Wintersemesters durch einen Rückblick auf die Tätigkeit des Vereins im verflossenen Sommer und gedachte dabei besonders der sehr befriedigend verlaufenen Jahresversammlung in Hünfeld. Hierauf hielt er einen außerordentlich interessanten Vortrag über das Leben des 1782 geborenen Marquis Armand Guerry de Maubreuil, der während seines wechselvollen Lebens auch im ehemaligen Königreich Westfalen eine wenig rühmliche Rolle spielte. Wir werden auf den Vortrag noch eingehend zurückkommen. Konservator Ahnert zeigte eine von ihm auf dem Spieckershäuser Feld gefundene Kanonenkugel vor; sie erwies sich als eine neunpfündige Hohlkugel, die wohl aus der Schlacht bei Lutternberge stammt. Der Vorsitzende erinnerte daran, daß der Verein auf Anregung des Rektors Knauff den Besitzer des ehemaligen Gouvernementsgebäudes, Herrn Großkaufmann Wendt, auf die neben der in der Fassade sitzenden Kugel angebrachte falsche Jahreszahl (1813) hingewiesen habe, worauf dieser in bereitwilliger Weise die richtige Zahl (1763) habe anbringen lassen. Im Verlauf des Abends wurde noch gegen zwei in Württemberg erschienene illustrierte Führer durch Kassel und Wilhelmshöhe Front gemacht, die sich in gehässiger und oberflächlicher Weise über die hessischen Landesfürsten auslassen und deshalb energisch zurückgewiesen werden sollten; es mag hierbei noch hervorgehoben werden, daß es sich nicht um den recht brauchbaren, von Rektor Gild verfaßten „Beckmann-Führer" handelt.

Die Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde in Hanau beging am 11. Oktober im Saale des Stadtschlosses in Gegenwart eines Vertreters des Ober- und des Regierungspräsidenten sowie zahlreicher auswärtiger wissenschaftlicher Vereine die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Forstmeister Fenner von der Oberförsterei Wolfgang bei Hanau hielt die Festrede. Der Präsident der Gesellschaft Dr. Lucanus wurde von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. zum korrespondierenden Mitglied ernannt. An zahlreiche naturwissenschaftliche Gesellschaften des Maingebiets war eine Einladung ergangen zur gemeinsamen Erforschung der geographischen Verbreitung gewisser Tinoformen dieses Stromgebietes; am Schluß der Festsitzung fand in dieser Angelegenheit eine Vorbesprechung statt.

Hochschulnachrichten. Marburg: Es wurden ernannt die Privatdozenten Professor Dr. L. Diels zu Berlin zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät, Professor Dr. H. Schwarz zu Halle a. S. zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät, Dr. W. Wedemeyer

zu Marburg zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Kiel. — Münster: Dem Privatdozenten für Geschichte Dr. A. Gottlob (geb. 1857 zu Volkmarsen) wurde der Titel Professor verliehen.

Hundertjähriger Geburtstag. Eugen Höfling, dem als Dichter des angeblich 1826 verfaßten Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ am Schmidtschen Hause in der Wettergasse zu Marburg, das er als Burschenschafter bewohnte, eine Erinnerungstafel angebracht wurde, wurde am 5. Oktober 1808 zu Fulda geboren. Nachdem er dort das Gymnasium-Lyzeum besucht, studierte er in Marburg, Würzburg, Prag und Wien Medizin, war kurze Zeit in Heidelberg Privatdozent und ließ sich dann als praktischer Arzt in Eschwege nieder, wo er 1888 als Sanitätsrat starb. Zu der vielumstrittenen Frage über die Autorschaft des ihm zugeschriebenen Liedes hat auch Karl Preser im „Hessenland“ (1898, Seite 8 f.) Stellung genommen.

Ein Spohrverein wurde am 12. Oktober auf Veranlassung des Schriftstellers Louis Wolff, eines Enkels Spohrs, in Kassel begründet. Der neue Verein hat zunächst die Erweckung eines regen Interesses für Spohr und seine Schöpfung, daneben aber überhaupt die Unterstützung künstlerischer Bestrebungen im Auge. Den Vorstand bilden außer dem ersten Vorsitzenden, Kapellmeister Professor Dr. Beier, die Mitglieder: Justizrat Dr. Harnier, Sanitätsrat Dr. Hauptmann, Amtsgerichtsrat Groß, Schriftsteller Louis Wolff, Professor Dr. Hoebel, Frl. Ida Wittich, Konservatoriumsdirektor Stein, Professor Marteau-Berlin, G. R. Kruse-Berlin, Dr. Eugen Schmitz-München, Verlagsbuchhändler Kurt Wiegand-Berlin.

Todesfälle. Am 30. September starb zu Darmstadt im Alter von 78 Jahren der frühere nationalliberale Reichs- und Landtagsabgeordnete Geheimer Justizrat Dr. Arthur Osann. Er wurde 1829 als Sohn des Universitätsprofessors Osann in Gießen geboren. — Zu Felsberg verschied am 1. Oktober im 91. Lebensjahre der im hessischen Land weithin bekannte Bürgermeister a. D. Fenge. Seine ihm bis zuletzt beschiedene körperliche Rüstigkeit und geistige Frische befähigten ihn, in reichem Maße im öffentlichen Interesse tätig zu sein. Fenge war ein rühriges Mitglied des hessischen Geschichtsvereins. Dem hessischen Städtetag gehörte er als Ehrenmitglied an. — 72 Jahre alt starb zu Koburg der Hofschauspieler Karl Ottomar Herbert, der einer hessischen Beamten- und Offiziersfamilie Mauritius (Herbert war sein Bühnenname) entstammte. In den fünfziger Jahren besuchte er das Gymnasium zu Fulda, wo sein Vater Polizei-Inspektor war. Ende 1872 kam er vom Stadttheater in Wien als Charakterspieler an die Kasseler Hofbühne, an der er bis 1879 wirkte, um dann mit lebenslänglichem Kontrakt an die Koburger Hofbühne überzusiedeln. Zu seinen Glanzrollen zählten Mephisto, König Philipp usw. Noch im vorigen Jahr erinnerte sich der deutsche Kaiser bei der Festvorstellung im Kasseler Hoftheater mit großem Interesse aus seiner Kasseler Gymnasiastenzeit der Herbertschen Leistungen. Herbert war von Haus aus Maler, mußte dieses Studium aber, da sich Farbenblindheit bei ihm herausstellte, wieder aufgeben. Als 1878 die Kasseler Bühne als erste einen Mozartzyklus veranstaltete, ließ Herr von Gilsa durch Herbert ein kunstvolles Gedenkblatt an diese dem Tonkünstler dargebrachte Huldigung anfertigen.

Gedenkfeier. In der Hessischen Landes-Ausstellung fand am Abend des 9. Oktober eine erhebende Totenfeier für Professor Olbrich statt. Zahlreiche Feuerbecken brannten. Hofschauspieler Heinz sprach einen von Dr. Daniel Greiner gedichteten Prolog. Fünfzig Fackelträger erschienen in feierlichem Zug und warfen vor der Büste Olbrichs die Fackeln zusammen. Zu der Feier, der eine nach tausenden zählende Menge beiwohnte, waren auch der Großherzog, die Witwe des Verstorbenen und die hessischen Minister erschienen.

Personalien.

Verliehen: dem Kreisarzt a. D. Geh. Medizinalrat Dr. Lambert zu Melsungen der Rote Adlerorden 3. Kl.; dem Geh. Regierungsrat Klapp zu Kassel und dem Metropolitan Riebeling zu Wolfsanger der Kronenorden 3. Kl.; dem Direktor Pulvermacher zu Kassel und dem Kreissekretär Rechnungsrat Schmalenbach zu Wolfhagen der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Kreisarzt, Medizinalrat Dr. Coester zu Rinteln bei dem Ausscheiden aus dem Staatsdienste der Charakter als Geh. Medizinalrat.

Übertragen: dem Oberzollsekretär Badenhausen zu Kassel bis auf weiteres die Verwaltung der Oberzollkontrolle Marburg I.

Geboren: eine Tochter: Privatdozent Dr. F. Sauerbruch und Frau Ada, geb. Schulz (Greifswald).

Gestorben: Justizrat Dr. Arthur Osann, 78 Jahre alt (Darmstadt, 30. September); Bürgermeister a. D. Konrad Fenge, 90 Jahre alt (Felsberg, 1. Oktober); Kaufmann Gustav Adolf Abel (Kassel, 6. Oktober); Gutsbesitzer Karl Jeppe, 83 Jahre alt (Grebenstein, 8. Oktober); Frl. Sophie Spangenberg, 81 J. alt (Marburg, 10. Okt.); Hofschauspieler Karl Ottomar Herbert, 72 J. alt (Koburg).

Briefkasten.

v. B. in Kassel, S. in Frankenberg. Verbindlichen Dank für die Einsendung, von der wir Gebrauch machen werden.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland“ weiter ein: Durch Rektor S. von A.-G.-R. vom H. in Frankenberg 3 M.; Pfarrer Schick in Röddenau 2 M. Gesamtsumme bis jetzt **146 M. 30 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XXII. Jahrgang. Kassel, 3. November 1908.

Westfälische Offiziere.

I. M. A. Comte Guerri de Maubreuil.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Herr Oberbibliothekar Dr. phil. Brunner hat im vorigen Winter in einem im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gehaltenen Vortrag den Einzug König Jérômes von Westfalen in Kassel sehr anschaulich geschildert und dabei besonders hervorgehoben, daß alsbald nach dem Eintreffen des Königs eine äußerst lebhafte und anfangs für das neue Königreich recht vorteilhafte Tätigkeit der Regierung begonnen habe. Ganz besonders war dies auch auf militärischem Gebiete der Fall. Es galt hier ein neues Heer zu schaffen. Mannschaften waren dafür reichlich vorhanden. Die fast ganz aufgelöste preußische Armee, die 1806 noch etwa zu einem Drittel aus geworbenen Leuten bestand, und die ganz aufgelöste hessische Armee, die ebenfalls eine große Anzahl Berufssoldaten zählte, boten in diesen jetzt erwerbslos gewordenen Leuten einen tüchtigen Stamm für die neuen Regimenter; außerdem schaffte die Anordnung, daß alle in auswärtigen Diensten stehenden Militärs für den westfälischen Heeresdienst reklamiert wurden und schließlich die bald eingeführte Konskription Mannschaften genug. Ebenso war es mit dem Offizierkorps. Von allen Seiten strömten ihm Anwärter zu. Da war es denn nicht zu verwundern, daß darunter auch allerlei abenteuerliche Gestalten waren. Einige dieser interessanten Persönlichkeiten wollen wir versuchen, unseren Lesern vorzuführen.

Wir beginnen mit einem Franzosen. Selbstverständlich war gerade in der ersten Zeit der Bildung des westfälischen Offizierkorps der Andrang der Franzosen besonders stark; wenn auch, wie der Verfasser feststellen konnte, — der im Laufe von 25 Jahren biographische Notizen über mehr als 2200 westfälische Offiziere gesammelt hat, — bei weitem nicht so viele Franzosen in der westfälischen Armee gedient haben, als man gewöhnlich annimmt. Unter diesen Franzosen befand sich nun eine große Anzahl, die keineswegs Freunde des Kaisers Napoleon und seiner Familie waren. Das klingt befremdlich, ist aber leicht erklärlich. Eine große Anzahl republikanisch oder royalistisch gesinnter Offiziere und Beamten hatte es bis dahin verschmäht, dem Usurpator Napoleon zu dienen. Hier in Westfalen bot sich ihnen nun eine Gelegenheit, indirekt ihrem Vaterlande ihre Kräfte zu widmen, ohne unter dem Kaiser selbst

zu stehen. So sehen wir u. a. die Republikaner General Allix und Justizminister Siméon, die Royalisten General d'Albignac und General Legras in westfälischen Diensten. Zu den Royalisten, die schon frühe in die westfälische Armee eintraten, gehört der Mann, über den ich hier berichten will.

Marie Armand Comte Guerri de Maubreuil, Marquis d'Orsvault, gehörte einer der ersten Familien der Bretagne und des Poitou an, die mit den Familien La Rochejaquelin, La Moricière und anderen führenden Familien der bourbonischen Partei nahe verwandt war. Stets hatten die Maubreuils für ihre Könige gefochten. Der Großvater unseres Helden, Gabriel de Guerri, fiel in der Schlacht bei Sablé, sein Vater, Jacques de Guerri de Beauregard im Gefecht bei Aizenay, seine beiden Oheime Gilbert de Guerry und Benjamin de Guerry wurden zu Auray erschossen. Es gibt kaum eine Familie, die in solchem Maße an den Kriegen der Vendée teilgenommen hat, als die Maubreuils. Marie Armand selbst, 1782 geboren, machte mit fünfzehn Jahren den zweiten Vendéekrieg mit. Was er danach zunächst getrieben, wissen wir nicht. Im Februar 1808 trat er auf Fürsprache Caulaincourts in die westfälische Armee ein und wurde als Premierleutnant im 1. Chevaulegers-Lanziers-Regiment angestellt. Der Dienst mochte ihn wohl nicht allzu sehr beschäftigen; jung und reich, wie er war, genoß er sein Leben in vollen Zügen. Keine geringe Rolle spielten dabei die Frauen. Eine der schönsten Damen in Kassel war damals Blanche Carregha, die Ehefrau des früheren Marseiller Kaufmanns und nunmehrigen westfälischen Generalintendanten des Königlichen Hauses La Flèche, der 1808 mit dem Gute Keudelstein beschenkt und zum Baron von Keudelstein ernannt wurde. Blanche und ihre schöne Schwägerin Jenny La Flèche waren nicht zurückhaltend mit ihrer Gunst. Blanche hatte nicht weniger als vier allgemein bekannte Anbeter. Der erste war der König selbst, der zweite dessen Schwager, der Kronprinz und spätere König Wilhelm I. von Württemberg, der oft nach Kassel kam, der dritte unser Maubreuil und der vierte, der aber bei Blanche wohl am höchsten stand, ein junger Kreole Lasserre, der eine kleine Beamtenstelle bekleidete.

Natürlich konnte es nicht lange dauern, bis diese vier erklärten Liebhaber sich gegenseitig ins Gehege kamen. Eines Tages traf Maubreuil die schöne Bianca im tête à tête mit Lasserre, warf diesen mit einem kräftigen Fußtritt hinaus und prügelte seine Geliebte mit der Reitpeitsche durch. Sie beklagte sich bei Jérôme darüber, der alsbald Lasserre nach Frankreich und Maubreuil zu seinem Regiment nach Spanien schickte. Hier hat sich Maubreuil sehr rühmlich verhalten. Bei Burgos, Somosierra, Hynoyosa, Villa St. Elvidora, Madrid, Santa Olega, Talavera, Aranjuez, Toralba und Costarossa focht er mit Auszeichnung und erhielt das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion. Am 23. Mai 1809 wurde er Kapitän in der Chevaulegersgarde und Ehrenstallmeister der Königin. Kaum nach Kassel zurückgekehrt, verliebte er sich in ein Schweizermädchen, deren Familie die Schweizerei in dem jetzt verschwundenen Schlößchen Montchéri auf Wilhelmshöhe verwaltete. Das Mädchen verstand die Sache aber unrecht und Maubreuils ungestüme Werbung hatte den unangenehmen Erfolg, daß er den Arm brach. Allgemein verspottet, zog er es vor, von Kassel zu verschwinden und nach Paris zurückzukehren.

Aber seine Erfolge auf dem Felde der Ehre ließen ihn seine Mißerfolge auf dem Gebiete der Liebe nicht vergessen. Er verfaßte ein Pamphlet schlimmster Art in Versen, betitelt: „Epître à Blanche", in dem er Blanche La Flèche und ihre Liebhaber, nicht zum wenigsten den König, arg bloßstellte. Dieses Machwerk sandte er an mehrere einflußreiche Personen des Hofes und der Regierung in Kassel, darunter den Polizeipräfekten, die Gräfin Fürstenstein, Gemahlin des Minister-Staatsekretärs, an den französischen Gesandten Reinhard und seinen Legationssekretär Grafen von Schönburg, ebenfalls einen Freund Blanche La Flèches, an Blanche selbst und an ihren Ehemann, den Baron von Keudelstein. Am 10. März 1810 trafen die Sendungen ein. Die Folgen ließen sich voraussehen. Der Skandal war so groß, daß Reinhard, der Gesandte Napoleons am westfälischen Hofe, seiner Regierung eingehende Berichte darüber zusandte. Es dauerte lange, bis man sich in Kassel beruhigt hatte.

Der Urheber des Lärms saß währenddessen unbehelligt in Paris, denn König Jérôme und die übrigen Beteiligten waren klug genug, nicht gegen ihn vorzugehen, was das Aufsehen noch größer gemacht haben würde. Maubreuils Vermögen mag damals schon nicht mehr sehr bedeutend gewesen sein. Denn der Sproß der alten Adelsfamilie griff nun zu einem recht bürgerlichen Erwerb. Er wurde Armeelieferant für das französische Heer in Katalonien. Da er aber von solchen Dingen nichts verstand, verlor er viel Geld dabei. Dies und der Umstand, daß ihm ein 1812 über Lieferungen für Barcelona abgeschlossener, für ihn günstiger Vertrag nicht gehalten wurde, vermehrte seinen Haß gegen die Bonapartes. Als 1814 die Bourbonen zurückkehrten, ritt er auf dem Vendômeplatz spazieren und hatte das ihm

verliehene Kreuz der Ehrenlegion, des speziell napoleonischen Ordens, seinem Pferde an den Schwanz gebunden. Dadurch wurde sein Haß in weiten Kreisen bekannt, und Talleyrand glaubte in ihm ein geeignetes Werkzeug für seine Pläne gefunden zu haben. Er ließ ihn rufen und gab ihm einen Auftrag, über den nichts Sicheres bekannt ist und auch wohl niemals bekannt werden wird. Es ist aber höchst wahrscheinlich und bei Talleyrands Charaktereigenschaften auch gar nicht unmöglich, daß Maubreuil den Auftrag übernommen hat, Napoleon I. zu ermorden. Er erhielt noch in Abschrift vorhandene Vollmachten, durch die sämtliche Behörden Frankreichs angewiesen wurden, ihm bei einer ihm aufgetragenen geheimen Mission zu gehorchen und ihn in der ausgedehntesten Weise zu unterstützen. Maubreuil schreckte aber doch vor der Ausführung der ihm übertragenen Tat zurück, benutzte dagegen die Blankette der Vollmachten zu einem anderen Schurkenstreich.

In der Nacht vom 17. zum 18. April 1814 hatte die Königin Katharina von Westfalen das Palais des Kardinals Fesch, des Oheims Napoleons I., in Paris in Begleitung der Gräfin Bocholtz, ihrer Palastdame, und des Ministers Grafen von Fürstenstein, bekanntlich eines Farmers von Martinique namens Lecamus, verlassen und reiste nach dem Süden. Sie führte mehrere Gepäckwagen mit sich; in ihrem eigenen Reisewagen befanden sich ihre sämtlichen Schmucksachen von großem Werte und 84 000 Francs in bar. Als *man am 21. April, morgens um 7 Uhr, in dem* nur aus zwei Häusern bestehenden Weiler Fossard bei Montereau die Postpferde wechselte, erschien plötzlich eine Abteilung Gardekavallerie und sperrte die Straße. Sie wurde geführt von Maubreuil, der seine Vollmachten vorzeigte, und einem gewissen Dasier. Die Königin mußte ihren Wagen verlassen, dieser wurde durchsucht und die sämtlichen Schmucksachen sowie die 84 000 Francs in bar von Maubreuil auf Grund seiner Vollmachten konfisziert. Dann ließ man die Königin weiterreisen, die bald auf württembergische Truppen stieß, die nun ihre weitere Eskorte bildeten. Wohin die Wertsachen und das Geld damals verbracht sind, weiß man nicht. Anfangs 1815 wurden die Schmucksachen eines Tages von Pariser Fischern in der Seine gefunden. Die Königin erhielt sie aber nicht wieder, die bourbonische Regierung behielt sie.

Die Königin von Westfalen, die als württembergische Prinzessin mit dem Kaiser Alexander I. von Rußland nahe verwandt war, teilte diesem den Vorfall von Fossard alsbald mit. Auf Drängen des Kaisers wurde Maubreuil verhaftet, aber das Gericht erklärte sich für inkompetent und Maubreuil wurde 1815, kurz vor der Rückkehr Napoleons von Elba, aus der Haft entlassen. Napoleon ließ ihn natürlich sofort wieder verhaften, das Gericht erklärte sich aber wiederum für inkompetent, Maubreuil selbst gelang es, am 18. April 1815 zu entkommen. Er ging nach Gent an den bourbonischen Hof, kehrte 1816 mit Louis XVIII. zurück und begab sich in die Vendée. Die Bourbonen konnten ihn aber nicht schützen; er wurde alsbald wieder verhaftet. Die Regierung mochte aber wohl fürchten, daß eine gerichtliche Verhandlung für sie recht bedenkliche Sachen zu Tage fördern werde — Talleyrand war ja jetzt bourbonischer Minister — und man zog deshalb die Sache hin. Erst 1817, als einer der Freunde Maubreuils sich mit einer Bittschrift an die Deputiertenkammer gewandt hatte, wurde Maubreuil endlich vor Gericht gestellt. Hier nannte er Talleyrand als Anstifter des Überfalls von Fossard. Zu Maubreuils Verurteilung kam es aber zunächst noch nicht, da sich abermals verschiedene Gerichte, denen die Sache übertragen wurde, für unzuständig erklärten. Erst am 6. Mai 1818 wurde er vom Gerichtshof zu Douai zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Er hatte es aber vorgezogen, diese Verurteilung nicht abzuwarten und war schon am 1. Januar 1818 geflohen. Wahrscheinlich hatte man ihm die Flucht erleichtert, um ihn los zu werden. Denn als er sich 1821 der französischen Polizei wieder stellte, schaffte ihn diese alsbald wieder über die belgische, damals holländische Grenze. Aber 1825 erschien er wieder in Paris und richtete eine Bittschrift an die Deputiertenkammer, in der er den ganzen Plan der Ermordung Napoleons und des Diamanten-Diebstahls enthüllte und dabei namentlich auch den Grafen von Artois, der damals bereits als König Karl X. den Thron bestiegen hatte, stark kompromittierte. Inwieweit seine Angaben der Wahrheit entsprechen, ist unbekannt Er wurde nun alsbald wieder verhaftet, aber in den ersten Tagen des Jahres 1827 ohne Verurteilung wieder freigelassen.

Wenige Tage darauf, am 20. Januar 1827, fand eine Erinnerungsfeier an den Tod Ludwigs XVI. statt. Als nach deren Beendigung der Hof und die höchsten Behörden die Kirche von St. Denis verließen, drängte sich Maubreuil plötzlich an Talleyrand heran und versetzte ihm eine so kräftige Ohrfeige, daß der Minister zusammenbrach. Maubreuil wurde natürlich wieder verhaftet und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, welche Strafe in zweiter Instanz auf zwei Jahre ermäßigt wurde. Die Verhandlungen, in denen seine Anwälte die

ganze Mordplangeschichte wieder ausführlich besprachen, erregte großes Aufsehen. Nach Verbüßung seiner Strafe trat Maubreuil nicht mehr öffentlich hervor. Er scheint in Vermögensverfall geraten zu sein, denn Napoleon III. bewilligte ihm später eine Pension von jährlich 2000 Francs. So auf die Gnade der ihm so verhaßten Bonapartes angewiesen, lebte Maubreuil im Jahre 1865 noch in Paris. Wann er gestorben ist, weiß man nicht. Die Welt hatte ihn vergessen.

Herbststimmung.

Und grau verdämmert müd' der Tag,
Noch einmal durch den Föhrenschlag
Bricht sich ein trüber Sonnenstrahl — —
Und von des Lebens schwerer Qual
ruht still die Welt.

Es ruht die Welt sich träumend aus —
Und langsam schleicht von Haus zu Haus
Heimlich der Schlaf. — Mit leisem Schein
Lächelt der Mond so mild und rein
vom Himmelszelt.

Nur wie im Traume lispelt leis
Der Bach verbuhlt noch seine Weis',
Kaum hörbar, murmelnd, flüsternd nur — —
Über den Wassern, Wald und Flur
der Traumgott schwebt.

Da plötzlich stöhnt der Wind so schwer,
Ein rotes Leuchten flammet her,
Und eine Glocke klingt so bang,
Und dumpf ertönt's wie Grabgesang — — —
schon naht der Tod . . .

Hanau a. M. **Hermann Reinhardt—Walden.**

Zur Baugeschichte des alten Kasseler Landgrafenschlosses.[1]

Am 14. April 1522 nahm Landgraf Philipp einen Bau- und Werkmeister in seine Dienste, der wahrscheinlich an der 1523 beginnenden starken Befestigung von Schloß und Stadt Kassel neben Jost Riemenschneider wesentlichen Anteil gehabt hat, Jakob von Ettlingen. Genaueres über seine Tätigkeit oder über sein Vorleben war bis vor kurzem nicht bekannt. Ein Zufall ließ mich seinen Namen in Frankfurt wiederfinden. Jakob hat eine Reihe von Jahren an dem sehr stattlichen Pfarrturm des Frankfurter Doms gebaut. Als Meister Niklas Queck von Mainz mit einem neuen Bauplane, der für den schon 1415 begonnenen Westturm statt der Kuppel eine Plattform vorsah, 1497 beim Rat zu Frankfurt kein Glück hatte, vernachlässigte er den Bau, mit dessen oberster Leitung er seit 1494 betraut war, und erhielt 1502 seinen Abschied. Sein Parlier Jakob von Ettlingen, der schon vorher seine Stelle versehen hatte, wurde 1507 zum obersten Werkmeister bestellt und leitete den Bau bis 1512, wo er eingestellt werden mußte, ohne daß die Krönung der Kuppel und das Zierwerk ihrer Umgebung vollendet worden wäre.[2])

Auch der Architekt des 1560—62 unter des jungen Landgrafen Wilhelm verständnisvoller Leitung errichteten neuen Landgrafenschlosses an der Fulda, das im wesentlichen unverändert bis zu jener Unglücksnacht im November 1811 erhalten geblieben ist, war uns nicht bekannt. Aus der Nachschrift zu einem Schreiben[3]) Landgraf Wilhelms vom 23. Februar 1562, das er an den Herzog Wilhelm von Jülich richtete, erfahren wir seinen Namen:

„Auch freundlicher lieber vetter, wollen wir euer liebden freundlich nicht verhalten, das wir alhie an unsers gnedigen lieben herrn vatters gebheuen einen meister gehapt haben mit namen Elias Dupre, wilcher ein trefflicher architectus[4]) ist; als er uns dann ist vorkommen und treu und from darneben, dieweil dan unsers herrn vatter bheu numher (Got lob) geendet, als haben wir inen beurlaupt, und do wir wusten, das wir e. l. daran zugefallen theten, wolten wir inen e. l. zuweysen, inen haben uf e. l. gebheu zu gebruchen."

Was aus Dupre später geworden ist, wohin er sich gewandt hat, weiß man nicht. Herzog Wilhelm hatte damals keine Verwendung für ihn, er antwortete am 19. März 1562 dem Landgrafen:

„Als e. l. uns daneben von einem guten architecto oder baumeister geschriben und zurkennen gegeben, wissen wir e. l. freundlicher meinung nit zu bergen, das wir desselben yetziger

[1]) Nachträge zu meinem Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte u. Landeskunde, Bd. 40, 1907, S. 310—342.

[2]) Vgl. Lotz und Schneider, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden, 1880, S. 127.

[3]) Staatsarchiv Marburg: Polit. Archiv Landgraf Wilhelms IV., Abteilung Jülich 1562—64, Konzept vom 23. Februar und Antwortschreiben vom 19. März 1562.

[4]) Im Konzept von Landgraf Wilhelm eigenhändig aus „bilthauer" korrigiert.

zeit nit hochnötig, in ansehung wir keine inwendige beue, sonder allein etliche vestungen in unsern furstenthumben und landen bereiten und erbauen lassen, sonst solte uns derselbig, insonderheit dieweil e. l. inen gebraucht und an uns verschriben, sovil desto lieber und angenemer gewesen sein, sagen aber e. l. freundlichen Dank, das sie sich umb unsertwillen also bemühet ..."

E. Knetsch.

Meine Ausbildung als kurhessischer Bergwerksbeflissener in 1846/47.

Von Bergrat Wigand-Homberg.

Durch den Besuch der Höheren Gewerbeschule, der sog. Polytechnischen Schule in Kassel vorbereitet, trat ich den 1. November 1846 in das Bergfach ein. Nachdem ich das vorgeschriebene „praktische Jahr" und das Universitätsstudium absolviert hatte, wurde ich zu der für die Erlangung höherer technischer Beamtenstellen im Bergfach vorgeschriebenen Prüfung zugelassen und bestand diese Anfangs 1849 bei der Kurfürstlichen Ober-Berg- und Salzwerks-Direktion in Kassel. Man mußte den Bergbau auf Kohlen und auf Erze gründlich kennen lernen und den Hüttenbetrieb sowie den Betrieb einer Saline nach seiner praktischen Seite für je einen Monat durchgemacht haben. Dieses alles war geeignet, um die Neigung zum Bergfach wesentlich zu erhöhen, und mit Vergnügen denke ich an die Zeit zurück, wo ich das A... leder umgeschnallt hatte und die Grubenfahrten ausführte.

Zunächst nahm ich Aufenthalt auf dem Meißner, um den Braunkohlenbergbau praktisch kennen zu lernen, mit noch zwei Kollegen Kr.[1]) und M.[1]) Der erstere war auch auf den Richelsdorfer Werken mein treuer Mitarbeiter. Wir wetteiferten förmlich, einer wollt's dem andern in dem Arbeiten voraustun, wir haben uns vor keiner Arbeit, mochte sie auch noch so beschwerlich sein, gedrückt; ich habe die sog. Krummhölzerarbeit bei Gewinnung der Kupferschiefer in Richelsdorf durchgemacht, habe mich beim Schmieden unter dem Großhammer in Holzhausen geübt und einmal, um den Salzsiedeprozeß in Sooden gründlich zu beobachten, volle 24 Stunden im Siedehaus zugebracht. Unser Chef, der Oberberginspektor St.[2]), wurde von uns hochgeschätzt, er galt allgemein als ausgezeichneter Braunkohlen-Bergmann, überwachte unsere Arbeiten und gab uns allwöchentlich, aus besonderer Lust uns auszubilden, Stunde in Bergbaukunde, machte Exkursionen mit uns und tat gewissenhaft das Seinige zu unserer theoretischen Fortbildung. Hierzu trug auch sein Sohn Leo, der das Examen bereits bestanden hatte, noch viel bei.

Zunächst wurde ich in dem nahe bei Schwalbenthal befindlichen Reservestollen einem Häuer Eberhard aus Weißenbach zugeteilt, bei dem ich das Kohlenhauen und die Verzimmerung der Strecken praktisch übte. Alle Morgen wurden wir durch das Horn des Nachtwächters, der ein mir noch wohlbekanntes Signal blies, geweckt und zwar schon um 5 Uhr, warfen uns schnell in die Kleidung, schwarzleinene Hose, Arbeitsjacke und Grubenkittel mit Fahrhut und Leder, nahmen unser bereit liegendes großes Stück Butterbrod im Brotbeutel in Empfang und wanderten nach den uns angewiesenen Arbeitsplätzen, nüchtern ohne Kaffee. Dieses war später, als wir auf dem Bransröder Revier angelegt waren und der Winter eingetreten war, recht beschwerlich. Nach Verlauf einiger Stunden wurde dann mit den übrigen Kameraden gefrühstückt, und es schmeckte herrlich. Um 1 Uhr war Schicht, und es ging dann zur Reinigung und zum Mittagessen nach Hause.

In dem Reservestollen wurde dieser zur bessern Wetterführung mit dem ca. 15 m tiefen Wetterschächtchen in Durchschlag gebracht. Eine Horizontal-Bohrung brachte zunächst einigen Wetterzug. Nach fast 50 Jahren habe ich einmal eine solche Horizontal-Bohrung auf der Zeche Frielendorf angewandt, um von einer Anzahl Schächtchen aus zu untersuchen, ob unter dem Dampfkessel ein vermutetes Feuer in den Kohlen ausgebrochen war. Bevor das obige Bohrloch angesetzt werden konnte, mußte durch Klopfen auf der Sohle des Wetterschächtchens die Richtung bestimmt werden, wozu ich mich förmlich drängte. Der betreffende Häuer hätte dieses nicht zulassen dürfen, weil vor der Befahrung des Schächtchens nach längerer Zeit böse Wetter angesammelt sein konnten, die durch Einlassen eines brennenden Lichtes nachzuweisen waren, und weil ich bis dahin überhaupt noch keinen Schacht befahren hatte. An diesem ersten Arbeitspunkte sah ich auch die Manipulation des Bohrens und Sprengens eines Felsblocks, damals noch mit Pulver. Die Karrenförderung, wobei das Tragband über das Kreuz gelegt und der Karren in halbgebückter Stellung geschoben wurde, war ziemlich anstrengend. Wenige Jahre nach meiner praktischen Tätigkeit hatte in diesem Reservestollen ein Arbeiter das

[1]) Kröschel und Mangold. [2]) Strippelmann.

Mißgeschick, durch Zusammenbrechen einer Strecke abgeschnitten zu werden; erst nach etwa 24 Stunden war es gelungen, durch ein Umfahrungsort wieder eine Verbindung mit dem Verschütteten herzustellen.

Nun wurde ich in dem Baue des Schwalbenthaler Stollens und des Hülfsstollens beim Auffahren von Strecken und in dem Abbauen beschäftigt. Ein ziemlich heftiger Feuerausbruch durch Selbstentzündung der Kohlen gab mir auch Gelegenheit, das Verfahren bei Dämpfung des Feuers kennen zu lernen, so daß ich später bei Führung des Betriebs der Ronneberger Grube die erforderliche Erfahrung gewonnen hatte, um einen daselbst ausgebrochenen Grubenbrand dämpfen zu können. Eine Zeitlang half ich bei der Grubenmauerung im Karlsstollen, die aus Sandstein ausgeführt wurde. Hierbei kam leider das Vorkommen eines Minerals Schaumgypses zur Vermauerung und war nicht mehr zu sammeln. Unsere Arbeiten geschahen ohne Bezahlung, ausnahmsweise jedoch für etwa zwei Wochen empfingen wir den ersten Lohn für Arbeiten bei Auswechseln der Zimmerung im Hauptstollen, die während der Nachtzeit vorgenommen werden mußten, um die Förderung nicht zu stören. Während M. dem Str. als Huntlaufer zugeteilt war, wurde ich abwechselnd in der andern Nacht dem W. Sch.[1] beigegeben. Der Gewandtheit des letzteren in bergmännischen Arbeiten war es zu danken, daß wir nach Ausführung des vorgeschriebenen Arbeitspensums schon sehr zeitig die Grube verlassen und uns aufs Ohr legen konnten. Der Empfang des verdienten Lohnes am nächsten Lohntag war ein Hochgenuß. Später erhielten wir nochmals Lohn bei Herstellung des Geleises für Wagenförderung, bei der auf Straßbäumen die nötigen Eisenschienen aufgelegt wurden. Es war dieses die erste Eisenbahn an Stelle der Förderung mit deutschen Hunten. Diese hatten eine bewegliche Vorderachse, von der der Spurnagel zwischen zwei Gestängebrettern die Führung bewirkte. Diese Anlage geschah in dem Bransröder Revier, eine Stunde vom Wohnort Schwalbenthal. Da war es nun einige Wochen lang täglich eine anstrengende Tour, eine halbe Stunde weit bis zum Friedrichsstollen in Schnee und Kälte über Tage zu marschieren, ohne Überzieher und direkt aus dem Bett, ohne Kaffee, aber wir waren lustig und guter Dinge. Der Friedrichsstollen war mit dem Bransröder Revier durchschlägig, und da wurde also der Anfahrweg zur Hälfte in die Grube verlegt. Zunächst mußte man, bis das Öl im Grubenlicht aufgetaut war, finster fahren, was in der ganz gerade geführten Stollenstrecke möglich war. Zu Hause angekommen, reinigten wir uns erst gründlich mit Seife unter Zuhilfenahme eines Tonklumpens, und dann bekam uns das Mittagsessen vorzüglich, ebenso das in der Sofaecke abgehaltene kurze Schläfchen.

[1]) W. Schulz.

Die Nachmittags- und Abendstunden wurden dann meistens durch Studieren und Lesen hingebracht, bis die Witterung es zuließ, Exkursionen zu machen, um die geologischen Verhältnisse des interessanten Meißner gründlich kennen zu lernen.

Unser Chef war bestrebt, uns auch einen weiteren Gesichtskreis zu eröffnen, indem er uns wiederholt auf seinen Dienstreisen mitnahm. Wir kamen nach dem „Dohlsbach" im Werratal, wo ein Kupfererz-Vorkommen weiter aufgeschlossen wurde, sodann wiederholt nach den Hirschberger Kohlenwerken. Diese nach Norden gelegenen Werke — die südliche, Zeche Marie, bestand damals noch nicht — waren äußerst interessant, sie lieferten die namentlich nach Kassel verfrachteten vorzüglichen Glanzkohlen, deren Heizwert dem der Steinkohlen nahe kam. Sie waren durch die Nähe des übergeflossenen Basalts sehr veredelt und erzielten einen hohen Kaufpreis, weil damals zur Stubenheizung in ganz Kassel noch keine Steinkohlen Verwendung fanden.

Da waren wir auch einmal zugegen, als unter Verwendung von Davyschen Sicherheitslampen ein alter Feuerherd, der über 10 Jahre vermauert war, geöffnet wurde. Interessant war, daß in den Strecken, in denen das Feuer gewütet hatte, die Kohle an der First in einer Dicke von ca. 10 cm verkokst war und eine stengelige Absonderung angenommen hatte.

Auf der Grube „Faulbach" mußte ein Schacht befahren werden. Da hatte dann unser Chef Mühe, unsern Kollegen M. zum Einfahren zu bringen. Dieser, ein baumstarker Kerl, aber geistig nicht sehr begabt, stellte sich so ungeschickt und feige an, daß er mit Hülfe einiger Bergleute fast mit Gewalt in den Schacht genötigt werden mußte. Er empfing empfindliche Tadelsworte und wurde später von uns noch recht verhöhnt. Der arme Kerl hatte wegen seiner Größe beim Durchfahren der Stollen und Strecken ganz besonders durch Stöße an die Kappen der Firstzimmerung zu leiden, aber auch wir Kleinen erlitten empfindliche Kopfstöße, und konnten uns ärgern, wenn der ziemlich kleine Steiger Sch.[1]) allemal erst nach dem Anrennen sagte: „Nehmen Sie sich in acht!"

So waren die Winter- und Frühjahrs-Monate verflossen, und ich siedelte am 1. Juni 1847 nach den Kupfer- und Kobaltwerken in Richelsdorf über, wo ich in dem Hammer-Wirtshaus bei der Richelsdorfer Hütte Wohnung nahm.

[1]) Schülbe.

Der Richelsdorfer Bergbau war in hohem Grade instruktiv, indem Flöz- und Gangbergbau vereinigt vorkam. Die Veranstaltungen waren ja ziemlich zurückgeblieben — beispielsweise kam immer noch gewöhnliche Haspelförderung vor — und es fehlten maschinelle Förder- und Wasserhaltungs-Maschinen, aber es mußte dort mit der größten Sparsamkeit verfahren werden. Der dortige Chef, Bergrat F.[1]), ein alter Herr, verstand es, mit geringen Mitteln zu wirtschaften, hat auch beide Betriebszweige bis zur Einverleibung Kurhessens in Preußen noch erhalten, zum Wohl der armen Bevölkerung.

[1]) Fulda.

(Schluß folgt.)

Vergiss es nicht.

(Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti.)

Wenn, schöne Leserin, der Karneval
Rings auf den Straßen tobt und auf den Plätzen —
Vergiß es nicht, mit Wohltat mich zu letzen:
Ich bin ein Sterbender im Hospital.

Wenn schön und huldvoll du im hellen Saal
Mit Gästen sprichst, die deine Schönheit schätzen —
Vergiß es nicht, hinein dich zu versetzen
In all das Weh der Welt und seine Qual.

Wenn aus den Augen dir, den wunderbaren,
Ein Sonnenstrahl, die leichte Liebe lacht,
Dann denk, daß Liebe nie die Armen küßte.

Bewunderst du den Schmuck in deinen Haaren:
Bedenk, daß *eine* Perle dieser Pracht
Den retten könnte, der sonst sterben müßte.

Rom.

Der Sterbende.

(Nach dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti.)

An meines Gartens Hütte klimmt empor
Der Efeu nun am hölzernen Spalier;
Ein Duft zieht durch die Lüfte her zu mir,
Aus Blütenkelchen quillt er reich hervor.

Die Göttin Venus, dicht am Gartentor,
In Stein gebannt, lauscht rings dem Leben hier,
Lauscht dem Gezwitscher, das sich hin zu ihr
Von einem trauten Vogelpaar verlor.

Von fremder Liebe in entfernten Zonen
Erzählt der Wind, erzählt von fremdem Land,
Von roten Rosen, die sich purpurn färben.

Wie viel der Freuden, die auf Erden wohnen!
Wie viel der Liebe, die sich lüstern fand!
Welch reiches Leben rings — und ich im Sterben!

Henri du Fais.

Vom Kasseler Hoftheater.

Rührigkeit und Geschäftigkeit läßt sich unserer Bühnenleitung nicht absprechen. Abwechselung zu bieten, ist ihr offenbares Streben. Und man fragt sich bisweilen, ob sie nicht ab und zu darin zu weit geht, wenigstens was die Personalfragen betrifft. Man begegnet fortgesetzt neuen Gesichtern, und mancher Tausch erscheint nicht gerade notwendig und nicht allzuglücklich. Der innige Kontakt mit dem Publikum wird damit gelockert und sein Interesse nicht etwa durch das Neue geweckt, sondern durch das Fehlen des Altvertrauten gemindert . . . Die „Fächer" sind nicht mehr sorgsam geschieden. Wird dadurch dem Künstler eine gewisse Versatilität zur Notwendigkeit, so kann es nicht fehlen, daß die plastische Schärfe der Darstellung leiden wird . . . Erfreulicher wirkt diese emsige Bedachtnahme auf Abwechselung in der Auswahl der Stücke. Novitäten gibt es mehr als wir sonst gewohnt gewesen und auch solche Bühnenwerke dürfen über die Hoftheaterbretter schreiten, die sonst in den Augen der offiziellen Kunstwächter ein Greuel waren. So ist Wildenbruchs „Haubenlerche" uns als eine stark verspätete Novität geboten worden. Und verspätet und veraltet wirkte das ganze Stück. Die sozialpolitischen Ausführungen, die kaum die Oberfläche der Dinge streifen, rufen die Zeit ins Gedächtnis zurück, da jeder rechte Dichter, der etwas auf sich hielt, einmal zwischen 7 und 10 die soziale Frage lösen mußte. An diese Mode hat Wildenbruch seinen Zoll entrichtet. Der Handelsherr, der sein heißes Begehren für eine soziale Tat ausgeben will, der wackere Büttgesell, der seine Bütte ansieht wie eine Geliebte, — sie wirken wie Klischees, aber nicht wie Menschen von Fleisch und Blut. Ihre Reden klingen wie das Bonmot von gestern und erregen statt warmer Anteilnahme verhaltene Heiterkeit. Und wenn auch der nunmehr wohl selig entschlafene Naturalismus den sonst von edlen Gefühlen erfüllten Dichter, der seine Feder stets sauber hält, in den Bann zog, so kann man das nur bedauern. Die Verführungsszene konnte vielleicht in einer Epoche wirken, wo man schon die naturgetreue Abschrift widerwärtiger Vorgänge aus dem Sexualleben für Kunst hielt. Heute finden wir sie verletzend und roh. Daß der Meister der dramatischen Technik im Aufbau und in der Szenenführung Vortreffliches bietet, entschädigt nicht. Die „Haubenlerche" ist kein Blatt im Lorbeerkranze des Dichters, kein Gewinn für das Repertoir unserer Bühne. Man hätte sie ruhig in der Tiefe des Archivs schlummern lassen können, zumal das Stück an der Sommerbühne oft und gut gegeben wird. Weshalb man diesen Leichnam zu galvanisieren suchte, wissen wir nicht. Die Darstellung des Hoftheaters hatte für Verfeinerung der krassen Stellen gesorgt. In die Atmosphäre des Hauses paßt der nackte Naturalismus nicht hinein. So herrschte denn in des Verführers Zimmer statt schwüler, keck zugreifender Sinnlichkeit immer noch der Ton des Anstandes und der guten Sitte. Der Bösewicht Hermann schien der Tugend der Haubenlerche nicht allzu gefährlich. Die Titelrolle ward von Frl. Groa mit dem ganzen Zauber ihrer Natürlichkeit und Herzlich-

keit ausgestattet. Der Taugenichts ward von Herrn Strial gewandt und skrupellos verkörpert, Herr Bohné spielte den braven Fabrikanten mit dem nötigen Brustton, Herr Pickert machte aus dem Lumpenfaktor eine prächtige Figur. Die etwas farblose Rolle der im Stillen liebenden, aufopfernden Base gab Frau Bayrhammer mit herzlicher Empfindung, und Herr Zschokke war ein braver, arbeitsfroher Büttgeselle.

Erinnert uns das Wildenbruchsche Stück an eine Krankheit, an der das deutsche Drama gelitten hat und von der es genesen zu sein scheint, so führt uns Herzogs Drama „Auf Nissenskoog“ anschaulich ein Leiden vor, das einem großen Teil der jetzigen dramatischen Produktion zum empfindlichen Schaden gereicht. Es ist guter Ton geworden, auf die „Theatralik“ zu schimpfen und die Erzielung von Bühnenwirksamkeit für etwas Verächtliches zu halten. Daß ein Drama nicht nur einen Dialog enthalten müsse, daß auch Handlung notwendig sei, gilt als überwundener Standpunkt. Das Publikum, das Handlung, spannende, interessante, künstlerisch verschlungene und gelöste Handlung will, wird nicht beachtet. Man hat ihm glücklich eingeredet, es verstehe von solchen Dingen nichts und habe in Fragen der dramatischen Kunst nicht mitzureden. Und so hat man auch die bewährten ästhetischen Regeln über die Verteilung des Stoffes, über die Gliederung der Akte als etwas Nebensächliches zu betrachten sich gewöhnt. Dadurch ist es möglich geworden, daß ein Dichter wie Rudolf Herzog im Drama mit denselben Mitteln arbeitet, die er mit so viel Meisterschaft in seinen Romanen anwendet, und dem Unterschied beider Kunstgattungen keine Beachtung schenkt. So schafft dieser feinsinnige, geschmackvolle Poet ein Drama ohne dramatischen Nerv mit einer kaum zwirnsfadendünnen Handlung und füllt den weitaus größten Teil der vier Akte mit allerdings sehr schönen Zwiegesprächen und ab und zu recht hübschen Schilderungen aus.

Das Stück führt uns den Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, zwischen Vater und Sohn vor. Der Vater will — die Handlung geht 1851 vor sich — Schleswig-Holstein von dänischer Fremdherrschaft befreien. Der Sohn hält das für ein aussichtsloses Unternehmen und schwärmt, statt für das engere Vaterland, für die Gründung eines großen, einigen Deutschlands. Hart stoßen die Geister aufeinander. Die beiden prächtigen Kerle werden sich trennen, da rettet der Sohn einen Bauernburschen, der zur Revolutionstruppe des Vaters gehört, in offenem Aufruhr vor dem Tode durch Pulver und Blei. Jetzt finden Vater und Sohn sich wieder und gemeinsam verlassen sie die heimische Scholle, ehe die verfolgenden Dänen eintreffen. Es wäre trotz aller umfangreichen Dialoge unmöglich gewesen, diesen Stoff auf vier Akte zu erstrecken, wenn der Dichter nicht ein paar prächtige Episodenfiguren geschaffen, die das Interesse des Publikums erregen. Da ist die Mutter Nissen, eine herrliche Frau voll Güte und Klugheit, da ist der ehemalige Fremdenlegionär, eine scharf umrissene, eigenartige Gestalt. Aber all die Szenen, in denen die beiden famosen Alten auftreten, kommen nicht zur rechten Geltung, weil sie ein retardierendes Moment mehr bilden und der Zuschauer, schon durch die Zwiegespräche ungeduldig, vorwärts drängt. Hier ist eine prächtige Novelle zu einem wenig erbaulichen Drama geworden und alle, die in Rudolf Herzog ein starkes und freies Talent schätzen und lieben, werden das bedauern. Die Künstler hatten sich des Stückes mit Hingebung angenommen. Herr Bohné gab dem Kai Nissen Ueberzeugungstreue, starre Mannhaftigkeit, Idealismus, der Jens Nissen des Herrn Zschokke war ein warmblütiger, sympatischer, ritterlicher Jüngling, Fräulein Jähnert verkörperte die Base frisch und anmutig. Die prächtige, kluge und sonnige Großmutter des Fräulein Scholz eroberte sich schnell die Herzen. Herr Jürgensen bot als alter Oberst wieder einmal ein Meisterstück originaler, künstlerisch abgerundeter und tief wirksamer Charakterisierungskunst... Mangel an Handlung, Verachtung der dramatischen Regeln, Abwendung vom Theatralisch-Wirksamen kann man dagegen dem „Idealen Gatten“ Oskar Wildes nicht vorwerfen. Hier geht wirklich etwas vor, in kunstvoller Schürzung werden die Fäden gewebt und entwirrt, in dramatischer Steigerung wird des Publikums Interesse gefangen genommen und zu anteilnehmender Spannung gesteigert. Klar und deutlich geht die Handlung, von keinem Zwischenfall aufgehalten, voran. Alles, was sich vor uns abrollt, dient dem Zwecke des Dramas. Es ist wahr, die Lösung des Konfliktes erfolgt nicht, weil etwa der Held nach seinem Charakter nur so und nicht anders handeln kann, sondern durch ein, von nicht ganz glaublichem Zufall unterstütztes Detektivmanöver. Es ist wahr, die Fabel selbst macht an zahlreichen, nicht unwichtigen Stellen einen allzu ausgeklügelten, unwahrscheinlichen Eindruck. Eins aber bleibt bestehen und versöhnt uns mit den wenigen Schwächen: die künstlerische, wirksame Führung, die wir bisher nur an den Franzosen, den Sardou und ihren Nachahmern gewohnt waren, die flotte Handlung und last not least, der prächtige Dialog. Man kennt den funkelnden Geist, den Witz, den Sinn für prickelnde Antithesen, die Wilde auszeichnete. Hier aber läßt er durch den Mund Lord Gorings ein ganzes Brillantfeuerwerk aufgehen. Hier aphoristelt und paradoxelt es unaufhörlich. Und bei dem schnellen Aufprasseln der Geistesraketen bedauern wir bisweilen, daß es uns nicht geht wie Lord Goring selbst, der auf die Frage: Verstehst Du denn alles, was Du sagst?“ antworten darf: „Ja, wenn ich aufmerksam zuhöre“.

Der Unterstaatssekretär Sir Robert Chiltern wird von seiner Gattin als Ideal männlicher Tugenden verehrt. Er verdankt aber seine schnelle Laufbahn, sein großes Vermögen, seine überragende Stellung einem schweren Vergehen. Er hat in seiner Jugend ein Staatsgeheimnis an den Baron Arnheim verkauft. Eine Abenteuerin, Mrs. Cheveley, hat den verbrecherischen Brief Sir Roberts in Händen. Als Kaufpreis für die Herausgabe verlangt sie, daß Sir Robert in einer am nächsten Tage stattfindenden Parlamentssitzung ein argentinisches Kanalprojekt empfehlen solle, statt es, wie er pflichtmäßig müßte, als betrügerisch zu brandmarken. Sir Robert wagt es nicht, sich seiner Frau zu entdecken. Er weiß, er würde, fände sie an seinem Charakter einen Makel, ihre Liebe einbüßen. Und in der Tat: als Lady Chiltern den Sachverhalt von der haßerfüllten Mrs. Cheveley erfährt, hat sie nur Worte der Verurteilung für ihren Gatten. Dieser zeigt, daß er ein tapferer, ehrlicher Charakter ist. Trotz der ihm drohenden Gefahr greift er im Parlament das Kanalprojekt an, er erwartet nunmehr seinen Untergang, da die Intrigantin ihm geschworen, den kompromittierenden Brief zu veröffentlichen. Inzwischen aber hat ihn Viscount Goring gerettet. Der ist in der Lage, der Mrs Cheveley einen Diebstahl nachweisen und für seine Nachsicht das Schreiben erlangen zu können. Auch der Versuch der Abenteuerin, den liebenswürdigen Viscount als Liebhaber Lady's Chiltern bei dem Unterstaatssekretär zu verleumden, scheitert an Gorings Klugheit. Und so wird zwar künftig Frau Chiltern keinen „idealen“ Gatten, aber doch einen liebenswerten nicht mehr rückhaltlos bewundern, aber doch herzlich lieben. Lord Goring erhält zur Belohnung die Hand der reizenden Schwester des Titelhelden.

Dazwischen sind reizende Episoden eingestreut, die untrennbar im Dienste der Haupthandlung stehen, Nebenfiguren, die ihren eigentümlichen Reiz und ihre originale Wirkung vertiefen und verstärken. Da ist die entzückende

Miß Chiltern, da sind einige Weltdamen, die sich an Snobismus überbieten, da ist der etwas senile Vater Gorings, — alles scharf umrissen gezeichnete Figuren von starker Wirkung. Die Übersetzung des Stückes ist unzulänglich, ja geradezu schlecht. Ein solches Stück sollte man nur in tadelloser Verdeutschung geben. Es hat gegründeten Anspruch auf diese Rücksichtnahme. Aber auch das Publikum hat ein solches Anrecht. Die Zuschauer unterhielten sich vortrefflich und kargten nicht mit ihrem Beifall. Sie hatten allen Grund, den Darstellern ihre laute Anerkennung zu zollen. Frau Bayrhammer schuf als Mrs. Cheveley eine Figur von eigenem Reiz und tief eindringlicher Wirkung. Voll diabolischer Tücke und skrupelloser Schlauheit und doch weltgewandt und gesellschaftsfähig war sie eine blut- und lebensvolle Verkörperung der dichterischen Intentionen. Herr Alberti gab in Aussehen, Haltung und Gestus den gemessenen englischen Gentleman, der im geeigneten Augenblick doch innige und herzliche Töne findet, Fräulein Pauer war eine glaubhafte und wirklichkeitstreue Lady Chiltern, Herr Strial als Lord Goring ließ keine einzige der scharf geschliffenen Pointen unter den Tisch fallen, seine Ironie war mit einer großen Dosis Liebenswürdigkeit gemengt, er war ein prächtiger Gedankenspähneschnitzer und ein sympatischer Freund, dem man die reizende Miß Chiltern von Herzen gönnte. Diese hatte in Fräulein Stiewe eine anmutige, liebenswerte, von naiver Schalkhaftigkeit erfüllte Darstellerin gefunden. Der alte Graf des Herrn Jürgensen zeigte wieder einmal, mit welcher Hingebung und Künstlerschaft sich dieses Mitglied unserer Hofbühne allen seinen Aufgaben widmet. Eine voll künstlerischen Maßes ausgeführte Figur, fein ziselirt, echt in jeder, auch der kleinsten Einzelheit und voll dauernder Wirkung. Herr Hertzer hatte die drei Stücke inszeniert. Er zeigte sich in allem als Regisseur von vielem Geschmack und großer Feinfühligkeit. Er hatte stets für einen ansprechenden Rahmen gesorgt und im Zusammenspiel und Tempo dem Ton und der Eigenart der verschiedenen Stücke sorgsam Rechnung getragen. Besonders das englische Lustspiel zeigte Räume, die in moderner Eleganz als Heim reicher britischer Aristokraten gelten könnten.

Hermann Blumenthal.

Sonnenvögel.

Novelle von Valentin Traudt.

(Fortsetzung.)

Und wieder sah mich ein junger Tag auf dem Wege um den großen Teich nach meiner Bank. Wo sich die Gärtnereigebäude mit ihren alten massigen Dächern in das Grün der Bäume schoben, hatte man so im Vorbeigehen einen Ausblick nach den fernen Bergen. Und dort kam der neue Morgen herauf und hob heimlich, ganz heimlich die Sonne über die scharf geschnittene Tannenwand empor. Ich verweilte hier, bis das herrliche Gestirn voll am Himmel stand. Plötzlich überkam mich da der Gedanke, daß ich heute doch recht spät herausgegangen sei; es überfiel mich eine Art Angst, und wie von einer geheimen Gewalt getrieben stürmte ich vorwärts, ohne den Blick nach links oder rechts zu wenden.

„Aber ich bitte Sie!"

Ich höre den Klang dieser Worte noch heute klar und voll im Ohr, gerade so ohne Beimischung irgend einer Erregung wie damals; etwas vorwurfsvoll nur und traurig. Aber es gesellt sich auch heute noch ebenso deutlich der Ruf um Hilfe hinzu, wie er aus dem Munde der Begleiterin gekommen war.

„Hilfe! — Räuber, Räuber!"

Den Stock hoch in der Luft, war ich, den Weg kürzend, zwischen den Büschen und Bäumen hindurch über den Rasen gesprungen und hatte nur noch gesehen, wie sich ein Bummler eilends aus dem Staube machte.

Und dann stand ich vor ihr mit fliegendem Atem und zusammengezogenen Brauen, unmutvoll über das Mißgeschick der schönen Frau.

„Da ist schon unser Freund."

Sie ergriff meine Hand wie in alter Vertrautheit und Kameradschaft und sah mich dankbar mit ihren milden Augen an.

„Wie gut, daß Sie kamen! O, dieser schreckliche Mensch!" sagte nun auch die Begleiterin mit einer gewissen aufatmenden Freudigkeit. „Mein Lebtag werde ich daran denken. — Wie kann nur so etwas in einer so feinen Stadt vorkommen? Nein, nein, nein!"

Ich nickte nur dazu; denn mich schlug schon wieder eine große Befangenheit in Fesseln und ich fühlte, wie mir eine Blutwelle zum Kopf hinwirbelte und gewiß mein Gesicht bis über die Stirn hin mit dunkler Röte übergoß. Immer diese knabenhafte Unbehilflichkeit in den Minuten, die entscheidend scheinen! Ja, das war es, was ich gefürchtet, was mich noch stets von ihr getrieben hatte. Die Stimme war mir versiegt gleich einem wegmüden Bächlein, das keine Sommersonne vertragen kann ...

„Wie kam das denn?" fragte ich nach einer Weile ganz schüchtern.

„O," entgegnete die schöne Frau, „der Mensch kam so harmlos daher und bat mit der größten Selbstverständlichkeit von der Welt um meine Börse. Ich war erstaunt, daß er mitten in dieser schönen Natur an so reale Dinge dachte. Aber man irrt sich in seinen Mitbrüdern zuweilen."

Die Begleiterin ließ ihre Blicke verwundert und fragend über die Sprecherin gleiten. Ist das Scherz oder Ernst?

„So?“ sagte sie dann trocken. „Dachten Sie nicht an Ihr Leben?“

„Ach, mein Leben?“ kam es im Gegensatz zu dem lustigen Tone von vorhin recht traurig über die Lippen der andern. Dabei zog sie ihr duftiges Schaltuch fester um ihre Schultern.

Ich zeigte nun mit der Hand nach dem Tannendickicht.

„Dort mag das arbeitsscheue Gesindel sich in den Sommernächten recht wohl fühlen.“

In dem Augenblick fing einer der fremden Vögel sein Lied an.

„Nun aber kein Wort mehr. Bitte, setzen Sie sich.“

Sie legte den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und lehnte sich zurück, ganz gefangen von den süßen Tönen. Es war nun eine große Stille zwischen uns. Zuweilen nur hörte man die hastigen Schritte der Stadtgänger quer durch den Park. Von Zeit zu Zeit sah ich das junge Weib warm an. Seine Schönheit erschien mir so zart, daß ich fürchtete, ein ihre Wange streifendes Blatt könne ihr schon schaden, und ich dachte wieder an die Lilie im ersten Morgenschein.

„Was sind das für Vögel?“ fragte sie endlich, während sie langsam den Hut abnahm und dann über ihr volles Haar fuhr.

„Sonnenvögel, verehrtes Fräulein,“ sagte ich.

Sie lächelte. „Nicht Fräulein — —, Frau!“

Drei krächzende Raben flogen von den Tannen her über das Wasser hin, als sie diese Worte sprach. Einer der Schwäne reckte den Kopf nach ihnen empor, breitete seine Schwingen gleich weißen Segeln aus und zog dann doch ruhig seine Bahn.

„Gnädige Frau, Sie müssen sich sehr schonen“, sagte die ältere Dame gleich darauf und strich ihr mütterlich über die Schulter, dabei das Schaltuch wieder hochziehend, das ihr herabgeglitten war. Sie hatte vermutlich auch beobachtet, daß sich die junge Frau bei den hastig gesprochenen Worten entfärbt hatte. Wohl die kühle Morgenluft?

— Frau! — Gnädige Frau! —

Wie mich das traf! Ich vergaß ganz, wovon wir gesprochen hatten. Wohl mochte sie gemerkt haben, daß ich verwirrt worden war, doch sie sagte nur: „Es ist ein wunderbarer Gesang. — Das ist eigentlich hier noch meine einzige Freude. Und nun ist sie mir auch genommen. — Darf man es denn nach dem Erlebnis von vorhin noch wagen, allein in der Frühe hierher zu kommen?“

„O nein! O nein! — Warum? — Ich werde Sie begleiten!“ antwortete ich erregt.

„Darf ich Ihnen so zur Last fallen?“

„Sie machen mich glücklich, unendlich glücklich!“

„Es ist ja nur wegen der Vöglein, Herr — —“

Sie machte eine Pause, als sei ihr mein Name, den ich ja gar nicht gesagt hatte, entfallen.

„Alfred Malten, Kunstmaler“ ergänzte ich unwillkürlich und doch gespannt den unvollendeten Satz und erhob mich zu einer Verbeugung.

„Ach so. — Wir kennen uns schon so lange und doch nicht. — Zwei Seelen, die Morgenlicht trinken wollen . . . Alfred Malten, Kunstmaler? — Nun,“ sie neigte dabei das herrliche Haupt etwas, „Frieda Hohenecker, einst auch der Kunst Schülerin. Aber, was künden uns die Namen? — Kennen wir uns jetzt besser, Herr Malten?“

Sie sagte das wie eine alte Bekannte und mit einer so überzeugenden Selbstverständlichkeit, daß ich nicht nur für den Augenblick etwas wie Beschämung fühlte, sondern auch mein inneres Gleichgewicht wiederbekam. Ihre Ruhe gab mir meine Fassung wieder. Später hat mir ihre Begleiterin mit großer Ausführlichkeit diese Begegnung geschildert und Zeugnis dabei abgelegt von dem wunderbaren Scharfblick, mit dem sie mich beobachtet und meine Mienen zu enträtseln verstanden hatte. . . .

„Ich bilde mir ein, Sie von dem ersten Morgen her zu kennen, gnädige Frau“, entgegnete ich auf ihre freundliche Frage.

„Hoffentlich bleiben wir gute Freunde. Wir sind wohl am Ende auch beide Sonnenvögel?“

Ihre schönen Augen richteten sich dabei voll auf mich und ihre Stimme bebte bei dem Worte „Sonnenvögel“.

„Aber was hat es denn nun für eine Bewandtnis mit diesen kleinen Sängern hier, die Sie Sonnenvögel nennen?“

Ehe ich jedoch noch die rechte Antwort fand, fuhr sie fort: „Sonnenvögel?“ Und das klang wie Gesang. „Sonnenvögel? — Wie schön, wie schön! Allerdings habe ich mich auch verflogen, ich bin — —“

Allein sie brachte den Satz, den sie langsam und gedankenvoll begonnen hatte, nicht zu Ende. Dann schien sie sich zusammenzuraffen, während sich ihr Blick sinnend in der Weite verlor.

„Sie könnten aus meinen Worten entnehmen,“ hob sie gleich wieder an, „daß ich unglücklich bin. Das nicht, mein Freund.“

Und nun ließ sie ihre Augen groß und lange auf mir ruhen, daß ich hinabblicken konnte auf den Grund ihrer Seele. Da war alles licht und hell wie das große Wasser, das zwischen den Bäumen zu uns herüberblickte.

„Ich bin nicht unglücklich.“

Die andere schien etwas überrascht zu sein von dieser Erklärung. Wenigstens maß sie die Sprecherin mit einem Blick, in dem Verwunderung und Zweifel lag. Doch die Worte hatten mein Vertrauen.

Da begann gerade über uns wieder einer der rotschnäbeligen Gesellen. Ich fuhr mir langsam über die Stirn.

„Das ist nun auch wieder ein Sonnenvogel", sagte ich. „Sehen Sie ihn dort oben? Gerade über dem dicken Ast, wo die Blätter in der Sonne spielen!"

Sie nickte.

„Man hat hier," fuhr ich fort, „ich glaube, zehn Pärchen ausgesetzt, um sie anzusiedeln. Drei Nestchen haben sie schon gebaut; dort drüben in der Hecke der Gärtnerei eins, ein anderes in einem benachbarten Garten und das dritte soll in einem Tannendickicht stehen. Gesehen habe ich selbst noch keins. In der Voliere auf der Insel wird stets noch Futter für die heimatlosen Fremdlinge bereitgestellt. Ob sie wohl bleiben werden? — Wie viele von uns Menschenkindern versuchen sich ein Heim zu gründen und finden nachher auch, daß es ein vergebliches Mühen und Hoffen war."

Sie hatte mir schweigend zugehört und antwortete mit keiner Silbe auf meine beweglich ausklingenden Sätze. Nach einer Weile schlug sie ihr Umhängetuch zusammen und erhob sich. Dann reichte sie das Tuch ihrer Begleiterin, setzte den Hut auf, steckte langsam die blitzende Nadel hinein und schlug vor, den Heimweg anzutreten.



Konradin von Schwaben und Friedrich von Österreich vernehmen beim Schachspiel ihr Todesurteil.
Gemälde von W. Tischbein.
Nach der Wiedergabe in „Ein Künstlerleben des 18. Jahrhunderts. Von Franz Landsberger". Vgl. S. 311.

„Wenn ich Sie bitten dürfte," wandte sie sich gleich auch wieder an mich, „dann haben Sie die Güte, morgen früh um sechs Uhr am Auetor zu sein? Eines wartet auf das andere."

Ich sagte bereitwillig zu, begleitete die beiden noch ein gutes Stück und bog dann zu dem im Bau begriffenen neuen Akademiegebäude ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der ersten Monatsversammlung dieses Winters am 26. Oktober fand zunächst die Neuwahl der beiden, vom Kasseler Verein in den Redaktionsausschuß zu wählenden Mitglieder statt; die beiden bisherigen Mitglieder des Ausschusses Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Steinhausen und Stadtarchivar Dr. Gundlach in Kiel wurden wiedergewählt. Der Mitgliederbestand des Vereins beträgt 1943. Der Vorsitzende weist auf die im nächsten Jahre in Kassel stattfindende Jahres-

versammlung hin, in der der Verein zugleich sein 75jähriges Bestehen feiern könne, und teilt mit, daß der Vorstand Vorschläge über die Ausgestaltung des Programms dieser Tagung gern aus den Reihen der Mitglieder entgegennehme. Bibliothekar Dr. Lange erhält hierauf das Wort zu seinem Vortrag über das Grab von Ellenberg. Das Grab liegt einige Minuten nördlich des Dorfes Ellenberg an dem letzten Ausläufer des Quiller auf einer Halbinsel, die der Unterlauf der Edder mit der Fulda kurz vor ihrer Vereinigung bildet. 1907 wurde die Kasseler Museumsverwaltung durch Lehrer Scheufler davon in Kenntnis gesetzt, daß auf einem Acker beim Pflügen öfters große Sandsteine zum Vorschein kämen. Eine Besichtigung durch General Eisentraut und Dr. Lange führte auf die Vermutung, daß hier vermutlich ein Grab im Boden steckte. Bei weiterem Graben 1907 und 1908 fand man kleinere und größere Platten von weißem Sandstein aus dem 500 m entfernten Bruch von etwa ½ m Höhe; sie bildeten einen Kreis von 10 m Durchmesser. Bei einzelnen Stellen fehlten die Platten ganz und waren vermutlich beim Pflügen entfernt worden. In der nördlichen Hälfte zeigte sich eine türähnliche Lücke; an diese stieß, einen Teil des Kreises bildend, eine ¾ m breite Mauer aus gleichem Material; in der Mitte des Kreises befand sich eine mehrere Quadratmeter große, mit Steinplatten belegte Fläche, in der man außer einer Aschenschicht Urnenreste mit Ornamentik vorfand. Somit lag ein stark zerstörtes Grab der Steinzeit vor Augen; die verzierten Scherben wiesen auf den sog. schnurkeramischen Kulturkreis der neolithischen Periode hin. Zweifellos handelte es sich ferner um ein Brandgrab. Bisher kannte man meist nur Hockergräber, in denen der Tote unverbrannt in hockender Stellung beigesetzt wurde. Im Laufe der Steinzeit, etwa 2000 Jahre v. Chr., kam der Brauch des Leichenbrandes auf, die Verbrennung der Leichen im Grabe selbst, wie in unserm Fall. Der auf den Boden niedergelegte Körper wurde unter der Glut eines darüber gelegten Holzstoßes verzehrt. Die beim Leichenschmaus gebrauchten Geräte wurden zerschlagen und in das Grab geworfen, worauf dieses durch Steine geschützt wurde. Wir haben hier die ideale Auffassung, daß der Körper nur der Reinigung von allem Irdischen durch Feuer bedürfe, damit die Seele zu einem glücklichen Dasein gelangen könne. An dem türähnlichen Eingang machte man noch einen merkwürdigen Fund in Gestalt einer am Boden liegenden mit regelrechten Skulpturen versehenen Steinplatte, wie sie bis heute in Europa einzig in ihrer Art dasteht. Diese jetzt im Kasseler Museum aufbewahrte Platte am Eingang des Grabes ist wohl als eine aufrechtstehende Grabstele aufzufassen; ihre Skulptur — mehrere Reihen gleichschenkliger Dreiecke — unterscheidet sich wesentlich von denen der in Willingshausen und Züschen aufgefundenen Steingräber. Die ganze Anlage des Grabes läßt darauf schließen, daß wir hier wohl ein, leider schon in früherer Zeit zerstörtes Fürstengrab der Steinzeit vor uns haben. General Eisentraut, der im Namen der zahlreichen Zuhörerschaft dem Redner für seine fesselnden Mitteilungen dankte, gab noch dem Bedauern darüber Ausdruck, daß die meisten Ausgrabungen für wissenschaftliche Zwecke nur noch eine geringe Ausbeute böten, da man nur selten noch völlig intakte Gräber antreffe.

In der ersten Wintersitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 20. Oktober machte der stellvertretende Vorsitzende Prof. Wenck zunächst eingehende Mitteilungen über den Verlauf der 74. Jahresversammlung zu Hünfeld in den Tagen vom 18. bis 20. August 1908. Es folgte der Vortrag des Archivrats Dr. F. Küch: „Beiträge zur Geschichte des Landgrafen Ludwig des Friedsamen von Hessen (1413—1458)“. Auf Grund einer bisher kaum benutzten Quelle, eines Rentschreiberregisters aus dem Jahre 1430 bis 1431, wurde von ihm die Landesverwaltung, die Behördenorganisation, sowie die politische Entwicklung Hessens in den ersten Jahrzehnten der Regierung des im Alter von 11 Jahren zur Herrschaft berufenen Fürsten besprochen. Gewürdigt wurden namentlich die Beziehungen der beiden einflußreichsten Beamten dieser Zeit zum Landgrafen, Eckhards von Röhrenfurt und Hermann Riedesels. Der Vortragende ging dann über zu einer Schilderung des Hoflebens der Zeit, führte die einzelnen Kategorien der Hofbeamten und des Hofstaates auf, sprach über die Hofkleidung und die Hoftafel und gedachte dann auch der literarisch-künstlerischen Neigungen des Landgrafen, wobei er einen hessischen Spielmann Konrad Lauterbach, der im Jahre 1431 dem Landgrafen eine Sammlung seiner Lieder überreichte, in die hessische Literaturgeschichte einführte. Die Erwähnung der Leibärzte und des Apothekerwesens gab Anlaß zu einer Erörterung des Badewesens der Zeit, und dies bildete wiederum den Übergang zu einer Besprechung der Hoffestlichkeiten (Turniere, festliche Besuche usw.) und der Teilnahme des Landgrafen an bürgerlichen Familienfesten. Den Schluß bildete eine Schilderung der Reisen des Landgrafen, hauptsächlich der im Sommer 1431 ausgeführten Wallfahrten nach St. Josse bei Montreuil im nördlichen Frankreich und nach Wilsnack bei Werben an der Elbe. — Prof. Wenck faßte den Dank der Versammelten in Worte, indem er seine Freude darüber bekundete, daß der Redner die für die territorialgeschichtliche Entwicklung Hessens durch wichtigen

Länderzuwachs und innere Konsolidierung so besonders bedeutsame Regierungszeit Ludwigs I. zum Gegenstand seines Vortrags gewählt und aus einer neuen Quelle so reiche Mitteilungen über das materielle, geistige und künstlerische Leben am Hofe dieses Fürsten gemacht habe. Er knüpfte daran die Frage, ob wohl die Annahme, die J. J. Winckelmann, der spätere Chronist Hessens, 1649 in einer köstlichen pädagogischen Reformgeschichte geäußert hat, Ludwigs Erziehung sei durch Schuld seiner Vormünder so vernachlässigt worden, daß er kaum Lesen und Schreiben gelernt habe, begründet sei? Dr. Küch war geneigt, die Frage zu verneinen. Weiter wurden auf eine Anfrage des Pfarrers a. D. Abée noch die Siege Ludwigs über das Erzstift Mainz kurz besprochen.

Die Einweihung der neuen Kgl. Kunstakademie zu Kassel wurde am 18. Oktober durch einen feierlichen Festakt vollzogen, in dem Akademiedirektor Prof. Kolitz folgende Begrüßungsrede hielt:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre. Die Töne, die soeben unser Ohr trafen und unsere Seele rührten, erzeugen einen Begriff von Formen und Farben. Wir sehen die Erde, die Sterne, die Woge branden am Strande, das Meer in einsamer Pracht. Die Kreatur durch sich selbst den Schöpfer preisen bis zum geringsten Wurm. So malt die Musik. Die bildende Kunst, vor allem die Malerei, löst den darzustellenden Gegenstand in Töne, Stimmungen und Harmonien, die zur Seele dringen durch das Auge wie bei der Musik durch das Ohr.

Große Meisterwerke aller Zeiten, wie die Sixtina, wie hier der Jakobssegen von Rembrandt, sind Zeugen dieser Wirkung. Auch der kleinste unbedeutende Gegenstand erscheint gefällig, durch die Darstellung nicht seiner selbst, sondern durch Beobachtung der Wirkung des Himmelslichtes, das ihn auflöst in Töne, Stimmung, Harmonien. Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön. Ein solches Sehen und Fühlen ist Auffassung, sie ist die Seele der Kunst, ist der Anfang und der Endzweck des Unterrichts, jede erlernte Technik wird Manieriertheit, alle Kunststücke, selbst gewählte, sind Rauch und Schall, umnebelnd Himmelsglut.

Es erfüllt mich mit stolzer Demut, das schöne Gebäude solchem Zwecke zu weihen, es erfüllt mich mit innigem Dank gegen alle, die diesen Bau gefördert und ausgeführt haben. So oft ich die Pforte zu diesem Gebäude überschreite, kommt über mich die Ruhe, die ein Kunstwerk durch Harmonie und Schönheit hervorbringt, auch durch seine Lage an dem schönen Park, zu dem es als eine Notwendigkeit zu gehören scheint. Es wird kaum seinesgleichen gefunden. Ich danke Sr. Exzellenz dem Herrn Minister und dero Herrn Räten, Sr. Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten und dem Herrn Regierungspräsidenten, der vorgesetzten Behörde, der Bauleitung, schmerzlich gedenke ich des Herrn Bohnstedt, der den Plan entworfen, und zuletzt, aber nicht des Letzten an Verdienst und künstlerischem Wollen, des Herrn Bauinspektors Vogel. Alle seien sie herzlich bedankt und begrüßt, die hierher gekommen sind, diese Feier mit der Akademie zu begehen.

Was wir aber wohl an Pflichtgefühl, Liebe und Treue für Vaterland und Kunst auf dem Herzen tragen, lassen Sie es uns zusammenfassen in dem Ruf: Unser König und Herr, der deutsche Kaiser, S. M. Wilhelm II. lebe hoch!"

Als Vertreter des Kultusministers überbrachte Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Schmidt dessen Glückwünsche. Sowohl der Neubau einer Akademie als derjenige eines hessischen Landesmuseums seien von dem gemeinsamen Gesichtspunkt ausgegangen, daß in Kassel mit seinen herrlichen, vom Kunstsinn der hessischen Fürsten zeugenden Kunstsammlungen zur Wiederbelebung der Kunst etwas geschehen mußte; hier, wo nicht nur die Natur, sondern auch die Meister der Vergangenheit in der Gemäldegalerie, die wohl als die schönste Deutschlands angesehen werden könne, wo die größten Künstler germanischen Bluts als Vorbilder wirkten, sei von selbst zu erwarten, daß die Kunstakademie ein neues Kunstgeschlecht heranziehe, würdig der großen Vergangenheit. Nachdem Redner noch einige vom Kaiser verliehene Auszeichnungen bekannt gegeben hatte, hielt Professor Knackfuß die eigentliche Festrede. Anknüpfend an die genau vor 131 Jahren durch Landgraf Friedrich II. in der Bellevue erfolgte Gründung der Akademie, zeigte er, wie unter Friedrichs Schutz die Anstalt bald zu großem Glanze gelangte und wie Künstler aller Länder die Mitgliedschaft der Kasseler Akademie als ganz besondere Ehre betrachteten. Aber die Jahre des Glanzes waren nur von kurzer Dauer. Nachdem Wilhelm IX. seine Wilhelmshöhe vollendet hatte, fehlte es den hessischen Künstlern an Aufträgen. Während der Fremdherrschaft vollends erlebte die Akademie die Zeit ihrer tiefsten Not. 1879 erhielt dann die Akademie Unterkunft in einem großen Teil des Bellevueschlosses, dessen Räume sich jedoch bei der Herstellung größerer Werke als zu eng erwiesen. 1891 erkannte dann der deutsche Kaiser bei einem Besuch der Akademie die Notwendigkeit eines Neubaues, der dann durch den inzwischen verstorbenen genialen Architekten, Regierungsbaumeister Bohnstedt, entworfen und durch Regierungsbaumeister Vogel vollendet wurde. Nach diesem historischen Rückblick wandte sich Professor Knackfuß sodann an die jungen Akademiker.

„Seien Sie von der Erhabenheit einer solchen Aufgabe stets durchdrungen und wirken Sie mit uns, die wir berufen sind, Sie zu leiten und zu belehren, zusammen, daß das neue Heim der Königlichen Kunstakademie eine gedeihliche Pflegestätte echter Kunst werde.

Unter dem Gefühl ungemessenen Dankes für alles, was uns hier geschenkt ist, um in der Kunst und für die Kunst zu wirken, geloben wir aus tiefstem Herzen, all unsere Kräfte einzusetzen für den Dienst des Wahren und des Schönen, des Schönen in der Wahrheit und des Wahren in der Schönheit. Und mögen noch ungezählte Geschlechter nach uns hier wirken als in einem hohen Heiligtum der Kunst!"

An die Feier schloß sich eine Besichtigung der neuen Gebäude und der darin aufgestellten Ausstellung, die beide von uns bereits gewürdigt wurden.

Verein für Volkskunde. In der ersten Wintersitzung nahm nach einleitenden Worten des Vorsitzenden zunächst Schriftsteller Herm. Schelenz das Wort zu einem Vortrag über „Der Gebäcke Art und Wesen“, der eine universale Beherrschung dieser gesamten schwierigen Materie bekundete. Einleitend schilderte er die religiösen Empfindungen der Alten, wie und aus welchen Gründen sie allmählich Opfer bucken und wie man schließlich dazu kam, diese Opfer zu verspeisen. An der Hand zahlreicher Belege, vornehmlich aus der griechischen, römischen und hebräischen Literatur, wurden die mannigfachen Arten der Opfer erläutert. Außerordentlich interessant gestaltete sich der Nachweis, daß die alten Opfergebäcke trotz aller Wandlung noch heute meist ihren alten Namen und namentlich auch ihre, nach der jeweiligen Tendenz des Opfers differenzierten Formen behalten haben. Zum Schluß wies Redner auf die große und der altehrwürdigen Abstammung und Bedeutung unserer volkstümlichen Gebäcke wenig würdige Geschmacklosigkeit hin, mit der man heute gewisse Gebäcke im „Jugendstil“ auf den Markt zu bringen suche. Der Vortrag gab zu einer anregenden Diskussion Anlaß. Hierauf sprach Oberlehrer Dr. Fuckel über „Die deutschen Stämme im Lichte des mittelalterlichen Sprichwortes“ und gab eine Auslese der bezeichnendsten Äußerungen des deutschen Volkshumors über die Eigenart unserer deutschen Volksstämme im Mittelalter. Auf das Fortleben hessischer Namensart und hessischer Spottnamen im Sprichwort wird Redner später noch eingehen. Zum Schluß gab der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner, ein kleines Kulturbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges, das sich auf einige Akten aus den Landauschen Kollektaneen gründete und zeigte, wohin auch in Hessen der Hexenglaube die Leute geführt hat und wie man sich der Sucht, überall Hexen aufzuspüren, bediente, um sich mißliebige Angehörige vom Halse zu schaffen. Der behandelte Fall entrollte ein Bild schauderhaftester Roheit. Es handelte sich um den Meister Hans Döring, der um 1650 Scharfrichter und merkwürdiger Weise auch Bürger in dem früher hessischen Vacha war und der seine Frau, nachdem er sie fürchterlich mißhandelt hatte, als Hexe denunzierte. Da er ihr nichts nachweisen konnte, wurde er in den Turm gesetzt, aus dem er jedoch nach einiger Zeit, nachdem er Urfehde geschworen hatte, wieder freigelassen wurde. Döring fand später ein elendes Ende, er wurde von einem Soldaten in der Notwehr erschlagen.

Marburger Hochschulnachrichten. Am 18. Oktober fand in der Aula der Universität die feierliche Einführung des neuen Rektors Professor Dr. Vogt statt, der darauf einen einstündigen Vortrag über die Geschichte des Wortes „edel“ hielt. Die von Professor Dr. Geldner verfaßte Festschrift ist betitelt: „Zur Kosmogonie des Rigveda mit besonderer Berücksichtigung des Liedes 10, 129“.

Im Wettbewerb um die Ausmalung des Magistratssitzungssaales im neuen Kasseler Rathaus erhielt den ersten Preis (750 M.) Paul Scheffer-Rotenburg, den zweiten (500 M.) Wihelm Thielemann-Willingshausen, den dritten (250 M.) C. Heine-Koblenz. Ein weiterer Entwurf von Otto Ubbelohde-Goßfelden wurde vom Magistrat zum Ankauf empfohlen.

Dreihundert Jahre waren am 25. Oktober verflossen, seitdem die 1597 ihres evangelischen Glaubens halber aus der Heimat vertriebenen und vom Grafen Philipp Ludwig IV. gastlich aufgenommenen Wallonen und Niederländer in ihrer zu Hanau neu erbauten Kirche den ersten Gottesdienst abhielten. Beide Gemeinden, die wallonische und die niederländische, begingen dieses Jubiläum durch Festgottesdienste.

Aus Spangenberg. Im Mittelpunkt der 600jährigen Jubelfeier der Stadt wird außer einem historischem Festzug ein von Karl Engelhard, Hanau, verfaßtes Festspiel stehen, das die bekannte Liebenbachsage zum Gegenstand hat und im Schloßhof der Burg aufgeführt werden soll.

Das bei Ostheim im Kreise Hanau aufgedeckte Römerlager ist in seiner Ausdehnung größer als die Saalburg. Die ganze Ansiedlung war stark befestigt, die Umfassungsmauern sind bis zu 1 m stark. Aufgedeckt wurden bis jetzt mehrere Gebäude, zwei Türme und ein 8 m tiefer Brunnen. Das größte Gebäude hat eine Länge von 32 m, bei einer Breite von 14,8 m. Die Ausgrabungen sind vorläufig eingestellt worden.

Todesfall. Am 25. Oktober starb zu Gießen der älteste Einwohner Oberhessens, der Geometer I. Kl. Georg Euler, nachdem er noch am 1. Oktober seinen 104. Geburtstag begangen hatte. Euler, 1805 in Usenborn bei Ortenberg geboren, war seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Oberhessen als Landmesser tätig, wohnte lange Jahre in Lollar nnd siedelte 1841 nach Gießen über.

Dum spiro — spero!

Rückantwort auf Freund Kärrners Antwort „Lebensmut“ (Nr. 15) auf mein Gedicht „Ich träume gern von fernen Tagen“ (Nr. 14).

Was macht bedrückte Herzen höher schlagen
Auch in des Lebens tiefstem Elend noch?
Was hilft die Bürden uns geduldig tragen,
Ja, winkt dem Sklaven noch im harten Joch?

Was hält uns hoch, schützt uns vor dem Erliegen
Und reicht die liebe Hand uns in der Not?
Was stärkt im Lebenskampf und hilft uns siegen?
Was lächelt freundlich an uns noch im Tod?

Was läßt uns nach den Idealen streben
Und mutig glauben an das höchste Gut?
Was heißt uns denken an ein schönres Leben,
Das in der dunklen Zukunft Schoße ruht?

Du bist es, süße Hoffnung, du alleine!
Du unsers Daseins allerhöchstes Glück!
Füllst unsre Herzen mit dem sonn'gen Scheine,
Lenkst auf die Zukunft den umflorten Blick.

Daß darin einst die harte Fessel schwinde,
Womit die Erdennot die Menschheit drückt!
Daß Bruderliebe alle Menschen binde,
Wenn holde Freude jedes Herz beglückt!

Dich, Hoffnungsglück! kann uns kein Zweifel rauben,
So lange wir der Menschheit Zukunft trau'n!
Denn wo du lebst, wirst du in uns zum Glauben,
Daß wir getrost mit seinen Augen schau'n!

Kassel-Bettenhausen.

Georg Schwiening.

Hessische Bücherschau.

Wilhelm Tischbein. Ein Künstlerleben des 18. Jahrhunderts. Von Franz Landsberger. Mit 16 Tafeln. Leipzig (Klinkhardt & Biermann). Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Die Zahl der Monographien hessischer Künstler vermehrt sich in rascher Folge. Den vor noch nicht drei resp. zwei Jahren über G. Cornicelius und F. K. Hausmann erschienenen hat jüngst Franz Landsberger die von Wilhelm Tischbein, dem bekanntesten und wohl auch bedeutendsten der Familie, hinzugefügt.

Mit dem Namen Tischbein verbindet sich für manchen schlechthin der Begriff „Maler“, und es ist in der Tat fast einzig dastehend, daß nicht weniger als vierzehn Träger dieses Namens, die ein und derselben Familie entstammten, Maler waren. Ein Analogon dürfte sich in der Kunstgeschichte kaum wiederfinden. Die Familie der Cosmaten und der Robbias, bei der die Kunst sich vererbte, weist Generationen hindurch Künstler auf, aber niemals waren meines Wissens zu gleicher Zeit so viele Mitglieder künstlerisch tätig, wie bei der Malerfamilie Tischbein. Die Beziehungen des im Jahre 1751 zu Haina geborenen Wilhelm Tischbein zu seinem engeren Vaterlande blieben im Grunde recht lockere, ein nahezu achtzehnjähriger Aufenthalt in Italien und das Verweilen während der letzten einundzwanzig Lebensjahre in Eutin hatten ihn zu sehr entfremdet. Im Alter von vierzehn Jahren kam er nach Kassel zu seinem berühmten Onkel Johann Heinrich in die Lehre, wo er, mehr mit untergeordneter Arbeit beschäftigt, nur ein Jahr verblieb. Die eigentliche Grundlage seiner künstlerischen Ausbildung erhielt er in Hamburg bei einem anderen Onkel Johann Jakob Tischbein. Sein zweiter Aufenthalt in Kassel in den Jahren 1775 bis 1777 war für ihn insofern gewinnbringend, als er von den Schätzen der Kasseler Galerie günstig beeinflußt wurde. Ein Reisestipendium der neu gegründeten Kunstakademie, an deren Spitze Johann Heinrich Tischbein stand, ermöglichte ihm im Dezember 1779 seine erste Reise nach Italien. Eine spätere Berufung an die Kasseler Akademie die nach dem Tode Wilhelm Böttners an ihn erfolgte lehnte er ab und zog es vor nach Eutin an den Hof des kunstliebenden Herzogs Peter von Oldenburg zu gehn.

Reiches literarisches Material stand Landsberger zur Verfügung, vor allem die erst 1861 veröffentlichte, zwei Bände starke Selbstbiographie Tischbeins, ferner die vielen Äußerungen Goethes über Tischbein in seinen Tagebüchern und Briefen, sowie die umfangreichen Forschungen der Goethephilologen. Aus dieser Überfülle von Literatur, durch die er einerseits zwischen der manches beschönigenden oder auch verschweigenden Selbstbiographie und anderseits zwischen dem nicht immer gleichlautenden Urteil Goethes sowie einer gewissen Neigung der Goetheforscher, Tischbeins Bedeutung zu Gunsten Goethes etwas herabzusetzen, den richtigen Mittelweg finden mußte, hat uns Landsberger ein der Wahrheit wohl am nächsten kommendes Bild von dem Menschen Tischbein gegeben und dessen künstlerische Ansichten und Bestrebungen mit klaren Worten erschöpfend dargestellt. Das Hauptverdienst hat er sich aber durch die erste zusammenhängende Darstellung der künstlerischen Entwickelung Tischbeins erworben, er ist den zerstreuten Werken, soweit er konnte, nachgegangen, hat sie kritisch bewertet und vieles, was fälschlich unter dessen Namen ging, ausgeschieden. Ein genauer, leicht übersichtlicher Katalog und auch ein alphabetisches Ortsregister Tischbeinscher Werke tragen zur Erhöhung des Wertes der Monographie wesentlich bei. Kleinere Versehn, wie die um ein Jahr zu früh datierte Gründung der Kasseler Kunstakademie — sie wurde erst 1779 durch ein Reglement vom 22. Mai*) vom Landgraf Friedrich II. gestiftet —, die fälschliche Schreibweise des Namens Könnicke statt Könnecke und noch andere Kleinigkeiten sind für das Ganze von untergeordneter Bedeutung. Die Jahrhundertausstellung vom Jahre 1906, auf der die Werke Wilhelm Tischbeins wieder von neuem die verdiente Würdigung fanden, gab die Anregung zu der vorliegenden dankenswerten Arbeit.

Mit Bedauern müssen wir zum Schlusse noch feststellen, daß in der engeren Heimat des Künstlers überhaupt kein größeres Werk seiner Hand zu finden ist. Außer drei Handzeichnungen, die in Kasseler Privatbesitz sind, ist, soweit man nachweisen kann, nichts Weiteres vorhanden. Auch die Kasseler Gemäldegalerie, die so manche Lücken in den Reihen hessischer Künstler aufzuweisen hat, läßt uns bei dem bedeutendsten heimatlichen Maler des 18. Jahrhunderts im Stich. Wir sind daher immer noch darauf angewiesen, um das nächste erreichbare Werk Wilhelm Tischbeins, das zugleich auch sein Meisterwerk ist, kennen zu lernen, das Städelsche Kunstinstitut in Frankfurt a. M. aufzusuchen, wo sein „Bildnis Goethes in der Campagna“ als kostbarer Besitz aufbewahrt wird. Dr. Karl Siebert.

*) An diesem Tag unterzeichnete der Landgraf die Satzungen. Die Eröffnung fand bereits am 18. Oktober 1777 statt. (Die Redaktion.)

Eingegangen:
F. v. Apell, Die Hessen-Kasselschen Truppen in den Feldzügen der Jahre 1706 und 1707 in Oberitalien und der Provence. Berlin (E. S. Mittler & Sohn).
Verhandlungen der XIII. Hauptversammlung des Sparkassenverbandes für die Provinz Hessen-Nassau und das Fürstentum Waldeck in Schmalkalden am 27. u. 28. August 1908. Kassel (Druck von R. Trömner) 1908.
Prof. Dr. jur. E. Heymann-Marburg. Zum Ehegüterrecht der hl. Elisabeth.
Hessen-Kunst 1909. Kalender für alte und neue Kunst. Hrsg. Chr. Rauch. Zeichnungen und Bilder von Walter Waentig. Verlag von Adolf Ebel, Marburg a. d. L. Preis Mk. 1,50.
Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1909. Verlag von Friedrich Lometsch, Kassel. Preis 40 Pf.
Wiegand, Karl Friedrich. Niederländische Balladen. Frauenfeld (Huber & Co.) 1908. Liebhaberband in Quart. Preis Mk. 3,20.
Oktavio, Hermann Franz. Elisabeth. Ein Märchendrama in drei Akten. Straßburg (J. Singer) 1908. Preis Mk. 1,50.
Jost, Heinrich. Im Solde der Krone Englands. Nach dem Tagebuche eines hessischen Gardegrenadiers. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg.). Preis 80 Pf.
Der Antiquariatskatalog Nr. 119 der Nicolaischen Buchhandlung, Berlin NW 7, enthält eine ganze Anzahl Hassiaca literarischen und geschichtlichen Inhalts.

Personalien.

Verliehen: dem General der Infanterie Freiherr v. Scheffer-Boyadel, kommandierendem General des 11. Armeekorps, das Ehrenkreuz 1. Klasse des Fürstlich Hohenzollernschen Hausordens; dem Geh. Regierungsrat Dr. Eisenmann zu Kassel anläßlich seines Rücktritts von der Leitung des Kgl. Museums der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Professor Kolitz zu Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Professor Wünnenberg, dem Geh. Baurat König und dem emer. Pfarrer Bertelsmann zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Professor Wagner, dem Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Bochroeder, dem Gymnasialoberlehrer a. D. Dr. Düning und dem Kreisbauinspektor Vogel zu Kassel, sowie dem Pfarrer Lautemann zu Großenritte und dem Privatforstmeister Kehr zu Elberberg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Hauptlehrer a. D. Wilhelm zu Brotterode und dem Hegemeister Lichtenberg zu Braach der Kronenorden 4. Klasse; der verw. Frau Oberstleutnant von Heathcôte zu Kassel die 1. Klasse der 2. Abteilung des Luisenordens mit der Jahreszahl 1865; der Konventualin des adligen Klosters in Preetz Gräfin von Bernstorff zu Kassel, der verw. Frau Bierbrauereibesitzer Engelhardt zu Hersfeld, dem Generalagenten Petri zu Kassel und dem Bankier Wachenfeld zu Schmalkalden die Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse; dem Regierungs- und Schulrat Martin zu Kassel beim Eintritt in den Ruhestand der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem kommiss. Direktor der Königl. Baugewerkschule Dr. Kewe und dem Hülfslehrer an der Kunstakademie Jung zu Kassel der Titel Professor; dem Sekretär Meißner zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Erster Staatsanwalt von Ditfurth zu Kassel zum Ober-Staatsanwalt; Geheimer Regierungsrat Marckhoff zu Kassel zum Oberregierungsrat; Pfarrer Barchfeld zu Crumbach zum Pfarrer in Wolfsanger; Pfarrer Ruetz zu Hopfmannsfeld zum Pfarrer in der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Kassel; die Referendare Brethauer, Fürer, Dr. Westerkamp und von Wittich zu Gerichtsassessoren; Landmesser Hoefer zu Kassel zum Oberlandmesser; Generalkommissionssekretär Horn zu Kassel zum Rechnungsrat; Oberpostsekretär a. D. Bindewald zum Ober-Postkassenbuchhalter in Kassel; Mittelschullehrer Seibert zu Kassel zum Rektor der evang. Schule in Niederzwehren.

Beauftragt: Pfarrer Krapf zu Obervellmar mit der Versehung des Metropolitanats der Klasse Ahna; Pfarrer extr. Möller als Gehilfe des Pfarrers Vilmar in Immenhausen.

Berufen: wiss. Hilfslehrer Dr. Israel zu Frankfurt a. M. als Oberlehrer an das Friedrichsgymnasium in Kassel.

Versetzt: Regierungs- und Schulrat Dr. Quehl von Düsseldorf nach Kassel; Regierungsrat Winkel zu Kassel als Domänen-Departementsrat nach Köslin; Amtsgerichtsrat Etienne von Meerholz nach Göttingen; Oberförster Benecke von Burghaun nach Steegen auf der Frischen Nehrung; Oberförster König von Strelno nach Burghaun; Pfarramtskandidat Wessel zu Eschwege als Pfarrgehülfe nach Kassel-W.; Kreistierarzt Dr. Schmidt von Ziegenhain nach Stuhm; Postrat Berr zu Kassel in die Ober-Postdirektorstelle zu Braunschweig; Postrat Rutsch von Königsberg nach Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Oberstaatsanwalt Biebig zu Kassel; Landgerichtsrat Geh. Justizrat Varnhagen in Hanau.

Übertragen: dem Regierungsrat Dr. Schmid zu Kassel die kommissarische Verwaltung der Stelle des Dirigenten der Kirchen- und Schulabteilung der Regierung in Magdeburg.

Verlobt: Ober-Postassistent Paul Siebert zu Melsungen mit Fräulein Lilli Hein in Kassel-Wilhelmshöhe (27. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Landrichter Dr. Fritze und Frau Martha, geb. Pfeiffer (Halberstadt, 20. Oktober); Sekretär Born und Frau Marie, geb. Böhl (Haina, 23. Oktober); — eine Tochter: Kassierer der Kaiserlichen Gouvernementshauptkasse Paul Habeney und Frau Klementine, geb. Hein (Windhuk, Südwestafrika, 4. September); Kais. Gouvernements-Sekretär Otto Knapke und Frau Marie, geb. Rosenthal (Swakopmund, 18. Oktober).

Gestorben: Leutnant im 3. Stammseebataillon Fritz von Kutzleben, 27 Jahre alt (Wilhelmshaven): verw. Frau Regierungsrat Bertha Schmidt, geb. Dieckerhoff (Marburg, 23. Oktober); Frau Direktor Dr. Klara Seehausen, geb. Hellwig, 49 Jahre alt (Marburg, 26. Oktober); Fabrikant Louis Raacke, 72 Jahre alt (Grebenstein, 26. Oktober); stud. med. Kurt Heinemann (Kassel, 27. Oktober); Landgerichtsdirektor a. D. Ludwig Fritze, 78 Jahre alt (Kassel, 28. Oktober); Frau Auguste von der Heid, geb. Hartmann (Fulda, 28. Oktober).

Briefkasten.

v. S. z. Schw. in Darmstadt. v. A. in Marburg. Für die sehr willkommenen Beiträge verbindlichen Dank.

A. in Klausthal. Wir hörten gern einmal wieder von Ihnen. Freundliche Grüße.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XXII. Jahrgang. Kassel, 17. November 1908.

Beiträge zur hessischen Familienkunde.

Von G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg.

III.

Die Burg Brandenstein bei Schlüchtern und ihre ältesten Besitzer.

Das zahlreiche schöne Siegel auch hessischer Familien liefernde große Werk O. Posses, betitelt „Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500" [1]) äußert sich über Burg Brandenstein bei Schlüchtern in auffälliger Art. Es verlegt die ursprüngliche Heimat der bekannten osterländischen Familie von Brandenstein, ohne Belege dafür zu geben, nach Hessen, obgleich dies Geschlecht sich zweifellos nach der gleichnamigen Burg benannte, die im Kreise Ziegenrück liegt. [2]) Es hatte dort ursprünglich ein Burglehen seitens der Burgherrn, was im 14. Jahrhundert die Markgrafen von Meißen waren. Meines Wissens kommen dort die Brüder Albrecht und Heinrich v. Brandenstein seit dem Jahre 1292 urkundlich vor, deren Wappensiegel Posse abgebildet hat. [3]) Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, der ältern Genealogie dieses Geschlechts nachzugehen, das als Schildwappen einen Wolf führt, der eine Gans im Rachen hält. [4])

Dagegen bedarf es noch einer Klarstellung darüber, wer die Erbauer unserer hessischen gleichnamigen Burg gewesen sind.

Urkundliches Vorkommen.

Nur ganz wenige Urkunden, die sich jetzt in H. Reimers Urkundenbuch zur Geschichte der Herrn v. Hanau und der ehemaligen Provinz Hanau vereinigt finden, sprechen über das nach der Burg benannte Geschlecht.

---

[1]) Im Auftrage der Kgl. Sächsischen Staatsregierung herausgegeben. I. Band, Dresden 1903; II. Bd. 1906; III. Bd. 1908. Diese Bände reichen von A bis Hen.

[2]) Heute Rittergut im Besitz des Herrn v. Breitenbuch. Das Jahrbuch des deutschen Adels III (1899) und das Gothaische genealogische Taschenbuch der adeligen Häuser für 1900 haben, ebenso wie Ledeburs Adelslexikon, das Richtige.

[3]) A. a. O. II, Tafel 34, 10 u. 11. Unzweifelhaft gehört das Siegel Nr. 10 der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an und nicht dem 12.

[4]) Vermutlich liegt ein Namenswechsel vor. Der Umstand, daß die erloschene Familie v. Bobenhausen ein ähnliches Wappen geführt hat, berechtigt für sich allein zu keinerlei Schlüssen.

Die Geschichte der Familie v. Brandenstein, zusammengestellt von Wolf v. Brandenstein, ist als Manuskript gedruckt. Die Abstammungsfrage ist darin ganz unkritisch behandelt.

Im November 1299 entsagte ein Konrad von Brandenstein gegenüber seinem Lehnsherrn, dem Bischof Mangold von Würzburg, seiner Vogteirechte über den Hof des Klosters Schlüchtern im Dorfe Elm. Abt Hartmann von Schlüchtern hatte ihm diese Vogtei abgekauft. Das Siegel der Urkunde ist abgefallen.[5]) Derselbe Konrad genannt v. Brandenstein bekundet im Juni 1300, daß er Streit über die Vogtei des Dorfes Rotenberg mit Ludwig v. Hutten und seinen Brüdern gehabt habe. Infolge gütlicher Schlichtung belehnt er die genannten von Hutten, ihre Schwester und ihre Erben beiderlei Geschlechts mit dieser Vogtei. Die Urkunde ist ausgestellt und die Verhandlung ist geschehen zu „Grunaha“. Vermittler und Zeugen waren dabei Glieder der Ritterfamilien Hoelin, v. Hutten, v. Herolz und Winbolt.[6]) Der Ausstellungsort ist Alten-Gronau an der Sinn, ca. 1½ Meilen südöstlich von Brandenstein, das früher gewöhnlich als Burg-Gronau bezeichnet wurde. Wir dürfen es als damaligen Wohnsitz des K. v. Brandenstein ansehen. Die Zeugen waren sämtlich bei Schlüchtern ansässig. Das Dorf Rotenberg ist frühe wüst geworden; Landau zählt es zum Gericht Schlüchtern.[7])

In einem vom September 1303 datierten Eintrage im Lehnbuche des Bischofs Andreas von Würzburg werden eine ganze Anzahl von Afterlehnsleuten aufgeführt, die ihre Lehen von dem v. Brandenstein getragen hatten. Die ehemals brandensteinschen Vasallen gehörten den Familien v. Büdingen, v. Elm, v. Hutten, Katzenbiß, v. Schlüchtern, v. Sterbfritz, v. Stolzenberg, v. Wasungen und v. Wirtheim an; ihre Lehen lagen in den Orten Drasenberg, Elm, Gomfritz, Ramholzborn (wüst), Sachsen (wüst), Simundes (wüst), Vollmerz und Weselrod (wüst). Die Lehen bestanden aus Grundstücken, Hörigen, besonders aber in Vogteirechten.[8])

Konrad v. Brandenstein war also wahrscheinlich vorher ohne Lehnserben verstorben. Im Jahre 1307 erhielt Graf Ludwig v. Rieneck der junge von Würzburg alle Lehen, die dem Bischof durch den Tod der edlen Männer von Brandenstein heimgefallen seien. Er verspricht, wenn er zu Brandenstein oder Schlüchtern oder anderswo auf den Lehngütern Burgen bauen würde, sie von Würzburg zu Lehen zu nehmen. Die Burg Brandenstein wird also damals zerstört gewesen sein.[9]) Im Jahre 1316 verkaufte der Graf die Herrschaft Brandenstein und Schlüchtern an Ulrich II. Herrn v. Hanau, der 1317 vom Bischof von Würzburg mit allen Brandensteinschen Lehen und der halben Herrschaft beliehen wurde.[10])

Konrad v. Brandenstein besaß also eine Herrschaft, hatte einen Lehnhof und wird als edler Mann bezeichnet. Er gehörte also nicht zur Ritterschaft, sondern zum Herrenstand, wenn seine Macht auch keine große gewesen sein mag.

Die erste Erwähnung einer nach dem Brandenstein benannten Person liegt zwar etwas weiter zurück, sie betrifft aber nicht den Herrn der Burg, sondern nur einen Burgmann derselben. Im August 1278 vertrug sich nämlich der Abt Konrad v. Schlüchtern mit dem edlen Mann Herrn Gotfrid v. Steckelnberg und seinem Sohn Konrad gemäß dem Spruche eines in Schlüchtern zusammengetretenen Schiedsgerichts über streitige Güter und Rechte. Mitten unter den Zeugen aus den Familien v. Hutten, von Schlüchtern, v. Herolz 2c. steht ein Herman v. Brandenstein.[11])

Untersuchung über die Abstammung der Herren von Brandenstein.

Bei diesem Sachverhalt liegt die Vermutung nahe, daß die Herren von Brandenstein ein Geschlecht waren, das seinen alten Namen gewechselt hat, um sich nach einer neuerbauten Burg zu benennen.

Zur Entscheidung der Frage ist, da die Siegel versagen, eine Sichtung des Materials über die benachbarten Familien in ähnlicher Geburts- und Vermögensstellung erforderlich, sowie darüber, ob die wenigen Angaben über den Besitz der v. Brandenstein nicht Anhaltspunkte für eine Gemeinschaft mit einer solchen Familie gewähren. Zunächst liegt es, an die freien Herrn v. Steckelnberg zu denken, deren Stammburg nur etwa eine halbe Meile südöstlich von Brandenstein liegt, oder etwa an die von Burg-Gronau nicht allzuweit wohnhaften Herrn von Burg-Joß.

Bei einer solchen Prüfung hat es sich ergeben, daß die Herrn v. Brandenstein in der Tat ein Zweig der Herrn v. Steckelnberg gewesen sind.

[5]) Reimer a. a. O. I Nr. 803. Elm liegt am Fuße des Burgbergs.
[6]) Reimer a. a. O. I Nr. 807.
[7]) Landau, Beschr. der wüsten Ortschaften in Kurhessen, S. 367. Unten wird über diese Örtlichkeit Weiteres beigebracht werden.
[8]) Reimer a. a. O. II Nr. 31.
[9]) Reimer a. a. O. II Nr. 65 u. 66.
[10]) Reimer a. a. O. II Nr. 154 ff. und IV S. 820 Nr. 20.
[11]) Reimer a. a. O. I Nr. 564.

(Fortsetzung folgt.)

Autobiographisches von Wilhelm Speck.

Unser Landsmann Wilhelm Speck (der Verfasser der „Zwei Seelen", der „Menschen, die den Weg verloren" und des „Joggeli") hat, einer Anregung der Redaktion des „Daheim" folgend, in Nr. 49 dieser Zeitschrift seine Beziehungen zu Wilhelm Raabe dargelegt. Wir entnehmen dem seinen Aufsatz folgenden Passus, in dem er die Zeit schildert, wo er in Kassel zuerst mit Raabe bekannt wurde.

„Wann ich zuerst den Weg zu Wilhelm Raabe gefunden habe, das weiß ich nicht mehr genau, doch weiß ich, daß der Weg schon unter blühenden Fliederbüschen und im ersten schönen Lebensfrühling begonnen hat. Wer sich selbst ins alte, romantische Land hineingewagt hat, bei dem hat sich „der holde Wahnsinn" gewöhnlich schon sehr frühe geregt, er hat auch von Jugend an auf die geachtet, die schon einen festen Weg im Lande der Hoffnung gefunden haben und hat ihnen wohl schon lange mit sehnsüchtigen Augen nachgeschaut. Es gab in meiner Freundschaft viele, die das magische Band an der Stirn zu fühlen meinten und denen der Tag verloren schien, an dem sie nicht mit einem Vers und Reim etwas für ihre zukünftige Unsterblichkeit getan hatten. Damals floß von der Wilhelmshöhe ein freundliches Wässerchen nach Kassel hinunter, und ein stiller Gedankenpfad begleitete den Wiesenbach bei allen seinen Windungen. Jetzt steht es Haus an Haus über den ehemaligen Herrlichkeiten, damals aber blühten dort die Heckenrosen, bauten die Rotkehlchen in den Büschen, und wenn das Abendrot über dem Habichtswalde glänzte, konnte man es singen und klingen hören in der blauen Frühlingsluft hoch oben und im Gebüsch ringsum. Man würde es auch im Herzen manches, der im Abendlicht da hinauswanderte, singen und klingen gehört haben, hätte man das Ohr für solche leisen Klänge gehabt. Denn zwischen den gewöhnlichen Spaziergängern wandelten auch zahlreiche Dichter und Dichterinnen, einige schon mit Ruf und Namen, die meisten noch ungenannt und nur sich selbst und ein paar treuen Seelen bekannt, aber trotz der ruhmlosen Gegenwart so stolz und siegesgewiß, wie man es nur im Flügelkleide oder unter der bunten Schülermütze zu sein pflegt. Hätte man ihnen die Taschen nachgesehen, so würde man bei dem einen wohl einen Band Geibel, bei anderen Freiligrath, Rückert oder Eichendorff gefunden haben, bei mir etwa eine Abschrift der Uhlandschen Volksliedersammlung, bei jedem aber ein paar Blätter oder ein ganzes Heft mit eigenen Versen, in denen die Tonarten der Lieblingsdichter weitergeführt wurden. Einen Band Raabe aber würde man wohl nirgends angetroffen haben.

Wilhelm Raabe hatte damals schon seine großen Meisterwerke geschrieben, und doch wußte nur ein kleiner Kreis von ihm. Ich glaube, der Literaturunterricht nannte nicht einmal seinen Namen. Aber auch sonst muß seiner wenig gedacht worden sein, wenigstens nicht mit der Wärme und Freudigkeit, daß jeder die Bedeutung des Dichters hätte erkennen müssen. Mein Gedächtnis kann mich freilich täuschen, denn es ist nicht gut anzunehmen, daß die berufenen Himmelswächter diesen großen Stern erst entdeckt haben sollten, nachdem er schon fünfzig oder sechzig Jahre geschienen hatte, oder hatten sie ihn schon früher gesehen, daß sie dann erst seinen Glanz gewürdigt hätten.

Ihn selbst zu finden, war uns nicht gut möglich. Unser Auge richtete sich fast allein auf die Lyrik, und nur den achteten wir für einen rechten und wahren Dichter, der seine Gedanken in gebundener Rede aussprach. Ein Werk von Wilhelm Raabe war nun auch schwer anzutreffen. Die Leidenschaft, Bücher zu kaufen, war damals noch nicht groß. Man begnügte sich mit einem kleinen Bücherschatz und befriedigte, wenigstens in den Kreisen, in denen ich verkehrte, das Bedürfnis nach neuer Literatur zumeist in den Familienblättern. Es war die Zeit der Goldelse, der Schwärmerei für höfische Intrigen, der Begeisterung für ganz und gar ideale Männer und für träumende Dornröschen. Da konnten Raabes eckige und kantige Männergestalten und seine meist erst im Spätherbst ihres Lebens voll heranreifenden Frauen nicht auf viel Gunst und Zuneigung hoffen. Aber auch andere Dichtersterne sind für viele wenigstens von den Tageslichtern überstrahlt worden, ich selbst lernte die, die nachher meine ganze Freude wurden, erst sehr spät kennen. Es ist mir nicht leid, ich halte es vielmehr für ein Glück, wenn man das Größte erst zu einer Zeit entdeckt, wo man fähig geworden ist, seine ganze Schönheit zu begreifen.

Von Wilhelm Raabe habe ich aber doch vernommen und zwar von einer seiner stillen Verehrerinnen, die freilich nur ein einziges Buch von ihm besaß, in dem einen aber eine unerschöpfliche Quelle der schönsten Freuden gefunden hatte. Ich besuchte damals öfters eine alte Dame, die Witwe eines Theatermalers, in deren mit allerlei Kunsterinnerungen vollgepfropften Zimmern es für unsereinen wundervolle Dinge zu sehen gab. Sie schwärmte für längst aus der Mode gekommene Dichter, fand aber auch ein großes Vergnügen darin, an der allerneusten, noch ungedruckten und aller Welt verborgenen Lyrik ein Stündlein zu kosten. So habe auch ich ihr meine Frühlings- und Herbstpoesie, Sonette und Balladen, vortragen dürfen und wurde am Ende

der Vorlesungen immer außer mit einem dankbaren Blick ihrer guten, alten Augen und einer Tasse süßer Schokolade mit einem ihrer Lieblingsbücher belohnt, das ich ihr aber stets nach einem oder zwei Tagen wieder abzuliefern hatte. So gab sie mir eines Tages auch ihre geliebte „Chronik der Sperlingsgasse“.

Selig schleppte ich das Buch nach Hause und las es auf einen Sitz durch, wurde auch nicht in meiner Erwartung enttäuscht, doch war ich noch nicht reif genug, die ganze Tiefe und Schönheit dieser Erzählung in mich aufzunehmen, hatte vielmehr mancherlei daran auszusetzen und konnte über manche Eigentümlichkeit der Raabeschen Erzählungskunst nicht hinwegkommen. Darum wurde mir der köstliche Schatz auch nur dies eine Mal und trotz meiner inständigen Bitten kein zweitesmal wieder anvertraut. Und doch hatte mich Raabe im innersten Herzen bezaubert. Diese Sperlingsgasse mit ihren Winkeln, ihrem vielfachen Kinderlachen war mir von Kind auf vertraut. In der Nähe der Fulda gab es solche verträumten Straßenwinkel und solche engen Gassen, hier dunkel und schattenvoll, dort in Licht und Sonne getaucht, von außen verfallen und heruntergekommen, aber doch mit blühenden Blumen und rankendem Efeu überdeckt. In diesen Gassen war ich in der Abendstunde manch liebes Mal hin und her gewandert und hatte von den süßen und traurigen Geheimnissen, von denen mir diese alten Häuser erzählten, von Lachen und Weinen, von Hoffen und Entsagen geträumt. Ich kannte den Onkel Wacholder und auch den Redaktionspudel und hatte schon selbst, ohne von der Sperlingsgasse etwas zu wissen, daran gedacht, einmal von diesen Kellerwohnungen und den sonnigen, dem Himmel zugewendeten Dachstuben zu erzählen. Darum blieb mir ein tiefer Eindruck zurück, und wenn ich später den Namen Wilhelm Raabe hörte, klang sogleich eine vertraute Melodie aus der Jugend in meinem Ohre. Ich schaute dann die Gassen der Heimat, sah sie verfallen im Tageslicht liegen, um die Zeit der Abendröte aber aus dem Traum der Zeiten erwachen und unter dem Schein des aufgehenden Mondes zu einer wundersamen, tausend Geheimnisse in sich verbergenden Welt emporwachsen.“

Auch an anderer Stelle, im ersten Jahrgang des „Deutsch-evangelischen Jahrbuches“ *) hat Speck, einer Anregung des Herausgebers R. Mumm nachgebend, einiges „vom eigenen Leben“ berichtet, dem wir folgendes Stück entnehmen:

„Geboren bin ich in einem hessischen Städtchen, das, zwischen Wäldern und Bergen eingebettet, mir meinen größten Reichtum an Naturbildern geschenkt hat, obwohl ich mich schon in früher Jugend von ihm trennen mußte. Schön ist es, eine Vaterstadt zu haben, die einem auch nach vielen Jahren auf Schritt und Tritt vertraute Bilder zeigt und durch deren Straßen und Gassen wandelnd man ein bekanntes Gesicht nach dem andern wiederfindet. Ich sehe in meiner Vaterstadt nur noch einige bekannte Straßen- und Häuserwinkel, die Menschen sind mir fremd geworden, ich kenne sie nicht mehr, und sie kennen mich ebensowenig. Aber auch das Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung hat sich stark verändert. Über Wiesen und Hügeln, darauf wir uns einst tummeln durften, ragen rauchende Schlöte empor, die Eisenbahn fährt über unsere Spazierpfade dahin, und selbst die Straßenbrunnen, die sonst in steinernen Becken rauschten, fließen jetzt nicht mehr. Nur die Berge stehen noch wie vor Zeiten, ernst und waldgekrönt, und weiter hinaus gibt es noch heimliche und vertraute Wiesengründe, in denen der Bach über ausgewaschene Steine springt und da und dort ein moosgrünes Mühlrad geruhsam wie vor Zeiten auf- und niedersteigt.

Auch als wir nach Kassel übergesiedelt waren, bin ich noch manch liebes Mal durch die alte Vaterstadt gewandert, dem hohen Meißner zu und über ihn hinweg in die Heimat meines Vaters. Das war dann eine vergnügliche Vetterstraße, Wald und Wiese und ein munteres Flüßchen immer zur Seite, alle paar Stunden auch ein befreundetes Haus in der Erwartung, das gute Rast und Atzung verhieß. An diesen Wanderungen im hellen Morgensonnenschein oder im stillen Abendgold haften meine liebsten Erinnerungen. Meine Mutter kannte eine Menge schöner alter Lieder und Melodien, und wenn sie, der Bürde ihres arbeitsvollen Lebens für eine Weile entledigt, den anstrengenden Teil des Weges hinter sich hatte und nun vom Meißner herab auf das gesegnete, im Abendlicht erglänzende Land nach der Werra hin niederschaute, dann leuchtete es in ihren stillen, freundlichen Augen hell auf, und die nun schon lange verstummte liebe Stimme hob eine Melodie nach der andern aus dem Herzen empor. Daß mir später, wo ich mich selbst in Vers und Reim versuchte, der Ton des Volksliedes immer im Ohre lag, und daß ich auch heute, da ich mich längst der Prosa ergeben habe, danach trachte, das, was ich zu erzählen habe, aufs einfachste und mit den schlichten Naturlauten auszusprechen, die die Volksdichtung so unvergleichlich schön und rührend hervorzubringen vermag, das haben wohl diese Eindrücke aus früher Jugend bei mir bewirkt.

Ganz glücklich aber waren wir, wenn es gelang,

*) Berlin 1909. Verlag von O. Häring. 260 Seiten. Enthält u. a. Beiträge der Professoren Schlatter, Schubring, Seeberg, Henry Thode, ferner von Hans von Wolzogen, Timm Kröger, R. Batka, Seidel, Dryander, von Bodelschwingh und dem Herausgeber.

dem Vater eine Geschichte abzubetteln. Etwas aus der Bibel oder aus der Weltgeschichte, eine Sage oder ein Märchen, es war alles willkommen, denn alles, was wir hörten, war ein Märchen und war Wahrheit zugleich, und auch Bekanntes und öfters Gehörtes wurde jedesmal mit neuem Entzücken vernommen. Erst, da ich als Student einmal meinen Vater im Unterricht der Kleinen und Kleinsten eine Geschichte vortragen hörte, ist es mir recht zum Bewußtsein gekommen, wie wundervoll er schildern konnte und wie unter seinem Erzählen alles und jedes bis in die letzte Einzelheit hinein lebendig und farbenvoll wurde.

Bei der Wahl dessen, was er erzählte, knüpfte er gern an eben Geschautes und Erlebtes an und webte auch gern die Welt der Wirklichkeit um uns her, Menschen und Dinge, Bäume und Steine und Wolken, die gerade über uns hinzogen, in seine Schilderung hinein. Ich habe in meine Erzählung „Joggeli" eine solche Kindheitserinnerung eingeschmuggelt. Wie der Joggeli seinen eigenen Kindern und, als diese von ihm gegangen waren, fremden Kindern ein Ende verrosteten Eisendrahtes, das er im Gras der Frauhollenwiese gefunden hatte, als Überrest einer vormaligen Verbindung mit einer verborgenen, dem Kinderherzen aber immer nahen und innig vertrauten Welt vorweist, so ist auch mir einmal mitten in der Geschichte und am Orte des Märchens selbst ein solcher Fund gedeutet worden, und so scheu und andächtig, wie es die Kinder in der Erzählung tun, habe auch ich das geheimnisvolle Beweisstück angesehen.

Wenn ich jetzt allein die Pfade der Erinnerung gehe, dann schimmert mir durch das Bild, das ich vor Augen habe, immer noch ein andres entgegen, das ich vor Zeiten erblickte. Der sonderbare Weidenstumpf auf einer Bergwiese, ein verwitterter großer Steinblock über einer waldigen Kuppe, Lindenbäume an der Straße, die einen Steinsitz überdachen, Lindenbäume über uralten Brunnen, ein dunkler Höhleneingang jenseits eines träumerischen Weihers, ein Jägerhaus mitten im Walde, an dessen Tür der Röhrenbrunnen mit den Stimmen der Finken singt und summt, das Rauschen einer Mühle und Glockentöne von irgend woher — das alles redet nun eine zwiefache Sprache. Und wenn ich dort vorüberkommend nach einem von Buschwerk wie von einer festen Mauer umschlossenen Walde hinüberschaue, dann denke ich immer daran, daß darin einmal Brüderchen und Schwesterchen über Laub und Moos hinirrten, und bald wird der Fels einer von Sträuchern umrankten Felskuppe wieder zum Dach eines Königsschlosses, umsponnen von Rosen und überglänzt vom Abendrot. So höre ich ähnlich dem guten Leonhard in meiner Erzählung „Ursula" zugleich eine Melodie von heute und eine andere aus fernen Tagen, und könnte ich den beiden Stimmen so leicht und frei wie er nachgehen, dann würde ich am Ende auch manches noch finden, davon sich fröhlich und schön erzählen ließe.

Ich berichte von diesen Eindrücken aus dem Kinderland, weil in ihnen die Quellen meines Wesens fließen, aus denen ich schöpfe und wohl immer schöpfen werde. Oftmals habe ich mir meine romantischen Neigungen vorhalten lassen müssen und bin von wohlmeinenden Freunden schon manchmal ermahnt worden, ihnen endlich zu entsagen. Wer kann aber aus seiner Natur heraus, selbst wenn er es ernstlich wollte? Ich verlange aber gar nicht nach solcher Verwandlung, sondern meine, jeder muß danach streben, so zu sein, wie ihn die Natur geschaffen hat, und ich bin seelenvergnügt, daß mir von dem blauen Dufte, worin die Welt vor dem Kinderauge lag, noch immer ein weniges geblieben ist, obwohl mein weiterer Weg in eine rauhe und harte Wirklichkeit hineingeführt hat."

Der Weißenstein um das Jahr 1785.

Aus der „Geschichte der Wilhelmshöhe" von Paul Heidelbach.*)

Wie es bei Friedrichs Tode auf dem Weißenstein aussah, erfahren wir genau aus den im Marburger Staatsarchiv vorhandenen handschriftlichen Mitteilungen des Hofrats Strieder, des Oberbaudirektors Jussow und des Hofgärtners Schwarzkopf. Vornehmlich an der Hand dieser, durch Wilhelm IX. veranlaßten Aufzeichnungen wollen wir uns den gesamten Park, der bald darauf einer Umgestaltung unterworfen wurde, vor Augen führen.

Das Hauptgebäude hatte, wie wir schon sahen, den alten Grundriß beibehalten und schloß mit den beiden Seitenflügeln einen die Aussicht nach den Kaskaden frei lassenden viereckigen Platz ein, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen erhob. Beim Eingang in den Schloßhof waren in zwei Absätzen zwei Rasentreppen, der Hof selbst aber durch eine steinerne Balustrade von einem Garten abgesondert und verschlossen. Ein regelmäßiger länglich viereckter, auf beiden Seiten mit einem Wald von immergrünen Bäumen und davor mit einer bunt gepflanzten und beschnittenen Hecke von Rot-Tannen eingefaßter Platz

*) Verlag von Klinckhardt & Biermann, Leipzig. Erscheint in diesen Tagen. 403 Seiten mit 92 Abbild. M. 5, geb. M. 6.—

bildete das Bowlingreen; in der Mitte nach Norden war ein Theater, nach Süden ein Amphitheater angelegt. An das westliche Ende des Bowlingreens stieß das große Bassin, das nach dem Schloß hin gleichfalls mit einer Rasentreppe eingefaßt war. Das Bassin hatte damals noch, dem alten französischen Geschmack entsprechend, eine sehr regelmäßige Form; es war mit Basaltlavasteinen eingefaßt und bildete so gleichsam eine große Schüssel. Hinter dem Bassin war eine hohe Mauer von Basaltsteinen aufgeführt, die das Erdreich festhielt. Vor diesem in seiner eben beschriebenen Beschaffenheit vor. Das Bild enthält eine lebhaft bewegte Staffage. Es zeigt Gartenarbeiter bei der Arbeit, rechts wird dem auf einer Rasenböschung sitzenden Landgrafen — vermutlich von Tischbein selbst — ein Plan unterbreitet, während im Vordergrund eine Mutter mit Kind kniefällig eine Bittschrift überreicht (vgl. die Abbildung). Ein zweites Aquarell desselben Künstlers führt uns die dem südlichen Schloßflügel vorgelagerte Gartenpartie vor Augen (im Buche gleichfalls wiedergegeben). Dieser nach französi-



Südflügel des alten Weissensteiner Schlosses mit Kapelle, Bowlingreen und grosser Fontäne.
Aquarell von J. H. Tischbein sen. 1779. Landesbibliothek zu Kassel.
(Aus Heidelbach, Geschichte der Wilhelmshöhe.)

hohen Absatz befand sich auf beiden Seiten ein großer Triumphbogen und dazwischen ein Bogengang von Lattenwerk, um diesen Absatz zu bedecken. Durch beide Triumphbogen gelangte man auf einem breiten Gang in die Hauptallee, die hinter dem Bassin den Berg hinauf führte und vor der Plutogrotte mit vier Reihen Lindenbäumen endete. Ein anschauliches Bild dieser Partie gibt ein von J. H. Tischbein dem Älteren 1779 gemaltes Aquarell. Es führt das Bowlingreen, zur Linken den südlichen Schloßflügel mit Kapelle, im Hintergrund Moschee und Tiergarten, zur Rechten das Fontänenbassin schem Geschmack angelegte Blumengarten war von drei Seiten mit einer hohen Mauer umgeben, die später auf halbe Mannshöhe abgetragen wurde. An der südöstlichen Ecke stand ein zu astronomischen Beobachtungen bestimmtes viereckiges Türmchen, der sog. Tempel der Urania, in der Mitte der Südmauer die teils zum Gottesdienst, teils als Bad und chemisches Laboratorium benutzte Kapelle; daran schloß sich ein 1777 abgebranntes Glashaus. Nach Südwest stand früher ein Türmchen zum Aufbewahren von Gartengerätschaften; es wurde später zu einem mit hieroglyphischen Figuren bemalten und

mit antiken Möbeln ausgestatteten ägyptischen Tempel (der Isis) umgebaut. Die vorgelagerte wallartige Erhöhung war mit Lorbeerbäumen in Kübeln bestanden. Am Tempel der Isis führten einige Stufen zu den Quarzitfelsen hinab, nach denen Kloster und Schloß benannt waren; unter dem ägyptischen Tempel lag eine kleine Grotte, in der die in Gips ausgeführte Bildsäule des Harpokrates, des Gottes der Verschwiegenheit, stand. Vor dem Blumengarten sieht man einen in regelmäßige Absätze eingeschnittenen Abhang mit einer Allee von Roßkastanien. Der Absatz dieser Allee faßt auf der Südseite fünf regelmäßige Teiche ein, die später einen Teil des unter Wilhelm IX. geschaffenen Lac bildeten. Am Ende der Allee befand sich ein Boskett mit der steinernen Bildsäule von Venus und Kupido; weiter hinten lag eine Rasenpflanzung und in deren Mitte ein offenes Zelt, weiter hin zwei Vogelhäuser; zwischen diesen lag ein kleines Bassin mit Fontäne; in dieses ergoß sich über eine schmale Kaskade der Ausfluß des hier endigenden Styx, um sich dann aus ihm in einen bedeckten Kanal teis in die fünf Teiche, teis in den Phlegeton zu ergießen.

Rechts von der Rasenpflanzung nach Norden hin lag ein mit Platanen bepflanzter zu einem Saal eingerichteter ebener Platz, an dessen Ende nach Westen zu das in voller Größe auf Bretter gemalte Bild des Apollo zu sehen war. Hinter der das Bowlingreen nach Norden einschließenden Pflanzung lag ein mit einer Allee von Roßkastanien umgebener und von einer Lattenwand eingefaßter Obstgarten. Gleichfalls inmitten einer Roßkastanienpflanzung schloß sich westlich ein Theater an. In der Quinconce*) der vier Jahreszeiten befand sich ein Pavillon zum Speisen, zwei kleine Bassins und vier Spiele, nämlich ein Fortunaspiel, ein sog. bayersches Spiel, ein Vogelschießen und ein kleines Karussel. Das alles war z. T. noch im französischen Stil gehalten, mit dem erst Wilhelm IX., der eigentliche Reorganisator der Parkanlagen, aufräumte.

*) Baumreihen in Form eines X.

Meine Ausbildung als kurhessischer Bergwerksbeflissener in 1846/47.

Von Bergrat Wigand-Homberg.

(Schluß.)

An den Grubenfahrten der Betriebsbeamten zum Zwecke der Gedingregulierung und Abnahme mußten wir uns beteiligen. Hierbei mußten dann gewisse Vorschriften bei Ein- und Ausfahrt der Schächte befolgt werden. Bei der Einfahrt war die Reihenfolge: der Betriebssteiger, Obersteiger, die Beflissenen, die Geschworenen, Berginspektor und Bergrat, bei der Ausfahrt in umgekehrter Ordnung.

Nun wurde ein jeder einer Arbeit zugeteilt, zunächst beim Gangbergbau, entweder auf Strecken- und Firstenbau oder bei Ausrichtungsarbeiten. Bei ersterem kamen Kobalt- und Nickelerze zur Gewinnung auf Gängen, wie z. B. auf dem 21. Lichtloch des Karlsstollens und bei den Wechselschächter Grubengebäuden. Der erstere war ein Schwerspatgang von bedeutender Mächtigkeit. Bei diesen Arbeiten lernten wir die Bohr- und Schießarbeit gründlich kennen, wobei Schwarzpulver zur Verwendung kam, Dynamit war noch unbekannt. Es gab aber dabei tüchtige Schwielen in die Hände und manche Karambolage der Fäuste mit dem Bohrfäustel, so daß man immer kleine Verletzungen vorzeigen konnte. Sehr schwierig war das Stoßen eines Bohrloches in dem äußerst festen und griebigen Rottotliegenden, damit ein „Fuchs“ vermieden wurde. Im „Wasserschacht“ hatte ich das Vergnügen, einige Wochen zu arbeiten. Im Scheiden der Kupferschiefer und im Ziehen derselben übte ich mich auch kurze Zeit und fand bei ersterem manchen schönen Fischabdruck: Palaeoniscus Freieslebeni, Platisomus rhombus, Acrolepis Dunkeri ꝛc. Auch eine sog. „gute“ Schicht machte ich einmal mit. Wenn nämlich eine Arbeiterabteilung die Höhe des festgesetzten Gedinges erreicht hatte, so faulenzten sie in der Befürchtung, daß das Gedinge eine Herabsetzung erfahren würde, wenn der Lohn zu hoch sich berechnete, und dann wurde der unvermeidliche Schnaps herbeigeholt und nichts getan. Kam dann etwa eine Aufsichtsperson, so waren die Arbeiter schnell unter der Fahrklappe im Schacht verschwunden. Würde man den Arbeitern bei angewandtem Fleiß den höheren Lohn auch für die folgenden Gedingeperioden belassen haben, so wäre die Leistung eher gefördert worden. Eine „gute“ Schicht wurde dann auch gemacht, wenn der Beflissene eine „Anfahre“, ein Trinkgeld, gespendet hatte. Beim Abgang erhielt man auf Wunsch eine hübsche Suite von Kobalt- und Nickelerzen, um das Stibitzen dieser teueren Erze zu verhindern, aber weiter sammelte man mit Eifer die verschiedensten Mineralien, hat auch zu dem Zwecke nicht ganz ungefährliche Grubenfahrten in alten Bauen unternommen, um Pharmakolit, durch Kobalt und Nickel rot und grün gefärbte Kalksinter (z. T. sog. Vogelnester) und andere

Mineralien zu erlangen. Aber auch an den vielen Halden kletterten wir stundenlang mit unseren Formatisierhämmern umher. Hierbei lernten wir die verschieden gefärbten Schwerspate kennen, und als später in dem Kasseler Examen ein fleischroter Schwerspat zu bestimmen war, erkannte ich dieses Mineral sofort, ohne nötig zu haben, physikalische und Lötrohrversuche zu machen, und nannte den Fundort, 20. Lichtloch des Karlsstollens, worüber der Examinator sehr wohlgefällig schmunzelte.

Eine wohl nur noch bei dem Kupferschieferbergbau im Mansfeldischen vorkommende sog. Krummhölzerarbeit zur Gewinnung der Schiefer habe ich in etwa 4 Schichten von der Dauer von nur 3 bis 4 Stunden kennen gelernt. Der Kupferschiefer in einer Mächtigkeit von nur 6—7 Zoll wurde mit der oft kupferführenden Schwarte des grauen Totliegenden, auf welchem das Flötz lagerte, in 18 Zoll hohen Streben im Liegen mit Keilhauen, Fimmel und Fäustel, sowie mit Schießarbeit gewonnen. Die Fortbewegung, oft auf lange Entfernungen hin, von der Hauptstrecke nach dem Ortsstoß des Strebes, geschah auf der Seite liegend, nachdem an dem Oberschenkel ein Brett angeschnallt war, durch Ausstrecken des Körpers und Wiederzusammenziehen unter Verwendung eines zweiten unter der Schulter gehaltenen Brettes. Die Förderung vom Streb zur Förderstrecke geschah in niedrigen Wagen, die an den Fuß angehängt waren, auf dieselbe Weise. Das ganze war eine sehr schwierige Arbeit und konnte nur von jüngeren Arbeitern ausgeführt werden, die dann schon in den 40er Jahren zum Kobaltbergbau übergeführt werden mußten, da ihre Hauptkraft aufgezehrt war; sie wurden auch ziemlich früh „bergfertig". Wenn sie 8—10 Stunden lang vor dem Streb gelegen hatten, mußten sie noch die Förderung der Schiefern bis zu Tage besorgen und verdienten dabei einen nur sehr mäßigen Lohn.

Das Richelsdorfer Werk wurde bald nach der Einverleibung Hessens in Preußen verpachtet (oder verkauft?) und später ganz auflässig.

Die Kobalterze wurden gleichzeitig mit den in Bieber gewonnenen auf dem fiskalischen Blaufarbenwerk in Schwarzenfels zu Smalte verarbeitet. Das Probieren derselben durch den Probier Stoß von dort hatte ich auch anzusehen Gelegenheit, wie auch das Probieren der Kupfererze. Eine Aufbereitungsanstalt ganz in der Nähe meiner Wohnung, in der die in der Gangart fein verteilten Kobalterze aufbereitet wurden, gab uns auch Gelegenheit, diesen Zweig des Bergbaues kennen zu lernen.

Einigemal die Woche hatten wir bei dem Geschworenen und Markscheider Ey Unterricht im Markscheiden.

Von den beiden Kupferschmelzhütten zu Richelsdorf und Friedrichshütte bei Iba war uns die erstere sehr gelegen, und in den Nachmittags- und Abendstunden konnte auf bequeme Weise die Gewinnung des Kupfers gelernt werden. Eine Weiterverarbeitung des Garkupfers geschah auf dem fiskalischen Kupferhammer und Messinghof bei Kassel. Alles verschwundene Werke!

Sehr interessant war der mehrmalige Besuch des Tunnels bei Hönebach, der uns einen Einblick in den Tunnelbau gewährte. Später habe ich auch die in Bau begriffenen Tunnels bei Guxhagen und bei Beiseförth besehen.

Nach viermonatlichem Aufenthalt auf den Richelsdorfer Werken bezog ich für zwei Semester die Universität Marburg.

Nun fehlten an dem für die praktischen Arbeiten vorgeschriebenen Jahre noch zwei Monate; den einen Monat verbrachte ich während der Osterferien 1847 auf der Eisenhütte zu Holzhausen. Auf diesem Werke war ich später von Anfang 1853 bis Mitte 1868 als besoldeter Praktikant und Bergamtsassessor in Tätigkeit.

Der dortige Betriebsbeamte, Berginspektor Becker, ein äußerst tüchtiger Mann, dem ich vieles verdanke, gab mir oft Gelegenheit, mich im Fache auszubilden, und wurde mir ein lieber Gönner und Freund. Die praktischen Arbeiten bestanden hauptsächlich in Förmerei, Tätigkeit am Hochofen und Frischfeuer, verbunden mit dem Schmieden am Großhammer. War einmal eine besondere Arbeit, so zog mich hierzu mein Chef in wohlwollender Weise heran, besuchte auch mit mir die zugehörige Mardorfer Eisensteingrube und die benachbarte Braunkohlengrube in Ronneberg, deren Betriebsführung ich später für mehrere Jahre übernahm. Auch zu geognostischen Exkursionen wurde ich zugezogen, und es machte ihm Vergnügen, sich mit mir vielfach zu unterhalten, da er wohl merkte, daß ich mit Lust das Fach betrieb und ihm dankbar für seine Bemühungen war. Die Tätigkeit an der Formbank machte mir viel Vergnügen und ich traue mir zu, soviel in der Formerei gelernt zu haben, daß ich noch heute Teile zu Ofen und Poterie abformen könnte. Die erworbene Kenntnis im Hochofen- und Frischfeuerbetrieb, verbunden mit Formerei, gab eine gute Grundlage für spätere hüttenmännische Studien. Die Holzhäuser Hütte befand sich damals unter der Führung des oben genannten Berginspektors im Stadium der ersten Entwickelung, namentlich was Gießerei anlangt, die später dort zu hoher Blüte sich entwickelte, woran kräftig mitzuwirken mir in den angeführten Jahren beschieden war.

Nun folgte noch ein Semester Universitätsstudium und dann begab ich mich für einen Monat auf

die Saline Sooden a. d. Werra. In Allendorf bei einem Onkel wohnend, ging ich täglich vor- und nachmittags auf das Werk, instruierte mich über die Gradierung und beobachtete den Siedeprozeß — einmal sogar anhaltend 24 Stunden lang — und machte mich mit dem Niederbringen eines Bohrloches bekannt. Die Siedung in der riesigen Pfanne von Eisenblech erscheint gar nicht so unwichtig und leicht, indem es bei dem „Soggen" darauf ankommt, eine gewisse Größe der Salzkristalle zu erzielen, und auch die Gradierung erfordert große Aufmerksamkeit und gute Bedienung bei der Zuführung der zu gradierenden Soole auf den Gradierhäusern.

Und nun begann die Vorbereitung fürs Staatsexamen.

Sonnenvögel.

Novelle von Valentin Traudt.

(Fortsetzung.)

Wir trafen uns hinfort alle Morgen, und ich erfuhr dabei aus ihrem eignen Munde, daß meine Annahme, sie sei eine geschiedene Frau, ebenso haltlos war wie der Gedanke, sie habe nach unglücklicher Ehe ihren Mann durch den Tod verloren. Wie gering und lückenhaft waren doch damals noch meine Kenntnisse von der menschlichen Seele, wie beschämend unvollständig erwies sich meine Beobachtungsgabe! Sie hatte erfahren und erlebt, ich hatte bisher nur geträumt und gefabelt. Ich war in jener Zeit nur reich an eingebildeten Erfahrungen und vorgetäuschter Weltgewandtheit. Mein Inneres war leer, ich habe das nie wieder so klar empfunden, ganz leer wie eine Herbstheide. Man weiß weder Weg noch Steg. —

Sie sprach stets mit großer Hochachtung und liebevoller Innigkeit von ihrem Mann, der sich als Fabrikherr in Bochum schwer abmühe und sich gerade so wie sie darauf freue, wenn sie auf einige Wochen an einem dritten Ort, gewöhnlich in einem stillen Waldstädtchen an der Weser, zusammenkämen. Die vornehme Ruhe, mit der sie mir von dem Hause daheim erzählte, von der Sonnigkeit ihres im Jahre öfter wiederkehrenden Zusammentreffens, die freundliche Fürsorge, die sie für ihre Stieftöchter zeigte, hatte mir bald gesagt, daß sie in Klarheit und friedlicher Ordnung ihr Leben meisterte.

Es dauerte gar nicht lange, da bat mich Frau Frieda, ich möchte sie doch malen, malen, ehe der Sommer beginne, in lichten Farben voller Jubel und Leben. Auf der Banklehne solle ein Sonnenvogel sitzen mit singendem Schnabel . . . —

So schleppte ich mich bald alle Morgen mit dem Malgerät. Anfänglich machte mir das Bild auch gar keine Schwierigkeiten. Erst als es daran ging, ihr eigenes Wesen, ihre Seele zu fassen und aus dem Äußern sprechen zu lassen, schritt die Arbeit nur langsam vorwärts. Bei schlechtem Wetter fielen die Sitzungen regelmäßig aus. An solchen Tagen verließ sie ihre Wohnung überhaupt nicht, obgleich sie mir schon öfter mit Begeisterung erzählt hatte, wie sie früher in den Bergen Wind und Wetter getrotzt habe. Ich mochte ihr noch so verführerisch schildern, wie schön es sei, wenn der Nebel der Aue zwischen Busch und Baum hinziehe, manchmal wie ein geschlagenes Heer, das eine neue Heimat sucht, Pferde, Wagen, Hunde, weinende Weiber und Kinder . . ., manchmal wie Opferbrand; ich mochte kinderfreudig reden von den silbernen Perlen, die bei leichtem Regen auf dem großen Teiche hüpften, von den Schleiern, die sich die schwatzenden Birken aus den Wasserschnüren der überraschenden Frühlingsgüsse zu weben verstünden —: sie vermied es doch, bei solchem Wetter auszugehen. Der Gedanke, daß ich in ihrer Wohnung oder in meinem Atelier weiter arbeiten könne, schien ihr fern zu liegen, und wenn ich darauf hinwies, das Bild würde so am Ende nicht zum Geburtstag ihres Mannes fertig, dann sagte sie: „Wenn es nicht fertig werden kann, wie ich es will, dann schadet es nichts. Nur die Sonne, die wärmende, belebende Sonne gibt mir noch die Kraft, so zu sein, wie Sie mich hier sehen. Wenn der Himmel trübe ist, bin ich immer bedrückt, müd und matt. Wenn ich dann meine stille Gesellschafterin nicht hätte! Nicht wahr, Frau Vogt?"

Bei solchen Worten sah mich jedesmal die stille Frau neben ihr mit einem scheuen, glückseligen Lächeln an, und: „Wer durch Sturm gegangen ist" kam es dann auch jedesmal wie entschuldigend über ihre Lippen.

Heute weiß ich, daß diese wortkarge Frau mit den weltklugen Augen, die in fast freundschaftlichem Verhältnis zu Frieda stand, sich selbst einsam fühlte, obgleich sie nur wenig davon in ihren Worten und Mienen verriet. Ihre Ehe war kein goldener Traum gewesen. Und doch schien eine reiche vergebende Liebe schon in jenen entlegenen Unglückstagen in ihrem Herzen erwachsen zu sein, eine Liebe, die nun ihre Erinnerungen verklärte. Ich habe zwar nie nach ihrem Schicksal gefragt. Mir genügen bei solchen Bekanntschaften, die mein Inneres nicht sonderlich in Anspruch nehmen, vorläufig schon ihre

tagtäglichen Handlungen und die Art, in der sie von allem reden. Es mag hier allerdings auch der Umstand mitgesprochen haben, daß die andere mein ganzes Sinnen und Sein bestrickt hatte und mir Rätsel genug aufgab. Frau Vogt war im übrigen eine äußerst einfache, fürsorgliche, treue Seele, ein Menschenkind, das nicht mehr viel vom Leben erwartete, für jeden freundlichen Blick dankte und sich nur kaum wie ein Schatten bemerkbar machte. Geradezu roh wäre es mir darum vorgekommen, sie mit irgend einer forschenden Frage an Zeiten zu erinnern, die sie augenscheinlich längst schon unter den Füßen hatte. Die gleichmäßige Gesetztheit ihrer kargen Worte stimmte auch so gut, so wie selbstverständlich zu ihrem geräuschlosen Wesen, daß es einem durchaus nicht weiter auffiel. Diese Stille und Selbstvergessenheit bildete gewissermaßen eine Art Schutzwehr gegenüber der Welt, die es etwa versuchen sollte, ihre Vergangenheit zu durchforschen. So mochte sie denn in sich verschlossen bleiben in ihrem stillen Fensterwinkel abseits der großen Straße...

Desto eifriger lauschte ich, wenn Frieda erzählte und ihr früheres Leben vor mir aufbaute. Alles gewann da Gestalt und Sprache. Jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick erschloß mir dabei neue Seiten ihres Innern. Gar manchmal freilich, gar manchmal entdeckte ich auch, daß meine Beobachtungen und Empfindungen zu falschen Schlüssen führten, daß nichts so schwer sei, als einen Menschen recht zu verstehen.

Ich sah sie als kleines sittsames Mädchen vor dem weißen Giebelhäuschen einer Wiener Vorstadt spielen, in dem Gärtchen der Gemüsefrau, bei der ihre Mutter wohnte, die roten Johannistrauben naschen, die weißen Hemdchen begießen und die Katzen über die Blumenbeete jagen ... Ich weiß ganz genau, wie sie aussah, als sie in die Schule pilgerte: blaues Kleid, Zackenschürzchen, Ringelstrümpfe und quiekfende Schuhe, im Winter einen Apfel in der Hand, im Kirschenmonat blutrote Zwillingskirschen an den Ohrläppchen ... Ich las aus ihren Augen den Nachhall des Jubels, mit dem sie zum erstenmal den Puppenladen betrat, hörte im Geist die dünnen Weisen der Kinderlieder, mit denen sie die Mutter auf dem Gang zum Prater unterhielt, und das Betteln um einen Heller für die arme Frau vor dem Kasperletheater ...

Später kam sie zu einer alten Schneiderin in die Lehre, die einst in der Garderobe eines Theaters gearbeitet hatte und nicht müde wurde, von der längst begrabenen Hoffnung, selbst einmal eine große Bühnendame zu werden, zu erzählen. Den Grillparzer und Laube hatte die fast auswendig gekonnt und Tag für Tag Stücke aus deren Werken hergesagt, als stehe sie vor einem großen Publikum. Am Schluß, wenn sie sich verschnauft hatte und die rechte Hand auf ihre Brust preßte, kam dann jedesmal die Mahnung: „So ein' mußt werde, das is ei Gaudi."

Oft hatte sich die kleine Nähmamsell auch vor den Spiegel stellen müssen, daß sie merken lerne, wie schön sie sei.

„So ei Fratz is ei Schatz, Friederl!"

Aber die Mutter hatte lange nicht gewollt. Still und zufrieden sollte der Weg ihres Kindes werden.

„Nit auf d' Schönheit, auf 's Herzerl kommt's oa. Doa weiß si koaner recht aus; aber im Solide weiß er's." —

Aus den sprunghaften Sätzen, in denen sie von all diesen häuslichen Vorfällen erzählte, aus den fliegenden Worten, mit denen sie von dem ersten Abend im Theater sprach, hätte ich schon merken können, wohin ihr Schifflein lenken würde, und daß sie das werden mußte, was sie auch glücklich geworden war — eine große Künstlerin. Und sobald sie von den jungen Schmerzen erzählte, die ihren Frühlingsrausch zu ersticken drohten, und mir dabei so bewegt in die Augen schaute, dann mußte ich sie niederschlagen, um nicht merken zu lassen, daß ich in Gedanken ganz ihr kleiner liebender, eifersüchtiger Freund geworden war, der mit ihr aufwuchs und jetzt am liebsten den Pinsel hingelegt und leise vor sich hin geweint hätte. Vor dieser zarten Seele drang mir alles bis auf den Grund des Herzens, regte jedes sinnende Wort meine eigenen Jugenderinnerungen von neuem an, daß manches wieder aus dem Nebel der Vergessenheit emporgestiegen kam, manches, das mich an eine innere Verwandtschaft zwischen uns beiden gemahnte. Auch meine Mutter stand dann vor mir und redete mit ihrem klugen Kaufmannsgeiste auf mich ein, doch ja von der Malerei zu lassen. In der schwarzen Ledertuchschürze stand sie da, einen großen Schlüsselbund neben der festen Tasche, einen Mehlflecken am Ärmel ...

So malten diese Unterredungen mir stets zwei kleine Brauseköpfe im Kampf mit der nüchternen Umgebung vor. Gewöhnlich steckte ich in solchen Augenblicken den Kopf tiefer in die Schultern oder mischte sinnend Farben durcheinander, die ich nachher gar nicht brauchen konnte. Und mit immer gleicher Andacht hörte ich zu, ob sie von dem Blumengärtchen hinter dem Haus oder ihren ersten Versuchen in der Dachkammer erzählte, ihrem ersten Lied:

„Ei, kommt doch der holde Mai,
Wo das Feld sich kleidet neu,
Wo die Lüfte sanfter wehen
Und die Blumen auferstehen."

An manchem Morgen saßen wir uns auch stumm gegenüber und ließen nur die Augen reden, lauschten



Simon Louis Du Ry. Büste von S. Nahl. Kunstakademie zu Kassel.

(Aus Knackfuß, Geschichte der Kunstakademie zu Kassel. — Vgl. S. 327.)

auf den herzhaften Gesang der fremden Gesellen und warteten, ob nicht das Geschick etwas Unerwartetes für uns bereit halte. Wenigstens hoffte ich zuweilen noch darauf. Und dieses Unerwartete malte ich mir in mancher Stunde als etwas vor, was für mich das größte Glück sein müsse, trotzdem ich ja wußte, daß das nie sein könnte.

Und das Unerwartete blieb weit, weit wie die Sonne.

Nicht selten ertappte ich mich darauf, daß ich auf dem besten Wege war, meine Selbstbeherrschung zu verlieren. Doch dann brauchte ich sie nur anzusehen und ihre offene Seele auf mich wirken zu lassen. Alle meine schweren Grübeleien, alle meine Gedankenwanderungen in goldene Zukunftslande fielen sofort zusammen wie Kartenhäuser vor dem Hauch eines Kindes.

Bald breiteten wir unsere Seelen in leuchtenden Bildern vor einander aus, bald versteckten wir uns in scheuen Worten. Und je besser ich sie kennen lernte, je unzureichender kam mir mein Können vor, das es wagte, die seltene Frau zu malen und ein Werk schaffen zu wollen, das ihr ganzes Sein lebensvoll festhalte. Ihr Reichtum war zu groß und mannigfach, mannigfach wie die wechselnde Pracht der Morgenfarben.

Was wohl daraus geworden wäre, wenn ich ihr um den Hals gefallen wäre und sie geküßt hätte in dem Sturm der Leidenschaft, die scheinbar überwunden, doch immer wieder über mich kam? Noch heute sinne ich in träumerischen Stunden dem Worte nach, das ich zu sprechen versäumt habe, obwohl ich wußte und weiß, daß es Sünde gewesen wäre. Aber ich kann mich in solchen Augenblicken zu schwer gegen das alte Fieber aufrichten. Noch heute ist es mir in sehnenden Minuten, als müsse ich die schmale Hand suchen, mit der sie das Schaltuch auf ihrer Brust zusammenhielt ...

Die Kunst macht ja wohl keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen, sie verlangt nur die Weihe der Kraft. Und die hatte sie erhalten. Bald ging der Name der jungen Künstlerin von Mund zu Mund. Große Tage kamen für sie. Allein es widerstand ihr, aus der Zeit ihrer rauschenden Triumphe zu erzählen. Nur dann und wann erinnerte ein Wort daran, daß sie gefeiert und begehrt war. Das müssen schöne Tage für sie gewesen sein. Mütterchen wohnte bei ihr, Mütterchen war ihr Schutz, ihr ein und alles, bis sie es eines Tages hinaustrugen und sie die drei Hände Friedhofserde weinend ins enge Grab warf und sich heimatlos und arm fühlte ... Doch hinter den trüben Tagen kam die Sonne des Lebens wieder herauf, und nur gleich einem Kinderliede wehte die Erinnerung an das Mutterherz durch ihre stille Stube, wo noch der Efeu und die Grasblumen am Fenster standen, die die alten lieben Hände gepflanzt und gepflegt hatten. Ich habe keine Klage gehört, als sie davon erzählte; aber es war mir, als fielen heimliche Tränen in ihrem Innern. Ihre Worte zitterten dann jedesmal wie schlanke Zypressen im Abendwind ...

Und dann kam der Tag, an dem sie mir das Letzte aus ihrem Leben erzählte. Palette und Pinsel, kaum zur Arbeit bereit, lagen auf der Bank. Frau Vogt las in einem Buch, ich glaube, es waren die „Akten des Vogelsangs“. Ich hatte den Kopf gesenkt und die Hände vor dem emporgezogenen Knie verschränkt. Durch die Wipfel der Bäume ging der Lenz in rüstiger Eile.

„Hören Sie das Rauschen, wie es von ferne gewaltig anhebt, sich abdämpft und über uns wieder aufflutet? Hören Sie das?“

Ich nickte.

„Fast genau so sang das Meer, als ich ihn zuerst sah. Fast genau so sage ich; denn in dem Lied der Wellen ist nicht das feine silberne Mitklingen, wie es von den Tannen dort herkommt, es ist einfacher, voller. O, das Meer, das Meer!“

„Ich kenne es nicht. Meine Mittel reichten bisher nicht zu einem Aufenthalt an der See.“

„Daß Sie noch an das Meer müssen, ist ja wohl selbstverständlich; schon allein wegen der Schulung Ihres Auges. O, ich sage Ihnen! — Also ich war sechs Wochen auf Borkum, der grünen Insel. Es war etwas Bedrückendes auf meine Seele gefallen, so etwas wie ein feiner Frühreif .... Ich weiß nicht recht, wie ich es Ihnen erklären soll ... Keine Freude kam mehr in mir auf, der kleinste Schmerz hatte die furchtbarste Gewalt und schien ganz selbstverständlich zum Dasein zu gehören, das ja weiter nichts als eine Kette von Leiden sei ... Und solche Gedanken und solche Gefühle kann ich nicht ertragen.“

Die schweigsame Leserin ließ das Buch sinken und sah die Sprechende mit tiefem Mitgefühl an. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie ihr mit der weichen Hand mütterlich über das Haupt gefahren wäre und ein sanftes Wort des Trostes gesagt hätte. Die schöne Frau mochte wohl Ähnliches empfinden; sie reckte sich lebhaft auf und fuhr mit festerer Stimme fort: „Ich ging darum ans Meer, das soll gut dafür sein. Und es machte mich auch bald wieder zum lustigsten Mädel. — Und dann kam das Größte meines Lebens.“

Wieder sah ich plötzlich auf und konnte noch den Saum von dem fliegenden Rot erhaschen, das bei diesen Worten über ihre Wangen huschte. Und das machte mich verlegen. Meine Hand fuhr unversehens nach dem Malgerät.

Fern hörte man leichte Schritte. Ein Sonnenvogel sang.

„Nicht heute; bitte, bitte!" sagte sie dringend. Sofort ließ ich wieder Kopf und Hand sinken und starrte vor mich in den blinkenden Sand.

Da fuhr sie fort:

„In der sonnigen Zeltstadt des Strandes herrschte ausgelassenes Leben. Barfüßige Knaben und Mädchen hüpften singend und schreiend den Wellen der friedlichen See entgegen, bespritzten sich mutwillig mit Wasser oder warfen den schreienden Möwen die Reste ihrer Frühstücksbrötchen in die Luft. Wenn dann die sicheren Segler die Brocken mit ihren Schnäbeln fingen, erscholl ein jubelndes Beifallsgeschrei. In den langen Gassen der bewimpelten Sommerhäuser aber wandern unterdessen die Erwachsenen auf und ab. Ebenso belebt ist um die Zeit auch die Strandmauer und die noch viel höhere Düne, von der bequeme Treppen bis zum Ufer hinabführen. Ich saß auf einer Bank, die gerade da stand, wo eine der braunen teerduftigen Treppen herabkam. Ich saß da und schaute sinnend in die Ferne. Das müssen Sie einmal sehen! Am Horizont war das Meer dunkelblau. Daran schloß sich ein Streifen, leuchtend wie flüssiges Silber, und der verlief wieder in einer grauen Fläche, die bis in den Bereich der grünen, weißhäuptigen Wellen griff, die rastlos den Strand beleckten. Von Zeit zu Zeit tauchten auch in der äußersten Ferne die Rosse des Neptun auf," — sie lächelte dabei, als genösse sie noch einmal den Anblick — „schüttelten die fliegenden Mähnen, sahen zur Sonne empor und verschwanden wieder hinter dem grünen Strich, der scheinbar Himmel und Erde schied."

Nun holte sie tief Atem.

„Wundern Sie sich nicht über meine Worte! Es waren meine schönsten Tage! — — Weiße Segel tauchen auf, schweben lautlos vorüber und scheinen dann in dem Farbenspiel zu verschwinden wie reine Seelen, die sich aus dem Gewühl der Welt retten. Das langsame Verschwinden der Schwäne dort auf dem großen Teich erinnert mich daran; es ist ähnlich so ... Und eine tiefe, geheime Sehnsucht befiel mich damals, der Wunsch, einer gleichgestimmten Menschenseele mich ganz hinzugeben, die Welt doppelt zu genießen."

Wieder hielt sie einige Augenblicke ihre Worte zurück.

Rings war es ganz still bis auf den Wind, der die Wipfel der Bäume überfuhr.

„Plötzlich sah ich, wie eine Frau einen kranken Knaben unter Aufbietung aller Kraft vom Strande heraufzutragen wollte. Sie war schon bald auf der Strandmauer, als sie ermattet einhalten mußte. Niemand schien sie zu bemerken. Die Musik spielte, die Menschen lachten und scherzten; nur sie stand da, bedrückt und traurig, das Kind vorsorglich auf dem Geländer der Treppe festhaltend. Da sprang ein Mann herzu, nahm ihr die Last ab und eilte damit durch das Gedränge nach oben. Und als er an meiner Bank vorbei kam, traf ihn mein freudiger Blick. Dank, Bewunderung, Zuneigung lag wohl darin. Und seine Augen? O, die Güte! Mein Herz war mit einem Schlage frei geworden durch dieses Erlebnis. Es gab noch Menschen mit zarten, fühlenden Herzen. Und alle Tage sah ich ihn, und alle Tage mußte ich ihn häufiger sehen, nicht nur am Morgen, auch am Nachmittag und Abend. Meine Lebensweise richtete ich ganz nach ihm ein, unbewußt fast, geleitet von einer geheimen, aber gebietenden Kraft. Wir sprachen nicht durch Worte zusammen, doch wir verstanden uns. Wenn Sie nicht auch schon in gleicher Weise die Macht eines Menschen verspürt haben, dann werden Sie mich wohl kaum verstehen?"

Ich sagte kein Wort und seufzte nur still in mich hinein.

„Jetzt ging mir erst der Sinn des Liedes auf, das Berta in der ‚Ahnfrau' so tief beglückt hinausjubelt. Schon als kleines Nähmädchen mußte ich es meiner Lehrmeisterin alltäglich aufsagen. Sie werden es ja kennen? — Nicht? — Dann merken Sie auf, um mich zu begreifen!

Ich kann's nicht fassen,
Mich selber nicht fassen;
Alles zeigt mir und spricht nur ihn,
Den Wolken, den Winden
Möcht ich's verkünden,
Daß sie's verbreiten, so weit sie nur ziehn.

Mir wird's zu enge
In dem Gedränge;
Fort auf den Söller, wie lastet das Haus!
Dort von den Stufen
Will ich es rufen
In die schweigende Nacht hinaus.

Und naht der Treue,
Dem ich mich weihe,
Künd' ich ihm jubelnd das frohe Geschick,
An seinem Munde
Preis' ich die Stunde,
Preis' ich die Liebe, preis' ich das Glück."

Noch an demselben Tage habe ich mir das kleine Reclamheft gekauft, und seither geht mir das Gedicht immer wieder durch den Sinn, wenn ich an sie denke. Nichts steht klarer vor mir als die Augenblicke, in denen sie es mir in die Seele grub. Ich horchte nach innen und nach außen und vernehme darum den Hauch der Worte immer wieder wie an jenem Tage. Nachdem sie die Verse beendet hatte, schwieg sie lange, ganz in sich versunken.

Die weißen Schwäne ruderten neugierig an das Ufer heran, wandten sich seitwärts und schwammen wieder mit nickenden Köpfen davon. Nur blinkende Wellen blieben zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am zweiten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins in Kassel fuhr Rechnungsdirektor Woringer in seinem Bericht über „Westfälische Offiziere" fort und behandelte diesmal in gleich fesselnder Weise das Leben des Kapitäns Winkler und dasjenige des Leutnants Kupfermann. Wir werden den Vortrag wiederum im Wortlaut zum Abdruck bringen. Auf eine Anfrage teilte der Vortragende mit, daß der bekannte Baum auf dem Forst schon zu verschiedenen Malen entfernt, aber von hessischen Patrioten immer wieder gepflanzt wurde. Im Laufe der Diskussion wurde noch festgestellt, daß sich nicht nur am Sandershäuser Berg, sondern auch in der Nähe des Fackelteiches früher ein Galgen befand. Kunstmaler Ahnert gab sodann einen Überblick über die Künstlerfamilie Tischbein und insbesondere über die große Verbreitung Tischbeinscher Gemälde, namentlich in Hessen und speziell in Kassel. Der Vortrag, der in einer Kasseler Zeitung veröffentlicht werden wird, fand durch Pfarrer Haas, Bankier Fiorino, Rentier Falkenberg und Redakteur Heidelbach noch einige Ergänzungen. Lehrer Horwitz sprach hierauf über die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen mit besonderer Beziehung auf die von ihr veranlaßten Judenpredigten. Auch dieser Vortrag zeitigte eine rege Diskussion, an der sich besonders Pfarrer Haas und Professor Schantz beteiligten. Zum Schluß verlas Rechnungsdirektor Woringer noch die von Major von Dalwigk in Oldenburg übersandte Abschrift einer Order Landgraf Wilhelms VIII. aus 1743, die die deutsche Gesinnung des Fürsten bekunden sollte, und gab ein kurzes Bild der Begleitumstände, die die Order veranlaßten.

Der Kurverein zu Bad Nenndorf beschloß, dem Begründer des Heilbades, Landgrafen Wilhelm IX., der 1787 die ersten Badeanlagen errichten ließ, ein Denkmal zu setzen.

Ein Gelnhäuser Altertum. Metropolitan Schäfer in Gelnhausen machte kürzlich im Gottesdienst interessante Mitteilungen über eine 1600 vom Schultheißen Johann Koch der Marienkirche gestiftete kunstvolle Kanzel aus Buchenholz mit Ahorneinlage. Bei der Erneuerung der Kirche 1877 sollte die 276 Jahre alte Kanzel in der Gruftkapelle Aufstellung finden, wurde aber, vermutlich für einen Spottpreis, unbegreiflicher Weise verkauft und wurde neuerdings im Kunstgewerbemuseum zu Hannover, im sog. Leibnizhaus, als Teil der von Baurat Oppler dorthin geliehenen Kunstsammlung wieder entdeckt. Der Eigentümer hat sich jedoch bereit erklärt, die Kanzel gegen den taxierten Preis von 510 Mark wieder zurückzugeben.

Bei Erneuerung der Stadtkirche zu Neukirchen, Kreis Ziegenhain, kamen durch Entfernen des alten Verputzes einige aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammende Gemälde zum Vorschein, und zwar die Sinnbilder der vier Evangelisten und ein Kolossalgemälde des St. Christophoros. Auf Anordnung des Bezirkskonservators wurden die Gemälde erneuert.

Aus dem Kreise Gießen. Denkmalschutz und Kreisbauamt rücken jetzt der Erhaltung der alten Kirchen näher, an denen unser Kreis reich ist. Die Renovierungen geschahen in den letzten Jahrzehnten ganz willkürlich, meist ohne sachkundige Aufsicht, so daß manche Altertümlichkeit verschwand, ja nicht selten Stil und Formen der Gebäude verwischt wurden. Hierin ist jetzt Wandel geschaffen. Im nächsten Jahr werden die Kirchen zu Stangerod und Allendorf a. d. Lumda nach den Plänen des Baurats Diehm renoviert. (Oberh. Ztg.)

Das Wirtshaus an der Lahn. In Nr. 45 des „Boten aus Oberhessen" (Beilage zur „Hess. Landeszeitung") wird in einem Aufsatz von Joh. Becker † an der Hand von recht überzeugenden Argumenten der Nachweis versucht, daß das historische Wirthaus an der Lahn des berühmten und berüchtigten Liedes identisch ist mit dem „Gasthaus zum Schützenpfuhl" in Marburg.

Künstler-Modellierbogen. Um die häusliche Beschäftigung der Knaben bildend zu gestalten, hat die Firma B. G. Teubner eine Reihe von Künstler-Modellierbogen herausgegeben. Als typisches Beispiel einer mittelalterlichen Schutz- und Trutzstätte findet sich darunter die Kogelburg bei Volkmarsen (von Merseburg und Westphal in Dresden). Dem Preisrichterkollegium, das die eingegangenen Entwürfe prüfte, gehörte u. a. auch Bibliotheksdirektor Professor Dr. Steinhausen in Kassel an.

Literarisches. Rudolf Herzog, einer der gelesensten Romanciers der Gegenwart, der seine Erzählungen wiederholt in Hessen lokalisierte, wird am 27. November, einer Einladung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins folgend, in Kassel aus eigenen Dichtungen (Novellen, Lyrische Gedichte, Balladen) vortragen. — Die neueste Nummer der Velhagen und Klasingschen Monatshefte bringt eine Novelle von Wilhelm Speck „Ein Quartettfinale", auf

die wir die Freunde des Dichters noch besonders hinweisen.

Hugo Frederkings Roman „Schlangenminni" begann in Nr. 39 der in Newyork erscheinenden „Hessen-Darmstädter Zeitung" (Hessische Blätter). Nr. 41 dieser Zeitung widmet dem verstorbenen Schriftsteller folgende Zeilen: „Noch bevor die Redaktion das erste Kapitel des Romans der Öffentlichkeit übergeben konnte, traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel die Nachricht vom Tode des Verfassers. An dem Grabe Hugo Frederkings trauern seine Angehörigen, trauert sein Freund Paul Mertens, der Nordpolbarde, trauern alle diejenigen, die er zu Lebzeiten mit der reifen Kunst seiner Dichtung entzückt hat. Möge es unserm Blatte vergönnt sein, auch der Sympathie der Hessen-Amerikaner mit diesen Zeilen Ausdruck zu verleihen!"

Hessische Bücherschau.

Geschichte der Königlichen Kunstakademie zu Kassel. Aus den Akten der Akademie zusammengestellt von H. Knackfuß. Mit Abbildungen und Handschriftenwiedergabe. 1. Hälfte. 120 Seiten Folio. Kassel (Verlag von Georg Dufayel) 1908. Preis 5 M.

Die Einweihung des neuen Hauses der Kasseler Kunstakademie am 18. Oktober 1908 hat uns auch zugleich ein außerordentlich aufschlußreiches Werk beschert, die von Professor Knackfuß auf Grund der bisher noch fast unbenutzten zahlreichen Akademieakten verfaßte Geschichte dieser Anstalt. Das Werk bietet eine große Fülle biographischen Materials über Künstler, über deren Leben bisher nur verhältnismäßig wenig, ja z. T. so gut wie nichts bekannt war; es seien außer Jussow und dem Bildhauer Ruhl nur genannt die Graveure Körner und Kirchner, die Edelsteinschneider Hesse und Labhart, der Steinmetzmeister Wolff, die Kupferstecher Weise (vgl. meinen Aufsatz im Hessenland 1907, Nr. 23 und 24) und Kobold, die Maler Robert, Strack, Westermayer (vgl. K. Sieberts Werk über Cornicelius), der Perspektiv-Hummel, Pinhas und Range.

Ein einleitendes Kapitel behandelt zunächst die Entstehung der Akademie. Knackfuß zeigt, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo das Kunstleben brach lag, in vielen Staaten Anstalten gegründet wurden, die sowohl als Vereinigungsstätte bewährter Künstler, als auch als Lehrstätte zur Heranbildung eines künstlerischen Nachwuchses die Kunst des Landes zu fördern bestimmt waren. Landgraf Friedrich II. fand nach dem Hubertusburger Frieden für den Plan einer Akademiegründung günstige Vorbedingungen vor. Vor allem standen ihm drei tüchtige Künstler zur Seite, die sich schon unter Wilhelm VIII. bewährt hatten, der Architekt S. L. Du Ry, der Bildhauer J. A. Nahl und der Maler J. H. Tischbein. Friedrich trennte die Maler- und Bildhauerakademie, die bisher ein Anhängsel des Collegium Carolinum gebildet hatte, von dieser und schuf eine neue Akademie, der er das fürstliche Haus in der Bellevuestraße zur Benutzung überließ. Nachdem Mitgliederliste und grundlegende Bestimmungen festgesetzt waren, fand am 18. Oktober 1777 durch Du Ry im Hauptsaal des Akademiehauses die feierliche Einweihung der neuen Anstalt statt. Einen Einblick in die Tätigkeit der Akademie als Unterrichtsanstalt geben namentlich die Schülerlisten mit den zugehörigen Bemerkungen. Unter den Zeicheneleven saßen neben 27jährigen auch 7jährige. Der öffentliche Unterricht war jedoch nur die Vorbereitung für die Sonderunterweisung der jungen Künstler in der Werkstatt. An den jährlichen Ausstellungen — die erste fand schon 1778 statt — beteiligten sich nicht nur die Atelierschüler, sondern auch die Lehrer der Anstalt. Erster Stipendiat der Anstalt war der „Neapolitaner" Wilhelm Tischbein, über den wir jetzt eine neue Monographie von Franz Landsberger besitzen und der im Oktober 1779 seine Reise nach Italien antrat. Noch aber besaß die Akademie keine Satzungen, wie sie an anderen Orten üblich waren; nachdem sie dem Landgrafen im Entwurf vorgelegt waren, wurden sie am 22. Mai 1779 unterzeichnet; bemerkenswert ist, daß nach Punkt V dieser in französischer Sprache, die überhaupt für die Akademie vorgeschrieben war, abgefaßten „Reglemens" auch Damen zu Mitgliedern gewählt werden konnten, wovon auch schon bald Gebrauch gemacht wurde. 1781, wohl durch ein Gesuch des Steinmetzmeisters Wolff für seinen Sohn indirekt veranlaßt, wurde der Maler- und Bildhauerakademie auch eine solche für Baukunst angegliedert. Diese Vereinigung brachte der Akademie einen erheblichen Zuwachs an Schülern. 1783, also bald nach des Landgrafen Aussöhnung mit seinen drei Söhnen, ernannte er diese zu Ehrenmitgliedern der Akademie. Sein Nachfolger Wilhelm IX. bezeigte der Anstalt bei weitem nicht das persönliche Interesse wie deren Stifter und ließ sie manche Probe seiner berüchtigten Sparsamkeit spüren. Nachdem er vollends seine Wilhelmshöher Schöpfungen beendet, wurde die Lage der meisten Künstler durch Mangel an Aufträgen eine derart prekäre, daß sie z. T. Kassel verließen, um dankbarere Stätten für ihre Kunstbetätigung aufzusuchen. Grade über die finanzielle Lage der Akademiker wie auch über ihr Schaffen gewährt das Werk ein klares Bild. Man könnte dem Verfasser zum Vorwurf machen, daß er uns zu deutlich in seine Werkstatt und in sein Aktenmaterial blicken läßt; grade hierdurch aber hat er erreicht, daß wir wirklich ein so scharf umrissenes Bild von Zeit und Persönlichkeiten gewinnen. Knackfuß versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, und es liegt einer der Hauptreize des Buches in der feinfühligen Art, in der er mit geistvoller Charakterisierungskunst die Personen vor den Augen des Lesers zu neuem Leben erweckt.

Einige unbedeutende Irrtümer seien richtig gestellt. Am Mittelbau des Wilhelmshöher Schlosses hatte Du Ry keinerlei Anteil mehr, er ist ganz das Werk Jussows, der schon den von Du Ry entworfenen Kirchflügel vollendete. Die Löwenburg wurde nicht 1795, sondern erst 1800 vollendet. Die Annahme (S. 5), die in Bleiguß hergestellten Figuren im Park zu Wilhelmstal seien von Nahl geformt, muß wohl (nach Eisentraut, Zeitschr. des Geschichtsvereins Bd. 40, S. 72 f.) abgelehnt werden.

Das Knackfußsche Werk bildet bereits in dieser ersten Hälfte eine wesentliche und wichtige Bereicherung unserer ohnehin bisher recht dürftigen hessischen Kunstgeschichte und läßt uns den Schlußteil mit Spannung erwarten.

Heidelbach.

Neue Kompositionen von Joh. Lewalter.

Johann Lewalter hat den im „Hessenland" zuletzt besprochenen Veröffentlichungen „Das Herz", Gedicht von Paul Heidelbach, Lied hoch und tief, für eine Sing-

stimme mit Klavierbegleitung (Verlag von Ries & Erler, Berlin), „Die Kinder an den Frühling“, zweistimmiges Kinderlied mit Klavierbegleitung (Verlag von Ries & Erler, Berlin) sowie dem volkstümlichen Liede aus Hessen „Es soll sich oder Keiner mit der Liewe abgäwen“, Lied für eine Singstimme mit Klavier- oder Guitarrebegleitung (Verlag von Junghenn in Kassel) wieder eine Anzahl Tondichtungen folgen lassen. Es sind dies zunächst „Zehn Lieder für 3 Kinder- oder Frauenstimmen mit Klavier- oder Harmoniumbegleitung, op. 50“, die sich zum Vortrag in der Schule oder im Hause vortrefflich eignen und in einer bei Johannes Weber in Kassel-Bettenhausen erschienenen Sammlung „Chorliederstrauß“ enthalten sind. Neben den in derselben Sammlung sich befindenden schönen vier Duetten von Albrecht Brede sind entschieden die zehn Lieder Johann Lewalters das Hervorragendste der im ganzen 18 Lieder umfassenden Partitur. Die einzelnen Kompositionen sind: 1. „Weihnachtsgruß“ (Gedicht von Johannes Weber), 2. „Heimweh“ (Gedicht von Ludwig Mohr), 3. „Maienzeit“ (Dichtungen von Hoffmann von Fallersleben), 4. „An sommerwarmem Herbsttage“ (Worte von Oskar Eisenmann), 5. „Der Kinder Gruß an den Lenz“ (Joh. Lewalter), 6. „Komm', o komme, Weihnachtszeit!“ (Gedicht von Ludwig Mohr), 7. „Kaiserlied“ (Text von Wilhelm Baier), 8. „Am Mühlenbach“ (Joh. Lewalter), 9. „Ostern ist da“ (Dichtung von Karl Gerok) und 10. „Dichters Sonntagsmorgen“ (Gedicht von Karl Preser). In all diesen kleinen Liedern hat Lewalter abermals den einfachen, gemütvollen Ton getroffen, der seinen Schöpfungen durch das tiefe Studium des Volksliedes aufgeprägt ist, den die Kinder verstehen können und Erwachsene, die Sinn für gediegene Hausmusik haben, immer würdigen werden. Die Lieder, die schon in mancher Schule Lehrer und Schüler erfreuen, werden gewiß auch bald den Weg in Familien finden, wo Frau Musika gut angeschrieben ist, zumal ihr Satz trotz seiner musikalischen Feinheit für die Sängerinnen und Begleiter keine Schwierigkeiten bietet. Das elfte der neu erschienenen Lieder ist ein von dem Vater des Komponisten, dem hessischen Dichter Christian Lewalter († 1874) verfaßtes „Abendgebet“. Vorläufig für eine tiefe Stimme mit Orgel-, Harmonium- oder Klavierbegleitung bei Ries & Erler, Berlin, als op. 52 erschienen, wird es sich besonders zum Vortrag in Kirchenkonzerten eignen. Es trifft bei reinem vierstimmigen Satz die religiöse Stimmung, die dem weihevollen Gedicht eigen ist, und wird immer, wo es auch gesungen wird, eine tiefe Wirkung auf den Zuhörer ausüben. Eine weitere jetzt veröffentlichte Komposition erschien unter dem Titel „Das Lied vom Rüdesheimer“. Dieser für eine Baß-Baritonstimme mit Klavierbegleitung bei Ries & Erler, Berlin, erschienenen Tondichtung liegt ein Gedicht von Karl Preser zugrunde, eine begeisterte Hymne auf den Rüdesheimer Wein. Auch hier ist Lewalter in seinem Fahrwasser, wofür der studentische, echt volksmäßige Ton den besten Beweis liefert. Das Lied wäre eine wertvolle Bereicherung des Lahrer Kommersbuches. H. M.

Eingegangen:

Kurhessischer Kalender 1909. Herausgegeben und verlegt von H. Meyer-Kassel, Kunstmaler, Kassel, Prinzenstraße 10. Preis Mk. 2.50.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingel. u. hrsgeg. v. Dr. Rob. Riemann. Bd. II. Turmverlag Leipzig. Geb. Mk. 6.—

Rehtwisch, Ph. Von der Etsch bis an den Belt. Geschichtsbilder aus den Jahren 1806 und 1809. Mit 8 Vollbildern. 303 S. Turmverlag Leipzig. Preis Mk. 4.

1608—1908. Heil, Wanfried, Heil! Festspiel zur Stadterhebung Wanfrieds von W. Pippart. Eschwege (Verlag von R. Himmelreich).

Personalien.

Verliehen: dem Major a. D. Freiherrn v. Eschwege zu Braunschweig und dem Superintendenten Schafft zu Hersfeld der Kronenorden 3. Kl.; dem Landeshauptkassen-Buchhalter a. D. Ide zu Kleinalmerode und dem Bau- und Betriebsinspektor a. D. Bechtel zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Postsekretär a. D. Döppenschmidt und dem Zollassistenten a. D. Döring zu Fulda sowie dem Kantor a. D. Demme aus Mönchehof der Kronenorden 4. Kl.; dem Stadtschulrat Bornmann zu Kassel beim Eintritt in den Ruhestand der Adler der Ritter des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem ord. Professor in der theolog. Fakultät der Universität Marburg Dr. Hermann der Charakter als Geh. Konsistorialrat; dem Oberförster Volkenand zu Nentershausen der Titel Forstmeister.

Ernannt: der Generalkonsul in Kairo, Graf Bernstorff, ein Bruder des Regierungspräsidenten in Kassel, zum deutschen Botschafter in den Vereinigten Staaten; der Oberregierungsrat Freiherr Schenk zu Schweinsberg zum Direktor des Königlichen Konsistoriums in Kassel unter Verleihung des Charakters als Konsistorial-Präsident; Postinspektor Colonius zu Kassel zum Vize-Postdirektor.

Versetzt: Gerichtsassessor von Kintzel als Amtsrichter nach Meerholz; die Oberförster Groß von Neustadt nach Rüdesheim und Grütter von Kuhstedt nach Neustadt; die Baugewerksschuloberlehrer Prof. Geyger von Kassel nach Frankfurt a. M., Prof. Freisler von Aachen nach Kassel und Gutskunst von Kassel nach Essen; die Postmeister Jung von Fritzlar nach Karlshafen und Behling von Schildberg nach Fritzlar.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Albrecht Schafft u. Frau (Genua, 29. Okt.); Apotheker Karl Wolf und Frau Erika, geb. Schumann (Kassel, 31. Oktober); Rechtsanwalt Dr. Katzenstein und Frau Auguste, geb. Gotthelft (Kassel, 9. November); Ingenieur Lautemann und Frau Erna, geb. Krell (Marburg, 9. November); — eine Tochter: Staatsanwalt Claassen und Frau Emma, geb. Luyken (Kassel, 7. November).

Gestorben: Ökonomierat Oswald Schmidt, 76 Jahre alt (Kassel-Bettenhausen, 30. Oktober); Privatmann Johann Adam Schmidt (Kassel, 31. Oktober); Apotheker Ludwig Schenkheld (Bernau bei Berlin, 31. Oktober); Hauptmann a. D. Karl Feuerstein, 78 Jahre alt (Marburg, 31. Oktober); Major a. D. Eugen Frhr. von u. zu der Tann-Rathsamhausen, 47 Jahre alt (Tann i. d. Rhön); Sanitätsrat Dr. Glöckler, 75 Jahre alt (Frankfurt a. M.); Privatmann Wilhelm Knierim, 78 Jahre alt (Kassel, 4. November); Geheimer Regierungs- und Forstrat Udo Söllig, 55 Jahre alt (Kassel, 6. November); Bäckermeister Johann Georg Hewig, 70 Jahre alt (Melsungen, 8. November); Bürgermeister a. D. Georg Lotz, 88 Jahre alt (Kassel, 11. November); Frau Amalie Debolph, geb. von Baumbach, Gattin des Justizrats, 60 Jahre alt (Kottbus, 12. November); Karl Frhr. Gremp von Freudenstein, 34 Jahre alt (Görbersdorf in Schl., 12. November); Prokurist Philipp Bergér, 49 Jahre alt (Kassel, 13. November); Lehrer a. D. Wilhelm Hufnagel, 84 Jahre alt (Langenselbold, 13. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XXII. Jahrgang. Kassel, 3. Dezember 1908.

Beiträge zur hessischen Familienkunde.

Von G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg.

(Fortsetzung.)

Die Herren v. Steckelnberg.

Aus der allerdings unvollständigen und mitunter fehlerhaften Darstellung Landaus im III. Band seiner hessischen Ritterburgen [1]) kann man sich eine Übersicht über die Geschichte dieses Hauses verschaffen. Es war im 12. Jahrhundert den übrigen freien Herrengeschlechtern unserer Gegend ganz gleichstehend; erst im 13. Jahrhundert zeigen sich Anzeichen des Rückgangs.

Am 1. Januar 1274 war Steckelnberg nebst Zubehör im Besitze des Bischofs von Würzburg, der die Burg an Reinhard Herrn v. Hanau verpfändete, und ihm erlaubte, die würzburgischen Lehngüter in dem zur Burg gehörigen Gebiete, mit Ausnahme der Burglehen, anzukaufen. Vorher also muß sie, sei es gewaltsam, oder durch Vertrag, ihrer alten Herrnfamilie entfremdet worden sein.

Aus einer Königsurkunde vom 30. Oktober 1275 erhellt, daß aus der Burg, vor deren Erwerbung durch Würzburg, Räubereien verübt worden waren, weshalb ihre Zerstörung vom König angeordnet wurde, trotzdem der Besitz der Burg inzwischen auf den Bischof übergegangen war.

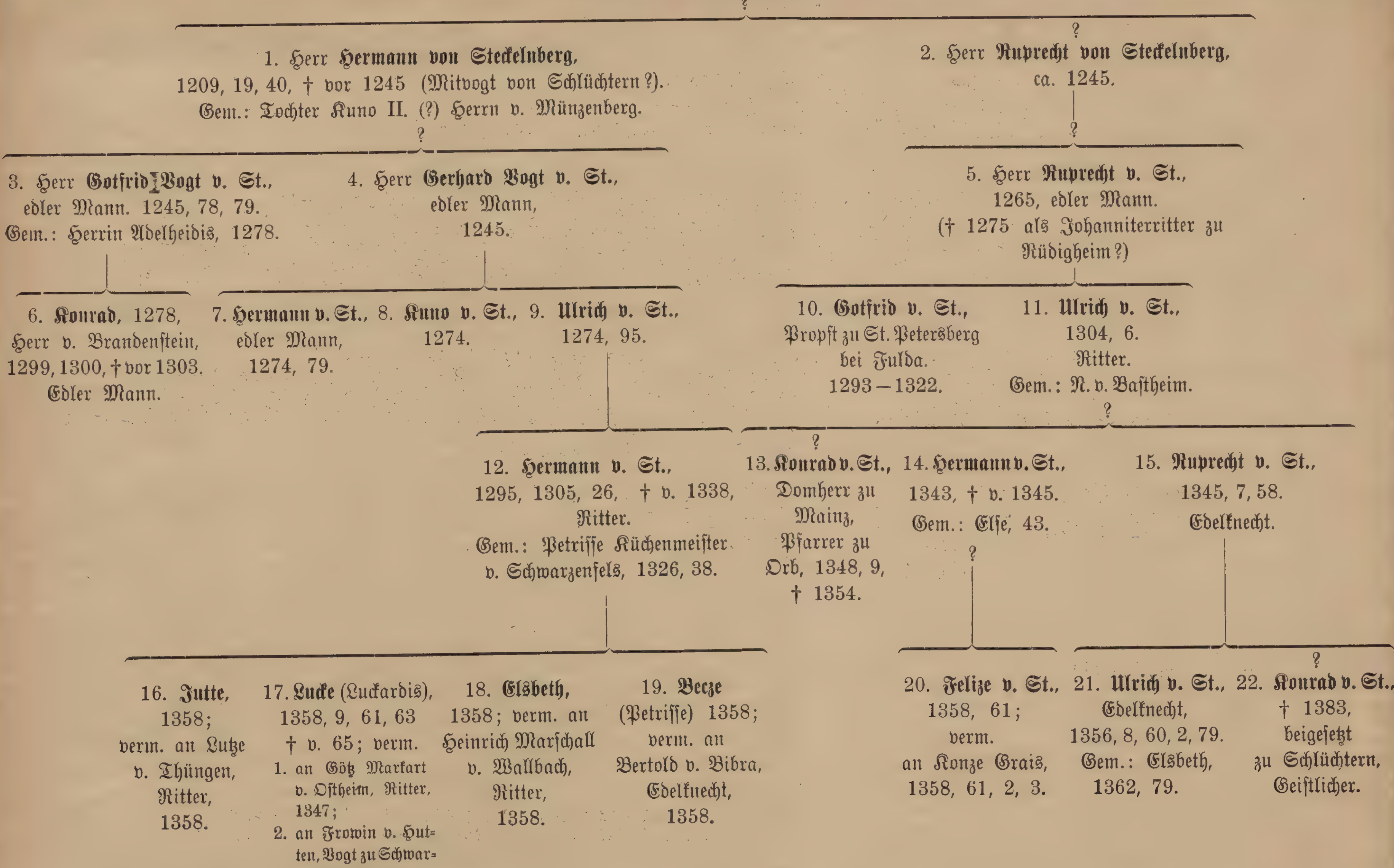
Im Jahre 1290 gibt Ulrich v. Hanau an Würzburg den Burgberg und die Zubehör des ehemaligen Schlosses Steckelnberg, die seither noch im hanauischen Besitz geblieben waren, dem Bischof zurück. Die Zerstörung war also von dem Pfandinhaber selbst, dem Herrn v. Hanau, besorgt worden. Fast gleichzeitig taucht in der Nachbarschaft die neue Burg Schwarzenfels auf, und zwar im Besitze derselben Herrn v. Hanau.

Grund genug war also zu einem Namenswechsel für einen Zweig des Geschlechts vorhanden, der vielleicht ohne Schuld an dem Untergang des alten Herrensitzes war, und noch über einen andern festen Wohnsitz verfügte.

Zum besseren Verständnis ist umstehend eine Übersicht der letzten Generationen des Hauses Steckelnberg beigefügt worden, soweit sie sich mit Sicherheit oder doch Wahrscheinlichkeit aus den neueren Urkundenbüchern herstellen ließ. Sie weicht stark von Landaus Angaben ab.

---

[1]) Landau a. a. O. III, S. 189 ff. Irreführend ist die Behauptung, daß der älteste bekannte hanauische Vogt von Schwarzenfels, ein unbenannter Ritter Gotfrid, zur Familie von Steckelnberg gehört habe.



Gerhard von Steckelnberg, 1189.
?
1. Herr **Hermann von Steckelnberg**, 1209, 19, 40, † vor 1245 (Mitvogt von Schlüchtern ?). Gem.: Tochter Kuno II. (?) Herrn v. Münzenberg.
?
2. Herr **Ruprecht von Steckelnberg**, ca. 1245.
?
3. Herr **Gotfrid Vogt v. St.**, edler Mann. 1245, 78, 79. Gem.: Herrin Adelheidis, 1278.
4. Herr **Gerhard Vogt v. St.**, edler Mann, 1245.
?
5. Herr **Ruprecht v. St.**, 1265, edler Mann. († 1275 als Johanniterritter zu Rüdigheim ?)
6. **Konrad**, 1278, Herr v. Brandenstein, 1299, 1300, † vor 1303. Edler Mann.
7. **Hermann v. St.**, edler Mann, 1274, 79.
8. **Kuno v. St.**, 1274.
9. **Ulrich v. St.**, 1274, 95.
10. **Gotfrid v. St.**, Propst zu St. Petersberg bei Fulda. 1293–1322.
11. **Ulrich v. St.**, 1304, 6. Ritter. Gem.: N. v. Bastheim.
?
12. **Hermann v. St.**, 1295, 1305, 26, † v. 1338, Ritter. Gem.: Petrisse Küchenmeister v. Schwarzenfels, 1326, 38.
?
13. **Konrad v. St.**, Domherr zu Mainz, Pfarrer zu Orb, 1348, 9, † 1354.
14. **Hermann v. St.**, 1343, † v. 1345. Gem.: Else, 43.
15. **Ruprecht v. St.**, 1345, 7, 58. Edelknecht.
16. **Jutte**, 1358; verm. an Lutze v. Thüngen, Ritter, 1358.
17. **Lucke** (Luckardis), 1358, 9, 61, 63 † v. 65; verm. 1. an Götz Markart v. Ostheim, Ritter, 1347; 2. an Frowin v. Hutten, Vogt zu Schwarzenfels, Ritter, 1358, 63.
18. **Elsbeth**, 1358; verm. an Heinrich Marschall v. Wallbach, Ritter, 1358.
19. **Becze** (Petrisse) 1358; verm. an Bertold v. Bibra, Edelknecht, 1358.
?
20. **Felize v. St.**, 1358, 61; verm. an Konze Grais, 1358, 61, 2, 3.
?
21. **Ulrich v. St.**, Edelknecht, 1356, 8, 60, 2, 79. Gem.: Elsbeth, 1362, 79.
22. **Konrad v. St.**, † 1383, beigesetzt zu Schlüchtern, Geistlicher.

Die Besitzer von Burg-Gronau.

Es ist oben erwähnt worden, daß Konrad v. Brandenstein im Jahre 1300 zu Grunaha urkundet. Das ist zweifellos Burg-Gronau, wo sich ein großer Herrensitz, eine Wasserburg, befand, den Landau beschrieben hat.[2])

Bei Durchsicht der bezüglichen Urkunden ergab sich, daß im Jahre 1358 der Bischof von Würzburg eine Sühne zwischen Ulrich Herrn zu Hanau, einerseits, und den Rittern Frowin v. Hutten, Lutz v. Thüngen, Heinrich Marschall v. Walbach und dem Edelknecht Berthold v. Bibra, andrerseits, für sich und ihre Ehegattinnen wegen des Hauses zu Gruna, Gericht und Gut, zu Stande brachte.[3]) Am Schlusse desselben Jahres verkauften dieselben Adeligen, unter Nennung ihrer Ehefrauen, an Ulrich v. Hanau: ein Sechstel des Hauses zu Gruna, das halbe Gericht vor dem Hause, Zehnten, Mühlen, Fischwasser, die Hälfte an den Wäldern, die Hälfte der Vogtleute im Gericht und die Hälfte des Zentgrafenhafers für 1800 fl.[4]) In der genealogischen Übersicht stehen diese vier Schwestern unter den Nummer 16—19. Reimer beschreibt ihre Siegel, von denen aber nur eins, das der Petrisse v. Bibra, auch ihr Geburtswappen darstellt. Es ist das der Herrn v. Steckelnberg: im gespaltenen Schild vorn ein gekrönter Leopard, hinten viermal geteilt. Da auch die Gattin des Hermann v. Steckelnberg (Nr. 15) den Vornamen Petrisse führte, so halte ich die vier Schwestern für seine Töchter.

[2]) *Hessische Ritterburgen III. B., S. 193.*
[3]) Reimer a. a. O. III Nr. 264.
[4]) Reimer a. a. O. III Nr. 278.

Es scheint, daß Hanau bereits Teil an Burg-Gronau hatte. Im selben Jahre fand ein Schiedsgericht zwischen Ruprecht v. Steckelnberg und Ulrich seinem Sohn (Nr. 15 u. 21), einerseits, und Contze Grais und Felicze, seiner Ehegattin, statt, über das Erbteil der letztern. Unter den Güterstücken, die Felicze erhielt, war auch ein Haus zu Gronau, das in dem Vorhof der Burg lag, und seither von Ruprecht v. Steckelnberg besessen worden war. Felicze war eine nahe, eventuell erbberechtigte Verwandte Ruprechts.[5])

Im Jahre 1379 verkauften dann der Edelknecht Ulrich v. Steckelnberg (Nr. 21) und seine Gattin Else an Hanau auch ihren Teil am Gericht zu Burg-Gronau, die zugehörigen Vogtleute und Waldungen, Wasser und Weide, auch die Waldungen im Gericht zu Mittelsinn und in der fuldischen Mark, für 600 fl. Dieser Besitz sei von seinen Eltern her auf ihn gekommen. Er nimmt Hofstätten, Güter und Waldungen zu Omersbach, Neuengronau, Rorbach und Willings vom Verkaufe aus und will sich über das streitige Patronatsrecht der Kapelle zu Burg-Gronau rechtlichen Entscheid gefallen lassen.[6])

Es ist also zweifellos, daß die v. Steckelnberg Eigentümer oder Miteigentümer von Burg-Gronau nebst Zubehör gewesen sind. Der 1300 zu Gronau urkundende Konrad v. Brandenstein gehörte also wahrscheinlich ebenfalls diesem Geschlecht an.

[5]) Reimer a. a. O III Nr. 273.
[6]) Reimer a. a. O. IV Nr. 146 u. 149.

(Schluß folgt.)

Zur Entstehung des „Prinz Rosa Stramin".

Zum 50. Todestag des Dichters.

Von Hermann Kranz, Kassel.

Obwohl das Hauptwerk Kochs, der „Prinz Rosa Stramin", das im Jahre 1834 zuerst herauskam, im Jahre 1857 auch in Göttingen erschien und später ins Englische übersetzt wurde, hat es keinen großen Anhängerkreis außerhalb des engeren Hessenlandes, für das es so ganz geschaffen ist, gefunden. Viele wußten früher sogar nicht genau, wo eigentlich dies so eigentümliche Buch entstanden ist, und noch im März des Jahres 1882 wurde im Witzenhäuser „Kreisblatt" bekannt gemacht, daß durch den kürzlich erfolgten Verkauf eines Gartens eine denkwürdige Stätte verschwunden sei, da in diesem Garten der Dichter Ernst Koch mit Vorliebe verweilte und dort seinen Prinz Rosa Stramin geschrieben habe. Ernst Koch war nur vom Jahre 1816—1821 in Witzenhausen, in welchem Jahre sein Vater als Kreisrat nach Kassel berufen wurde. Hier in Kassel entwickelten sich, infolge der mannigfachen Anregungen die poetischen Anlagen und er fand dann später in Marburg in dem ebenfalls sehr bekannt gewordenen Salomon Hahndorf*) einen Freund von gleicher Veranlagung.

Diese beiden jungen Freunde wohnten in Marburg als recht lustige Studenten in demselben Hause. Mehrmals in der Woche trafen sie sich

*) Über S. Hahndorf vgl. „Hessenland" 1891, S. 8f.

in der sog. Altanstube in dem Hause des Schreiners Hesselbein, und hier konnten sie ungestört ihre jugendlichen Gedanken austauschen. Der den jungen Leuten wohlgesinnte Hauswirt H. Hesselbein ließ dann keinen der nach ihnen fragenden Kommilitonen vor und fertigte sie gewöhnlich mit den Worten ab: „Sie sitzen auf der Altane, kneipen eine Tasse Mondschein und brocken Sterne ein." Wenn auch vieles während dieser Abende von Koch entworfen und fertiggestellt wurde, konnte er doch in der damaligen Zeit noch nicht an die Veröffentlichung denken.

Alles dies wurde anders, als das Jahr 1830 mit dem gewaltigen Umschwung hereinbrach. Da entschloß sich Koch, in Verbindung mit Hahndorf, eine eigene Zeitschrift herauszugeben und zwar unter dem Titel „Kasselsche Blätter für Geist und Herz". Koch schrieb unter dem Namen eines Kandidaten der Rechte „Leonhard Emil Hubert" humoristische Phantasien, Auszüge aus seinem Tagebuche, Gedichte ꝛc., während Hahndorf der Redakteur war. Bald fanden sie noch weitere, die sich an der Zeitung tätig beteiligten, so H. Kranz unter dem Namen „Katte", Wiedemann=Schmalkalden unter dem Namen „Cyriakus Calmus", Dr. med. Schnackenberg unter dem Namen „Benedicte Neffer" und andere. Da infolge des reichlichen Stoffes einige Artikel von Koch nicht sofort Aufnahme finden konnten, behauptete er, daß seine Sachen nur augenblicklichen Wert hätten und später ohne Interesse für andere wären. Deshalb wurde der Überschuß in den „Wöchentlichen Unterhaltungen", der Beigabe zum „Verfassungsfreunde", unter der Überschrift „Vigilien" veröffentlicht. Der Referendar Ernst Koch war inzwischen zum Landtags=Kommissariats=Sekretär ernannt, während sein Vater zweiter Landtags=Kommissar in der Ständeversammlung war. Im Juni 1832 brachte Koch seinem Freunde Hahndorf eine Menge Manuskripte, die nach und nach Aufnahme finden sollten. Kochs Vater, der das Schriftstellern seines Sohnes nicht gern sah, überhäufte ihn mit Arbeiten, desgleichen auch der damalige erste Landtags=Kommissar Meisterlin und der Minister Hassenpflug. Die Freunde verabredeten nun untereinander, sich nicht zu verlassen, und alles, was kommen sollte, ruhig abzuwarten. Am 8. Juni 1832 war in Nr. 46 der „Kasselschen Blätter für Geist und Herz" mit der Veröffentlichung eines Manuskripts von Koch begonnen, das unter der Überschrift: „Studien von Leonhard Emil Hubert" dem Cyriakus Calmus gewidmet war. Es begann: „Du hast, lieber Leser, allerlei zu erwarten: Landschaftsstudien, Köpfe von Menschen und anderen Geschöpfen, Karikaturen, Familien=Szenen, Arabesken und dergl. leichte Federzeichnungen und Gruppierungen aus meinem Taschenbuche. Schenke diesen bescheidenen Blüten meiner Kunst ein freundliches Auge." Die Redaktion hatte folgende Fußnote beigesetzt: „Indem wir unseren Lesern das erste Blatt dieser Zeichnungen vorlegen, so fühlen wir uns auch dazu verbunden, es deren Aufmerksamkeit zu empfehlen. D. R."

Es war nicht nur das erste, sondern das einzige Blatt, das veröffentlicht wurde. Denn am folgenden Tage wurde der Redakteur S. Hahndorf aus einer Sitzung der Ständeversammlung herausgerufen, um von Ernst Kochs Vater, dem Regierungsrat Koch, mit einem ordentlichen Donnerwetter begrüßt zu werden. Wenn sein Sohn durchaus schreiben wollte, so meinte der Vater Koch, sollte er sich mehr um das Jus kümmern, das ihm zu seinem weiteren Fortkommen nur von Nutzen sein könnte. Hahndorf mußte dem alten Herrn Koch fest versprechen, innerhalb eines Jahres nichts von seinem Sohn Ernst aufzunehmen, andernfalls er ihn von Kassel weglassen würde. Er wurde mit den Worten entlassen: „Wenn ich nach Hause komme, wird der ganze Schreibsel=Vorrat verbrannt, und daß nichts Neues gemacht wird, dafür will ich schon sorgen, dann wird auch Ihnen das Worthalten erleichtert. Sie können auch was Besseres tun, als unnützes Zeug schreiben; aber Gleich und Gleich gesellt sich. Sie sind sein würdiger Kumpan, ich will nicht sagen Spießgeselle. Adieu."

Leider hat Herr Koch Wort gehalten. Hahndorf fürchtete nun, daß man bei ihm nach Manuskripten von Ernst Koch forschen würde, und gab daher alles, was er besaß, seinem Freunde Katte (H. Kranz). Bei diesem hat Ernst Koch die für die Zeitschrift bestimmten Aufsätze fertig ausgearbeitet, die auch in Kattes Besitz blieben, bis das verhängnisvolle Jahr verstrichen war. In dieser Zeit fand Koch, der wegen seiner Anteilnahme am öffentlichen Leben von vielen gemieden wurde, durch die Liebe zu Henriette von Bosse reichen Ersatz. Sie war es ja auch, die, wenn auch indirekt, dem Werke Kochs den Namen gegeben hat. Leider dauerte bekanntlich diese Zeit des höchsten Glückes nicht lange.

Erst im Herbst des Jahres 1833 konnte dem Buchdrucker Estienne das Werk Kochs „Prinz Rosa Stramin" zum Druck übergeben werden. Hahndorf mußte sich für die Druckkosten verbürgen, da anfangs kein Verleger zu finden war. Nach langen Unterhandlungen entschloß sich endlich die J. Luckhardtsche Hofbuchhandlung, das Buch in „Kommission" zu übernehmen. Die treuen Freunde Kochs, Hahndorf, Calmus, Katte und Benedicte Neffer verbürgten sich für die entstehenden Kosten, um dem sonst so lebensfroh gewesenen Leonhard Emil

Hubert (E. Koch) zu beweisen, daß er an ihrer Liebe und Achtung nichts eingebüßt habe. Leider vergebens, denn in demselben Jahre (1834), in dem der „Prinz Rosa" zuerst erschien und seinen Weg durch das Hessenland antrat, verließ Ernst Koch seine Heimat.

Vom Kasseler Hoftheater.

Ein großer Abend für unsere Hofbühne. Eine Uraufführung und zwar eine, die Kunstrichter aus allen Städten herbeigelockt, der die Leiter großer Theater beiwohnten, und in der auch der Dichter anwesend war. Man durfte gespannt sein, ob hier das lang ersehnte Meisterwerk deutscher Kunst aus der Taufe gehoben würde. Und man konnte mit der Gewißheit heimwärts wandern, daß kein Markstein in der Geschichte des deutschen Dramas aufgerichtet wurde.

Ins Feldlager vor Troja werden wir geführt. Im Heere der Griechen weilt auch Thersites. Er ist so abschreckend häßlich, daß vor ihm

„Sich stolz die letzte Lagerdirne wendet,
Und den die Kinder, Schreie gellend, fliehn."

Von allen wird er seines Äußeren und seiner Feigheit wegen gemieden und mißhandelt. Er trägt seine Freundschaft dem Achill an. Verächtlich weist dieser ihn ab. Da sieht der Unglückliche die Amazonenfürstin Theleia, die Achill gefangen genommen, und heiß wallt in seinem Herzen die Liebe empor. Achill will Theleia dem Patroklos als Siegespreis schenken. Sie fleht, ihr diese Schmach zu ersparen, und gesteht dem Achill, daß sie ihn allein liebe. Dieser aber ist nicht geneigt, Liebesbeteuerungen Gehör zu schenken. Der nahe Tod erfüllt ihn mit tiefer Schwermut. Er bleibt ungerührt. Um nicht dem Patroklos überliefert zu werden, ladet Theleia den Thersites zu sich ins Zelt und spiegelt dem herbeigerufenen Achill vor, daß sie sich dem Verachteten zu eigen gegeben habe. In rasendem Zorn durchbohrt er sie mit dem Schwert. Brennenden Rachegefühls voll, schreit Thersites dem Rasenden die Nachricht vom Tode des Patroklos entgegen und wird von Achill erschlagen. Dieser stürmt davon, um den gefallenen Freund an Hektor zu rächen.

Ein „Griechendrama" also! Aber mit dieser verächtlichen Handbewegung ist das Stück nicht abzutun. Die Zeit, in der ein Drama spielt, die Menschengattung, die es uns zeigt, ist für seine Wertung und auch für seine rein theatralische Wirkung ohne Belang. „Menschen im Zustand des Leidens" will Schiller im Drama sehen. Und diese Forderung erfüllt „Thersites" vollauf. Leidende Menschen und rein menschliche Leiden treten vor uns hin. Und so sind sie uns trotz ihres griechischen Gewandes näher und wesensverwandter als viele schemenhafte Abstraktionen, die die Szene in so manchem modernen Drama beleben Und darin eben unterscheiden sie sich von den Griechen, die Hoffmannsthals nachschaffende Phantasie erzeugte. Mit ihm Zweig zu vergleichen, lag nahe, allzu nahe. Und doch ist zwischen beiden eine Kluft. Das Drama des Häßlichen wollte Stefan Zweig schreiben.

So manchen Dichter vor ihm hat das Thema gereizt. Shakespeare und Viktor Hugo, Rostand und Gerhard Hauptmann, — jeder behandelt es auf seine Weise. Richard der Dritte und Triboulet, Cyrano von Bergerac und Michael Kramer, — sie gehören derselben Familie an. Die groteske Häßlichkeit, die Widerwillen und Abscheu erregt, macht aus ihrem Träger bald einen Helden, bald einen Feigling, einen Verbrecher oder einen Narren. Immer aber wirkt sie tief tragisch. Diese Tragik hat Zweig mit psychologischer Feinheit in allen ihren Verästelungen erkannt, sie dramatisch wirksam zu gestalten ist ihm nicht voll gelungen. Denn statt sie uns in Vorgängen und Handlungen zu zeigen, legt er Wert darauf, sie durch die Reden seines Helden uns nahe zu bringen. Thersites zergliedert hellseherisch die Gefühle, die sein Geschick in ihm seit seiner Jugend erregte. Was immer durch seine Seele zieht, wir müssen es hören. Er ist von einer bestaunenswerten Mitteilsamkeit, die ihn selbst dann reden läßt, wenn er nichts zu sagen hat. Man könnte sich über diese Eloquenz, die auch bei Achill zu Tage tritt, wundern, merkten wir nicht bald, daß der Dichter zu ihr durch einen Vorzug verführt wird, der ihn auszeichnet. Er beherrscht das Wort mit einer sonst selten gefundenen Kunst. Er meistert dies Werkzeug mit sicherer Vollendung. Er findet Bilder von entzückender Schönheit. Und er legt in die silberne Schale goldene Früchte. Tief aus der Seele eines wahren Dichters geschöpfte Wahrheiten bekommen wir zu hören. Nur schade, daß wir auf der Bühne auch vor allen Dingen etwas sehen wollen. Daß wir die innern Vorgänge in äußere Geschehnisse abgespiegelt wünschen. Und daß uns schließlich das Gestöhne des Thersites auf die Dauer kalt läßt, ja uns schließlich „über" wird. So kommt es, daß tiefe Worte wie das schöne:

„Spürst du nicht,
Der Abend, der die Menschen ferner macht,
Lehrt sie sich nah zu werden. Keiner will
Im Abend einsam sein. So neige dich."

uns an dieser Stelle nichts sagen, ja als Hemmschuh der Handlung empfunden werden. Und dazu gesellt sich noch ein empfindlicher Mangel. Nicht nur das Drama des Häßlichen, auch das des Feiglings hat Zweig zu zeigen sich vorgesetzt. Feigheit aber erregt in uns nicht nur moralischen, sondern auch ästhetischen Abscheu. Mit dem Häßlichen können wir empfinden und leiden, mit dem Feigen nicht Von ihm wenden wir uns voll Abscheu weg. Er hat den Anspruch verwirkt, der Held eines Dramas zu sein. — Und auch dieser Achill muß auf das Anrecht verzichten, die handelnde Person in einer Tragödie vorzustellen, und noch dazu in einer griechischen. Er gleicht den gebrochenen, willensschwachen „Helden" der modernen Dramatik. Es ist, als sei er aus einem Hauptmannschen Stück ins troische Feldlager gestiegen. Und dabei führt er den stolzen Namen Achill. Mehr als dieser ist ihm nicht von seinem homerischen Urbild geblieben. Er wirkt unter den waffenstarrenden Griechen wie ein Anachronismus. Auch er ist allzu wortgewandt und redefreudig. Hat er einmal das Wort, so gibt er es nur ungern wieder ab. Seinen nahen Tod beklagt und beweint er ohn' Unterlaß. Seine Todesahnung raubt ihm Tatkraft und Willen, und es wird uns schwer, in diesem seine Gefühle wortreich zergliedernden, ohne Waffen einherschreitenden, ruhmredigen Herrn einen Helden zu sehen, der in der männermordenden Schlacht ein Schwert geschwungen. Wenn er am Schlusse des letzten Aktes ein Weib und einen Wehrlosen erschlagen hat und mit gehobener Waffe hinausstürmend ruft:

„Und jetzt zu Hektor!"

da hegen wir für des Troerfürsten Leben nur geringe Befürchtung. Der Schönste der Griechen und der Häßlichste, — sie sind die Unglücklichsten, die das Lager um-

schließt. Aber ihre Geschicke stehen auch in unlöslichem, mystischem Zusammenhang. Dem Dichter liegt daran, das besonders zu betonen. Denn in der Buchausgabe sind die Worte durch den Druck hervorgehoben, die Thersites spricht:

„Das fühle ich,
Mein Leben ist mit deinem so versponnen,
Daß all' mein Glück sich aus dem Niederfall
Des deinen aufgräbt, wie die beiden Schalen
Der Wage wechselnd ihren Schwung und Sturz
Austauschen."

Aber auch hier bleibt es bei der Andeutung. In Taten umgesetzt sehen wir auch diese Reden nicht, und so sind sie einfach ein poetischer Einfall ohne Zweck und Ziel. — Die Handlung fließt schwerflüssig dahin. Erst im letzten Akt geschieht etwas. Und so rächt sich die Mode gewordene Verachtung der Forderung, daß ein Drama bewegte, unaufhaltsam fortschreitende Handlung haben müsse, auch an dieser Tragödie. Man braucht kein Seher zu sein, um ihr ein kürzeres Leben zu künden, als dem Achill beschieden war. Das ist schade . . . Denn sie hat dichterische Qualitäten, die ein besseres Los verdient hätten . . .

Die Inszenierung durch Herrn Hertzer war vortrefflich. Nicht nur, daß er für einen entsprechenden Rahmen gesorgt hatte, Zusammenspiel und Arrangement waren sorgfältig und mit feinsinnigem Bedacht auf künstlerische Wirkung angeordnet. Mit Recht rief ihn daher das Publikum neben den Dichter vor den Vorhang. — Der Autor hatte verlangt, daß die Titelrolle vom Liebhaber gegeben werde. Volenti non fit injuria. Er kann sich daher nicht beklagen, wenn trotz der bemerkenswerten Leistung des Herrn Strial der Gehalt der Figur nicht voll ausgeschöpft ward. Herr Strial fand sich auffallend gut mit seiner Aufgabe ab. Aber der „Thersites" ist eine Charakterrolle allerersten Ranges. Überträgt man sie dem Liebhaber, kann auch der Held den Jago spielen. Die Liebe ist in des Thersites Leben nur eine Episode, in seinem Charakterbild nicht der wichtigste Zug. So mußte denn Herr Strial der Schärfe der Charakterfigur manches schuldig bleiben. Herr Alberti suchte den Achill lebensvoll zu gestalten. Gelang es ihm nicht ganz, den Helden der Rede als Mann der Tat erscheinen zu lassen und dauerndes Interesse für die tönenden Worte zu wecken, — es wäre ungerecht, ihm die Schuld daran aufzubürden. Frl. Jähnert spielte die Theleia mit Schwung und Leidenschaft. Der Patroklos ist ganz oberflächlich gezeichnet. Der Figur individuelles Leben zu geben und ihr wenigstens den Schein des Heldentums zu wahren, gelang Herrn Zschokke nicht.

Hermann Blumenthal.

Sonnenvögel.

Novelle von Valentin Traudt.

(Fortsetzung.)

Endlich hob sie wieder die Stirn und sah mich mit ihren großen Augen an, fast als sei sie eben aus einer anderen Welt zurückgekehrt.

„So, ja, ich bin noch nicht fertig", fuhr sie dann, noch etwas erschöpft, fort. „Am Nordstrand der Insel war die Leiche eines Schiffers angetrieben worden, dessen Boot im Februar ganz in der Nähe, wo man ihn nun gefunden hatte, verunglückt war. Wenn man so an dem Strande dahingeht, vorsichtig den auflaufenden Wellen aus dem Wege, dann glaubt man gar nicht, daß man so in der Nähe des Landes noch verloren sein kann. Aber es soll auch eine schreckliche Nacht gewesen sein. Kein Mensch auf der Insel hat geschlafen. Vielleicht nur eine Viertelstunde von der Stelle, wo das Boot gescheitert war, lag das Häuschen des Schiffers hinter der Düne, und da wartete sein Weib auf ihn. Das ahnte nicht, daß er den Kurs verloren hatte, war er doch einer der besten Seeleute der Insel. Es hat lange gedauert, bis seine Not gemerkt und das Rettungsboot ausgeschickt wurde. Der arme Mann hatte sich bis dahin schon viele Stunden an der Spitze seines Segelmastes festgehalten. Und nun ging das mit dem Boote nicht schnell. Die See ging zu hoch, die Rettungsmannschaft konnte ihr Fahrzeug nicht durch die Brandung bringen. Und der Sturm soll eisigkalt gewesen sein. — Seine Freunde und Nachbarn riefen ihm zu, auszuhalten. Doch sein Blut war gewiß schon erstarrt, nach kurzer Zeit fiel er aus dem Tauwerk und wurde hinweggespült. O, das muß schrecklich sein! — Vorher hatte die See schon seinen Matrosen verschlungen. Den hatten jedoch die Strandläufer, die allmorgendlich nach brauchbarem Strandgut ausschauen, bereits am folgenden Tage gefunden. Er war jetzt erst im Juli am hohen Hörn angeschwemmt worden. In allen Pensionen, überall am Badestrand wurde davon gesprochen. Es war, als sei das Unglück erst gestern geschehen. Nun wollten die Badegäste auch etwas für die hinterlassene Witwe tun und es wurde eine Sammlung und eine Wohltätigkeitsvorstellung veranstaltet. Auch ich war gebeten worden. Im großen Saal des Inselhotels ging es denn los mit Rezitationen, Gesangsvorträgen, Verlosung — wie eben so etwas ist, was gutherzige Menschen übereilt vorbereiten, und was dann auch nur mit Rücksicht auf den guten Zweck in so wahlloser Buntheit verzeihlich erscheint. Ich trug zunächst einige Dichtungen von Lenau, Gilm und Anzengruber vor und sang dann aus dem spanischen Liederbuch von Hugo Wolf das zarte Liedchen „In dem Schatten meiner Locken". Er saß in der ersten Reihe und ich hatte reichlich Gelegenheit, ihn mir genau anzusehen. In dem grellen Schein der elektrischen Lampen erschien er bleich, und sein Gesicht hatte den Ausdruck eines strengen, fast bärbeißigen Beamten, der in allen Dingen bis auf den Punkt sieht. Aber unter den schön gewölbten Brauen lagen gute, liebe Augen, die mir voll Milde und Innigkeit entgegenstrahlten. Jetzt kam mir zum erstenmal der Gedanke, daß er schon längst ver-

heiratet sein könnte und daß es doch sehr kindisch von mir sei, gerade ihn, ihn gerade so innig, innig wie noch keinen vor ihm, in meine Seele zu schließen. Aber das war nur ein Augenblick. Ich konnte es nicht abweisen, es hatte mich zu glücklich gemacht. Und als ich nachher wieder in meiner Mappe kramte, merkte ich, daß er mich ansah mit Augen, die da fragten, ob er zu mir reden dürfe. Und das Blut schoß mir in die Wangen. Da stand er auch schon auf und trat zu mir her, und sein Tritt, die Stimme, die Bewegung seiner Hand verriet mir eine so schlichte und reizvolle Art, daß ich ihm freudig entgegenkam.

„Was kommt nun?" fragte er verträumt.

„Nummer drei aus den Brautliedern unseres gemüttiefen Peter Cornelius."

„Ah," fiel er ungeduldig ein. „Darf ich Sie vielleicht dabei begleiten? Gewiß wird es der Herr da erlauben."

Und er wandte sich nach dem jungen Mann, der vorhin an dem Flügel gesessen hatte. Der war es zufrieden. Dann erst nannte er mir seinen Namen, bat sich das Notenblatt aus und war bald mitten in einem Gespräch über die Kunst des Vortrages. Er sprach anregend, fesselnd, unbefangen und frisch. Das Geheimnis unserer gegenseitigen Zuneigung wurde mir dabei überraschend klar. Als die Pause vorüber war und sich die Sitzreihen wieder füllten, konnte ich es kaum übers Herz bringen, ihn zu bitten, mir doch während des folgenden Tanzvergnügens seine Gesellschaft zu schenken. Und er sagte zu. Doch nun kam ja erst noch der zweite Teil des Programmes. Keinen Augenblick bin ich im Zweifel, daß ich nie wieder so gut gesungen habe, daß ich nie wieder so vollendet begleitet wurde, auch von ihm nicht. Unsere Seelen flossen ineinander, waren eins geworden. Und wie ein frohes Aufleuchten war es durch den Saal gegangen; denn die Kunst war nun mitten unter uns, die heilige. Eine lautlose Stille herrschte, bis er aufstand, meine Hand ergriff und sie auf das zärtlichste drückte. Da kam mir das Bewußtsein zurück, daß ich vor vielen Menschen stand, und ich schauerte in mich zusammen. Hatte ich nicht ein zartes Geheimnis verraten? Hatte ich das geburft? — Sein heiteres Kinderlächeln aber tröstete mich und ich trat mit ihm ganz zufrieden zur Seite."

Wieder mußte sich die Erzählerin einige Minuten ausruhen. Ich wagte es nicht, zu ihr aufzublicken; denn ich fühlte mich so tief unglücklich, daß wohl alles das auf meinem Gesichte zu lesen war, was so lebhaft meine Seele durchflutete.

Auf der Insel Siebenberg sangen zwei Sonnenvögel, und man konnte meinen, sie wollten in geheimer Verabredung ihre Stimme zu einem lustigen Duett verschmelzen. Frau Vogt stand auf, ging einige Schritte von der Bank weg und kam erst wieder zurück, als die Künstlerin von neuem begann.

„Der Abend hatte über uns entschieden, und jeder neue Tag sah uns vereint am Strand, im Segelboot oder auf den Dünen. Dort lagen wir gewöhnlich am späten Nachmittag und lauschten der uralten Melodie des ewigen Meeres und freuten uns über das Spiel der Wellen, die mit ihren schneeigen Kämmen unaufhörlich heranrückten und im Glanze der Sonne wie Smaragd leuchteten. Andere bäumten sich weit draußen am Riff auf und standen wie blühende Bäume, durch die der Wind geht, gegen den blauen Himmel. O, das Meer, das Meer! — — Es war eine selige Zeit! — — So voller rastloser Energie und unbeirrten Wollens, wie die Wogen, so durchstrahlt von der Güte einer sonnigen Seele war auch er — — Und er wurde mein."

Unerwartet schnell erhob sie sich nun, stand eine Weile schweigend, sah hinaus wie in ein fernes Land und winkte dann mit den Augen. Auch ich hatte mich erhoben.

„Packen Sie zusammen. — Wir wollen gehen."

Ein zehrender Frost schien sie zu durchzittern.

„Ich will sehen," sagte ich stotternd und um nur etwas zu sagen, „ob ich mir einen Sonnenvogel aus der Handlung in der Hohenzollernstraße verschaffen kann und an dem Bilde wenigstens das noch heute fertig bringe."

Sie nickte langsam mit dem Kopf. — Wir gingen.

Fast schon am Ausgang des Parkes blieben wir noch einmal stehen und lauschten. Lustiges Kindergeschrei kam von den Spielplätzen her. Sie zeigte mit der Rechten nach einer großen Kastanie.

„Da singt noch einer. — Aber wie lange noch? — Wie lang? — Wer weiß das wohl?"

Das war das letzte Wort, das ich aus ihrem Munde hörte.

Ich habe sie nie wieder gesehen.

Vorerst kamen einige Tage, an denen es unaufhörlich regnete. Abend für Abend beguckte ich mir das Wetterhäuschen auf dem Friedrichsplatz, immer eiliger, immer ungeduldiger. Und am ersten klaren Morgen wartete ich schon über eine halbe Stunde früher am Auetor, begierig, ihre Lebensgeschichte aus ihrem Munde weiter zu hören.

Sie kam nicht.

Bereute sie vielleicht ihre Offenheit? Wollte sie einige Tage verstreichen lassen, damit das Vergessene anfange, seine grauen Schleier zu weben?

Ich suchte sie auf unserer Bank auf.

Die Erwartete war nicht da. Und doch lachte die Sonne mit der ganzen Glut der sich ansagenden Sommerzeit!

So verging eine Woche, ohne daß ich ein Zeichen von ihr erhalten hätte. Das war mir unbegreiflich.

Anfänglich hatte ich noch stets die Staffelei mit ihrem Bild bei unserer Bank aufgestellt. Und jedesmal war es mir da, als müsse sie jetzt gleich den Kiesweg herkommen. Oft glaubte ich ihre Tritte und ihre Stimme zu hören. Sie blieb aus. Mitunter verbesserte ich unter dem Warten noch hie und da an der Staffage, setzte ein Licht auf, vertiefte einen Schatten und fand, je länger die Zeit unserer Trennung wurde, daß mein Bild doch wohl bestehen könnte. Und wenn so meine Augen lange auf ihren Zügen ruhten, webte die Erinnerung und weckte Träume der lind verstrichenen Wochen.

Lenzzeit war gewesen. —

Immer von neuem stieg die Hoffnung auf, daß sie bald zurückkehren werde. — Wenn aber doch alles vorbei wäre? — Alles in ihr war mir so gut und schön erschienen, weil sie es sich selbst geschaffen hatte in einem sicher geführten Leben. Nichts bei ihr und in ihr war nur angenommen, gemerkt oder äußerlich festgehalten aus bloßem Verkehr. Es war Erlebnis. Bis auf meinen letzten Tag wird mich das Bild dieser seltenen Frau begleiten. Im Umgang mit ihr hatte ich zum erstenmal die lebensvolle Wärme tiefer, natürlicher Weiblichkeit empfunden, sie getrunken aus dem Born ihrer unergründlichen Augen, erlauscht aus dem Wohlklang und reichen Sinn ihrer Worte. Der wunderbare Glanz, den ihr Wesen verbreitete, hatte schon angefangen, meine Leidenschaft für sie allgemach zu einer tiefen Freundschaft zu verklären. Man darf mich zwar nicht zu jenen Menschen zählen, deren Schüchternheit einer unerklärlichen Ausgelassenheit, einem unbekümmerten Sichgehenlassen weicht, sobald sie merken, daß ihnen unbegrenzte Güte entgegenkommt, ich habe auch nie ein unbedachtes Wort gesprochen, ich mag darüber nachsinnen, soviel ich will — aber ich habe sie doch oft genug angebettelt mit meinen Augen. Und jedesmal hatte sie es verstanden und mich durch einen Blick zurechtgewiesen, hatte mir verzeihend gesagt, daß ich mich fassen müsse. Das war es, was mich nun doch bedrückte. — Ich mußte mir Vorwürfe machen.

Der Wunsch, wieder mit ihr zusammenzutreffen, trieb mich lange hinaus, bis mir eines Morgens Frau Vogt, einige hundert Schritte vom Auetor noch, entgegenkam. Es lag so viel Unheilverkündendes in ihrem Antlitz, daß ich unwillkürlich und tief erschreckt stehen blieb. Sie reichte mir zitternd die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Sie ist tot.“

„Wer? — Wer?“

„Unsere Freundin.“

Als die ältliche Frau das sagte, war es mir, als wäre ich wieder ein kleiner Bub und stände wie einst, als ich mich verlaufen hatte, auf dem höchsten Berge hinter meinem Heimattal und die Nebel stiegen herauf und verschlängen alle Wege. „Mutter! — Mutter!“ Herz und Mund hatten es damals geschrieen. Doch ich war allein geblieben, war einsam weiter geirrt bis in ein fernes Dorf, von wo aus man mich noch in der Nacht heimbrachte.

So war es mir jetzt zu Mute.

Und ich mußte weinen wie damals, laut und bitterlich. Wenn meine Seele nur auch hinausflattern könnte! — — Alle Schranken brachen, mit denen ich meine Wünsche und Gefühle mühsam umstellt hatte, und die ängstlich geheim gehaltene Liebe zu der nun Entschlafenen nahm Besitz von all meinem Denken und Tun.

„Sie haben sie sehr geliebt“, sagte Frau Vogt, nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, mit überzeugtem Ausdrucke.

„Sehr!“

Und ich reichte ihr die Rechte zur Bekräftigung und um Trost in dem Druck ihrer Hand zu suchen. Sie wollte noch mit mir sprechen; aber, wie sie mir später erzählte, durch die Totenbläße meines Antlitzes erschreckt, hatte sie geschwiegen und war davongegangen.

In diesen Tagen gelang mir nichts; nichts gab es, was meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte. Müde und niedergeschlagen, als ob eine schwere Nervenkrankheit im Anzuge wäre, ging ich umher. Erst allmählich begriff ich, daß mir in der Bekanntschaft mit Frieda ein hohes Glück geschenkt worden war. Ihr edler Sinn, ihre heitere Milde hatten mich unauffällig belehrt, wie man im kleinsten Kreise reines Menschentum gestalten kann, und daß das wahre Glück nicht in den Dingen außer uns, am besten gerade ohne diese besteht. . . Nun sie nicht mehr war, gewannen ihre Worte noch tiefere Bedeutung. Sie wuchs wie alles Schöne, was vergangen ist, über das natürliche Maß irdischer Dinge und wurde nun erst die unersetzliche Freundin.

Nach einiger Zeit suchte mich Frau Vogt in meiner Wohnung auf und überreichte mir einen Brief von dem Fabrikanten Hohenecker in Bochum. Er bat mich darin, ihm doch recht bald das Bild seiner Frau zu überbringen. Ich wunderte mich, daß er meine Adresse nicht kannte, daß also Frieda nicht ausführlicher von mir daheim gesprochen haben könne. Dabei reckte sich von neuem der Hintergedanke auf, daß auch sie mehr denn nur Freundschaft für mich empfunden hätte. O, du nie sterbende Eitelkeit, wie leicht verführst du das suchende Herz, selbst deinem geliebtesten Freunde die Krone der Reinheit zu rauben! Doch als ich vor ihr Bild trat, erstarb sofort wieder diese selbstsüchtige Einbildung.

Frau Vogt, die sich neben mich gestellt hatte, als ich das schützende Tuch von der Staffelei zog, weckte mich endlich aus meinem Sinnen auf.

„Ich habe nun alles hier geordnet. Ich gehe nun halt auch wieder zurück nach Wien."

„Lassen Sie uns noch einige Minuten plaudern. Ich bitte Sie! — Ich fühle mich so verlassen, sobald ich an unsere Freundin denken muß."

Sie fügte sich meinem Wunsche und nahm auf einem Sessel, den ich ihr bei die Staffelei rückte, Platz. Sie wies schluchzend auf das Bild hin und sagte: „Ich habe es nie geglaubt, daß sie so schnell sterben müßte. Daß es so früh kommen würde, hat sie sicherlich selbst nicht geahnt." —

„War sie denn leidend?"

„Ehe wir Sie kannten, Herr Malten, hatte ihr der Arzt erklärt, daß sie auf alles gefaßt sein müsse. Großer Gott, wer hat das aber geglaubt? Speise und Trank brauchte sie allerdings fast gar nicht; aber sie hat auch nie über Schmerzen geklagt. — Und nun dahin, dahin! — — Darum kam sie auch immer in den schönen Park. Die Natur genießen, noch einmal tief und ganz in der Frühlingszeit, ehe die Nacht käme. — Wie schwer fielen mir damals die Worte aufs Herz. — — — Aber der Arzt hat Recht behalten. Ihr Herz sei gebrochen. . . . Wie er das meinte, das weiß ich nicht. — Können Sie es vielleicht sagen?"

Aber ohne eine Antwort abzuwarten, ja so schnell, als fürchte sie, ich komme ihrer Aufforderung nach, fuhr sie fort: „Die Entschlafene wußte, daß sie von *Ihnen geliebt wurde. Allerdings hat sie nie eine* Silbe darüber verlauten lassen, aber Sie wissen ja, wir Frauen haben dafür ein feines Gefühl. — Ich, Herr Malten, habe es doch auch gemerkt. — Trotzdem ging sie alle Tage wieder zu Ihnen hinaus in den Park; sie ließ das Bild anfangen, um Sie durch die Alltäglichkeit dieses Beisammenseins zu heilen. — Ja, ja, darauf können Sie sich verlassen! — — Schauen Sie nur diese gütigen Augen!"

Schmerz und Liebe hatten der Frau einen Fluß der Rede gegeben, der mich überraschte.

„Ich kenne die Ärmste schon gar lange. Einige Monate nach dem Tod ihrer Mutter mietete sie bei mir. Ich hatte eine sehr feine und für Künstler passend gelegene Wohnung und gab, nachdem mein Mann gestorben war, immer zwei Zimmer davon ab, mit Aufwartung und voller Pension und allem. Das gefiel ihr, und sie kam zu mir mit ihren Blumen, altmodischen Bildern, Kannen und Tassen. — Ich sage Ihnen, lauter Sächelchen aus Großmutters Zeiten, gut geschont aber und blitzblank. — Und bald war sie bei mir wie daheim. O, das hat sie oft gesagt, und es muß wohl wahr sein. Und wenn Herren vom Theater oder vom Militär sie besuchten, dann mußte ich immer dabei sein, weil sich's sonst nicht schickte. Ich war ihre Vertraute in allen Dingen. Und wenn einmal ein extrafeiner Mensch kam, dann sagte ich oft: „Greifen sie zu, Fräulein, das ist der Rechte!" — Aber sie dann: „Ich fühle nichts für ihn. Er mag schön sein, warum nicht, es gibt viele schöne Männer; er mag gut sein, warum nicht, ich will einen besseren Mann. Liebe Frau Vogt, meine Stimme im Innern schweigt, nichts neigt sich ihm zu." — — „Fräulein," sagte ich da, „das Leben ist kurz; die Schönheit vergeht." — — Aber gleich bekam ich mein Teil. „Wie können sie so reden; gerade sie, Frau Vogt. Haben sie alles vergessen?" — — Nun, Herr Malten, ich habe genug erfahren, ich verstand sie und schwieg, schwieg — — — — bis wieder einer kam, der mir passend schien. Doch sie lebte nur sich und ihrer Kunst; sie las und sang und durchstreifte fleißig unsere schönen Wälder, stieg in die Berge nnd verlor sich endlich bis ans Meer, wo sich ihr Geschick erfüllte. — Das ist Ihnen ja bekannt. Hätte ich sie damals begleitet, wer weiß? — Nein, nein, nein; es wäre doch so gekommen. — — — Die anstrengenden Bergtouren in früherer Zeit, die werden wohl ihr Leiden hervorgerufen haben, sonst nichts; nein, nein, nein!"

Sie schüttelte den Kopf, als schwebe ihr ein Gedanke vor, den sie nicht fassen könne.

„Es war ein seltsames Mädchen und eine seltsame Frau. Ehe sie wieder ihr einsames Leben begann, besuchte ich sie einige Wochen in Bochum. Du lieber *Gott, welcher Unterschied in der Umgebung der* Menschen! Das lustige Wien, die Stadt der Lieder, und das graue, verräucherte Fabriknest? Schon das macht mir die Sache begreiflich. — Sie fahren ja nun selbst hin. — Für feine, empfindsame Seelen, die so an die freie Natur gewöhnt sind wie Frieda es war, ist es nichts. Sie hatte ihren Mann, der früher schon einmal verheiratet war, sehr lieb; sie hatten ja einen großen Reichtum gemeinsamer Interessen. Aber sehen Sie mal, die Fabrik kam von der ersten Frau her, die Schwiegermutter lebt noch, drei Töchter waren da, die Zeit geschäftlich so schwer, daß er den ganzen Tag arbeiten mußte, kaum ein Mensch ihrer neuen Umgebung hatte Sinn für Kunst und feine Lebensführung. . . . . O, ich begreife sie ganz. — Das rastlose Getriebe, die ewige Jagd nach Aufträgen nnd Geld, die raucherfüllte Stadt, die Stieftöchter, die nur für Sport und äußeren Tand Verständnis haben, seine Schwiegermutter, die wie das Schwungrad einer Maschine seine Kräfte treibt; es soll verdient werden, es muß verdient werden, die Fabrik gehört in die erste Reihe. . . . Da wollte sie keinen Streit und keine Uneinigkeit dazwischen tragen. Sie mühte sich ab, allem gerecht

zu werden, ohne daß die ihr irgendwie entgegengekommen wären, ihn ausgenommen. Doch er sollte sich nicht gar mit der Mutter seiner ersten Frau entfremden und die Töchter vernachlässigen. — Nein! — Das lag ihr fern. So schied sie von ihm, nahm mich zu sich und wir zogen nach Kassel. Ob sie schon damals wußte, daß ihre Tage gezählt seien? — Ob sie darum ihr Leben wieder allein in die Hand nahm, es nach ihrem Sinn zu enden? — Wer kann das ergründen?"

Ich wußte nichts dazu zu sagen, so wild fluteten auf einmal wieder die Gedanken in meinem Hirn durcheinander. Immer kommt es im Leben anders als wir es uns denken. Und das muß wohl so sein wegen der anderen Menschen neben und mit uns, die auch ihre Wünsche haben.....

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Vom Wilhelmshöher Schloßbau. Landgraf Wilhelm IX. trug sich eine Zeitlang damit, auf der Freitreppe des Hauptgebäudes des Wilhelmshöher Schlosses Statuen des Mars und der Minerva zu errichten. Verschiedene Bildhauer lieferten Modelle ein, worauf der Landgraf von der 1776 von Friedrich II. begründeten und 1786 von Wilhelm bestätigten Gesellschaft der Altertümer ein Gutachten über die in der alten Kunst üblichen Darstellungen dieser beiden Gottheiten einforderte. Präsident des engeren Ausschusses dieser Gesellschaft war damals Oberhofmarschall von Veltheim, ihr beständiger Sekretär war Casparson. Das im Staatsarchiv Marburg erhaltene Gutachten der Gesellschaft lautet:

„Unterthänigster Bericht.

Auf Eur Hochfürstl. Durchlaucht gnädigsten Befehl hat sich der engere Ausschuß der Gesellschaft der Alterthümer, der die beyden Statuen des Mars und der Minerva betreffenden höchsten Aufträge wegen in dem Museum versammlet, und haben wir die Gnade, folgendes, auch nach den im Museum befindlichen Antiken angestelltes und solchen sich gemäß befindendes Resultat unsrer Untersuchung hierdurch unterthänigst ehrerbietigst vorzulegen.

Die in der alten Kunst üblichen Vorstellungen des Mars und der Pallas oder Minerva sind folgende:

Mars wird auf Münzen und geschnittenen Steinen, in Statuen und auf Reliefs häufig jugendlich, mit nacktem Cörper mit Schild und Spieß in den Händen und bedeckt mit einem Helm vorgestellet, der mit einem herabhängenden Pferdeschweif, niemals mit Federn verziert ist, oder auf dem oben eine Sphinx liegt, ebensowohl zeigt er sich auch auf römischen Münzen und geschnittenen Steinen im männlichen Alter, bärtig gerüstet mit dem Harnisch, und mit den übrigen Waffen, Schild, Spieß und Schwerd in den Händen oder neben sich, bisweilen auch nur bekleidet mit dem Kriegs Gewand, dem sago oder paludamento, wie es die römischen Feldherren und Kaiser trugen. Statt vieler Beyspiele mag eins auf einer Münze des Kaisers Maxentius genug seyn, wo Mars ganz als römischer Feldherr gebildet ist.

Pallas oder Minerva erscheint auf alten Kunstwerken aller Art mit dem Helm, schuppigem Brustharnisch, mit dem Schilde, mit und ohne Spieß. Der Griechische Helm war so gemacht, daß er konnte herabgedrückt werden, und das Gesicht bedeckte, eben so wie die Visiere der teutschen Helme. Zu dieser Absicht hat er zwey Löcher oder Öffnungen für die Augen. Diese Gestalt hat der Helm der antiken Minerva im Hochfürstl. Museo, der berühmten Pallas Giustiniani (Perrier, Statuae 54), der Florentinischen (Museum Florent. T. III. Tab. VII) und anderen Statuen, der Pallas Köpfe auf den corinthischen und anderen Münzen und auf den geschnittenen Steinen. Er kann aber auch glatt seyn ohne diese Augenhöhlen, wie auf verschiedenen alten gemahlten griechischen Vasen. Oben auf dem Helm sitzt die Eule, der der Pallas geweyhte Vogel. In einer oder der anderen Hand kann auch Pallas statt des Spießes einen Ölzweig halten.

Die wir in tiefster Unterwürfigkeit verharren
Euer Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigste treu gehorsamste
Veltheim Du Ry Casparson L. Voelkel
Cassell den 1. May 1795."

Gleichzeitig hatte Wilhelm IX. der Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, deren Vizepräsident gleichfalls von Veltheim und deren ständiger Sekretär Oberbaudirektor Du Ry war, der zugleich auch als Direktor der Akademie der Baukunst fungierte, eine Prüfung der Modelle aufgetragen. Das Ergebnis dieser Prüfung geht aus folgendem Bericht der Akademie hervor:

„Cassel, den 1. May 1795.
Durchlauchtigster Landgraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

Unterthänigster Bericht von der Mahler = Bildhauer und Bau Kunst Academie die verfertigte Modelle von denen auf die Frey Treppe des neuen Weißensteiner Hauptgebäudes zu verfertigen den Statuen betr.:

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht haben mündlich gnädigst zu befehlen geruhet, daß die Academie

der Mahler = Bildhauer und Baukunst diejenigen Modelle untersuchen soll, welche zu Skizzen der, auf die Frey Treppe des neuen Weißensteiner Haupt Gebäudes aufzustellenden Statuen, dienen sollen, und welche in dieser Rücksicht Euer Hochfürstlichen Durchlaucht durch einige hiesige Künstler präsentieret worden.

Diesem Höchsten Befehle zu Folge haben wir Folgende unpartheyische Mitglieder der Academie hierzu einladen laßen, als

1) den Profeßor Boettner,

2) den Bau Direktor Jussow und

3) den Mahler Nahl.

Da nun die Modelle vorgestelt und nach ihren Stellungen und übrigen Ausarbeitungen genau besehen und untersucht worden, So wurde das vom Bildhauer Ruhl gefertigte Modell vom Mars und das vom Bildhaur Rath Nahl von der Minerva, als die vorzüglichsten gewählt, dabei aber noch für gut gefunden, daß der Mars mit seiner gewöhnlichen Kriegs=Rüstung bekleidet und nach diesen und einigen anderen Abänderungen neue Modelle verfertigt werden sollen.

Wir verfehlen demnach nicht hiervon vorläufige unterthänigste Anzeige zu thun, und beharren in tiefster Ehrfurcht

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst treu gehorsamste und
pflichtschuldigste
Veltheim Du Ry."

Nach einer Resolution vom 16. Mai 1795 befahl der Landgraf darauf der Gesellschaft der Altertümer und der Akademie, durch die Bildhauer Nahl, Ruhl und die Brüder Heyd auf ihre eigenen Kosten unter Aufsicht des Professors Boettner Gipsstatuen des Mars und der Minerva in großem Maßstab anfertigen zu lassen. Warum diese nicht zur Ausführung und Aufstellung kamen, wissen wir nicht. Statt dessen wurden dann 1802 die beiden Steinkugeln (Erd= und Himmelskugel) auf der westlichen Freitreppe errichtet.

Heidelbach.

Aus Heimat und Fremde.

Am 24. November, dem 50. Todestage Ernst Kochs, wurde am Markt Nr. 13. zu Marburg durch den dortigen S. C. eine marmorne Gedenktafel errichtet. Rechtsanwalt Eckhardt=Witzenhausen, Alter Herr der Teutonen und geborener Marburger, hielt die eindrucksvolle Weiherede.

Der Ernst Koch=Gedenkstein auf dem Weinberge zu Kassel konnte am 50. Todestage des Dichters des „Prinzen Rosa Stramin" noch nicht enthüllt werden, da die bis jetzt eingegangenen Spenden zur Deckung der Kosten noch nicht genügen. Die Enthüllung ist deshalb auf das kommende Frühjahr verschoben worden. Die Verwandten des Dichters haben sich bereit erklärt, für die Restsumme aufzukommen; es besteht jedoch die Absicht, von diesem Anerbieten, wenn irgend möglich, keinen Gebrauch zu machen. Sollte Ernst Koch seinen hessischen Landsleuten heute wirklich noch so wenig bedeuten, daß sich nicht einmal die Aufrichtung eines Denksteins ermöglichen läßt?

F. Dingelstedt soll, wie die „Schaumburger Zeitung" mitteilt, auch am Klütberge bei Hameln ein Denkmal errichtet werden.

Der Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung hielt am 25. November im Evangelischen Vereinshause zu Kassel seine Jahresversammlung ab.

Die am 11. November 1905 begründete „Marburger Altertümersammlung" macht bereits eine Vergrößerung der Räume notwendig. Sie umfaßt jetzt 3075 Gegenstände.

Rudolf Herzogs Bekanntschaft vermittelte uns am 27. November der Deutsche Sprachverein. Der gefeierte Dichter las zunächst eine sehr feine Novelle und darauf eine Reihe eigener Lyrika und Balladen, die in Inhalt und Vortrag Zeugnis ablegten von der starken, freudigen Lebensbejahung, die in allen Werken Herzogs den Grundton bildet. Der Vortrag war um so eindrucksvoller, als der Dichter auf jegliche rhetorische Kunst verzichtete. Der Hanuschsche Saal war bis auf den letzten Platz mit beifallsfreudigen Zuhörern gefüllt, die dem Sprachverein für diesen genußreichen literarischen Abend sehr zu Dank verpflichtet waren.

In Schlüchtern hat sich ein „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege im Kreise Schlüchtern" gebildet, der sich die Pflege der Heimatliebe zum Zweck gesetzt und auch die Gründung eines Heimatmuseums ins Auge gefaßt hat.

Feste der Vereinigung der Hessen in Berlin: 1) Weihnachtsfeier, Donnerstag, den 17. Dezember (Heidelberger); 2) Grimmfeier, Mittwoch, den 6. Januar 1909 (das.); 3) Wurstessen, Sonnabend, den 23. Januar (das.); 4) Stiftungsfest, den 13. März im Hotel Friedrichshof (Friedrichstraße.)

Hessische Bücherschau.

Kurhessischer Kalender 1909. Herausgegeben und verlegt von H. Meyer-Kassel, Prinzenstraße 10. Preis 2,50 M.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1909. 26. Jahrg. Verlag von Friedrich Lometsch, Kassel. Preis 40 Pf.

Der Hans Meyersche Kalender, der immer sicherer sein Platzrecht in der hessischen Familie behauptet, hat sich diesmal besonders pünktlich eingestellt; die Fülle der Motive zeigt aufs neue, daß der Künstler immer wieder aus dem Vollen schöpft. Eine überraschende Neuerung gegen die früheren Jahrgänge bildet die Aufnahme figürlichen Schmuckes, der das landschaftliche Bild ungemein belebt. Hervorgehoben seien die Blätter „Pflügender Bauer im Fuldatal bei Malsfeld", „Schwälmer Sämann in Willingshausen", der in seiner typischen Bewegung brillant hingestellt ist, dessen Kopf aber leider, wohl durch den Druck, etwas Totenmaskenähnliches bekommen hat, sodann die „Arbeiterinnen auf dem Felde bei Rauschenberg", der „Schafhirte an der Ruine Brandenburg bei Herleshausen", alles Blätter von prächtiger Wirkung. Die anderen Motive sind entlehnt der Schloßruine Friedewald, dem Normannstein, der Ruine Wallenstein, Kreuzburg a. d. Werra, Schloß Schweinsberg, der Amöneburg, der Diemellandschaft bei Warburg und dem Bergamt am Hohen Gras. Daß die einzelnen Bilder dem Charakter des betreffenden Monats angepaßt sind und der Künstler wieder großen Wert auf die Herausarbeitung besonderer Stimmungswerte gelegt hat, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden. Das Titelblatt gibt diesmal die außerordentlich glücklich erfaßte Porträtzeichnung eines Schwälmers aus Willingshausen. Der Kalender wird zweifellos neben denen, die ihn nicht mehr missen wollen, viele neue Freunde gewinnen.

Der diesmal von Pfarrer Ellenberg herausgegebene reich illustrierte Hessische Volkskalender bietet sich wieder in dem traulichen von Meister Schwindrazheim geschaffenen Gewand dar. Zum belletristischen Teil trugen u. a. Valentin Traudt, K. J. Kreiß, J. H. Schwalm und Pfarrer R. Francke bei, über die Raiffeisenstraße in Hoof berichtet Pfarrer Lohr, Pfarrer Vespermann-Falkenau schildert, wie aus einem Hessen ein Böhme wurde, Pfarrer Ellenberger zeichnet ein Lebensbild des Volksdichters H. Naumann, während Geh. Justizrat Büff die Geschichte Spangenbergs vor dem Leser aufrollt. Die Jahresrundschau bringt unter den vielen Illustrationen auch eine ganzseitige Abbildung der Parade vor Eduard VII. auf Wilhelmshöhe.

Eingegangen:

J. Zingel, Geschichte der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde. 215 Seiten. Hanau (Clauß und Feddersen) 1908. Preis brosch. 4.— Mk.

Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. 42. Band. Kassel 1908.

Lebenslieder. Neue Gedichte, von M. Herbert. Verlag von J. P. Bachem in Cöln.

Leo Sternberg, Neue Gedichte. Stuttgart und Berlin (J. G. Cottasche Buchhandlung) 1908. Preis 3 Mk.

Die Bildwerke im Marmorbad zu Kassel. Mit Erläuterungen nach Ovids Metamorphosen. Kassel, R. Trömner. Preis 3.— Mk. Geb. 4.50 Mk.

W. Vesper, Der Kreis Homberg, Heimatbuch f. Jung und Alt. 132 Seiten. Marburg (Elwert) 1908.

Personalien.

Verliehen: dem Landesrat Geh. Regierungsrat Dr. Osius zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Oberbürgermeister Gebeschus zu Hanau und dem Oberstleutnant z. D. Hock zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Betriebsinspektor a. D. Bechtel, dem Architekten Eubell, dem Oberlehrer Professor Seibt und dem Sanitätsrat Dr. Weber zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Stadtrat Matthei zu Marburg der Kronenorden 4. Kl.; der Frau Oberst von Kieckebusch auf Hoof die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.; dem Hüttendirektor Jung zu Neuhütte bei Biedenkopf der Titel Kommerzienrat; dem Postassistenten Kreilein zu Kassel der Titel Postsekretär.

Ernannt: Seminardirektor Dr. Polack zu Frankenberg zum Regierungs- und Schulrat in Düsseldorf; Rechtsanwalt Höfinghoff zum Notar in Langenselbold; die Referendare Knackfuß, Lampersbach und Dr. Vilmar zu Gerichtsassessoren.

Gewählt: Regierungsassessor Dr. Walter v. Christen aus Werleshausen zum Landrat des Kreises Friedland.

Versetzt: Landgerichtsrat Limberger zu Kassel als Amtsgerichtsrat nach Neu-Ruppin; die Amtsrichter Dr. Heldmann zu Bergen und Schreiber zu Wetter als Landrichter nach Hanau bzw. Bielefeld.

Übertragen: dem Forstmeister Grebe zu Hofgeismar die Oberförsterstelle Veckerhagen.

Geboren: ein Sohn: Kaufm. Arthur Schumann und Frau Sophie, geb. Schoppach (Kassel, 23. November); Oberpräsidialrat Mauve und Frau Anna, geb. v. Gehren (Kassel, 29. November).

Gestorben: Professor Gustav Fuhrmann (Buffalo, 4. November); Kaufmann Johann Heinrich Nickel, Ehrenbürger von Hanau, früherer Reichstags- und Landtagsabgeordneter (Hanau, 15. November); Kgl. Forstmeister a. D. Wilhelm Fuchs, 78 Jahre alt (Kassel, 15. November); Frau Anna Jacoby, geb. Ellrott, 39 Jahre alt (Kassel-R., 17. November); Freiherr Egon v. Verschuer, 57 Jahre alt (Heidelberg, 19. November); Generaloberarzt a. D. Dr. Heinrich Heineken, 61 Jahre alt (Kassel, 21. November); Jubilarschwester Augustine Kind, Oberin der Vincentinerinnen, 74 Jahre alt (Somborn, November); Sprachlehrer Emil Heyken, 52 Jahre alt (Kassel, 23. November); Privatmann August Engelhardt, 83 Jahre alt (Kassel, 23. November); Frau Marie Uthemann, geb. v. Schenck, Ww. des Geh. Baurats, 71 Jahre alt (Zalenze, 23. November); Standesbeamter, Stadt-Obersekretär Heinrich Becker, 65 Jahre alt (Kassel, 24. November); Oberpostdirektionssekretär a. D., Rechnungsrat Wilhelm Nuhn, 85 Jahre alt (Kassel, 24. November); Kaufmann Max Kahn, 61 Jahre alt (Kassel, 29. November); Privatmann Georg Heinrich Worch, 79 Jahre alt (Kassel, 29. November).

Zum **Ernst Koch-Denkstein** gingen ferner ein: J. D., Agathof 1 M. — Frau Landmesser Dkr. in Kassel 1 M. Bergrat W., Homberg 2 M. — zus. bis jetzt **150,30 M.**

☛ Dem heutigen Heft sind **3 Beilagen** beigefügt, die gefl. Beachtung empfohlen werden, und zwar:

1. Prospekt des Verlags Klinkhardt & Biermann, Leipzig, betr. „Die Geschichte der Wilhelmshöhe" von Paul Heidelbach;
2. Prospekt der Firma Richard Trömner in Kassel, betr. „Die Bildwerke im Marmorbad zu Kassel auf 22 Tafeln in Kabinettformat";
3. Ankündigung eines Bändchens „Gedichte" von Valentin Traudt (Verlag von Friedr. Scheel, Kassel).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XXII. Jahrgang. Kassel, 19. Dezember 1908.

Wenn blass die Sterne . . .

Wenn blaß die Sterne erblühten
Am dunkelnden Himmelszelt,
Dann treibt ein blauer Nachen
Hoch über der schlafenden Welt.

Der gleitet rosenumwunden
Mit leuchtendem Silberkiel
Sacht durch die raunenden Stunden
Zu tiefverborgenem Ziel.

Es ist das Schiff meiner Träume,
Das durch die Nächte lenkt,
Bis es in Deinem Hafen
Stille die Ruder senkt.

Leipzig. **Etienne.**

Heimat.

Losgerissen von deiner Treu
Bin ich über die Lande getrieben.
War wie Samen vom Wiesenheu,
Den die Stürme zur Ferne verstieben.

Meiner Seele Vergangenheit
War in deine Gründe geschrieben.
Ach, was ist von dem seligen Leid
Meiner verträumten Jugend geblieben?

Andres Land sah des Lebens Tat.
Andres Land brachte Liebe zum Reifen.
Aber mein Herz sieht der grünenden Saat
Ersten leuchtenden Hoffnungsstreifen.

Aber mein Herz sieht das enge Tal,
Wo die Lerchen zum Himmel stiegen,
Wo die Mütter wie dazumal
Leise singend ihr Kindlein wiegen.

Regensburg. **M. Herbert.**

Meine Haustür.

Als stolz durch meine Haustür ich zuerst gegangen —
Im Frühling war's, die Sonne schien, und Vöglein sangen! —
Trug ich mein junges Lieb auf starkem Arm!

Dann habe oft ich in des schönsten Sommers Mitten,
Die Kinder an der Hand, die liebe Tür beschritten,
Wie schlug das Herz mir froh und hoch und warm!

Die Blätter fielen ab, und rauhe Winde wehen,
Herbst ist's! Manchmal am Stab schon muß hindurch ich gehen. —
Wo blieb mein frohes Herz? Daß Gott erbarm'!

Und einstmals — bald? wie Gott will! — in den Wintertagen,
Ein stiller Mann, werd' ich zur Tür hinaus — getragen —
Sie schließt sich mir! — aus ist dann Lust wie Harm!

Kassel-Bettenhausen. **Georg Schwiening.**

Zum achtzigsten Geburtstag Karl Presers.

Von Valentin Traudt.

Ein Menschenherz, das seiner Zeit
sich voll und ganz verbindet,
das ist's — was ihr, in Lust und Leid,
in meinen Liedern findet".

Karl Preser, einer der Besten aus der Umgebung unseres letzten unglücklichen Kurfürsten, schaut auf ein reiches Leben zurück, reich für ihn selbst, reich für uns. Erschütternde politische Wendungen, gewaltige Erfindungen leiteten den Übergang zu einer neuen Zeit ein. Noch ist sie nicht erschienen; aber sie steht schon vor der Tür. In diese lange Spanne der Vorbereitung, schwankend und unsicher tastend bis auf uns, fällt Presers Werdegang. Das in den Freiheitskriegen aufsteigende Morgenrot politischer Freiheit hatte sich schon wieder verdüstert, als seine Wiege gerüstet wurde. Trostlose Tage für geistvolle, edle Menschen! Überall darum höchste Anspannung, doch freie Bahn zu schaffen und eine vollständige Reform des deutschen Lebens herbeizuführen. Dann kam 1848! Und auch das war nur ein Traum, der zu noch dumpferem Schlafe führen sollte. Scheinbar nur; denn was da kommen muß nach dem ehernen Gesetz der Entwicklung, das hält niemand auf Erden auf. So sproßte denn die Saat, welche auf den Gefilden der Volksseele durch unsere großen Dichter und Denker bereitet war, immer fröhlicher empor. Und wenn sich später auch, namentlich nach der Gründung des Reiches, Tage der Stille einstellten, die uns scheinbar nicht weiter emportrugen, so war das, genau verfolgt, doch auch eine tätige Zeit: heimischer Handel kam zur Blüte, Industrie und Gewerbefleiß schufen für die Millionen verlangender Hände neue Gebiete des Erwerbes. Und so sind wir noch mitten drin in der nachholenden und vorbereitenden Arbeit. Das ist in kurzen Worten der Charakter der Epoche, welche das Herz unseres Jubilars mit seinem Schlage begleitete. Zwar hat er nie in flammenden Gesängen den Aufmarsch der neuen Idee begrüßt; aber es schafft uns doch hohe Freude, ihn zu hören, wenn er den Unterdrückern gelegentlich zuruft:

„Kühn schlagt ihr in des Geistes Flammen,
Zu dämpfen seiner Lohe Glut;
Doch Flammen, die vom Himmel stammen,
Löscht nimmer frevler Übermut.
Nie seht die Wahrheit ihr verbluten,
Die eurem Rachegeist mißfällt;
Denn jeder Schlag in ihre Gluten
Jagt neue Funken durch die Welt."



Karl Preser.

Am 21. Dezember 1828 zu Kassel als der Sohn eines Polizeibeamten geboren, erhielt Preser seine erste Ausbildung am Ditfurthschen Privatinstitut seiner Vaterstadt. Später besuchte er die polytechnische Schule und, seiner künstlerischen Neigung folgend, die Akademie der bildenden Kunst, um sich zum Architekten vorzubereiten. Wenn eine Umgebung äußeres und inneres Schauen, geweckt schon im Elternhaus, zu fördern und zu kräftigem Fluge anzuregen vermag, so kann man wohl auch Kassel mit seiner Aue, der Wilhelmshöhe, der herrlichen, bergumkränzten Fuldaebene, den heimlich winkligen Gassen und Gäßchen der Altstadt einen solchen Einfluß auf Preser zuschreiben, der sich in der Tat auch damals schon als Dichter versuchte.

„Mit jedem Kusse von der Mutterlippe
Empfing ich Sangeslust fürs ganze Leben."

Und doch wandte sich der junge Poet bald einem höchst prosaischen Berufe zu und trat in die Domanialverwaltung ein. Gewiß bedeutete das aber auch für ihn wie bei allen starken Geistern gerade erst recht durch das reiche Spiel der Gegensätze eine Stärkung seiner künstlerischen Interessen. So zeichnete er sich denn bald nicht nur als tüchtiger Beamter, sondern auch als beachtenswerter Dichter und sachkundiger Kunstkritiker aus. Seine literarische Tätigkeit gab dann auch Veranlassung, ihn zum Sekretär der General-Intendantur des Hoftheaters zu ernennen. Auch die Redaktion des damaligen Regierungsorgans, der „Kasseler Zeitung", wurde ihm übertragen. In jener Zeit erschienen seine später noch oft aufgelegten „Gedichte" (1856), die „Geharnischte Sonette" (1860) und „König Autharis Brautfahrt" (1863), von welcher jetzt eine Volksausgabe vorbereitet wird. Nach 1866 war Preser Hofsekretär des Kurfürsten Friedrich Wilhelm,

dem er auch in die Verbannung nach Prag folgte.

„Im Glücke nicht untreu,
Im Unglück treu,
Dem Rechte nur folgen:
Das bringt keine Reu."

Neben anderen vorzüglich geschriebenen Streitschriften erschien damals auch sein „Offener Brief an den Grafen Bismarck", der ihm eine Festungsstrafe von 1¼ Jahr einbrachte, die ihm aber später durch den König von Preußen erlassen wurde. Er erzählt selbst: „Es war ein reizendes Intermezzo, als sich das Kammergericht (in Berlin) zur Fällung des Urteils zurückzog und der Oberstaatsanwalt von L. dann die Barrière öffnete, mir die Hand reichte, einige freundliche Worte äußerte und mich dann einlud an seinem Tische Platz zu nehmen. Entsetzen und Erstaunen des Auditoriums! ‚Aber warum haben Sie während der ganzen Verhandlung gestanden?' fragte mich Herr v. L., worauf ich antwortete: ‚Damit man mir nicht nachsagen kann, ich habe schon einmal auf der Anklagebank gesessen'". — Das Kontumazialerkenntnis hatte in ein rechtskräftiges Straferkenntnis umgewandelt werden müssen, um einer Begnadigung Folge geben zu können. — Preser, welcher nach 1870 Frieden mit den neuen Verhältnissen geschlossen hatte, sollte nach dem Tod des Kurfürsten in österreichischen Staatsdienst übernommen werden. Gleichzeitig bot sich ihm aber Gelegenheit, durch Annahme des Postens als Zentraldirektor in die Dienste des Grafen Erwin von Nostitz zu treten und so in dem geliebten Prag zu bleiben. Infolge seiner Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete wurde er hier in den Staatseisenbahnrat, den Landeskulturrat und in das Direktorium der landwirtschaftlichen Gesellschaft für Böhmen berufen. Die Hauptschriften dieser Periode sind: „Die Erhaltung des Bauernstandes", „100 Bauernfragen" und mehrere Gutachten von lokaler Bedeutung.

In diesen nationalökonomischen Schriften verficht er die Ansichten, daß auf kapitalisiertem Grund und Boden keine wahre Wohlfahrt gedeihen könne, daß die Bodenkraft das Grundvermögen der Gesellschaft sei und darum der Staat darüber zu wachen habe, daß es erhalten bleibe. Es sind dieselben Ideen, aus denen sich allmählich die Grundsätze der Bodenreform entwickelt haben.

1884 berief ihn der Schwiegersohn des letzten Kurfürsten, der Fürst von Ysenburg und Büdingen als Kammerdirektor nach Wächtersbach. Gegenwärtig wohnt der Jubilar, des wohlverdienten Ruhestandes pflegend, in seiner Heimatstadt Kassel.

„Wie einst ich lag in meiner Mutter Arme,
Wie einst ich sank an der Geliebten Herz,
So sink' ich hin nach lang verhalt'nem Harme,
Aushauchend meiner Sehnsucht ganzen Schmerz,
In deinen Schoß jetzt, heil'ge Heimat du,
Die du voll Liebe wieder lachst mir zu,
Auf daß mein Herz an deiner Brust erwarme."

Als Dichter zählt Preser zu den bekanntesten und beliebtesten der hessischen Heimat, ein echtes Kind seines an Liebe und Schmerzen reichen Volkes. Neben den bereits oben genannten poetischen Werken erschienen noch von ihm: „Die Sterner", ein historisches Drama, reich an dichterischem Schwung, doch nicht ebenso wertvoll als Drama, „Deutscher Geist", „Ullrich von Hutten", „Heimatliche Bilder", gegenwärtig bei Elwert in Marburg neu herausgegeben, „Waldesrauschen" und „Das Arminslied". In allen Dichtungen macht sich neben großer Formgewandtheit und harmonischem Wohlklang, anschauliche, bilderreiche Sprache, ein liebenswürdiger Humor und sich stets gleichbleibende Frische bemerkbar. Seine Naturschilderungen sind voller geheimer Reize, seine Liebeslieder voll des zartesten Empfindens, und aus den Gesängen zum Lobe der Heimat spricht das treue Hessenherz. Am glühendsten kommt nach meinem Ermessen seine volle Männlichkeit in „Hutten" zum Ausdruck.

„Denn weder Geist noch Freiheit gab Gott, um Knecht zu sein.

„Und was der Geist gesät hat, das keimt, das wächst und blüht
So lang am Firmamente noch Gottes Sonne glüht."

„Ihm ist's unmännliches Gebahren,
Wie Deutsche hier sich um ihn scharen,
Wie sie ihn feiern als den Geist,
Der auf des Deutschtums Zukunft weist,
Und doch den eignen Geist nicht brauchen,
Der Wahrheit selber nachzustreben."

Irgend einer Schule, irgend einer Richtung, irgend einer Partei gehört unser Jubilar nicht an. Erfreulicherweise aber lebt er immer noch in dem ewigen Jugendbund der Poeten und ist, wie sich die Muse ihre Jünger wünscht, jung geblieben. Wer aus dem Born der gütigen Mutter Natur und der krystallenen Quelle der Heimatliebe trinkt, bleibt stark und frisch im Herzen …

Du hast Dir auf den Höhen ernsten Strebens
Ein Herz bewahrt, noch tatenfrisch und heiß!
So werfe denn das Morgenglühn des Jugendlebens
Noch Rosenschimmer auf Dein Edelweiß.

So bringen wir ihm mit seinen eigenen Worten unseren Gruß dar zum Jubeltage —: Rosenschimmer der Jugend in mehr als einem Sinne auf dem Edelweiß eines gesegneten Alters, das einem Manne beschieden ist, der uns als Dichter wie als Mensch gleich verehrungswürdig erscheint.

Westfälische Offiziere.

II. J. F. E. Vinclair (Winkler).

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Über den Mann, über den ich nunmehr berichten möchte, ist außer dem Verlauf seiner Dienstzeit in der westfälischen Armee äußerst wenig bekannt. Das ist zu bedauern, denn seine Schicksale vor seinem Eintritt in dieses Heer sind jedenfalls sehr interessante gewesen.

Johann Friedrich Ernst Vinclair, genannt Bolzenthal, auch Wainclair, genannt Bolzenthal, Vinclair de Beauclair, Wincklair und Winckler genannt, war vermutlich ein Deutscher namens Winkler. Er trat 1809 als Adjutantunteroffizier[1]) in das neugebildete 5. westfälische Linieninfanterie-Regiment ein. Er war seinem Äußeren nach nicht mehr ganz jung, dabei ungewöhnlich ernst und verschlossen. Über seine Herkunft und seine Familienverhältnisse erfuhren selbst seine näheren Bekannten nichts. Nur selten, wenn er im Kreise munterer Kameraden beim Glase Wein in vergnügte Stimmung geriet, ließ er kurze Bemerkungen über sein Vorleben fallen, die ihrem Inhalte nach darauf hindeuteten, daß er sich schon in sehr verschiedenen Lebensverhältnissen bewegt und merkwürdige Schicksale erlebt und daß er bereits im Militärdienst verschiedener Staaten gestanden habe. Zufällige Ereignisse, bei denen er von seinen ausgedehnten Kenntnissen Gebrauch machte, ließen darauf schließen, daß er eine sehr vielseitige Bildung besaß und namentlich mehrere Sprachen beherrschte.

Im westfälischen Dienste sollte Winkler bald Gelegenheit finden, sich auszuzeichnen. Der im Jahre 1809 zwischen Österreich und Frankreich ausgebrochene Krieg hatte bekanntlich eine ganze Anzahl einzelner Erhebungen gegen die französische Herrschaft zur Folge. Ich erwähne nur die Aufstandsversuche Schills, Kattes, Dörnbergs und Hofers, daneben die Bildung der Freikorps des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls in Böhmen, welche beide Fürsten hofften, im Falle eines österreichischen Sieges ihre Länder wieder zu erlangen. Nach dem Waffenstillstand von Znaym sahen beide ein, daß ihre Bemühungen vergeblich gewesen waren. Während aber Kurfürst Wilhelm I. sein Korps wieder auflöste, trat der Herzog von Braunschweig-Öls seinen berühmten Zug von Sachsen aus durch Nordwestdeutschland an, der ihn glücklich zur Küste brachte, wo ihn englische Schiffe mit seinem Korps aufnahmen. Sobald man in Kassel von seinem Herannahen Kenntnis erhielt, traf man Maßregeln zum Schutze des Königreichs. Der neuernannte Oberst und Kommandeur des 5. Linieninfanterie-Regiments, Pierre Simon Meyronnet de St. Marc, Graf von Wellingerode, erhielt den Auftrag, sich mit seinem Regimente dem in Eilmärschen anrückenden Herzog entgegenzuwerfen. Mit Freuden begrüßte der tapfere Provençale, der mit dem König Jérôme zusammen Schiffsleutnant auf dem Kreuzer l'Epervier[1]) gewesen war, diese Gelegenheit, sich hervorzutun. Aber es fehlte dem Seemann begreiflicherweise an der nötigen Ausbildung für seine neue militärische Stellung. Die Folge davon war, daß er sich am 29. Juli 1809 in Halberstadt von dem Herzog überrumpeln ließ. Es kam zum hartnäckigen Straßenkampf, der bis in die Nacht hinein dauerte. Die jungen Soldaten des 5. Regiments schlugen sich vorzüglich, und nur durch seine Übermacht gelang es dem Herzog, den Sieg zu erringen. Meyronnet fiel verwundet mit dem größten Teile seines Regiments in braunschweigische Gefangenschaft.

Beim Kampfe in den Straßen Halberstadts hatte Winkler den Auftrag erhalten, mit seinen Leuten die den Barrikaden, welche von den Westfalen errichtet waren, zunächstliegenden Häuser zu besetzen. Seinen Leuten voran stieg er durch ein Fenster in ein Haus hinein. Im Dunkeln wurde er hier von einigen braunschweigischen Jägern überfallen, an der Kehle ergriffen und die Treppe hinabgerissen. Das ging so plötzlich vor sich, daß er nicht einmal seine Leute warnen konnte, die nun ebenso wie er in Gefangenschaft fielen. Winkler wäre von den erbitterten Braunschweigern wahrscheinlich getötet worden, wenn er sich nicht einem von ihnen als Freimaurer zu erkennen gegeben hätte.

Nach dem Siege der Braunschweiger begab sich der Herzog von Öls unter die gefangenen Westfalen, die getrennt von den Braunschweigern lagerten, und suchte sie zum Eintritt in sein

---

[1]) In der westfälischen Armee bestand, wie es noch heute in der französischen der Fall ist, zwischen dem Feldwebel und dem Unterleutnant der Grad des Adjutant-Unteroffiziers, dem ein Teil des Adjutantendienstes zufiel. Seine Stellung läßt sich etwa mit der eines Deckoffiziers der Marine vergleichen. In Westfalen waren die Adjutant-Unteroffiziere meist Offiziers-Aspiranten.

[1]) Der „Sperber."

Korps zu überreden. Aber alle seine Bemühungen waren vergebens, weil Winkler den Soldaten energisch zuredete, ihrer Fahne treu zu bleiben. Als der Herzog dies erfuhr, ließ er Winkler zu sich rufen und redete ihn in Gegenwart seiner Umgebung mit den Worten an: „Höre mal, Winkler, wenn Du noch einmal einen Schritt dort unten in das Lager tust, so hängst Du 5 Minuten später an jenem Baum!" Hierauf wendete er sich ruhig an die ihn umgebenden braunschweigischen und westfälischen Offiziere und sagte, auf Winkler deutend: „Das ist noch ein alter Universitätsbekannter von mir!" Dann setzte der Herzog seine Rede fort, ohne Winkler weiter zu beachten.

Die große Zahl der Gefangenen konnte dem Herzog auf seinem weiteren Zuge nur lästig sein. Er ließ sie also frei und nahm nur Meyronnet mit nach England. Winkler folgte seinem Obersten freiwillig in die Gefangenschaft. König Jérôme war nun sofort eifrig bemüht, seinen alten Schiffskameraden zu befreien, und setzte auch durch, daß Meyronnet gegen den vom westfälischen 1. Chevaulegers-Lanziers-Regiment in Spanien gefangen genommenen englischen Major Lestrange ausgewechselt wurde. Meyronnet wollte natürlich Winkler mit zurücknehmen. Dies wurde aber englischerseits verweigert. Man erklärte, wenn Winkler auch freiwillig seinem Obersten in die Gefangenschaft gefolgt sei, so sei er doch jetzt Kriegsgefangener und könne nur durch Auswechselung befreit werden. Meyronnet wollte darauf von seiner eigenen Auswechselung keinen Gebrauch machen und reiste erst ab, nachdem ihm Winkler versichert hatte, er werde schon für sich sorgen, wenn ihm Meyronnet die nötigen Geldmittel verschaffe. Dies geschah, und Meyronnet reiste ab. Die Offiziere seines Regiments, bei denen Meyronnet sehr beliebt war, gaben ihm nach seiner Ankunft in Kassel ein großes Fest, bei dem u. a. der Leiter des westfälischen Militärsanitätswesens, Dr. med. Isouard, ein von ihm verfaßtes langes Gedicht zu Ehren Meyronnets vortrug. Gerade als man danach den gefeierten Obersten hochleben ließ, betrat plötzlich ein Herr in Zivil den Saal, in dem man zur allgemeinen Verwunderung den Adjutanten Winkler erkannte. Dieser, der englischen Sprache vollkommen mächtig, hatte sich nach Meyronnets Abreise nach London begeben und von da aus die französischen Kriegsgefangenen auf den an der Küste liegenden englischen Gefangenenschiffen besucht. Hier hatte er sich einen Kahn zu verschaffen gewußt und hatte dann in der Tracht eines Fischers, nur mit soviel Proviant versehen, als er in den Taschen seiner Kleidung mitführen konnte, den Kanal glücklich durchrudert. Er war dabei mitten durch die englische Flotte gefahren, war auch mehrfach angehalten, aber dank seiner vorzüglichen Kenntnis der englischen Sprache immer als englischer Fischer durchgelassen worden. Infolge des anstrengenden Ruderns lagen bei seiner Ankunft an der Küste des Kontinents die Sehnen seiner Hände ganz bloß. Nach seiner Landung eilte er mit Extrapost nach Kassel, wo sein plötzliches Eintreffen bei dem Feste zu Ehren seines Obersten natürlich große Freude hervorrief.

Hirte an der Ruine Brandenburg.
Verkleinerte Wiedergabe des Septemberblatts aus Hans Meyer-Kassel's Kurhessischem Kalender 1909.

Winkler wurde am 2. Mai 1810 zum Unterleutnant und am 16. Juli 1810 zum Leutnant im 5. Regiment befördert, in demselben Monat aber in das 7. Linieninfanterie-Regiment versetzt. Anfangs Juli 1810 stand er mit dem 5. Regiment in Hannover. Hier besuchte er eines Tages mit anderen Offizieren eine Vorstellung, die indische Zauberer gaben. In einer Pause trat Winkler an den Führer der Truppe heran und redete ihn in persischer Sprache an. Sofort fielen der Führer und die ganze Truppe Winkler zu Füßen und bezeugten ihm ihre Ehrerbietung. Natürlich wurde Winkler von seinen Kameraden um Aufklärung gebeten, antwortete aber nur, er habe früher in Persien einmal Gelegenheit gehabt, dem Manne einen Dienst zu erweisen.

1811 wurde Winkler Adjutantmajor und am 11. November 1811 Kapitän im 7. Regiment. In den Feldzug 1812 gegen Rußland rückte er als Adjutant seines alten Gönners, des nunmehrigen Brigadegenerals Meyronnet. Beim Durchmarsch durch Polen erschien bei diesem einmal ein vornehmer Pole, um ihm eine die Armee betreffende

wichtige Mitteilung zu machen. Da er nur polnisch sprach, beauftragte Meyronnet seinen Adjutanten Winkler, einen Dolmetscher herbeizuschaffen. Winkler bestätigte den Empfang des Befehls durch eine Verbeugung, wandte sich dann an den Polen und redete ihn zur großen Verwunderung der westfälischen Offiziere in fließendem Polnisch an.

Am 24. August 1812 wurde Winkler als Kapitän und Adjutantmajor in die neuerrichtete Füsiliergarde, des „Regiment der Königin", versetzt, welche Stelle er erst nach seiner glücklichen Rückkehr aus Rußland antreten konnte. Er kämpfte dann mit diesem Regiment in Schlesien, namentlich an der Katzbach (26. August 1813), im 11. französischen Korps unter Macdonald. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig wurden die Reste der westfälischen Füsiliergarde mit der französischen alten Garde vereinigt, in deren Reihen sie am 18. Oktober 1813 den Entscheidungskampf bei Probstheida und Stötteritz mitkämpften. Ob Winkler nach der Schlacht noch am Leben war, ist unbekannt. Vermutlich ist er am 18. Oktober 1813 gefallen. Denn seine Kameraden, namentlich auch der spätere kurhessische General Müldner von Mülnheim, der ihm besonders nahe stand, haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Beiträge zur hessischen Familienkunde.

Von G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg.

III. Die Burg Brandenstein bei Schlüchtern und ihre ältesten Besitzer.

(Schluß.)

Einreihung der v. Brandenstein in die Familie v. Steckelnberg.

Der Taufname Konrad findet sich kurz vor 1299 nur einmal im Geschlecht v. Steckelnberg. Im August des Jahres 1278 verglich sich der edle Mann Herr Gotfrid v. Steckelnberg, seine Gattin Alheidis und sein Sohn Konrad (Nr. 3 und 6 der Tafel) einerseits mit der Abtei Schlüchtern über Güter zu Ramholz, den Rotenberg und eine Fischerei zu Sachsen. Den Rotenberg solle Gerhard der jüngere v. Hutten fortan von der Abtei zu Lehen tragen. Die Vogtei über ein Lehngut zu Weselderode, die als Entschädigung der Abtei für rückständige Zinsen dienen sollte, war würzburgisches Lehen der v. Steckelnberg.[1]) Es ist das die erwähnte Urkunde, in der auch ein Hermann v. Brandenstein als Zeuge erscheint.

Zu Weselderode hatten nach dem oben ausgezogenen würzburgischen Lehnbuch von 1303 die v. Brandenstein ebenfalls ein würzburgisches Lehen besessen. Über die Vogtei im Dorfe Rotenberg verfügte Konrad v. Brandenstein im Jahre 1300 zu Gunsten des Ludwig v. Hutten und seiner Geschwister. Nach dem würzburgischen Lehnbuch[2]) von 1303 hatte Ludwig v. Hutten den Berg Rotenberg zu Lehen. Ein Rotenberg lag bei Elm.[3]) Alle diese sich gegenseitig stützenden Anhaltspunkte genügen, um die Identität des Konrad von 1278 aus dem Hause Steckelnberg mit Konrad v. Brandenstein zu erkennen.

Das erwähnte älteste würzburgische Lehnbuch enthält nicht mehr alle Lehen, die von den v. Brandenstein heimgefallen waren, sondern nur diejenigen, die von ihnen vorher an ritterschaftliche Familien weiter verliehen waren; deren Inhaber also nunmehr zu unmittelbaren Vasallen des Bischofs aufgerückt waren.

Um zu erkennen, was außer der Burg Brandenstein und einem Anteil an Burg-Gronau im Besitz des Konrad v. Brandenstein gestanden hat, bedarf es also eines Rückgriffs auf die Verhältnisse seiner unmittelbaren Vorfahren.

Die Vogtei des Klosters Schlüchtern.

Es ist seither nicht genügend beachtet worden, daß die Brüder Gotfrid und Gerhard v. Steckelnberg in einer undatierten Urkunde als Vögte v. St. bezeichnet werden, während ihre Vorfahren und die andere Linie des Geschlechts diese Bezeichnung nicht führen.[4]) Ich beziehe diesen Amtstitel auf die Vogtei der Abtei Schlüchtern, deren Inhaberschaft nach dem Erlöschen der freien Herren von Burg-Grumbach nicht ganz feststeht. Man weiß nur, daß der Bischof von Würzburg im September 1243 den freien Herrn und büdingenschen Miterben Albert v. Trimberg mit der durch den Tod des Albert v. (Grumbach-)Rotenfels heimgefallenen Hälfte der Vogtei in Schlüchtern beliehen hat.[5])

[1]) Reimer a. a. O. I Nr. 564.

[2]) Archiv d. hist. Vereins v. Unterfranken u. Aschaffenburg. Bd. 24, S. 53, Nr. 374.

[3]) Reimer a. a. O. IV, Nr. 512.

[4]) Reimer a. a. O. I, Nr. 457. Ich möchte die Urkunde beträchtlich früher ansetzen, etwa zwischen 1240 und 1250.

[5]) Reimer a. a O. I, Nr. 225.

Diese Hälfte vererbte sich im Hause Trimberg fort, bis sie 1377 käuflich an Hanau gelangte. Die andere Hälfte wird im Jahre 1316 nebst Brandenstein von dem Grafen Ludwig v. Rieneck an Ulrich v. Hanau gekommen sein. Rieneck hatte dieses ehemals brandensteinsche Lehen erst im Jahre 1307 von Würzburg verliehen erhalten[6]); im Jahre 1303 waren sie noch in anderer Hand. An der Spitze des Lehnbuches von 1303 steht Konrad v. Trimberg mit seinem Lehen, dem Gericht zu Schlüchtern, genannt „unter Eich", zu dem zehn Dörfer oder mehr gehörten. Im anderen Gericht Schlüchtern habe er zwei Dörfer zu Lehen. Dann folgt als zweiter Eintrag, daß Albert und Th. Gebrüder, die fuldischen Küchenmeister, zu Lehen erhalten hätten, und zwar bereits vom Bischof Mangold, die Hälfte des Gerichts in Schlüchtern und den Hof zu Ramholz. Dieses Gerichts-Lehen muß also zwischen 1303 und 1307 von den Küchenmeistern an die Grafen v. Rieneck veräußert worden sein.

Für die Art des Übergangs seitens der alten Vogtfamilie von Grumbach an den mit einer münzenbergischen Tochter vermählten Hermann v. Steckelnberg, den Vater der als Vögte bezeichneten Gebrüder, ist man auf Vermutungen angewiesen. Die Herren v. Grumbach waren in verschiedene Linien verteilt, so daß die zweite Hälfte der Schlüchterner Vogtei sehr wohl in anderer Hand gewesen sein kann, als die 1243 von Albert v. Rotenfels heimgefallene[7]) Sie mag etwa als entlegener Besitz an die v. Steckelnberg verpfändet gewesen und nach dem Heimfall mit lehnsherrlicher Einwilligung ihnen neu verliehen worden sein. Die Verbindung mit dem mächtigen Hause Münzenberg kann dabei mitgewirkt haben.

Zwischen den Brüdern Gotfrid und Gerhard, den Vögten von Steckelnberg, ebenso wie mit der anderen Linie des Hauses, muß frühzeitig eine Teilung der Besitzungen stattgefunden haben. In den Verfügungen über ihre Besitzungen wird nie die Einwilligung anderer Berechtigter erwähnt. Die Burg Brandenstein ist offenbar erst in dem neuerworbenen Vogteigebiet erbaut worden. Sie wird dem älteren Bruder allein zugeteilt worden sein, während der jüngere die ererbte Hälfte von Steckelnberg erhielt. Der verschuldete Zusammenbruch der Familie in den 1270er Jahren hat also vielleicht den Inhaber des Brandensteins gar nicht direkt mitbetroffen.

[6]) Reimer a. a. O. II, Nr. 65, 66, 154, 155.

[7]) Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit, 1863, Nr. 6, 7 u. 8. Man gewinnt aus diesen Regesten kein klares Bild über den Ausgang des Hauses Grumbach-Rotenfels.

Die Herrschaft Steckelnberg.

Das ursprüngliche Herrschaftsgebiet der Familie v. Steckelnberg wird das große allodiale Zentgericht gewesen sein, das aus dem später hanauischen Amt Schwarzenfels bestand, wie es das von G. Wolff veröffentlichte Weistum von 1453 aufweist.[8]) Seine Ausdehnung stimmt fast ganz überein mit dem alten Kirchspiel Ramholz, das die Urkunde von 1167 zeigt.[9])

Die alte Gerichtsstätte lag auf der breiten First, östlich Ramholz; die Burg Alt-Steckelnberg war oberhalb der Ruinen der späteren gleichnamigen Burg der v. Hutten, ganz in der Nähe der Mutterkirche und der Malstätte erbaut worden. [10])

Es gelang dem Reinhard Herrn v. Hanau bei dem Zusammenbruch der v. Steckelnberg die größere Hälfte des alten Gerichtsgebietes zu erwerben, in dem er sofort die neue Burg Schwarzenfels erbaute, während er den Steckelnberg selbst, der vielleicht erst in der Not, um ihn zu retten, an Würzburg veräußert worden war, zerstören ließ, obgleich er sein Pfandbesitz war.

Die Herren v. Steckelnberg, die einst über drei Burgen verfügten, erloschen als einfache ritterschaftliche Familie auf ihrem Ansitz in dem nun hanauischen Burg-Gronau, vielleicht dem Ursitze der Familie. Die von Brandenstein waren nur eine kurzlebige Abzweigung von ihnen. Ihre Kenntlichmachung als solche beseitigt einen dunkeln Punkt in der Entwicklungsgeschichte der Grafschaft Hanau.

[8]) Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereins Nr. 5, S. 103.

[9]) Reimer a. a. O. I, Nr. 101. Zur Pfarrei Ramundes werden die Kirchen zu Kalbaha, Gunthelmes, Grunaha, Zonzelesbach, Stercfrides, Stekelenberc, Cella, Steinbach, Citolves, Otekares gerechnet.

[10]) Die alte Mark des frühe wüsten Dorfes Kinzig, das wohl zwischen Sannerz und Vollmerz bei der Schlagmühle (Kinzlache, Kinzberg) gelegen hat, erstreckte sich auch noch über einen Teil des Schlüchterner Vogteigebietes.

Ausstellung der Vereinigung der Künstlerinnen Hessen-Nassaus.

Dem Beispiele ihrer im „Kurhessischen Künstlerbund" vereinigten männlichen Kollegen folgend, haben vor etwa zwei Jahren die hessischen Künstlerinnen einen Verein gebildet, der nunmehr zum zweiten Male mit einer Ausstellung vor die Öffentlichkeit tritt. Die vereinigten Künstlerinnen, deren Zahl überraschend groß ist, sind diesmal Gäste des Kasseler Kunstvereins. Sie haben sich dem Urteil der Jury

unterworfen, und die gestrengen Herren haben einen Beweis von Galanterie gegeben, indem sie eine Anzahl, übrigens recht anständige Kopien nach Rembrandt, van de Velde, Metsu und Gainsborough passieren ließen. Weiter ging jedoch die Galanterie nicht, denn nur ungefähr die Hälfte der eingelieferten Arbeiten ist, wie man hört, würdig befunden worden, das Licht der Ausstellung zu erblicken. Die andere Hälfte kam trauernd in den Schatten. Das war aber wohl schon deshalb notwendig, um das Kunsthaus nicht zu überfüllen. Es wäre zu klein für soviel Zeugnisse fleißiger Arbeit gewesen. Was jetzt an Gemälden, Zeichnungen und kunstgewerblichen Arbeiten zur Stelle ist, genügt jedenfalls, um von dem emsigen Streben der Bundesmitglieder voll zu überzeugen. Und das energische Wollen, der Fleiß, den keine Mühe bleicht, dürfen wir anerkennend in den Vordergrund stellen.

Einigermaßen charakteristisch für diese Damenausstellung ist das Überwiegen der Porträts. Auf dem Gebiete der Bildnismalerei, resp. -Zeichnung ist das meiste positive Können anzutreffen. Dieses Können erstreckt sich jedoch weniger auf die Lösung malerischer Probleme, als vielmehr auf die sorgfältige Beschreibung des Gegenständlichen. Um die objektive Richtigkeit, um die Ähnlichkeit ist es den meisten Ausstellerinnen in erster Linie zu tun. Mehr wollen ja auch die Auftraggeber selten haben, und diese Hauptforderung ist hier wahrscheinlich in allen Fällen erfüllt. Es ist nicht anzunehmen, daß die Bildnisse ausgestellt wären, wenn sie nicht ähnlich wären. In diese Reihe von Porträts, an denen außerdem die saubere, technische Ausführung zu loben ist, gehören einige von Anna Soest, Carola von Steinsdorff, Maria Ihlée, Hedwig Neuhof, Marie Pichon, Anna Stern, Gertrud Strohmberg und die Bildniszeichnungen von Charlotte Frederking. Einige wenige Porträts von Eleonore v. Friedeburg, Eisenach, Margarethe v. Hüllessem, Marie v. Holwede, Eveline Karbiner, Charlotte Schick, Elisabeth Schiebeler und Klara May können durch malerische Qualitäten und Besonderheiten der Auffassung ein stärkeres künstlerisches Interesse beanspruchen.

Zu den reifsten Talenten des Bundes gehört Frida Menshausen-Labriola; ihre „Spielenden Kinder" und der „Sonnenstrahl" sind das Beste, was die Ausstellung an figürlicher Malerei bietet. Auf die zahlreichen Landschaften, — meist allerdings nur Studien, — auf die Interieurs, Stilleben, Zeichnungen und Radierungen kann ich mangelnden Raumes wegen leider nicht eingehen, trotzdem eine kleine Anzahl von Arbeiten, hauptsächlich diejenigen von Frieda v. Möllendorf, Marta Dehrmann, Hanna v. Kästner, Carla Lehr (Steinzeichnungen), Gertrud Strohmberg, Sophie Doerr und einige andere eine nähere Betrachtung wohl verdienten.

Als einzige Bildhauerin auf dieser Ausstellung gibt Marie Schiebeler in einem Porträtrelief und zwei Porträtbüsten beachtenswerte Proben ihrer plastischen Begabung.

Unter den zahlreichen kunstgewerblichen Arbeiten sind hervorragend die Batiks von Cato Melville-Dickmann. Die Künstlerin hat zum Bemalen von Stoffen eine neuerdings namentlich in Holland mehr gepflegte Technik javanischen Ursprungs benützt und damit sehr feine, vornehme dekorative Wirkungen erzielt. Die Muster zeichnen sich durch Originalität der Erfindung aus. Weiter beanspruchen besondere Aufmerksamkeit die gestickten Wandbehänge von Gertrud Rüdiger, Gradit, die einen sehr geschmackvoll stilisierten Tier- und Pflanzendekor aufweisen, ein eleganter Fächer mit Pailletenschmuck von Elsa Mensching, ein prächtiger Wandbehang mit Applikationsarbeit von Marie Dehrmann.

Ernst Zöllner.

Sonnenvögel.

Novelle von Valentin Traudt.

(Schluß.)

Frau Vogt war inzwischen aufgestanden. Sie sah noch einmal das Bild an, reichte mir die Hand und verabschiedete sich mit einem Gruß an den Fabrikanten.

„Ich bin zwar kein Sonnenvogel; aber fort muß ich doch. Grüßen Sie mir übrigens die lustigen Bürschchen."

Ihre Augen waren wieder munter geworden, als hörte sie schon im Geist das Rauschen der Donau und das Lachen des Praters. Ein bissel Lustigkeit, ein bissel Schmerz. — Die Tür schloß sich. —

So war denn auch die fort.

Schweigend betrachtete ich noch einmal mein Werk, nahm das Bild von der Staffelei, suchte mir Latten und Bretter im Hofe zusammen und packte es sorgfältig ein. Aber Tag um Tag verstrich, ohne daß ich mich zur Reise hätte entschließen können. Ich war sogar mehrmals in Versuchung gekommen, das Bild wieder auf die Staffelei zu setzen. Endlich brachte ich doch den Käfig mit dem Sonnenvogel, den ich mir vor einigen Wochen gekauft hatte, meiner Hauswirtin und sagte ihr, daß ich auf unbestimmte Zeit verreisen müßte.

„Lassen Sie sich's gut bezahlen, Lieberchen," sagte die stattliche Witwe mit einem zufriedenen Lächeln. „Das ist doch mal ein Anfang, und mit der Kunst ist der Anfang schwer."

Es war höchst sonderbar. Als ich im Zug saß, kam eine so große Traurigkeit über mich, wie ich sie selbst nicht an dem Tage, als mir das Hinscheiden der angebeteten Frau mitgeteilt worden war, verspürt hatte. Überall bedrückt und beengt, war ich ein höchst schweigsamer und bescheidener Passagier geworden, mit dem kein Mitreisender etwas anfangen konnte. Am allerschwersten jedoch schien mir der Augenblick zu werden, in welchem ich dem Fabrikanten gegenüber treten mußte. Ich meinte, er müßte mir aus dem Gesicht lesen können, wie es in meinem Innern aussähe, mich kalt empfangen und geschäftsmäßig entlassen, nachdem er das Bild in Besitz genommen hätte. Aber nichts von alledem geschah. Ein schlichter Mann, trotz des ergrauten Haares noch frisch und schlank aussehend, empfing mich am Bahnhof. Ich hatte es wohlweislich vermieden, ihm durch einen Brief meine Ankunft mitzuteilen, und nur ganz kurz depeschiert, mit welchem Zuge ich einzutreffen gedächte. Kein Erkennungszeichen, nichts war verabredet. So trat er auch erst auf mich zu, als ich mir den großen Holzverschlag aus dem Packwagen reichen ließ und im Begriff war, mich nach einem dienstbarem Geist umzusehen.

„Sie sind es doch, Herr Malten?"

Mit diesen freundlich gesprochenen Worten reichte er mir die Hand.

„Ich darf wohl mit anfassen?" Und er griff zu, und ich glaube, er seufzte dabei in sich hinein. Gleich darauf kam uns vom Bahnsteige her sein Kutscher entgegen.

„Karl, vorsichtig in den Wagen."

Nun erst sah er mir tief in die Augen.

„Haben sie noch anderes Gepäck?"

Indem ich dies verneinte, huschte ein leises Lächeln um seine Augen.

„Dann fahren wir gleich."

Anfänglich saßen wir, ohne ein Wort zu sagen, nebeneinander. Die Umgebung des Bahnhofes, das eigenartige Stadtbild, das sich mit seinen riesigen Schornsteinen gegen den klaren Himmel in scharfen Linien abhob und am Abend eine vielzackige Silhouette bilden mußte, nötigte mir nicht eine Silbe ab. Erst als wir in das villenartige Haus Hoheneckers traten, entrang sich mir das nichtssagende Sätzchen: „Ich hatte mir die Stadt eigentlich trostloser vorgestellt."

„Wer allerdings aus Kassel kommt! Aber es läßt sich hier auch leben und — sterben. — Bitte treten Sie ein, Sie sind mir herzlich willkommen." Vor der Tür seines Zimmers kam uns seine jüngste Tochter entgegen.

„Nun, Papa, hast Du den Herrn?"

„Wie Du siehst."

Und er stellte mich vor und sprach ihr dann einige Wünsche aus. Kaum waren wir allein, als er auch schon mit weltferner Stimme sagte: „Das war mein Nesthäkchen. Bald werde ich ganz einsam sein."

Er war weich geworden und ganz in sich zusammen gesunken.

Da trat die Tochter wieder ein und bat mich, doch das Zimmer, das man mir eingeräumt habe, in Augenschein zu nehmen und es mir bequem zu machen.



Valentin Traudt.

„Und dann kommen Sie wieder zu mir," rief mir der Hausherr nach.

Draußen auf dem Gange begegnete mir eine alte würdige Dame, die aber so schnell in einem nahen Zimmer verschwand, daß ich keinen Gruß anbringen konnte. Am folgenden Tage lernte ich sie besser kennen. Man stellte mich ihr vor; aber sie richtete kaum einige Worte an mich. Eine stolze Gleichmütigkeit auf ihren strengen Gesichtszügen, sprach sie kurz, abgerissen, mit einem scharfen metallischen Klang in der Stimme. Sicherlich stammte sie aus einer jener werktätigen Familien dieser Industriegegend, die sich durch rücksichtslosen Fleiß ihren Reichtum erwarben und alles sich selbst verdanken. Glücklicherweise merkten wir beide sofort, daß es nichts geben würde, was unsere Interessen gemeinsam erregt und uns damit gegenseitig näher gebracht hätte. So haben wir nur das durchaus Notwendige miteinander gesprochen. Sie ließ den armen Maler halt Maler, ich die verschlossene, selbstbewußte Matrone verschlossen und selbstbewußt sein. Um so liebenswürdiger war Herr Hohenecker. Noch am Tage meiner Ankunft hatte ich das Gemälde ausgepackt und ihm Vorschläge gemacht, wie es gerahmt werden müsse und wo es am vorteilhaftesten im Lichte hänge. Als ich das Bild auf seinen Schreibtisch hob, sank er in seinem Sessel zusammen und hatte nur noch das einzige Wörtchen „Frieda". Er legte die Hand an die Schläfe, als könne er damit das rasende Klopfen des Blutes besänftigen.

„Frieda.“ — — — — — — — — — —

Und so saß er denn eine ganze Weile im Anblick des Bildes, seine Umgebung vergessend. Endlich hatte er seine ruhige Sicherheit wieder erlangt. Er stand auf und lächelte, als ob er mit dem Bilde reden wollte, ging einen Schritt auf den Schreibtisch zu und reichte mir die Hand.

„Sie haben sie ganz verstanden, ganz.“

„Sie war nicht alltäglich und das läßt sich schon, ich glaube fast, leichter erfassen.“

Ich hatte das gesprochen, ohne selbst davon überzeugt zu sein, nur um etwas zu sagen, und nicht wieder die beängstigende Leere in mir aufkommen zu lassen.

„Leichter? — Ich sage Ihnen, ihrer Umgebung hier ist es schwerer geworden, ganz unmöglich.“

Er schüttelte den Kopf, und ein schmerzliches Lächeln flog über sein Gesicht. Gleich darauf sah er mich voll und herzlich an.

„Ich danke Ihnen für alle Mühe und allen Fleiß. Sie haben für mich ein Meisterwerk geschaffen.“

Wir setzten uns, indem er fortfuhr:

„Der vergeistigte Ausdruck ihrer Züge ist auffallend wie im Leben. Ja, in ihr hatte ein ausgereifter Geist, verbunden mit einem schönheitsdurstigen Gemüt ein charaktervolles Menschengesicht geprägt, das mich sofort anzog.“

Wiederum hielt er inne und sah mich fragend an.

„Sie haben sie ja gekannt, Sie haben sie, wie mir das Gemälde da sagt, gut gekannt, sehr gut, und werden wohl begreifen, daß ein durch Alltäglichkeiten geplagter Mensch, der eigentlich zu etwas anderem geboren ist, als zum Rechnen und Disponieren, durch den Glanz ihres milden Auges, ihre ganze Erscheinung angezogen wurde. — Mein Herz mußte ihr entgegenschlagen. Sie sagte mir einst, man habe sie in Wien die ‚Germania‘ genannt. Ich finde das gut, wenn auch nicht passend, sobald man an ihr seelenvolles gütiges Gesicht denkt. Schon der erste Blick ihrer Augen hatte über mich entschieden. Ich hatte ja, obgleich ich schon einmal verheiratet und Vater von drei Töchtern war, immer noch ein Anrecht auf das Leben. Und hier fühlte ich,“ er zeigte nach dem Bilde hin, — „daß mir das würde, wonach ich seit meinen Jünglingsjahren gedürstet hatte, ein Menschenleben, mit dem ich mich innerlich ausleben könne. — Ich hatte schon als kleiner Bengel den Vorsatz gefaßt, einmal ein Musiker zu werden; erst, wie das so bei Kindern ist, nur Postillon mit Tutehorn, doch dann ging es mit den Jahren höher hinaus, bis mich mein Vormund, trotz meiner ausgesprochenen musikalischen Fähigkeiten, auf das Büro dieser Fabrik steckte. Nun wurde die Kunst Privatsache, das zarte Gefühl vereiste auch etwas in mir; ich war scheinbar wie alle anderen Geschäftsleute geworden. Und nach langen, langen Jahren kam es doch wieder über mich, als ich einsam geworden war. Da hatte ich geringere gesellschaftliche Verpflichtungen, weniger Ablenkung durch allerlei Äußerlichkeiten, und meine Ruhestunden waren wirkliche Ruhestunden. Wahrhaftig, da tauchte mein Jugendland wieder auf mit der großen Sehnsucht nach der Kunst.“

Mittlerweile war es Abend geworden. Er stellte das Bild in einen großen, altmodischen Schrank.

„Ich denke, wir speisen hier in meinem Zimmer zusammen und machen dann noch einen kleinen Gang?“

Da ich damit einverstanden war, ließ er seine Tochter rufen, die für das Abendbrot sorgen sollte. Unter den Vorbereitungen, die sie traf, hatte ich Muße genug, sie genauer zu betrachten. Sie war ohne Zweifel ein schönes Mädchen, wie man so sagt. Aus ihren Augen, die mich manchmal mit forschendem Blick maßen, sprach ein starker Wille und eine schwer bewegliche Seele. So groß und fest wie diese stahlgrauen Augen war gewiß auch ihr Herz.

Unter dem Auf- und Abgehen mit dem Geschirr, dem Weinkühler und den Flaschen, teilte er mir in einem stillen Augenblick mit: „Sie ist verlobt und heiratet im Herbst. Und ihr Mann übernimmt die Leitung des Werkes. Dann sind alle versorgt, und ich bin allein.“

Und es lag wieder eine große Traurigkeit über seinen Worten. Mir aber sagte eine innere Stimme, daß Frieda an diesen Mädchen kaum Freundinnen gehabt hatte. Von entgegenkommender Liebe gewiß keine Spur. Soviel ich mich jetzt noch erinnere, erkundigte sich die jüngste Tochter damals nicht einmal nach dem Bilde der Mutter. Es hatte den Anschein, als ob sie gar nicht wisse, weshalb ich gekommen sei.

Während des Abendessens und auf dem kurzen Spaziergang hatte mein Gastgeber dann von allerlei gleichgültigen Dingen mit mir geplaudert, die gerade durch flüchtige Einfälle ein gewisses Interesse erhielten. Am nächsten Vormittag lernte ich, wie schon erzählt, die Großmutter seiner Töchter kennen, wurde durch die ausgedehnten Räume der Fabrik geführt und kam erst nach dem Mittagtisch, der gleichfalls nur für uns zwei hergerichtet war, mit ihm in ein tieferes Gespräch. Wir zündeten uns eine Zigarre an, er stellte das Bild wieder auf seinen Schreibtisch und wandte sich mir mit dem stillen kindlichen Blick zu, der mich gestern schon so sympathisch berührt hatte.

„Nichts macht mich froher, als einen Menschen hochachten zu können, Herr Malten. Und Sie achte ich hoch; ich fühle in Ihnen eigentlich ein Stück

meiner eigenen Seele. Gewiß, das Werk Ihrer Hand da sagt es mir. Sie müssen darum auch alles, alles wissen."

Vermutlich stand etwas wie eine Abweisung in meinem Gesichte, denn er sagte plötzlich: „Nicht, nicht? — O, Sie müssen es!"

Ohne meine Entschuldigung zu Ende zu hören, begann er zu erzählen, wehmütig und ernst, wie man von schöner Vergangenheit spricht.

„Die paar Wochen in Borkum mit ihr, das war die schönste Zeit meines Lebens. Wenn sie oben auf der Düne stand, ganz von Sonne umflutet und mit ihrem Schirmchen herab winkte, sobald sie mich über den Steg des Herrenbades kommen sah, begann erst für mich das Dasein, das einen Sinn hat. Wir gingen meist einsame Wege, wir hatten genug an unserer gegenseitigen Liebe.

Der Seewind hatte ihren Wangen ein lebhafteres Rot verliehen, und sie sah aus wie das Leben selbst, gesund und frisch. Und doch muß sie schon in jener Zeit etwas leidend gewesen sein."

„Sicherlich."

Er achtete nicht auf das Wort.

„Ich hatte damals ganz übersehen, daß es ihr doch recht schwer fallen würde, sich in die Art meiner Schwiegermutter und meiner Töchter zu finden. Wenn unsereinem das Geknarre des Rades, das er treibt, lieblich oder doch erträglich vorkommt, sollte er nicht so ohne weiteres wähnen, daß er auch jedem anderen Menschen zumuten könne, darin die Melodie seiner Tage zu begrüßen. Ich brachte sie hierher, und sie fühlte sich einsam; ich veranstaltete eine Reihe von Gesellschaften, aber sie fühlte sich einsam."

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Ehe er fortfuhr, richtete er seinen innigen Blick eine Weile auf das Bild.

„Frieda! — — Und dann", er wandte sich mir wieder zu, „begann sie ihr Werk. Sie machte meiner Schwiegermutter Besuche und brachte Bücher und Noten mit. Aber auch die konnte nicht aus ihrer Haut und hielt sich alles das fern. Sie dachte meine Töchter für die Kunst zu begeistern, in der Verwandtschaft für höheres zu wirken, — aber das ging ja nicht. Dann wollte sie sich ins Hauswesen vergraben, Küche und Keller, Wäsche und Kleidung besorgen helfen. Doch sie verstand zu wenig davon, als daß es ihr gelungen wäre, gegen die anderen, die das bisher verwaltet hatten, aufzukommen. Und bei uns ist es anders wie in Wien. Erst am Abend, wenn ich bei ihr in ihrem Stübchen saß, ging darum für sie die Freude an. Ich vermute sehr stark, daß meine Schwiegermutter ihr einst Vorwürfe gemacht hatte, sie bringe mich und meine Kinder noch ganz auseinander; ich ginge so schon nicht mehr in Gesellschaft mit ihnen und opferte ihr meine ganze freie Zeit; ich hätte wegen ihr unser Haus, das zu den tonangebenden der Stadt gehört habe, ganz in den Hintergrund treten lassen, nur weil sie keine Feste und Bälle wünsche; ich machte Sonntags keine Ausflüge mehr, um mit ihr allein sein zu können. . . . Meine Töchter drangen in sie, sie sollte doch auch Rad fahren lernen, dann könnten wir gemeinsame Ausflüge machen. Aber sie gab zur Antwort: ‚So durch die Natur hinhasten, das kann ich nicht. Mir ist sie ein Freund, der mit mir redet und dem ich manches zu sagen habe. Es muß um mich und mit mir klingen, wenn ich durch die Felder streife.' — Und dann sagte mir wieder einmal meine Älteste: ‚Papa, sie wirft unser ganzes Leben um. Unsere Bekannten meinen schon, Du wärest ein Kopfhänger geworden.' — Sie können sich denken, wie das an mir fraß, namentlich, wenn ich mich an ihr erstes Wort, das sie zu meinen Töchtern sprach, erinnere. Mit ihrem lieben Lachen stand sie vor ihnen. ‚Gute, feine Freunde wollen wir werden. Mutterliebe muß ja auch so wie so mit der Zeit zu einer Art Freundinnenliebe werden. — Und ich glaube, wir werden uns lieben lernen.' — Sie haben es nicht gelernt."

Unruhig stand er auf, ging im Zimmer umher, als suche er etwas, rückte einen Stuhl, nahm ein Buch auf, trat ans Fenster und wieder zurück. Er schien mich ganz vergessen zu haben. Draußen ratterten die Maschinen, pustete der Dampf, fielen schwere Hämmer auf.

Ich war nahe daran, aufzustehen.

Aber da kam er wieder auf seinen Sessel zu, warf einen Blick auf das Bild und mich und nahm seine Erzählung von neuem auf.

„Was soll ich sie mit allen Einzelheiten unseres Lebens hier langweilen! Sehen Sie, Frieda und ich gehörten uns ganz, da gab es keinen Mißton. — Und doch ging es nicht. Ich kam eines Abends mit meinen Töchtern aus einer Zaubervorstellung heim und eilte natürlich sofort zu ihr. Sie saß bleich auf ihrem Sopha, einen schmerzlichen Ausdruck in ihren Augen. Vor ihr lag ein Buch von einem ihrer Landsleute. Als ich eintrat, fuhr sie langsam über die Stirn, scheinbar zurückkommend von einem Gedankenstreifzug in ferne schönere Zeiten.

‚Du hast ein Leben voll heimlicher Einsamkeit und heimlichen Unzufriedenseins. Aber, was soll ich machen?' Das war wohl mein Wort.

‚Nichts', sagte sie. ‚Ich habe Dich so unendlich lieb, aber es ist mir immer noch wie früher, es geht noch etwas neben mir her, von dem ich mich nicht trennen kann und was doch nicht in dieses Haus gehört. Es ist die zarte, feine Gestalt der Kunst, die mir von Jugend auf Trost und Freude

war. Siehst Du, und ich meine dann, sie stehe zwischen uns, ich fürchte, sie läßt mich nicht ganz so sein, ganz so werden, wie eine liebende Frau sein muß, so ohne alle anderen Gedanken ganz dem Manne und seiner Welt gehören.'

‚Frieda, Du bist unglücklich.'

‚Nicht, wie die Menschen für gewöhnlich meinen. Mein Unglück ist mein Glück. — Mein Lieber, ich sehe und fühle, je länger, je schmerzlicher die Kälte zwischen Deinen Kindern und mir. Ich bin ihnen eine Fremde. Nicht als ob ich sie anklagen wollte. Unsere Lebensanschauungen gehen nun einmal auseinander. Ja, wenn mich die Kinder nötig hätten! Sie wissen aber ihr Geschick schon selbst zu meistern. Ich kann nicht von ihnen verlangen, daß sie sich nach mir richten sollen. Sie sind erwachsen, sie verlangen nach Geselligkeit, Vergnügen, Zerstreuung. Und dazu tauge ich nicht. Du hast Dich ihnen früher voll und ganz widmen können. O, Liebster, ich will den Kindern nicht den Vater rauben; wegen mir sollen sie nichts entbehren. Du bist ja so wie so stets in dieser Fabrik, und in den kargen Minuten, die Du daheim bist, darf ich Dich nicht weiter Deinen Kindern entziehen. — Das hätte ich mir alles vorher sagen sollen und warten müssen wie eine Braut auf den Bräutigam, der durch widrige Schicksale in der Fremde gehalten wird.'

‚Ich kann Dich aber nicht lassen!'

‚Ich Dich auch nicht!'

Und sie war mir um den Hals gefallen.

‚Dir ist es aber ein Leichtes, um Deiner lieben Kinder willen, Unruhe und Alltäglichkeit zu ertragen. Durch Deine erste Frau gewannst Du eine sichere Art Deiner Lebensführung.'

‚Geliebte, es entspricht nicht meinem Wesen, von meiner ersten Fran viel zu reden und vergangene Menschlichkeit mit gegenwärtigem Leben zu vergleichen. Sie war sehr schön, sie entsprach meinen damaligen Wünschen. Ob sie sich aber die Lebensauffassung erkämpft hätte, die mein Wesen nun beherrscht, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls würde sie, wenn sie geblieben wäre wie sie war, jetzt nicht mehr meinen bestimmter geprägten Charakter verstehen. — Wer weiß? — Vielleicht mag auch ihre Seele so reich veranlagt gewesen sein, daß sie in unsere Zeit, in meine veränderte Lebensführung hineingewachsen wäre? Doch, was rede ich, wie hätte sich mein Leben nur ändern können. Eins weiß ich, sie hätte nie und nimmer meine Seele so aufrichten können wie Du.'

Für den Augenblick schien sie getröstet zu sein, nur für den Augenblick. Die nagenden Selbstvorwürfe kamen wieder.

‚Ich will Dich Deinen Kindern wiedergeben, bis sie Dich nicht mehr brauchen, Geliebter. — Wir gehen auseinander wie Brautleute und treffen uns nach Wunsch und bleiben auf Wochen zusammen. Dann kann ich den ganzen Tag an Dich denken und mich freuen auf die Zeit, wann Du kommst.'

Das suchte ich ihr natürlich auszureden. Nur das Richtige traf ich nicht. Wenn ich mir jetzt alles überlege, Herr Malten, so habe ich einen unverzeihlichen Fehler gemacht. Ich habe es nämlich nicht gewagt, sie an meinen Sorgen teilnehmen zu lassen. Das war verkehrt; ich will es nicht leugnen, das war nicht hoch genug von ihr gedacht. Sie hätte sich gewiß recht schnell auch in der Gedankenwelt eines Geschäftsmannes zurechtgefunden, wenn nicht, so mußte man eben Geduld haben. — Aber dann wäre sie an mir und meinem Werk beteiligt gewesen. — Ich vermied das, ich fürchtete, sie zu verletzen; ich glaubte, damit stieße ich sie gänzlich aus unserem Hause. Sicherlich aber hätte sie bald gefunden, daß auch darin ein beschwingender Geist waltet, daß man auch das industrielle Schaffen künstlerisch betrachten und dabei zur Befriedigung kommen kann. — Alle Tätigkeit wirkt ja befreiend und befriedigend! — Dieser Gedanke an mein Versäumnis beschäftigt mich jetzt alltäglich und ruft die bittersten Vorwürfe in mir wach. — So sprach ich nur von dem, was uns beiden geläufig war, mit ihr, ich stellte ihr keine Aufgaben; ich überließ sie eigentlich sich selbst. . . .

Vielleicht wären wir trotzdem zusammengeblieben. Allein im Frühjahr des zweiten Jahres unserer Verheiratung hatte sie sich eine starke Erkältung zugezogen, und der Arzt verschrieb ihr einen längeren Aufenthalt in reiner Waldluft. Hatte ich noch eine Spur von Zweifel, ob sie sich in meinem Hause wirklich unglücklich fühle, jetzt, als ich sie besuchte, es war ein stilles Städtchen an der Weser, mitten im Walde, schwand derselbe vollständig. Die stillen Tage von Borkum kamen wie mit einem Zauberschlag zurück, Seligkeit und Sonne. Alle meine Einwendungen zerstoben hier.

‚Geliebter, wenn Deine Töchter alle verheiratet sind. — Doch, doch, o doch!'

Das war ihr bittendes Wort, das meinen Widerstand brach.

So führten wir denn das sonderbare Leben, das im kommenden Herbst sein Ende gefunden hätte. Ich hatte ihr die Verlobung der Jüngsten und Letzten nach Kassel gemeldet und ihr dabei gesagt, daß ich auch von der Leitung zurücktreten würde, sie könne für uns zwei in Kassel, Eisenach oder sonst wo schon ein stilles Häuschen aussuchen. Es war ein Glück und eine Freude, als sie mich gleich darnach durch ihr Kommen überraschte. Aber es

war wie ein Sonnenuntergang am Meer, die ganze Schönheit erscheint noch einmal über den Wogen, um sofort in bleiernes Grau zu tauchen."

Hohenecker stand auf.

„Es tut mir wohl, einem verstehenden Menschen mein Herz ausschütten zu können, einem Menschen, der sie ganz kannte. Aber nun müssen Sie mir noch eins sagen. Kurz vor ihrer letzten Stunde phantasierte sie oft von Sonnenvögeln, und ich sehe da auf dem Gemälde einen mir unbekannten Vogel?"

„Das ist ein Sonnenvogel."

Er betrachtete sich das Bild genau.

„So," sagte er, „ein Fremdling, der nicht in unser Land gehört? Sehen Sie, das sagte sie mit einem süßen Lächeln: ‚Ich war ein Sonnenvogel. — Ich bekomme aber nun doch eine Heimat.'"

Seine Hand fuhr über die Augen.

Da auch mir weich ums Herz geworden war, wagte ich kein Wort zu sagen.

„Jetzt müßten wir wohl noch den Rahmen aussuchen", kam es dann doch nach reichlich einer Viertelstunde mühsam über die Lippen. „Und am besten scheint mir die Wand dort zu sein. Sie haben dann hier vom Arbeitstisch den schönsten Blick hinüber."

Das war er alles zufrieden. Doch selbst, nachdem auch dieses geordnet war, hielt er mich in seinem Hause fest, sich oft und gern in unseren Gesprächen der Heimgegangenen erinnernd. Erst nach Wochen gelang es mir, meinen Vorsatz auszuführen und auf einige Tage nach München zu fahren. —

Als ich endlich nach meiner Rückkehr wieder in den Auepark kam, waren die Sonnenvögel davon gezogen.

Nirgends hörte man noch etwas von ihnen.

Dafür sang mir der, den ich als Modell für ihr Bild gekauft hatte, das Lied der Heimatsehnsucht.

Und auch er ist jetzt schon in seinem Sonnenland. — — — Sonnenvögel!

Aus alter und neuer Zeit.

Der erste deutsche Luftschiffer ein Professor aus Rinteln. In einem 1790 zu Wien gedruckten „Dictionaire" findet sich die Notiz: „Der Luftballon ist im Jahre 1666 von Herrn Lohmeyer, Professor zu Rinteln, erfunden, welcher in einer Dissertation eine Schilderung und Abbildung diese Maschine gab. Die Herren Montgolfier haben diese Erfindung reproduziert und sie ist dann in Wien, Berlin und anderen Städten Deutschlands nachgeahmt worden." In der „Gartenlaube" 1869 Seite 336 heißt es hierzu: „Die zitierte Dissertation ist vielleicht nur in wenigen Exemplaren über das Weichbild der ehemaligen Universitätsstadt Rinteln hinausgekommen. Wenn bei der Aufhebung dieser Hochschule (durch die westfälische Regierung) die Universitätsbibliothek an das Gymnasium übergegangen ist, ist dort sicherlich das wertvolle Schriftstück zu finden, welches beweist, daß nicht erst von den Engländern Cavendish und Black, sondern fast hundert Jahre früher von einem deutschen Gelehrten die Lehre von leichteren Luftarten und verdünnter atmosphärischer Luft aufgestellt wurde. Der deutsche Physiker und Astronom Philipp Lohmeyer, zu Magdeburg geboren, war zuletzt Professor in Rinteln und starb 1680 zu Lüneburg. Wie H. Wehner in der Magdeburg. Zeitung (16. Dezember 1908) ausführt, konnte Lohmeyer von der Luftschiffidee des Physikers Lana in Brescia (1670) nichts wissen und darf also als der erste bezeichnet werden, der im Abendlande ein brauchbares Luftschiff angab und beschrieb. „Erfindungen sind aber", so schließt Wehner, „wie die meisten Kinder, die ihren Erzieher schnöde verlassen und vergessen, um sich später anderen an den Hals zu werfen. Herr Professor Lohmeyer hat sicherlich weder Fürstenkuß noch Ordensstern erhalten, eher vielleicht einen Tritt vom Herrn Prorektor, denn warum starb er im ‚Auslande'?"

Aus Heimat und Fremde.

Hess. Geschichtsverein. Am letzten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Kasseler Geschichtsvereins machte zunächst General Eisentraut einige Mitteilungen über die alten hessischen Gerichte. Sodann fuhr Rechnungsdirektor Woringer in seinen Mitteilungen über westfälische Offiziere fort und behandelte diesmal die Schicksale der beiden Brüder Hammerstein. Von Mitgliedern des Vereins wurde eine deutsche Übersetzung des Flavius Josephus, sowie ein reich geschnitztes Stück einer Fensterbrüstung vom Einzugswagen Jérômes vorgezeigt; nach der Rückkehr Kurfürst Wilhelms I. wurde bekanntlich der gesamte westfälische Wagenpark zerstört und verbrannt, und das vorgezeigte Stück dürfte eines der seltenen Überbleibsel bilden. Zum Schluß stellte General Eisentraut auf Grund des merkwürdigen Umstandes, daß die meisten französischen Kolonien Hessens in der Nähe ehemaliger Burgen liegen, die

jetzt keinen Stein mehr aufweisen, die interessante Hypothese auf, daß die Kolonisten vielleicht die Steinreste dieser Burgen zum Häuserbau verwandten.

In der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins vom 28. November sprach Referendar Simon über Kurhessisches Wahl- und Parlamentsrecht. Ausgehend von den Anfängen der landständischen Verfassung im Mittelalter, hob er besonders deren formelle Bestätigung von 1655 hervor, zeigte dann, wie die hessischen Stände auch im 18. Jahrhundert noch in Wirksamkeit blieben, um hierauf zu einer eingehenden Betrachtung der Verfassungskämpfe im 19. Jahrhundert überzugehen. Nachdem der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld und Professor Wenck einige Einzelheiten richtig gestellt hatten, gaben Landgerichtsrat Gleim und Erbschenk Dr. Schenck zu Schweinsberg noch interessante Ergänzungen des Vortrages.

In der Monatsversammlung des Kasseler Vereins vom 7. Dezember sprach Universitätsbibliothekar Dr. Hopf-Freiburg über die „Wilhelmsbader Konferenz 1794". Vornehmlich auf Grund diplomatischer Akten gab er ein klares Bild der Motive, die zu dieser Konferenz führten, der eigentlichen Verhandlungen und ihrer Folgen, nachdem er zuvor die damalige politische Lage gekennzeichnet hatte. Diese war zu Beginn des Jahres 1794 eine höchst ungünstige; überall waren die französischen Waffen im Vorteil, die kleinen und mittleren Staaten blieben mit ihrer Hilfe gegen Frankreich zurück. Da beschloß Karl Friedrich von Baden die Gründung eines Fürstenbundes und setzte sich zunächst mit Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel in Verbindung, der vom ersten Tage an ein entschiedener Gegner der Revolution gewesen war. Es kam zu Verhandlungen, die in Gegenwart beider Fürsten vom 28. September bis 2. Oktober 1794 in Wilhelmsbad bei Hanau stattfanden und in erster Linie die Frage nach der Beschaffung der nötigen militärischen Hilfsmittel zur Fortführung des Kampfes gegen die französische Revolution zum Gegenstand hatten. Da sich jedoch die große Mehrheit der übrigen Fürsten fern hielt oder aber ihren Beitritt von der Zustimmung des Kaisers abhängig machte, kam es zu keinem Ergebnis. Denn der Kaiser stand dem ganzen Plan aus mehr als einem Grunde mißtrauisch gegenüber, und als er vollends den angekündigten Besuch Wilhelms IX. in Wien schroff ablehnte, trat auch dieser von dem Plan zurück. Der Vortrag wurde von den zahlreichen Zuhörern sehr beifällig aufgenommen. Der Vorsitzende teilte noch mit, daß sich bereits eine ganze Anzahl von Mitgliedern zu einer freiwilligen Erhöhung ihres Jahresbeitrages erboten hätten, und wies schließlich darauf hin, daß den Mitgliedern die Usbecksche „Chronik von Niederzwehren" zu dem ermäßigten Preis von 2.50 Mark abgegeben werde.

Hochschulnachrichten. Marburg: Die Gesamtzahl der Studierenden während des Wintersemesters beträgt 1750, darunter 27 Frauen, dazu kommen noch 77 Hörer, darunter 11 Frauen. Die Gesamtzahl der zum Hören Berechtigten beträgt demnach 1827 (gegen 2015 im Sommer- und 1733 im letzten Wintersemester). Bei der Immatrikulation wurden zum ersten Mal Matrikel ausgegeben, die an Stelle des lateinischen deutschen Text enthielten. — Gießen: Es wurden 1196 Studierende eingeschrieben, darunter 26 Frauen, die im laufenden Semester zum ersten Mal immatrikuliert werden konnten. (Frequenz im letzten Wintersemester 1150.)

Jubiläen. Der Landrat des Kreises Wolfhagen Geh. Regierungsrat Baron von Buttlar feierte am 1. Dezember sein 25jähriges Amtsjubiläum. — In Hanau blickten der Stadtverordnetenvorsteher Kommerzienrat Canthal, der Beigeordnete Bode und der Stadtrat Boehm am 7. Dezember auf eine ununterbrochene 25jährige ehrenamtliche Tätigkeit im Dienste der Stadt zurück.

Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M., unsere landsmännische Schriftstellerin, arbeitet seit einigen Jahren an einem größeren Werk: „Die Lehrer und Lehrerinnen des Knaben Wolfgang Goethe und seiner Schwester Kornelia", das viel neues Licht in Goethes Kindheit trägt. Das aus bisher unbenutzten Quellen schöpfende Werk wird Anfang nächsten Jahres erscheinen. Bemerkenswert ist, daß sich auch eine in Marburg geborene Dame unter Goethes Lehrerinnen befindet.

Aus Fritzlar. Das alte Amtsgerichtsgebäude ist von der katholischen Kirchengemeinde für 11500 Mark erworben und kehrt somit zu seinem alten Eigentümer zurück. Es war früher ein Teil der Domgebäude und liegt sogar teilweise über Domgemeinde-Eigentum. Die Kirche will das Gebäude zu ihren Zwecken umbauen.

Familie Deichmann. Herr Oberst z. D. Deichmann-Rostock ist zur Zeit mit Aufnahme von Stammbäumen Deichmannscher Familien beschäftigt und bittet um Mitteilung, falls sich über folgende Personen irgendwo in Hessen Anhaltspunkte finden: 1. Nikolaus Deichmann aus Allendorf a. d. W., studierte in Herborn und Marburg 1609. Wo später verblieben? — 2. Nikolaus Andreas Deichmann, geboren 21. Mai 1694. Wo geboren? — 3. Fähnrich Joh. Christoph Deichmann, gefallen 1706 in Italien, stand beim Regiment von Wilcke. Wo geboren?

Hessische Bücherschau.

Gedichte.

Leo Sternberg. Neue Gedichte. Stuttgart und Berlin (Cottasche Buchhandlung) 1908. M. 2.—, geb. M. 3.—

Leo Sternberg, dessen starkes dichterisches Können vor längerer Zeit schon an dieser Stelle gewürdigt wurde und der inzwischen einen Lyrikband unter dem Titel „Fahnen" herausgab, hat jetzt bei Cotta „Neue Gedichte" erscheinen lassen, die den Namen ihres Verfassers auch weiteren Kreisen geläufig machen werden. Sternberg steht hier ganz auf der Höhe seines Könnens und geht auch hier wieder selbsteigene Wege, die ihn alle abgegriffenen Motive der Dutzendlyrik meiden lassen. Es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Lebens, das Sternberg nicht seiner dichterischen Kunst gefügig macht, und wie er das tut, das eben ist es, was uns auch in diesem Band wieder besonders fesselt. Wenn es auch an leicht tändelnden Versen nicht fehlt, so dichtet seine Muse nicht für den Spießbürger, sondern seine reife Kunst spricht in erster Linie zu denen, die auf Menschentreiben und Menschenlos von einer höheren Warte aus zu blicken gewöhnt sind. Seine lyrischen Reflexionen wirken nie langweilig. Mit verblüffender Kunst weiß er kleine Stimmungsbildchen aufzusetzen, und wenn er sich scheinbar einmal über die äußere Form hinwegsetzt, bleibt er trotzdem unter der Herrschaft des Rhythmus. Alles in allem, sein Buch paßt nicht auf jeden Tisch, wird aber dem, der auch in der Lyrik eine erlesene Kost gewohnt ist, Stunden feinsten poetischen Genusses gewähren.

Wiegand, Carl Friedrich. Niederländische Balladen. Verlag von Huber & Ko. in Frauenfeld. 1908. Ein Liebhaberband in Quart. Preis M. 3.20.

Ein außerordentlich starkes Gefühl für Rhythmik eignet Karl Friedrich Wiegand, auf den als einen beachtenswerten Dichter gleichfalls schon vor Jahren im „Hessenland" hingewiesen wurde und von dem jetzt in vornehmer Aufmachung eine Sammlung „Niederländischer Balladen" vorliegt. Diese mit lapidarer Wucht über uns dahinbrausenden, holländischen Stoffen entlehnten Balladen reichen in ihrer erschütternden Tragik, in ihrem grandiosen Aufbau und der vollendeten Sprachtechnik an die starke Kraft eines Börries von Münchhausen heran. „Das Grab am Meer" zeugt von einer Gestaltungskraft, die kaum überboten werden kann, und so könnte noch manches andere Stück hervorgehoben werden. Einzig die Ballade „Der Leichtmatrose" scheint mir aus dem Rahmen der Sammlung herauszufallen. Auf dieses neue Balladenbuch muß nachdrücklich hingewiesen werden.

Herzog, Rudolf. Gedichte. 2. Auflage. Stuttgart und Berlin. (Cottasche Buchhandlung.) 1908. Leinenband M. 3.50.

Rudolf Herzogs kürzlich bei Cotta erschienene „Gedichte" liegen mir bereits in zweiter Auflage vor. Sie sind noch in höherem Maße als des Dichters Romane Bekenntnisse, Bekenntnisse einer aufs höchste gesteigerten sonnigsten Lebensbejahung, die uns, ob wir wollen oder nicht, mit fortreißt. „Es gibt kein Jahr, in dem nicht Rosen blühen." Ihm hat die Sonne all ihr Gold vor die Füße geworfen und nun spendet er mit vollen Händen. Alles scheint sich ihm spielend zum Gedicht zu runden, und erst der Nachgenießende wird der Kunst inne, die diese Verse schuf. Neben der rheinischen Heimat gilt die Liebe des Dichters und so auch manches seiner Lieder dem Lande der Sehnsucht; Madonna della Sedia ist, wenn auch nur als Folie, wohl kaum köstlicher besungen worden wie hier. Auch Herzog weiß die Ballade zu meistern, sein „Fuchsmajor vom Niederrhein" z. B. ist ein brillantes Kabinettstück. Was aber auch Rudolf Herzog besingen mag, überall klingen die Akkorde des hohen Lieds der Liebe an.

Drum sei dein Flehn bei jedem Morgenrot:
Herr, gib mir Liebeskraft! Nur dies ist not!

Heinemann, Hermann Olaf. Aus der Jugendzeit. Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von J. Singer, Hofbuchhandlung. 1908.

Recht ungleich sind die Verse, die uns Hermann Olaf Heinemann in seinem Bändchen „Aus der Jugendzeit" darbietet. Eine ganze Anzahl seiner Gedichte zeugen von wirklichem poetischen Talent, um so störender fallen andere, mit souveräner Verachtung der Form salopp hingeworfene Verse auf, die, ungefeilt wie sie sind, besser im Schreibpult des Dichters geblieben wären. Einen Vorzug freilich tragen auch sie, sie zeigen Persönlichkeit, und eine straffere Selbstzucht kann noch auf manche abgeklärte Gabe hoffen lassen.

Hill, Carl Heinz. Heckerose. Neue Gedichterchen. Gelnhausen. Verlag von Wettig. 1908.

Karl Heinz Hills, des Gelnhäuser Dialektdichters, „Heckerose" bieten das, was man recht und schlecht von der mundartlichen Humordichtung erwartet. Alte und neue Schnurren, in ein lustiges Gewand gekleidet, finden uns stets zu lachendem Applaus bereit, und man muß es C. H. Hill lassen, daß er es famos versteht, uns mit seinen „Gedichterchen" zu erheitern. Da zudem sein Dialekt auch dem Nichtkenner leicht verständlich ist, sei das liebenswürdige Bändchen allen Freunden volkstümlichen Humors angelegentlich empfohlen.

Theodor Birt. Artiges und Unartiges. (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlnng) Marburg. 1908.

Theodor Birt. Ernste Gedichte. Im selben Verlag. 1908.

Wer sich das Bild eines deutschen Professors immer noch nach den abgegriffenen Klischees der fliegenden Blätter zurechtmalt, für den gibt es kein besseres Rezept als die beiden Gedichtbände Theodor Birts, des bekannten Marburger Professors und Dichters. Dann wird er kennen lernen, mit wie offenen Augen „auch" ein Professor die Welt betrachten kann. Und noch dazu von der hohen Warte des Philosophen aus. Humor und Satire sind die beiden Schlagworte, mit denen man Birts poetisches Schaffen auf eine Formel bringen kann, und, daß es gleich vorweg gesagt sei, beide sind echt. „Artiges und Unartiges" ist der erste Band überschrieben, und es ist vorwiegend Unartiges, was der Dichter hier seinen Mitmenschen ins Gesicht sagt, wenigstens denen, für die „Unartiges" mit „Wahrheit" identisch ist. Ridendo castigat mores. All die kleinen Schwächen und Eitelkeiten der Menschen werden mit sprühendem Witz gegeißelt, so daß wir vor Vergnügen laut auflachen, seine totsicher treffende Satire schlägt, wenn es sein muß, auch mal mit Keulenschlägen drein, meist aber hören wir hinter dem Spott das verzeihende Lächeln des Überlegenen. Man lese nur ein-

mal, wie er aus Anlaß des Geheimratsjubiläums dem Bergmann, der im Schoße der Erde Werte schafft, das Wort spricht, um seine urgesunde Weltanschauung zu erkennen. Nichts ist vor dem scharfen Blick dieses Beobachters sicher, mag er auf der Promenade lustwandeln oder im Gasthaus ruhen, im Konzert oder in der Bildergalerie weilen. Seine Mahnung an das Hühnervolk, mit Rücksicht auf die steigenden Eierpreise nur ja nicht den Schleier zu nehmen, ist gerade jetzt besonders aktuell. Der sprachkritische Philologe kommt u. a. zum Durchblick in der Unterhaltung mit dem „Wein", („Ich sprech' ihm zu, er sagt mir zu") und auch in einer eleganten Latinisierung des Geibelschen Mailiedes. Auch die „Ernsten Gedichte" zeigen den echten Dichter, dem nichts Menschliches fremd ist und der viele Saiten auf seiner Leier hat, die sich zu harmonischem Zusammenklang vereinen. Die stark subjektive Färbung macht diese Verse noch besonders anziehend, auf jeder Seite zeigt sich uns das Bild einer ausgeprägten Persönlichkeit. Was uns aber diese Bändchen pausenlos durchfliegen läßt, ist die Summe von Originalität, die darin steckt. Nicht allein, wie Birt seinen Stoff anfaßt, sondern auch was er anfaßt, das ist es, was uns fortgesetzt überrascht und entzückt. Man wird nicht leicht so gefesselt werden wie von diesen reizvollen Versen eines durch und durch originellen Dichters.

du Fais, Henri. Carmina neo-latina. Berlin und Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1908.

Henri du Fais „Carmina neo-latina" halten mehr als ihr Titel verspricht; sie bringen nicht nur Übertragungen bekannter Gedichte von Goethe, Eichendorff usw. ins Lateinische, sondern auch ins Griechische und Französische. Alle sind im Versmaß der Vorlage gehalten — eine graziöse Spielerei, die manchen ergötzen wird. Der Verfasser wußte mit großer Treffsicherheit den adäquaten Ausdruck zu finden. Nur das

Vidit puer rosulam
Rosulam in hortis

scheint mir weniger gelungen zu sein.

Herbert, M. Lebensbilder. Neue Gedichte. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

M. Herbert (Therese Keiter), unsere in Regensburg lebende Landsmännin, hat ihren wiederholt aufgelegten Gedichtsammlungen eine neue unter dem Titel „Lebensbilder" hinzugefügt. M. Herbert ist schon zu oft hier als eine der bedeutendsten — nicht nur — hessischen Dichterinnen gewürdigt worden, es mag der Hinweis genügen, daß auch diese ihre reife Gabe hohe dichterische Qualitäten aufweist. Ein Zug entsagender Resignation, die sich in höherem Schutz sicher gebettet weiß, weht durch diese Verse.

Stille Blumen, so die Hand nicht brennen,
Stille Blumen, so das Herz nicht stechen,
Die im Kelche fromme Heilkraft tragen,
Solche Blumen will ich für dich brechen.

Denn die roten Rosen sind gestorben.
Nur die Blumen tiefer Einsamkeiten,
Nur die Blumen ferner, wilder Wege
Kann ich pflücken im Vorüberschreiten.

In Feierstunden der Seele und für solche ist dieses Buch geschrieben, das von allen Freunden der Herbertschen Dichtkunst herzlich aufgenommen werden wird.

Traudt, Valentin. Gedichte. Kassel (Druck und Verlag von Friedr. Scheel) 1909.
Preis M. 1.—.

Eben kommt mir noch ein lyrisches Bändchen auf den Tisch, Valentin Traudt's „Gedichte". Liebe alte Bekannte finde ich darin, und auch so mancher neue Sang präsentiert sich in dem schmucken Bändchen, das übrigens auch mit dem Bilde des Dichters geziert ist. Sein inniges Verhältnis zur Natur, zum deutschen Wald, zu hessischen Fluren und Feldern kommt in diesen Weisen zum Ausdruck, und da Traudt in dem gleichen innigen Verhältnis zum deutschen Märchen steht, ergibt sich jene wunderbare märchenhafte Stimmung, die in seinen Naturbildern träumerisch lebt und sich dem Leser in wohligem Behagen mitteilt. Aber auch kräftige Akkorde weiß er anzuschlagen, so wenn er seinen Freund, den Wind, oder den Sonnenschein, seinen Kampfgenossen, besingt. Viele dieser Lieder bringen die Melodie gleichsam mit sich. Auf einen Dichter, dem ein Sang wie „Die Stadt" gelungen ist, sollte man eigentlich kaum hinzuweisen brauchen. Das jeder Poesie bare Hasten, Fauchen, Hämmern und Lärmen der Stadt ist, wenn wir von Zola absehen, wohl selten plastischer zum Ausdruck und immer wieder in effektvollen Gegensatz gebracht worden:

„Am Morgen rüttelt sich auf die Stadt
Und beugt sich neuen Plagen,
Und niemand weiß, daß draußen hat
Die Nachtigall geschlagen."

Ganz famos ist auch sein „Herbstlied":

„Schlagt doch das Leid in Stück' und Scherben!
Zum Donner auch und Schwerenot!
Soll es denn euer Sprößling erben? — —
Nein, der darf nicht wie wir verderben,
Soll schaun ein neues Morgenrot!"

Den vielen Freunden dieses hessischen Dichters wird dieses Bändchen eine willkommene Gabe sein.

H'bach.

Speck, Wilhelm. Zwei Seelen. Erzählung. Dreizehntes Tausend. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig. (Fr. Wilh. Grunow) 1908.
Preis geb. M. 5.—

Speck, Wilhelm. Der Joggeli. Erzählung. Zweite Auflage. 7. bis 12. Tausend. Leipzig (Fr. Wilh. Grunow) 1908.
Preis geb. M. 1.—

Der nun schon recht großen Speck-Gemeinde wird es erfreuliche Kunde sein, daß die „Zwei Seelen" bereits ein 13. Tausend und auch der „Joggeli" trotz der starken Auflage eine neue notwendig machte, ein Beweis dafür, wie sehr das Verständnis für die Eigenart dieses seltenen Dichters gewachsen ist. Auf die Schönheiten dieser seiner Werke einzugehen, kann ich mir an dieser Stelle versagen, aber mir scheint, als ob Speck gerade in seiner Heimat noch weniger bekannt ist, wie draußen im weiten Deutschland, ja, wie im Ausland, das seine Romane in verschiedene Sprachen übersetzte. Wem es um etwas mehr zu tun ist als um die bloße Befriedigung der Lesewut, dem kann man keinen besseren Freund wünschen, als ein Buch von Wilhelm Speck. Die letzte Ausgabe der „Zwei Seelen" (in zweifarbigem Druck) ist auch rein buchtechnisch als eine hervorragende zu bezeichnen. Wem sie zu teuer ist, findet in dem prächtigen „Joggeli" desselben Verfassers Ersatz.

H'bach.



Kunstbeilage
zu »Hessenland« 1908
No. 24 (Verlag von
Friedr. Scheel, Kassel)

Hessisches Hügelland

Federzeichnung von Hans Meyer-Kassel

Dorothea von Essen. Weil sie liebten. Straßburg und Leipzig. (Verlag von Josef Singer; Hofbuchhandlung) 1908. 117 Seiten.

Wenn die in diesem Bändchen vereinigten Erzählungen, wie es den Anschein hat, nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet sind, so verraten sie einen erfreulichen Fortschritt in der Gestaltungskraft ihrer Verfasserin. Im „Felsen am Meer" erleben wir ein furchtbares Sterben, die Menschen sterben ohne ersichtlichen Grund wie die Fliegen dahin. Selbst in einem breit angelegten Roman mit pointierter Charakterisierung wie etwa in Enkings „Darnekowern" hat die furchtbare Tragik, in der ein ganzes Geschlecht vor unsern Augen abwirtschaftet, etwas Quälendes für uns; hier aber läßt uns das Schicksal der Personen, die als blutlose Schemen marionettenartig agieren, völlig kalt. Auch die zweite Erzählung steht noch ganz im, sagen wir, Natalystil mit ihrem stark sentimentalen Einschlag, immerhin werden hier aber schon greifbare Gestalten auf die Füße gestellt. Die folgenden Skizzen verraten eine wachsende Gestaltungskraft der Verfasserin. In „Vineta, wo sind deine Glocken?" ist ein interessantes Problem fein durchdacht und gewandt gelöst. Ganz in ihrem Element ist die Verfasserin in der Schlußskizze „Aus Jugendtagen"; die Regungen und Launen der weiblichen Psyche und deren allmähliche Wandlung sind mit sicherem Griff festgehalten, nur schade, daß auch diese Skizze gleich den übrigen auf einen so stark pessimistischen Ton gestimmt ist. Ein ungeheurer Weltschmerz zieht durch dieses Bändchen und veranlaßt uns zu der Frage, warum uns Dorothea von Essen so gar nichts von der Sonnenseite des Lebens zu erzählen weiß. Muß denn alles und jedes grau in grau gesehen werden? Gewiß, das Leben birgt viel Häßliches und Trauriges, aber selbst den verlassensten Winkel trifft ab und zu ein Sonnenstrahl, man muß nur den Willen haben, ihn zu sehen. Junge Mädchen mit so düsterer und trostloser Veranlagung, wie wir sie hier kennen lernen, sind ungesund; selbst wenn sie noch so hart vom Schicksal angefaßt wurden, das Leben wird immer wieder Macht über sie gewinnen, wenn anders sie seelisch gesund sind.

Eine freundliche Anerkennung ihres Erstlingswerkes wird die Verfasserein hoffentlich zu ernster Vertiefung ihres literarischen Schaffens anspornen. H'bach.

Selbstanzeige.

Die Geschichte der Wilhelmshöhe. Von Paul Heidelbach. Mit Titelbild, 92 Abbildungen u. einem Situationsplan. Leipzig 1909. (Verlag von Klinkhardt & Biermann). XI und 402 Seiten. Preis M. 5.—, geb. M. 6.—

Aus dem Vorwort: „Wenn ich heute eine fünfjährige Arbeit abschließe, bin ich mir wohl bewußt, die Geschichte der Wilhelmshöhe keineswegs abschließend behandelt zu haben. Immerhin darf ich, nachdem hier zum ersten Male eine zusammenfassende Darstellung auf archivalischer Grundlage versucht wurde, die Hoffnung hegen, manchem, der an dieser von Natur und Kunst so verschwenderisch bedachten Stätte den Spuren des Werdens und Geschehens nachgeht, hier und da einen willkommenen Wegweiser gesetzt zu haben." H' bach.

Die Bildwerke im Marmorbade zu Kassel. Mit Erläuterungen nach Ovids Metamorphosen. Kassel. (Druck und Verlag von Rich. Trömner.) Brosch. M. 3.— Eleg. geb. M. 4.50.

Mit diesem kleinen Prachtwerk wird man manchem hessischen Kunstfreund eine hübsche Weihnachtsfreude bereiten können. Nicht nur die 10 Wandreliefs, sondern auch die 12 freistehenden Statuen, die der geniale Franzose Monnot im Auftrage des Landgrafen Karl dem Marmor entlockte, sind in tadelloser Reproduktion auf 22 Tafeln wiedergegeben. Ein Anhang bringt erklärende Erläuterungen nach Ovids Metamorphosen. Das Werk füllt eine wirkliche Lücke auf kunstgeschichtlichem Gebiet aus und wird vielen willkommen sein. Der Preis für das gebundene Exemplar könnte im Interesse des guten Absatzes noch gut etwas ermäßigt werden. H'bach.

Hessen-Kunst 1909. Kalender für alte und neue Kunst. Herausg. Chr. Rauch. Zeichnungen und Bilder von Walter Waentig. Verlag von Adolf Ebel, Marburg a. d. Lahn. Preis 1,50 Mk.

Alt-nassauischer Kalender 1909. Verlag der L. Schellenbergschen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden. Preis 50 Pf.

Der von Dr. Christian Rauch im 4. Jahrgang herausgegebene Hessen-Kunst-Kalender bringt diesmal 32 Illustrationen nach Ölgemälden, Radierungen und Federzeichnungen des 1881 in Zittau geborenen Malers Walter Waentig, der mehrere Jahre unter Bantzer der Willingshäuser Malerkolonie angehörte und in Gleimenhein in Oberhessen lebt. Die kunsthistorischen Aufsätze sind durch weitere 35 Textabbildungen illustriert. Unter den literarischen Beiträgen seien besonders ein durch prachtvolle Aufnahmen unterstützter Aufsatz von Dr. Holtmeyer über den Glockenturm in Hersfeld, ein von Giebel illustrierter Aufsatz von Dr. Knetsch über wertvolle Holzschnitzereien aus der Sammlung des hessischen Geschichtsvereins in Marburg, von Pfarrer Spieß über Schmuck und Dekorationen an Hinterländer Bauernhäusern mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und neue Beiträge des Herausgebers zur *Hausbuchmeisterforschung noch besonders hervorgehoben.* Außerordentlich lebendig wirkt die den Umschlag zierende Zeichnung eines im Galopp dahinsprengenden Schwälmer Hochzeitsburschen.

Zum Schluß sei noch der diesmal bedeutend erweiterte und vergrößerte Alt-nassauische Kalender rühmend hervorgehoben, der unter seinem Bilderschmuck vier wertvolle Kunstbeilagen nach Originalzeichnungen W. Thielmanns enthält, der hier mit liebevollem Stift besonders charakteristische Motive seiner an altertümlichen Fachwerkbauten so reichen Vaterstadt Herborn festgehalten hat.

Kalender für Kurhessen auf das Jahr des Heils 1909, herausg. und verlegt von Bruno Jacob, Kassel. Preis 40 Pfg.

Außer den üblichen Praktiken usw. bringt der „Kalender für Kurhessen" u. a. einen mit zwei guten Abbildungen des Kastells geschmückten Erinnerungsaufsatz an den Dörnbergschen Aufstand, an die hessische Legion in Böhmen, an Katt und Schill, den Zug des „schwarzen Herzogs" (Friedrich Wilhelms von Braunschweig-Öls). Einer längeren Erzählung, „Die Nacht von Bingen" von W. O. von Horn, schließt sich noch ein Aufsatz über das Marmorbad zu Kassel an. Poetische Beiträge steuerten Adam Trabert und Richard Trömner bei. Außerdem sind dem 84 Seiten starken Kalender noch zwei Kunstdruckbeilagen beigegeben: Landgraf Karl (Kaminstück aus dem Kasseler Marmorbad) und der Kampf an der Pontlatzbrücke in Tirol (Gemälde von Jordan). Besonders seien noch die in großer Zahl

verzeichneten Hessischen Gedenktage hervorgehoben. Der Kalender wird namentlich den alten Kurhessen eine willkommene Lektüre bieten.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Riemann. 2. Band. (Turm-Verlag, Leipzig). 380 Seiten. In Originalband M. 6.—

Von dieser prächtigen Ausgabe liegt nun auch, von Meister Ubbelohdes Hand geschmückt, der zweite Band vor, zu dessen Lobe ich eigentlich nur wiederholen kann, was ich schon über den ersten sagte. Diese Ubbelohdeschen Märchenbilder werden einmal ebenso berühmt sein wie die entsprechenden Ludwig Richters, und daß sie diese an technischem Können überragen, wird der aufrichtigste Freund der Richterschen Muse nicht in Abrede stellen. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus über die unerschöpfliche Fülle von Motiven, die freilich auch nur aus dem deutschen Märchen herausgeholt werden kann. Ich habe seit Jahren kein Buch in der Hand gehabt, das ich so aufrichtig jeder deutschen Familie, Alt und Jung, empfehlen konnte. Und gerade in Hessen müßte es auf jedem Bücherbrett zu finden sein als ein lieber Hausgenosse, der uns niemals im Stich läßt, wenn uns nach einem erfrischendem Trunk aus dem Märchenquell dürstet. Wir wissen ja freilich, daß nicht alle Märchen der Grimmschen Sammlung aus Hessen stammen, immerhin können wir dieses wundervolle Buch getrost wieder auf die Formel bringen: „Der Hesse zeichnete für die von zwei Hessen im Hessenlande gesammelten Märchen hessische Bilder." Warum es echt hessische Bilder sind, wurde schon bei der Besprechung des ersten Bandes erörtert. Aber das soll man sich nicht nur sagen lassen, man soll es selbst sehen. Es muß schlecht um denjenigen bestellt sein, dem man mit diesem Buche keine Freude mehr machen kann.

Kinderland. Gedichte von Karl Engelhard. Buchschmuck von Karl Weinhold. Verlegt bei Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.

Für die Kinderwelt brachte ein hessischer Dichter grade noch zur rechten Zeit eine schöne Gabe, denn Karl Engelhards „Kinderland" ist ein Kinderbuch im besten Sinne des Wortes. Die Verse sind — was bei Engelhard selbstverständlich ist — gewandt und flott, der Inhalt paßt sich durchweg dem kindlichen Verständnis (etwa 6.—12. Jahr) an und bringt nichts, das außerhalb der kindlichen Sphäre liegt. Es fällt angenehm auf, daß an Stelle der verbrauchten Motive neue Gedanken begegnen, vor allem aber weht es uns recht heimatlich aus diesem Buche an, es wimmelt von Ausdrücken, die gerade unseren hessischen Kindermäulchen geläufig sind, darum soll man es gerade ihnen auch nicht vorenthalten. Der Buchschmuck von Karl Weinhold mutet stellenweise etwas dilettantisch an; was hätte z. B. Fidus aus dem Titelkopf, zu dem er ersichtlich Pate gestanden hat, gemacht! Damit sollen die Illustrationen jedoch nicht durchweg verworfen werden. Das übrigens auch schön und dauerhaft gebundene Buch als Ganzes ist durchaus zu empfehlen und namentlich denen, die sich freuen, ihren Kindern eine hessische Gabe auf den Tisch legen zu können.

Rehtwisch, Theodor. Von der Etsch bis an den Belt. Geschichtsbilder aus den Jahren 1806 und 1809. Mit 8 Vollbildern. (Turm-Verlag, Leipzig). 303 Seiten. Preis M. 4.—.

Aus dem Rehtwischschen Buch: „Von der Etsch bis an den Belt" kommt für unsere Zwecke vor allem das umfangreiche Kapitel über den sich im nächsten Jahr zum hundertsten Mal jährenden Zug des „schwarzen Herzogs" in betracht und sein mutvoller Kampf gegen die westfälische Fremdherrschaft. Sonst enthält dieses gute und echt deutsche Buch noch lebendig geschriebene Episoden aus dem Leben Blüchers, Gneisenaus und Andreas Hofers.

H'bach.

Eingegangen. Aus dem N. G. Elwert'schen Verlag, Marburg:

Heimatliche Bilder. Balladen und Romanzen. Von Carl Preser. Zweite Auflage 1909. 180 Seiten. Preis gebunden 2.60 M.

Kränze. Marburger Dichterbuch. Karl Freiherr von Berlepsch. Rolf Brandt. E. von Bülow. Balduin Lucas †. Umschlag und Buchschmuck von A. Heinemann. Preis 3 M., gebunden 4 M.

Vilmars Hessisches Historienbüchlein. Vierte vermehrte Auflage, besorgt von A. Heldmann. 1909. Preis 90 Pf., geb. 1.20 M.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrat Mahrenholtz zu Treysa und dem Pfarrer Neßler zu Hanau der Rote Adlerorden 4 Kl.; dem Professor Dr. Weinmeister in Leipzig der Schaumburg-Lippesche Verdienstorden 2. Kl.; dem Eisenbahnoberkassenvorsteher Fricke in Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Übertragen: dem Oberförster Rose die Oberförsterstelle Böhl.

Bestätigt: die Wahl des Pfarrers Hocke zu Berge zum Superintendenten in Eschwege.

Ernannt: Landrat Kammerherr Rieß von Scheurnschloß zu Hofgeismar zum Oberregierungsrat und Stellvertreter des Regierungspräsidenten in Kassel; Regierungsassessor von Riedesel zu Eisenbach zum Landrat in Hofgeismar; Pfarrer Rappe zu Oberwaroldern zum Pfarrer in Wetter; Pfarrer Steinmetz zu Raboldshausen zum Pfarrer in Crumbach; Pfarrer Suabedissen zu Nassenerfurth zum Pfarrer in Heiligenrode; Gerichtsassessor Weidemann aus Kassel zum Amtsricher in Jerichow; Forstassessor Goestrich in Bieber zum Oberförster; Stadtschulinspektor Bobritz zu Kassel zum Stadtschulrat; Oberlehrer Böse zu Essen zum Stadtschulinspektor in Kassel; Bierbrauereibesitzer Kropf zu Kassel zum Kommerzienrat; Katasterkontrolleur Küger-Velthusen zu Gelnhausen zum Steuerinspektor.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Nahgel von Schivelbein nach Schmalkalden; Amtsgerichtsrat von Boltog von Weyhers nach Bergen.

Berufen: Dr. Alfred Rau in Hanau als Nachfolger von Prof. Abel zum Vorstand der Anstalt für chem. Untersuchungen bei der Zentralstelle f. Gewerbe u. Handel in Stuttgart.

Geboren: ein Sohn: Diplom-Ingenieur G. Brandau und Frau Anna, geb. Manns (Kassel, 11. Dezember); eine Tochter: Oberlandesgerichtsrat Küntzel und Frau

Mathilde, geb. Freck (Naumburg a. S., 29. November); Dr. Theodor Hoffa und Frau Hanni, geb. Erb (Barmen, 2. Dezember); Stabsarzt Dr. Wegner und Frau (Kassel, 5. Dezember); Freifrau von Heyl, geb. Prinzessin Mathilde zu Ysenburg und Büdingen (Büdingen, 5. Dezember); Fabrikbesitzer Wilhelm Schimmelpfeng u. Frau Paula, geb. Berneburg, (Heddersdorf bei Hersfeld, 12. Dezember).

Gestorben: Frau Ida Selig, geb. List, 54 Jahre alt (Hannover, 30. November); Pfarrer-M. Ewald (Marburg, 1. Dezember); Frau Hauptmann Klara Stiehler, geb. Huth (Marburg, 2. Dezember); Stationsvorsteher a. D. Karl Siebert, 83 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Kaufmann Ernst Hartwig, 42 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Fräulein Marie Becker (Kassel, 7. Dezember); Hegemeister a. D. J. Stückrath, 77 Jahre alt (Kassel-B., 8. Dezember); Fabrikant Otto Habich (Wien, 8. Dezember); Bürgermeister a. D., Mitglied des Kommunallandtags J. C. Ruth, 75 Jahre alt (Bellnhausen, 10. Dezember); Fräulein Wilhelmine Luise Briede, Tochter des Oberstleutnants, 82 Jahre alt, (Homberg, Dezember).

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland“ weiter ein: Von Prof. P., Gr.-Lichterfelde 3 M. Gesamtsumme bis jetzt **153 M. 30 Pf.**

Ein Briefwechsel.

I.

Kassel, den 29. November 1908.

An die Verlagsfirma Klinkhardt & Biermann,

Leipzig.

Auf der letzten Seite des Werkes „Die Geschichte der Wilhelmshöhe“ von P. Heidelbach findet sich die Ankündigung auch einer Geschichte der Stadt Kassel von demselben Verfasser, die in Ihrem Verlage demnächst erscheinen soll.

Da ich seit 24 Jahren mit den Vorarbeiten für eine Geschichte der genannten Stadt beschäftigt bin, selbige auch schon teilweise ausgearbeitet habe, so ist mir natürlich das Erscheinen eines gleichartigen Werkes vor Ausgabe des meinigen wenig angenehm. Das von mir gesammelte Material ist, da ich das hiesige Stadtarchiv geordnet und dabei aufs ausgiebigste benutzt habe, da mir ferner die Schätze der hiesigen Landesbibliothek von jeher zur freien Verfügung standen, auch das kgl. Staatsarchiv in Marburg mir stets das vorhandene Material anstandlos und in weitestem Umfange zugänglich gemacht und verabfolgt hat, einfach enorm, wie ich einem jeden, der sich dafür interessiert, durch den Augenschein beweisen kann. Seit zwei Jahren bin ich von meiner vorgesetzten Behörde eigens zu dem Zweck beurlaubt, für die Herausgabe der Bau- und Kunstdenkmäler hiesiger Stadt das nötige historische Material zu sammeln, eine Arbeit, mit der ich jetzt fertig bin. —

Die Vorstudien des Herrn P. Heidelbach können m. E. nicht weit her sein, und seine wissenschaftliche Konkurrenz brauche ich wohl nach keiner Richtung hin zu fürchten. Aber es ist unvermeidlich, daß durch Ihre Ausgabe dem Absatz eines echt wissenschaftlichen, auf Quellenforschungen beruhenden Werkes der Boden entzogen wird! Von Ihrem Standpunkt aus ist das natürlich von keiner Bedeutung. Aber das dürfte für Sie wie für den H. Verfasser wohl einige Bedeutung haben, daß ich zur gegebenen Zeit an das Heidelbachsche Werk die allerschärfste und rücksichtsloseste*) Kritik anlegen werde, deren ich fähig bin.

Herrn H. ist zur Genüge bekannt, daß ich mit der Ausarbeitung der Geschichte von Kassel beschäftigt bin. Ein gewisses Anstandsgefühl hätte ihm wohl sagen müssen, daß es passend gewesen wäre, mir von seiner Absicht Mitteilung zu machen, und dies um so mehr, als ich ihm bei öfteren Gelegenheiten mein Interesse an den Tag gelegt habe, — was ich jetzt natürlich auf das lebhafteste bedauere.

Dr. Hugo Brunner,
Oberbibliothekar an der Landesbibliothek.

*) Die gesperrt gedruckten Worte sind im Brief unterstrichen.

II.

Leipzig, den 1. Dezember 1908.

Herrn Oberbibliothekar Dr. Hugo Brunner,

Kassel.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 29. v. M. berührt uns einigermaßen sonderbar und mutet auch in seinem Ton nicht eben höflich an. Trotzdem Ihr Zorn sowohl gegen Herrn Heidelbach wie gegen uns als Verleger durchaus ungerechtfertigt ist, denn es dürfte durch einen Band unserer „Stätten der Kultur“, die Sie scheinbar nicht kennen, die wir Ihnen schon aus dem Grunde zur Anschaffung für Ihre Bibliothek besonders warm empfehlen möchten, Ihrer schwer wissenschaftlichen Arbeit durchaus kein Eintrag geschehen. Herrn Heidelbach persönlich müssen wir aber insofern in Schutz nehmen, als nicht er derjenige gewesen ist, der die Idee gehabt hat, einen Band „Kassel“ unserer Sammlung beizusteuern, sondern daß es der Herausgeber war, der an Herrn Heidelbach mit dem verlegerischen Angebot herangetreten ist. Selbstverständlich hätte Herr Dr. Biermann ebensogut Sie auffordern können, wenn er etwas von Ihrer wichtigen Arbeit gewußt haben würde.

Es ist übrigens auch gar nicht der Zweck der Sammlung, schwere Wissenschaft dem Publikum vorzusetzen, sondern ein Band über Kassel soll nur mit dem Geist vertraut machen, aus dem sich die kulturgeschichtliche Entwickelung dieser Stätte heraus vollzogen hat. Es wäre direkt widersinnig, wenn sich Herr Heidelbach hinsetzen würde und wollte nun sämtliche Archive durcharbeiten, den ganzen wissenschaftlichen Kleinkram in den Band „Stätten der Kultur“ hineinnehmen, womit wir keineswegs den Wert wissenschaftlicher Arbeiten herabsetzen wollen, sondern betonen möchten, daß er für den vorliegenden Zweck nicht so sehr in Frage kommt, als wie die Fähigkeit, einen Stoff mit künstlerischem Gehalt zu erfüllen.

Selbstverständlich mußten wir von Ihrem Schreiben Herrn Heidelbach Kenntnis geben, und müssen letzten Endes ihm persönlich die Regelung dieser Angelegenheit überlassen, wie wir es auch ihm anheimgeben, ob er aus Furcht vor Ihrer allerschärfsten und rücksichtslosesten Kritik, die uns keineswegs bange macht, denn es gibt genügend Mittel, Rücksichtslosigkeiten zu begegnen, etwa die Bearbeitung des Bandes „Kassel“ aufgibt, was er natürlich nicht ohne weiteres kann, da wir nach wie vor auf dem Kontrakt bestehen.

Dies wollten wir Ihnen als den Ausdruck unserer persönlichen Meinung ergebenst übermitteln, womit wir in Hochachtung verbleiben

Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

III.

Kassel-Karlsaue 4, d. 2. XII. 08.

Sehr geehrte Herren!

Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihr gefl., mir heute Morgen zugegangenes Schreiben wieder zurücksende, ohne dasselbe geöffnet zu haben. Es soll dies durchaus keine Unhöflichkeit sein! Ich möchte mir nur weitere zwecklose Auseinandersetzungen in der für mich sehr leidigen und unerquicklichen Angelegenheit ersparen, über die ich mich, wie Sie sich wohl denken können, genug geärgert habe. Sie werden mir wohl so viel Einsicht zutrauen, daß Ihnen meine Verstimmung nicht gilt. Mit Herrn H. aber mich indirekt auf dem Umwege über Sie auseinanderzusetzen, habe ich fürder keine Neigung. Direkt freilich ebensowenig.

Sollten Sie hiernach mir noch etwas mitzuteilen oder zu eröffnen haben, — etwas anderes natürlich als die Wahrung Ihres geschäftlichen Standpunktes, den ich kenne und würdige, oder des wissenschaftlichen des Herrn H., den ich nicht kenne und*) nicht würdige —, so erkläre ich gern, daß ich einen zweiten Brief nicht uneröffnet zurückgehen lassen werde und zeichne

Hochachtungsvollst
Dr. H. Brunner.

IV.

Herrn
Oberbibliothekar Dr. Hugo Brunner,
Kassel.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wir möchten Sie doch dringend bitten, den beigeschlossenen Brief, den Sie uns zurücksandten, zu lesen, denn er enthält nicht nur eine Rechtfertigung unseres Verlages, sondern ebenso eine Rechtfertigung unseres Autors. Wir können nicht umgehen, Ihre Handlungsweise als zum mindesten sehr merkwürdig zu bezeichnen, denn ebenso wie Sie von uns verlangen, daß wir Ihre Briefe lesen sollen, ist es wohl eine billige Forderung des Anstandes und der Erziehung, daß Sie ebenso unsere Antwort einer Aufmerksamkeit würdigen.

Hochachtungsvoll
Klinkhardt & Biermann.

V.

Kassel, den 4. Dezember 1908.

Herr Klinkhardt & Herr Biermann!

Aus Ihrer mir heute zugegangenen Briefsendung habe ich nur das Begleitschreiben gelesen. Dieses habe ich allerdings mehrere Male durchlesen müssen, bis ich glauben konnte, daß Leute wie Sie sich herausnehmen würden, an mich in einem derartigen insolenten Tone zu schreiben: Dieser Ton hat mir bewiesen, wie sehr ich im Rechte war, als ich Ihre erste Anschrift uneröffnet zurückgehen ließ. Die Stätte der Kultur, auf der Sie beide sich bewegen, hatte ich richtig eingeschätzt.

Gleichwohl soll es mich jetzt, wo ich das zweifelhafte Vergnügen habe, mit Ihnen brieflich bekannt geworden zu sein, nicht verdrießen, Ihren Kulturboden etwas zu heben und Ihren Horizont zu erweitern.

In dieser Hinsicht bemerke ich Ihnen zunächst, daß mein amtlicher Titel „Oberbibliothekar" ist, und daß ich von Leuten, wie Sie sind, damit angeredet zu werden liebe.

Sodann scheinen Sie sich über unser beiderseitiges Verhältnis durchaus im Unklaren zu befinden. Nachdem ich Ihnen und Ihrem „Autor" über Ihr Unternehmen meine Ansicht ausgesprochen hatte, war für mich die Angelegenheit erledigt. Ihr Verhalten in geschäftlicher, und das Ihres Herrn „Autors" in literarisch-wissenschaftlicher Hinsicht liegen so klar zutage, daß ich nicht weiß, wie man darüber noch viele Worte verlieren kann. Er schreibt in der Eile ein Buch zusammen, Sie statten es recht schön mit Bildern aus, setzen einen billigen Preis, und dann mag ein Werk, auf welches der Fleiß fast eines Menschenalters verwandt ist, zusehen, wo es noch Käufer findet! So ungefähr wird der Boden beschaffen sein, auf dem Sie Ihre neuste, für 1909 in Aussicht stehende „Stätte der Kultur" aufbauen.

Eine Verpflichtung für mich, Ihre s. g. Rechtfertigung zu lesen, kann nur jemand konstruieren, über dessen geistigen Horizont der Begriff der allgemeinen Menschenrecht (sic) hinausgeht. Daß mich Ihnen gegenüber Anstand und Höflichkeit dazu verbinden, darf ich wohl als komisch bezeichnen.

Ihr erstes Schreiben geht unentfaltet und ungelesen zurück!

Dr. Brunner.

Das sind die geistigen Waffen, mit denen Herr Doctor philosophiae Hugo Brunner, Oberbibliothekar an der Landesbibliothek zu Kassel, kämpft. Und was hat diesen Herrn zu so maßlosem Zorn hingerissen, daß er darüber die einfachsten Formen des bürgerlichen Anstandes vergessen konnte? Nun, er macht selbst nicht das geringste Hehl daraus. Ich, Paul Heidelbach, habe es gewagt für 1909 ein Bändchen „Kassel" der „Stätten der Kultur" zuzusagen, trotzdem er, der Herr Oberbibliothekar, zum Stadtjubiläum im Jahre des Heils 1913 die Herausgabe eines großen Werkes über die Geschichte der Stadt Kassel plant. Man möchte die Sache für einen verfrühten Fastnachtsscherz halten, wenn sie nicht so tieftraurig wäre. Es gehört in der Tat eine so starke Selbsteinschätzung, wie sie der Herr Oberbibliothekar so offenherzig zur Schau trägt, dazu, um zu verlangen, daß über alles, was die Geschichte Kassels betrifft, auf Jahre hinaus alle Schreibfedern im Lande zu ruhen haben, sobald die seine in Tätigkeit ist. Wer die bisher erschienenen Bände der „Stätten der Kultur" nur einmal flüchtig durchblättert hat, weiß, daß sie etwas ganz anderes bezwecken als eine streng aktenmäßige Geschichte der einzelnen Städte. Es gibt auch noch andere Möglichkeiten, dem Fremden das Verständnis für ein Stadtbild nahe zu bringen, und diese Möglichkeiten haben nicht minder ihr Platzrecht. Ganz anders läge der Fall, wenn jemand eine urkundliche Geschichte Kassels schreiben wollte, trotzdem er wüßte, daß Herr Dr. Brunner damit seit Jahren betraut ist; er würde diesem schon aus Opportunitätsgründen das Recht der Priorität abtreten. So aber hatte ich nicht den geringsten Grund, dem Herrn Doktor, da ich zufällig von seinem Vorhaben erfahren hatte, spornstreichs das Bändchen „Kassel" anzukündigen, um so weniger, als ich nicht zu dem auserwählten Freundeskreis dieses Herrn gehöre. Meine Mitteilung konnte ja in seinen Augen auch nur Sinn haben, wenn ich mich durch ihn derartig einschüchtern ließ, daß mir alle Lust zu diesem Bändchen für ewige Zeiten verging. So hasenfüßig bin ich aber nun mal nicht. Aber es hat sich noch immer gerächt, wenn man einem Löwen auf den Schwanz tritt. Wegen einer vermeintlichen Unterlassungssünde, deren ich mich nicht im geringsten schuldig fühle, spricht mir der Herr Oberbibliothekar glattweg das „Anstandsgefühl" ab. Dieses vollwuchtige Wort (Anstandsgefühl) scheint, wie hervorgehoben zu werden verdient, eines seiner Lieblings-

---

*) Hier folgt am Rand der Nachtrag: „zur Zeit wenigstens".

worte zu sein, wie auch, was belegt werden kann, das Zurückschicken uneröffneter Briefe, in denen man auf seine Angriffe antwortet, zu seinen Spezialitäten zu gehören scheint. Und dieser selbe Herr, der mir aus den nichtigsten Gründen Anstandsgefühl abspricht, intrigierte in gradezu unqualifizierbarer Weise dadurch gegen mich, daß er hinter meinem Rücken meine wissenschaftlichen Qualitäten in den Augen meiner Verleger in Mißkredit zu bringen suchte, ja, daß er in der ausgesprochenen Absicht, mein Buch zu Fall zu bringen, sich zu den unerhörtesten, in der deutschen Gelehrtenwelt wohl noch nie dagewesenen Drohungen hinreißen ließ.

Schon einmal habe ich Brunnersche Beleidigungen stillschweigend über mich ergehen lassen; hier aber gebietet mir die einfachste Pflicht der Notwehr, diese Briefe zu veröffentlichen. Angesichts der Kritik, die meiner ferneren literarischen Tätigkeit durch den Herrn Doktor angedroht ist, ist es von — nicht nur psychologischem — Interesse, diese Briefe zu kennen. Auch für weitere Kreise dürfte die Kenntnis der Motive, durch die Herr Brunner seine „wissenschaftliche“ Kritik beeinflussen läßt, von Vorteil sein, wie denn diese Bekenntnisse auch sonst große Beachtung verdienen. Wir alle hatten wohl bis dato angenommen, daß die Schätze der Landesbibliothek, an der der Herr Oberbibliothekar wirkt, jedem Benutzer „von jeher — um dessen eigene Worte zu gebrauchen — zur freien Verfügung standen“; da der Herr Doktor, um mich bei meinem Verleger herauszubeißen, grade auf die Benutzung dieser Schätze pocht, muß er diese Schätze also wohl in erster Linie als seine ureigene Domäne betrachten. Nicht anders ist es mit den Schätzen des Stadtarchivs, die er gleichfalls in Parade vor meinem Verleger aufstellt. Wenn er schließlich noch rühmend hervorhebt, daß auch das Kgl. Staatsarchiv in Marburg ihm „stets das vorhandene Material anstandslos und im weitesten Umfange zugänglich gemacht und verabfolgt hat“, so wird es am einfachsten Sache des Kgl. Staatsarchivs sein, den hierdurch im Laien aufsteigenden Bedenken entgegenzutreten.

Herr Dr. Brunner wird nunmehr höchstwahrscheinlich erklären, meine Tätigkeit sei ihm viel zu minderwertig, als daß er sich mit deren Kritik befasse. Deshalb möchte ich schon jetzt auf seinen ersten Brief hinweisen, der das Gegenteil erweist. Die darin zur Schau getragene blasse Furcht hat mich überhaupt erst auf den Gedanken gebracht, welche Konkurrenz er von mir, dem von ihm nach allen Regeln der Kunst Mißkreditierten, erwartet. Aber ich will wenigstens dafür sorgen, daß diese Drohung des Herrn Doktors nicht mehr aus der Welt geschafft werden kann, und es ist mir ein beruhigendes Bewußtsein, daß eben dieser mutvolle Brief, — der wahrlich nicht durch Herrn Brunners Verdienst zu meiner Kenntnis gelangte —, fein säuberlich in den Band XXII des „Hessenland“ gebunden, dauernd an der Wirkungsstätte seines Verfassers aufgestellt wird. Hoffentlich wird der lange gehegte Plan, das „Hessenland“ im Lesesaal der Bibliothek aufzustellen, nun bald zur Ausführung kommen.

Nun zu dem Interesse, das der Herr Doktor „bei öfteren Gelegenheiten“ mir „an den Tag gelegt“ hat, was er „jetzt natürlich auf das lebhafteste“ bedauert. Denn ich möchte nicht undankbar erscheinen. Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner hatte die große Güte, mir die Nachbildung einer Tuschzeichnung des alten Weißensteiner Schlosses zu zeigen. Ich habe sie in Verbindung mit seinem Namen auf Seite 162 meiner „Geschichte der Wilhelmshöhe“ erwähnt. Als ich das von dem Architekten Guerniero bewohnte Haus ermitteln wollte, bat ich Herrn Dr. Brunner wiederholt aufs höflichste, mir die Häuserlisten des von ihm verwalteten städtischen Archivs vorzulegen. Meine Bitte wurde — warum weiß ich nicht — nicht erfüllt; dagegen hatte der Herr Doktor die Liebenswürdigkeit, mir selbst wiederholt in eingehender Weise dieses Haus schriftlich und mündlich zu bezeichnen. Diese „gütige Mitteilung des Oberbibliothekars Dr. Brunner“ habe ich (mit den hier zitierten Worten) auf Seite 50 meiner „Geschichte der Wilhelmshöhe“ dankend quittiert. Nachdem ich vom Magistrat der Residenzstadt Kassel die Erlaubnis erhalten hatte, die sich auf Wilhelmshöhe beziehenden Archivalien des Stadtarchivs zu benutzen, bat ich Herrn Oberbibliothekar Dr. Brunner als Verwalter des Stadtarchivs, mir zur Orientierung Einsicht in das Aktenverzeichnis zu gestatten, was mir aber — warum weiß ich nicht — nicht gewährt wurde. Herr Dr. Brunner brachte mir dann eigenhändig folgende von ihm im Stadtarchiv ausgesuchte Aktenstücke zur Benutzung auf die Landesbibliothek, die ich der Kürze wegen nur nach ihren Stichworten bezeichne: 1. Predigt bei Wiedereinweihung der Wilhelmshöher Schloßkapelle 1814. 2. Idee zu einer Rede auf einen neuen Begräbnisort zu Wilhelmshöhe. 3. Dienstinstruktion für die Armee-Gendarmerie zu Wilhelmshöhe. 4. Instruktion für die Schweizer Leibgarde. 5. Verzeichnis der Pflanzen zu Wilhelmshöhe 1841. 6. Notizen Hentzes über die Wilhelmshöher Anlagen 1837, die in Lobes Buch von 1837 zum größten Teil abgedruckt sind. 7. Mitteilung Hentzes an das Hofmarschallamt (1832), daß in der Schweizerei zu Mulang ein Kalb zugegangen sei. 8. Ein nebensächliches Gesuch einer Stubenfrau im Wilhelmshöher Schloß. (Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch ein oder zwei andere Stücke dabei waren, sie waren aber dann so unbedeutend, daß ich sie mir gar nicht notierte; ich glaube aber ein vollständiges Verzeichnis gegeben zu haben.) Meinen Dank hierfür habe ich im Vorwort meiner „Geschichte der Wilhelmshöhe“ ausgesprochen. — Man sieht, die eine Hälfte des Interesses, das mir der Herr Doktor „bei öfteren Gelegenheiten an den Tag legte“, war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für die andere Hälfte bin ich ihm auch heute noch und weiterhin dankbar. Bin ich also undankbar? Nach Ansicht des Herrn Brunner ja! Denn danach muß sich meine Dankbarkeit so weit erstrecken, daß ich um seiner schönen Augen willen fortab auf jede literarische Tätigkeit verzichte, die sich irgendwie mit der Geschichte Kassels beschäftigt. Ich habe auch mein Collegium logicum gehört, aber mit dieser Logik komme ich nicht mit. Doch ich muß vollständig sein. Eben fällt mir ein, daß Herr Dr. Brunner vor etwa 1½ Jahren so freundlich war, mir die Besprechung eines wissenschaftlichen Werkes für das „Hessenland“ zuzusagen. Da er mir dieses Werk jedoch vor einigen Tagen (NB. ohne eine Begleitzeile) zurücksandte, bin ich in diesem Falle des Dankes enthoben.

Auf die in seinen Briefen enthaltenen persönlichen Beleidigungen will ich hier nicht eingehen; sie charakterisieren sich weit besser ohne Kommentar. Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, daß Herr Dr. Brunner das erste Leipziger Schreiben als angeblich ungelesen zurückschickte, sich aber in seiner Antwort zum größten Teil auf diesen Brief beziehe. Ich glaube dies zu Gunsten Herrn Dr. Brunners nicht annehmen zu können, auch scheidet diese Frage für mich als gleichgültig aus. Nur eins möchte ich noch kurz streifen. Herr Dr. Brunner, Oberbibliothekar an der Landesbibliothek zu Kassel (die bekanntlich auch der Kunstwissenschaft eine große Pflege einräumt), kann es natürlich nicht wissen, daß Herr Dr. Georg Biermann (dessen „Kulturboden zu heben“ und dessen „Horizont zu erweitern“ er sich in milder Nächstenliebe bemüht), der Herausgeber und Begründer der ersten kunstwissenschaftlichen Zeitschrift, als Historiker und Kunstforscher einen Ruf hat; sonst könnte man doch vermuten — aber auch nur vermuten —, daß der Herr Oberbibliothekar nicht

in so erhabener Pose auf seinem stolzen Titel herumgeritten wäre, mit dem er „von Leuten wie Sie sind angeredet zu werden liebt“.

Daß die Herren Dr. Klinkhardt und Dr. Biermann den letzten Brief des Herrn Dr. Brunner unbeantwortet ließen, vielmehr den solchen Angriffen gegenüber einzig richtigen Weg, den der gerichtlichen Klage, betraten, ist wohl selbstverständlich. Dagegen wurde mit Rücksicht auf die für Herrn Dr. Brunner äußerst unangenehmen Folgen davon Abstand genommen, wegen der in seinem Brief enthaltenen Drohung die gerichtliche Verfolgung zu beantragen.

Zweifellos wird Herr Dr. Brunner offen — oder wie bisher versteckt — fortfahren, mich und meine literarische Tätigkeit in der angedrohten Weise anzugreifen. Er habe sich das; kein Mensch kann aus seiner Haut heraus. Nur darf er sich nicht schmeicheln, damit meine Verleger oder mich im geringsten zum Erzittern zu bringen. Ich sehe im Gegenteil der meinem — noch nicht geschriebenen! — Buch prophezeiten „allerschärfsten und rücksichtslosesten Kritik, deren“ er „fähig“ ist, mit der heitersten Gelassenheit entgegen. Nur tut es mir um das Andenken Jakob Grimms leid, daß ich an einem seiner Nachfolger solche Kampfesweise erleben mußte.

Vielleicht bin ich in meinen Ausführungen etwas scharf gewesen. Aber es muß schon ein weiblicher Trottel sein, dem bei solchen aus dem Hinterhalt gegen ihn gerichteten Angriffen die Galle nicht überläuft. Immerhin hege ich das Bewußtsein, an keiner Stelle in den Ton des Herrn Oberbibliothekars verfallen zu sein. Nun, wo ich die Feder hinlege, habe ich meinen ganzen Humor wiedergefunden.

Kassel, am „Klowesabend“ 1908.

Paul Heidelbach,
Verfasser des noch zu schreibenden Bandes „Kassel“ der „Stätten der Kultur“.

vergl. No. 1 „Hessenland“ 1909, S. 1.

An unsere hessischen Landsleute!

Am Schlusse dieses Jahrgangs, der uns wieder eine große Zahl Abonnenten zugeführt hat, richten wir an alle Leser und Freunde der hessischen Heimat die Bitte:

Helfen Sie uns, das „Hessenland“ in der bisherigen Weise zu erhalten und auszugestalten, indem Sie selbst abonnieren und Ihre Freunde zum Abonnieren veranlassen!

Ein Blatt, dem wie dem unsrigen ein naturgemäß beschränktes Verbreitungsgebiet abgesteckt ist, bedarf dringend der Unterstützung. Nur dann wird es uns möglich sein, das „Hessenland“ nicht nur auf seinen bewährten Grundlagen fortzuführen, sondern dessen Inhalt in Zukunft noch reichhaltiger und vielseitiger zu machen.

Auch im neuen Jahrgang wird das „Hessenland“ bestrebt sein, sein Programm, ohne politische und konfessionelle Parteinahme die Erinnerung an die Vergangenheit unseres hessischen Volksstammes wach zu erhalten und den literarischen Bestrebungen innerhalb Hessens eine Pflegestätte zu bieten, in möglichst gediegener Weise zur Ausführung zu bringen. Nach wie vor wird es daneben alle Erscheinungen auf kulturellem und künstlerischem Gebiet, die in dem Boden der hessischen Heimat wurzeln, gebührende Beachtung zollen. Nichts Hessisches von dauerndem Wert soll ihm fremd bleiben.

Dieses unser Bestreben können die Freunde des „Hessenland“ am wirksamsten dadurch unterstützen, daß sie dem Blatt neue Leser zuführen. Probenummern und Plakate („Wer Hessen liebt, liest Hessenland!“) werden gern zur Verfügung gestellt.

Kassel, Ende 1908.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Paul Heidelbach. Friedr. Scheel.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



